



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

3 3433 06820119 7



Schroekh
7 11 12



Christliche Kirchengeschichte

7, 30

von

Johann Matthias Schröckh,

ordentlichem Lehrer der Geschichte auf der Universität
Wittenberg.

Neunzehnter Theil

Leipzig,

bey Engelhart Benjamin Schwicker,

1794.

Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums
berühmt ist; sonst aber mehr als eine runde Zahl
für den Schluß dieses Zeitraums gewählt worden
ist, und die Geschichte Karls des Großen auf
die unangenehmste, selbst der Deutlichkeit nachthei-
lige Art zerrissen werden mußte, wenn seine letzten
vierzehn Jahre ~~den~~ ~~folgenden~~ ~~Zeitraum~~ eröff-
nen sollten: so habe ich es vor nöthig gehalten, den

Zweiten bis auf den Tod eines Fürsten ~~fortzu-
ren~~, der mehr als vierzig Jahre hindurch die Re-
ligion und Kirche so außerordentlich viel gewirkt
hat. Wittenberg, am 7. May d. J. 1794.

Der Verfasser

Christ.

**Chriſtliche
Kirchengefchichte:**

Neunzehnter Theil.

10111002

101010010012

111001002

Ausführliche Geschichte
des
Zweiten Zeitraums.
Fünftes Buch.

Geschichte der christlichen Religion und Kirche,
vom Tode des Römischen Bischofs,
Gregorius des Großen, bis zum Tode
Karls des Großen, Römischen Kaisers
und Fränkischen Königs.

Vom Jahr 605. bis zum Jahr 814.

Geschichte
des
Griechischen Kaiserthums, des Chalifats
und anderer Reiche.

In den letzten zweyhundert Jahren dieses Zeitraums, deren Geschichte noch beschrieben werden muß, veränderte sich die Religion der Christen eben so wenig, als sie überhaupt keinen neuen Gang nahm. Für den bisher festgesetzten war schon, seit ihrer Oberherrschaft im Römischen Reiche, alles so zusammenhängend eingeleitet, mit den Absichten und Gesinnungen des Lehrstandes, mit der Stimmung, welche Fürsten und Nationen von demselben bekommen hatten,

4 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

hatten, mit den Schicksalen der Wissenschaften, und andern Bestimmungsgründen, so genau verbunden, daß die gewaltigste Erschütterung nöthig gewesen wäre, bis an eine andere Bahn zu brechen. Aber selbst die Folgen von der ältern Verfassung und Richtung des Christenthums hatten auch in diesem Zeitalter manches Eigenthümliche; was Störung derselben ward, oder gar Verbesserung zu werden schien, war immer für Zeitgenossen und Nachwelt lehrreich. Wenn gleich die Ausbreitung dieser Religion auf dem gewöhnlichen Wege fortgieng, und jetzt alle Angelsachsen, Friesländer, Hessen, Thüringer, und andere Deutschen, vom Bonifacius und seinen Vorgängern, durch Unterricht oder künstliche Ueberredungen, für dieselbe gewonnen wurden; wenn die Nestorianer sie, durch sanfte Mittel, in das mitternächtlige und östliche Asien brachten; so fehlte es doch wiederum nicht an Gewaltthatigkeiten, durch welche sie Juden und Heyden aufgedrungen ward. Die Sachsen wurden sogar durch Waffen und Todesfurcht genöthigt, sich tauffen zu lassen. Allein gleich mit dem Anfange dieses Zeitalters that eine neue Religion, gestiftet von dem Araber Muhammed, und von ihren siegenden Anhängern in den Eroberungen durch drey Welttheile festgestellt, nicht nur der Fortpflanzung der christlichen daselbst Einhalt; sondern versetzte auch viele der blühendsten Gemeinen ihrer Befenner in Schwäche und Zerrüttung. Eben diese Religion wies jedoch die Christen auf eine einfachere, ruhigere und würdigere Verehrung Gottes zurück, als sie seit geraumer Zeit geübt hatten; ohne daß auf diese beschämende Belehrung etwas anders gefolgt wäre, als neuer Religionshaß. Beide, Christenthum und Muhammedanismus, waren freylich Staatsreligionen, welche mit den Thronen und Gesetzen gewisser Reiche zu-

zugleich zu stehen und zu fallen schienen. Nur duldeten die Christen keinen ihrer Glaubensgenossen, der von dem herrschenden Lehrgebäude im Geringsten abwich, neben sich; der Muhammedaner hingegen schützte die von ihnen vertriebenen Nestorianer und Monophysiten, und jede andere Religionsparthey, meistentheils mit gleicher Billigkeit. Jetzt bildeten sich auch in Europa, dessen östlichmitternächtlige Hälfte übrigens heydnisch blieb, immer mehr große Nationalgemeinen aus. Noch standen sie zwar unter keinem gemeinschaftlichen Oberhaupte; aber alles neigte sich dahin, daß sie es bekommen sollten. Die christliche Religion, bestimmt dazu, nicht bloß eine philosophische Parthey auf dem ganzen Erdboden zerstreuter Freunde der Wahrheit und Tugend hervorzu- bringen; sondern möglichst viele Menschen durch gleiche edle Kenntnisse und Thätigkeiten mit einander zu verbinden und glücklich zu machen, sollte deswegen in dieser Verbindung der Freyheit ihres Geistes und Gewissens nicht nachtheilig werden. Unterdessen war sie es doch schon längst durch die geschlossene Gesellschaft von Rechtgläubigen, welche man Kirche nannte, geworden: und die christlichen Religionslehrer, welche sich zu Regenten und Gesetzgebern derselben aufgeworfen hatten, befestigten sich auch diese Jahrhunderte hindurch merklich in ihrer Oberherrschaft. An Gelehrsamkeit ragten sie allerdings weit über die beinahe durchgängig unwissenden Laien hervor; aber es war meistentheils nur eine seichte, sammelnde und nachsprechende. Ein Monophysitischer Philosoph gegen den Anfang des siebenten Jahrhunderts, Johannes Philoponus; und in den spätern Zeiten des achten, zweyen Mönche, ein Syrischer, Johannes von Damaskus, und ein Angelsächsischer, Alcuin, waren ohngefähr die einzigen, welche mit etwas freyeren

3.
n.
E. G.
605
bis
814.

4 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

J. n. 605
E. G. 814.
hatten, mit den Schicksalen der Wissenschaften, und andern Bestimmungsgründen, so genau verbunden, daß die gewaltigste Erschütterung nöthig gewesen wäre, bis um eine andere Bahn zu brechen. Aber selbst die Folgen von der ältern Verfassung und Richtung des Christenthums hatten auch in diesem Zeitalter manches Eigenthümliche; was Störung derselben ward, oder gar Verbesserung zu werden schien, war immer für Zeitgenossen und Nachwelt lehrreich. Wenn gleich die Ausbreitung dieser Religion auf dem gewöhnlichen Wege fortgieng, und jetzt alle Angelsachsen, Friesländer, Hessen, Thüringer, und andere Deutschen, vom Bonifacius und seinen Vorgängern, durch Unterricht oder künstliche Ueberredungen, für dieselbe gewonnen wurden; wenn die Nestorianer sie, durch sanfte Mittel, in das mitternächtlige und östliche Asien brachten; so fehlte es doch wiederum nicht an Gewaltthatigkeiten, durch welche sie Juden und Heyden aufgedrungen ward. Die Sachsen wurden sogar durch Waffen und Todesfurcht genöthigt, sich tauffen zu lassen. Allein gleich mit dem Anfange dieses Zeitalters that eine neue Religion, gestiftet von dem Araber Muhammed, und von ihren siegenden Anhängern in den Eroberungen durch drey Welttheile festgestellt, nicht nur der Fortpflanzung der christlichen daselbst Einhalt; sondern versetzte auch viele der blühendsten Gemeinen ihrer Bekenner in Schwäche und Zerstörung. Eben diese Religion wies jedoch die Christen auf eine einfachere, ruhigere und würdigere Verehrung Gottes zurück, als sie seit geraumer Zeit geübt hatten; ohne daß auf diese beschämende Belehrung etwas anders gefolgt wäre, als neuer Religionshaß. Beide, Christenthum und Muhammedanismus, waren freylich Staatsreligionen, welche mit den Thronen und Gesetzen gewisser Reiche zu-

zu.

zugleich zu stehen und zu fallen schienen. Nur duldeten die Christen keinen ihrer Glaubensgenossen, der von dem herrschenden Lehrgebäude im Geringsten abwich, neben sich; der Muhammedaner hingegen schützte die von ihnen vertriebenen Nestorianer und Monophysiten, und jede andere Religionsparthey, meistens mit gleicher Billigkeit. Jetzt bildeten sich auch in Europa, dessen östlichmitternächtige Hälfte übrigens heydnisch blieb, immer mehr große Nationalgemeinen aus. Noch standen sie zwar unter keinem gemeinschaftlichen Oberhaupte; aber alles neigte sich dahin, daß sie es bekommen sollten. Die christliche Religion, bestimmt dazu, nicht bloß eine philosophische Parthey auf dem ganzen Erdboden zerstreuter Freunde der Wahrheit und Tugend hervorzu- bringen; sondern möglichst viele Menschen durch gleiche edle Kenntnisse und Thätigkeiten mit einander zu verbinden und glücklich zu machen, sollte deswegen in dieser Verbindung der Freyheit ihres Geistes und Gewissens nicht nachtheilig werden. Unterdessen war sie es doch schon längst durch die geschlossene Gesellschaft von Rechtgläubigen, welche man Kirche nannte, geworden: und die christlichen Religionslehrer, welche sich zu Regenten und Gesetzgebern derselben aufgeworfen hatten, befestigten sich auch diese Jahrhunderte hindurch merklich in ihrer Oberherrschaft. An Gelehrsamkeit ragten sie allerdings weit über die beinahe durchgängig unwissenden Laien hervor; aber es war meistens nur eine seichte, sammelnde und nachsprechende. Ein Monophysitischer Philosoph gegen den Anfang des siebenten Jahrhunderts, Johannes Philoponus; und in den spätern Zeiten des achten, zweyen Mönche, ein Syrischer, Johannes von Damaskus, und ein Angelsächsischer, Alcuin, waren ohngefähr die einzigen, welche mit etwas freyeren

J. n.
E. G.
605
bis
814.

6 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

21. **3. n.** **605** **814.** Scharfsinn wenige eigene Schritte auf dem theologischen Felde wagten; während daß die Araber ansahen, sich die Wissenschaften der alten Griechen bis eigen zu machen. Doch außer diesem gelehrten Ruf der Bischöfe, wirkten ihr Eifer gegen Ungläubige und Keger, ihr mächtiger Einfluß an den Höfen, und als Reichsstände in Landesangelegenheiten; vornemlich aber ihre Kirchenversammlungen, sehr entscheidend auf das Wachsthum ihres Ansehens. Vor allen andern waren es die Römischen, welche politische und kirchliche Begebenheiten glücklich dazu benützten: sich der Gewalt ihrer Landesherren, der Griechischen Kaiser, gänzlich entzogen; bald unabhängig, bald unter neuen gefälligeren Schutzherren, den Fränkischen Königen, lebten; und von ihnen die Schenkung eines ansehnlichen Landesstrichs längs dem Adriatischen Meere, im Namen der Religion selbst, erhielten. Sie näherten sich durch diese Verwandlung einigermaßen den Arabischen Chalifen, die zugleich Oberhäupter der Muhammedanischen Religion, und auch eines großen Reichs waren. Die Mönche blieben in diesen Zeiten noch weniger zurück. Nunmehr ohne Bedenken zum Clerus gerechnet, genossen sie die meisten Vorzüge und Rechte desselben desto sicherer, weil sie ihre eigenen, als geglaubte Muster der christlichen Vollkommenheit, damit vereinigten. Unaufhörlich durch neue Klöster vervielfältigt; ihrer ersten Verfassung auch auf andern Seiten nicht mehr getreu; und in den Abendländern immer mehr an Benedikts Regel gewöhnt, betrieben sie Hendenbefehrungen als einen Hauptberuf; übertrafen nicht selten die Bischöfe an gelehrt scheinendem Fleiße und Schriftstellerfertigkeit; nahmen auch an allen kirchlichen Angelegenheiten einen wichtigen Antheil. Ihr großes Fach aber, die unerschöpfliche Quelle

Quelle von Heiligen- und Wundergeschichten, that mehr als alles Uebrige. Einige Nachahmung ihrer Lebensart sollte sogar den eigentlichen Lehrstand verbessern helfen; in dieser Rücksicht wurden die ersten Cas nonien vom Chrodegang gestiftet. Unter allen diesen Anführern behauptete sich nicht allein die Cäcer monienreligion der Christen sehr leicht; sondern gewann auch neuen Zuwachs. Unerwartet war es zwar, daß Kaiser und Könige eine der beliebtesten Gattungen des Aberglaubens, die Heiligenbilderverehrung, zu unterdrücken suchten; aber nichts weniger als unerwartet, daß Kaiserinnen, Bischöfe, Mönche und Pöbel sie eifrigst in Schutz nahmen; daß die Synoden zu Constantinopel und Frankfurt am Mayn sich wider dieselbe erklärten; die Nicänische hingegen für sie ihren Ausspruch that. Bisher ungewöhnliche Glaubensstreitigkeiten sah man kaum mehr entstehen; sie konnten ohnedieß nicht auf eine nützliche Art geführt werden. Die Monothelische und Adoptianische waren nur neue Zweige der ältern Zwistigkeiten über die Lehre von Christo: die Handel der griechischen und abendländischen Christen mit einander über den Ausgang des heiligen Geistes vom Vater und Sohne, fiengen erst an auszubrechen. Nach so vielen einzelnen dogmatischen Erörterungen und Bestimmungen älterer Jahrhunderte, wurde nun das erste gewissermaassen vollständige Lehrgebäude des christlichen Glaubens vom Johannes Damascenus aufgeführt: dem Anschein nach nur mit Hilfe der Bibel und Philosophie; im Grunde aber mehr nach den Lehrsätzen der Kirchenväter. So giengen in diesem Zeitalter Christenthum, theologische Gelehrsamkeit, und ihre Lehrer zwar auf einer alten geebneten Bahn; aber oft in stürmischer Dunkelheit, fort. Da kam in den letzten vierzig Jahren desselben ein Fürst,

8 Zweunter Zeitraum. Fünftes Buch.

J. n.
E. G.
605
bis
814 der Licht und Aufklärung auf jener ganzen Bahn zu verbreiten suchte. Karl der Große, König der Franken, arbeitete, mit Alcuins Rath und Beistand, gar nicht unglücklich daran, die Religion reiner und gemeinnützlicher, ihre Lehrer gelehrter und brauchbarer, die Mönche fleißiger und regelmäßiger, seine christlichen Unterthanen etwas mehr mit eigenen Augen sehend zu machen. Geseze, Schulen, Büchersammlungen, eigene Schriften, und andere Anstalten, sollten dazu führen. Es war also noch Kraft unter den Christen und die nöthige Einsicht hin und wieder vorhanden, um ihre Religion zu ihrem ersten Zwecke zurückführen zu können. Aber wie dauerhaft, würksam und vielumfassend dieser Versuch einer Geistesanstrengung auch seyn; ob er bis zu den allgemeinen Grundsätzen der Religion bringen; von dem Lehrstande recht zu seiner eigenen Sache gemacht, und von den übrigen Christen freyer als es ihnen bisher erlaubt war, fortgesetzt werden würde; das blieben noch ungewisse Erwartungen für das nächste Jahrhundert.

Auch hier müssen die vornehmsten Staatsveränderungen dieses Zeitalters; die Schicksale der ältern Reiche, in welchen das Christenthum seinen Siß genommen hatte; nicht weniger der Ursprung und die ungemeine Erweiterung eines neuen, das dem äußern Glücke desselben sehr nachtheilig wurde, vor allen Dingen angezeigt werden. Unter denselben konnte sich das älteste christliche Reich, das Griechischrömische Kaiserthum, nur mit Mühe im Besize eines Theils der vielen Länder behaupten, welche ihm noch beym Anfange des siebenten Jahrhunderts in drey Welttheilen unterworfen waren. Es wurde freylich von vielen kriegerischen Nationen auf allen Seiten angegriffen, und zum Theil überfallen; aber seine gefährlichsten Feinde nährte es selbst in seinem

dem Janern: einen herrschenden Geist des Anmaßes, der den Thron mehr als einmal umstürzte; manche schwache oder nichtswürdige Regenten; den Verfall der Kriegszucht, und Religionsstreitigkeiten, welche nicht allein die öffentliche Ruhe und das Ansehen der Kaiser zerstörten; sondern auch einen Länderverlust beförderten. Phokas hatte im Jahr 602. in einer Empörung das Reich an sich gerissen; durch die ausschweifendste Grausamkeit und Ueppigkeit, so wie durch die nachlässigste Regierung, machte er sich bald verhasst. Beinahe alle Asiatische Provinzen des Reichs wurden von dem Persischen Könige Khosru oder Costoes dem Dritten viele Jahre nach einander vermisst, bis ein neuer Aufstand im Jahr 610. dem Phokas Krone und Leben raubte, und jene dem Heraclius ertheilte. (Chron. Alexandr. p. 375–383. ed. Reg. Theophan. Chronogr. p. 244–250. ed. eiusd. Nicephori Breviar. Histor. de reb. gest. post imperium Mauricii, p. 3. 4. Paris. 1648. fol. Cedren. Histor. P. I. p. 497. ed. Reg. Zonarae Annal. L. XIV. c. 14. p. 79–82. ed. eiusd.)

Heraclius, der mitten in einem unglücklichen Kriege das sehr zerrüttete Reich zu beherrschen anfieng, vermochte anfänglich durch weit bessere Massregeln den siegreichen Fortgang der Perser nicht zu hemmen. Sie brachen unter andern im Jahr 614. in Palästina ein, eroberten Jerusalem, wo Tausende von Christen das Leben verloren; zündeten das sogenannte heilige Grab und alle Kirchen an; schleppten den dortigen Patriarchen Zacharias mit unzähligen Einwohnern in die Gefangenschaft fort, und nahmen auch das vermeinte Kreuzesholz Christi nebst allen Kirchengeräthen mit. Da sie endlich bis Chalcedon, Constantinopel gegenüber an der Asiatischen Seefüste, vordrangen:

16 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

bat der Kaiser im Jahr 615. ihren König in demüthigen Ausdrücken um Frieden. Allein dieses Anerbieten wurde übermüthig verworfen, und die Noth des Reichs stieg aufs Höchste, als der Fürst der Awaren im Jahr 618. in Thracien eindrang, und Constantinopel belagerte. Die Perser hatten mittlerweile auch Aegypten ausgeplündert; ein neuer Friedensantrag des Kaisers soll vom Cosroes durch die Erklärung beantwortet worden seyn, er könne denselben nicht eher annehmen, als bis die Christen ihren gekreuzigten Gott verleugnen, und mit den Persern die Sonne anbeten würden; wiewohl diese Nachricht späterer Griechischer Geschichtschreiber einige Zweifel wider sich hat. Doch nach geschlossenem Frieden mit den Awaren im Jahr 619. sammlete Heraclius die noch übrigen Kräfte des Reichs; stellte sich an die Spitze seines Kriegsheeres, und fiel im Jahr 622. selbst in das Persische Gebiet ein. Sechs Jahre nach einander begleiteten ihn lauter Siege und Eroberungen Persischer Länder. Zwar wollte Cosroes noch immer keinen Frieden eingehen; allein da ihn sein ältester Sohn, Siroes, vom Throne stieß, und bald darauf im Gefängnisse umbringen ließ: kam zu gleicher Zeit, im Jahr 628. der Friede zwischen dem neuen Könige und dem Kaiser zu Stande. Dieser brachte dadurch alles, was seinem Reiche entrisen worden war, wieder an dasselbe; auch das vorgeliebte Kreuzesholz des Erlösers wurde ihm zurückgegeben. (Chron. Alexandr. p. 385–402. Theophan. l. c. p. 251–272. Niceph. l. c. p. 4–15. Cedren. l. c. p. 407. sq. Zonar. l. c. p. 82–85. Elmacini Hist. Saracen. L. I. p. 14. Lugd. Bat. 1625. 4.)

Während dieser Regierung des Heraclius, hatte ein Arabischer Kaufmann, Muhammed oder Mohammed, nicht nur eine neue Religion gestiftet, welche

welche erst in einem andern Zusammenhange mit Ver-
 hältnisse gegen das Christenthum abgehandelt werden
 kann; sondern auch den Grund zu einem neuen Rei-
 che gelegt, welches bald das weidmüthigste und mäch-
 tigste von allen in diesem Zeitalter wurde. Dieser
 Mann von großen Gaben, der eine Zeit lang nur ein
 schwärmerischer Räuber und Anführer kleiner Haufen
 von gleichgesinnten Arabern war, nützte die Begier-
 rung seiner Religiönsanhänger so geschickt, und ver-
 band mit den Fähigkeiten eines tapfern Feldherrn so
 viele Entschlossenheit, Klugheit und Muth, daß er sich
 nach und nach zum Herrn seines ganzen Vater-
 landes, der Halbinsel Arabien, machte; auch
 schon den benachbarten Syrinen Bekergründe erregte.
 Nach seinem Tode im Jahr 632. übernahm einer sei-
 ner Schwiegerväter, Abubeker, unter dem Namen
 eines Chalifen, (das heißt im Arabischen, Nach-
 folgers des Muhammed,) die Regierung des neuen
 Staats, auch die Oberaufsicht über die Erhaltung,
 Ausübung und Ausbreitung der nunmehr herr-
 schenden Religion, und verwaltete beides mit vorzüg-
 licher Geschicklichkeit. Er ließ Syrien angreifen, wo
 seine Araber Damascus eroberten; sie drangen auch
 schon in das Persische Reich ein. Allein Omar, sein
 Nachfolger in diesen Würden, seit dem Jahr 634.
 führte bis an seinen Tod im Jahr 644, weit wichti-
 gere Unternehmungen durch sie aus. Er unterwarf
 sich Antiochien mit dem übrigen Syrien, Palästis-
 na, Aegypten, einen beträchtlichen Theil von Ars-
 menien, beinahe das gesammte Persische Reich,
 die Landschaften Tripoli, Barca, Aborasen, und
 andere mehr in Asien. Omar setzte auch diejenige
 Zeitrechnung fest, welche unter dem Namen der
 Hedschrah (oder Flucht) berühmt, und noch bei
 allen Muhammedanischen Nationen üblich ist. Sie
 fängt

12 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

— fängt sich nemlich mit dem Jahr 622. (eigentlich mit
 J. n. dem 16. Julius desselben) an, im welchem Muhams
 med sich aus Mecca, seiner Vaterstadt, nach Jats-
 reb flüchten mußte, welche Stadt nachmals ihm zu
 605 bis 814 Ehren Medinat al Nabi (die Stadt der Prophe-
 ten,) und endlich schlechtweg Medina genannt wur-
 de: eine Jahrberrechnung, deren Mondenjahre auf die
 Sonnenjahre der christlichen Zeitrechnung zurückge-
 führt werden müssen. Ueberdieß war Omar der erste,
 der sich den Fürsten der Gläubigen (Emir-el-
 Mumenin) nennen ließ: ein vortrefflicher Regent,
 bey dem insonderheit die äußerste Einfalt der Sitten,
 Bescheidenheit, Güte und Gerechtigkeitsliebe, neben
 großen Thaten sichtbar waren. (Ismael Abulfeda de
 vita et rebus gestis Mohammedis, Arab. et Lat. cum
 notis Ioan. Gagnier, c. 22. p. 45. sq. Oxon. 1723.
 fol. Eiusd. Annales Muslemici, Arab. et Latine,
 opera et studio Io. Iac. Reiske, nunc primum edid.
 Iac. Georg. Christian. Adler, Tom. I. p. 60.—253.
 Hafniae, 1789. 4. Gregor. Abulpharagii Hist. com-
 pendios. Dynastiar. p. 163. 172—179. Oxon. 1663.
 4. et Latine in Ed. Pocockii Supplement. Hist. Dy-
 nastiar. p. 102. 108—113. ib. eod. et in Eiusd. Spe-
 cim. Hist. Arabum, c. not. Pocock. p. 10. sq. Oxon.
 1650. 4. Theophan. Chronogr. p. 276—284. Ni-
 ceph. l. c. p. 15. sq. Elmacin. Saracen. Hist. c. 2. 3. p.
 18—35. Simon Ockleys Gesch. der Saracenen, aus
 d. Engl. übers. von Theod. Arnold, Th. I. S. 1—385.
 Leipz. 1745. 8. Marigny Geschichte der Araber un-
 ter der Regierung der Chalifen, (übers. von Lessing,)
 Erster Theil, S. 56. fg. Berlin, 1753. 8. Allgem.
 Weltgeschichte von Gutherie, Sechsten Bandes Er-
 ster Theil mit Reiskens und Seynens Anmerk. S.
 93. fg.)

Daß eben derselbe Heraclius, der wenige Jahre vorher den Persern einen rühmlichen Frieden abgenöthigt hatte, durch die Araber einen so unerseßlich großen Verlust an Ländern, und in solcher Geschwindigkeit, erlitt, scheint einem Rätsel ähnlich zu seyn. So wenig die Araber jemals von einer ausländischen Nation bezwungen worden waren; so wenig waren sie selbst zu irgend einer Zeit als Eroberer furchtbar gewesen; und mit der Macht des Griechischen Kaiserthums ließ sich die ihrige gar nicht vergleichen. Aber dieses Reich war selbst durch seinen zuletzt siegreichen Krieg sehr erschöpft worden; das Unvermuthete des neuen Anfalls; die merkliche Muthlosigkeit des Kaisers, der sich auch in seinen spätern Jahren in unangenehme theologische Händel verwickelte; und die Verrätheren mancher von seinen Befehlshabern, machen diesen Unfall schon begreiflicher. Dazu muß man noch den fast unwiderstehlich feurigen Enthusiasmus setzen, mit welchem die Araber oder Saracenen (denn so wurden sie von den Römischen und Griechischen Schriftstellern genannt, wie man anderswo, Th. VII. S. 354. fg. der 2ten Ausgabe, gesehen hat,) für die wahre Religion, in der Erwartung der herrlichsten Belohnungen, zu sechten und zu sterben glaubten; ohngefähr wie die ältern Christen oft das Leben für ihre Religion friedlich hingegeben, aber niemals noch gestritten hatten. Die trefflichen Feldherren dieser Nationen, und der Abfall von zwanzigtausend Arabern, die bisher in Römischen Kriegsdiensten gestanden hatten, müssen hier ebenfalls in Anschlag gebracht werden.

Unwürdige Kaiser, Empörungen gegen dieselben, ihre Absetzung oder Ermordung, überhaupt die Verwirrung und Schwäche ihres Reichs, seit dem Tode des Heraclius im Jahr 641. erleichterten den Arabern

Th. n.
S. 605
bis
814

14 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

bern ihren siegenden Fortgang gegen dasselbe noch mehr.
J. n. Constans, der vom Jahr 641. an regierte, verlor
E. G. durch sie die beiden Inseln Cypren und Rhodus;
605 bis seine Flotte wurde von ihnen geschlagen. Ihre ein-
814 heimische Uneinigkeit verhalf ihm zwar zu einem Ver-
gleiche, durch welchen sie ihm eine jährliche Abgabe
für die eroberten Provinzen versprachen; dieser aber
wurde gar bald gebrochen: und sie fuhren fort, die kai-
serlichen Länder auszuplündern. Constans, der sei-
nen Bruder hatte umbringen lassen, brachte, allge-
mein verhaßt, seine letzten Jahre in Italien zu; ver-
lor ein Kriegsheer gegen die Langobarden, und im
Jahr 668. zu Syracusâ gewaltsam das Leben. Nur
abwechselnd waren die Schicksale des Reichs unter sei-
nem Sohne Constantinus, der von seinem zierlichen
Barte den Beynahmen Pogonatus führt. Die
Araber belagerten zwar Constantinopel sieben
Sommer hindurch vergebens; sie büßten insonderheit
durch das sogenannte Griechische unter dem Wasser
brennende Feuer viele Schiffe ein. Auch wurden sie in
Syrien zurückgeschlagen: und die Maroniten, ur-
sprünglich Mönche am Libanus; mit denen sich aber
viele vor den Arabern flüchtende Syrer unter einem ge-
meinschaftlichen Anführer vereinigten, wovon sie den
Syrischen Namen Mardaiten (oder Empörer) beka-
men, trieben sie glücklich von jenem Gebürge ab, bis
nach Jerusalem hin. Sie verstanden sich daher von
neuem zu einer jährlichen Steuer gegen den Kaiser.
Dagegen mußte er selbst den Bulgaren eine noch
schimpflichere versprechen, um ihre Verwüstung sei-
nes Reichs abzuwenden; die Araber aber bemächti-
gen sich nach und nach des Römischen Africa. Sein
Sohn und Nachfolger im Jahr 685. Justinianus
der zweyte nöthigte selbst, den Arabern zu Gesal-
len, die Mardaiten, den Libanus zu verlassen; hob
gleich-

gleichwohl den mit jenen geschlossenen Vergleich auf; ohne gegen sie und die Bulgaren mit gutem Erfolge zu kriegen. Er wurde im Jahr 695. wegen seiner Grausamkeit, mit verstimmelter Nase und Zunge, abgesetzt; drey Jahre darauf wurde sein Nachfolger eben so gestürzt: und ein neuer Kaiser hatte kaum sieben Jahre regiert, als Justinianus durch die Bulgaren wieder auf den Thron gesetzt wurde. Da er jetzt unmenschlicher als jemals gegen seine Unterthanen wüthete: wurde er im Jahr 711. wiederum abgesetzt und hingerichtet. Drey andere Kaiser in den nächsten Jahren wurden alle gezwungen, der Krone zu entsagen. (Theophan. Chronogr. p. 283–323. Nicephor. p. 19–34. Cedren. l. c. p. 430–450. Zonaras L. XIV. p. 87–99.)

Ein solches Reich, das bald schlechte Regenten hatte, bald nicht einmal bessere dulden oder unterstützen wollte, hätte, so sehr auch von außen bedrängt, schon zu dieser Zeit untergehen müssen, wenn seine Lage, manche innere Hülfquellen, und zufällige vortheilhafte Umstände, ihm nicht günstig gewesen wären. Jetzt wurde es seit dem Jahr 717. von zween Kaisern regiert, die ihm etwas mehr Festigkeit und Ansehen verschafften; aber doch für ihr Jahrhundert zu klug waren, als daß ihre Verbesserungen alle glücklich hätten ausschlagen können. Leo der Isaurier, einer der vorzüglichsten Feldherren seiner Zeit, schlug die Araber von Constantinopel und in andern Gegenden zurück. Allein da er die abergläubische Bilderverehrung unterdrücken wollte: fand er so heftigen Widerstand, daß selbst seine Regierung in Italien zu wanken anfieng. Ihm folgte im Jahr 741. sein Sohn Constantinus mit gleichen Gaben und Gesinnungen nach. Weil er sich genöthigt sah, diejenigen hart zu bestrafen, welche

endlich, eine Parthey wider ihn zu stiften, deren Oberhäupter ihm, auf ihren Befehl, im Jahre 797. die Augen austachen; er starb gleich darauf an den Folgen dieser Grausamkeit. Irene befestigte sich nun desto mehr auf dem Throne; selbst ihre in Unterhandlung gebrachte Vermählung mit dem Fränkischen Könige Karl dem Großen, sollte dazu dienen: und diese Verbindung würde, so schien es, nicht wenig dazu beigetragen zu haben, das Römische Reich in seinen alten Umfang und Glanz wieder einzusetzen. Doch eben dieselbe ward von einer Parthey Verschwornen zum Vorwande gebraucht, sie im Jahr 802. der Krone zu berauben. Ihr Anführer Nicephorus ließ sich zum Kaiser ausrufen; war aber im Kriege mit den Arabern so unglücklich, daß er nur auf die Bedingung mit ihnen Friede schließen konnte, ihnen jährlich dreßsigtausend Goldstücke mit seinem Bildnisse, und dreßsigtausend mit dem Gepräge seines Sohnes, zu zahlen. Da er die Bulgaren zur Verzweiflung getrieben hatte, hieben sie ihn im Jahr 811. nebst beinahe seinem ganzen Kriegsheere nieder. Von eben dieser Nation in die Enge getrieben; von seinen Kriegsvölkern zum Theil verlassen, und sich seiner Schwäche bewußt, legte der folgende Kaiser Michael, als man ihm einen andern entgegensetzte, seine Regierung schon im Jahr 813. nieder. (Theophan. l. c. p. 382-426. Cedren. p. 469. sq. Zonarae Annales, L. XV. pag. 114-128. Elmacini Sarac. Hist. L. II. p. 151. sq.)

J. n.
C. G.
605
bis
814.

Indem das Griechische Kaiserthum so heftig erschüttert und entkräftet wurde, (denn auch Rom und seine übrigen Besitzungen im mittlern Italien hatte es seit kurzem eingebüßt,) nahm das Chalifat, oder das neugestiftete Arabische Reich, ohngeachtet mancher gewaltsamen Staatsveränderungen, fortbauender in-

18 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

J. n. nern Zwistigkeiten, mächtiger Parthenen, die sich ein-
E. G. ander zu Grunde zu richten suchten, und vieler blutigen
605 Handel in demselben, dennoch an Größe und Stärke
bis immer zu. Es befand sich am Ende dieses Zeitraums
814. in einem weit blühendern Zustande, als jenes christliche
Reich, dessen Einwohner vor die gesittetsten der Welt
gehalten wurden, die aber selbst durch ihre völlig aus-
geartete Religion ihr Unglück vergrößerten. Die bei-
den ersten Chalifen der Araber, Abubeker und
Omar, hatten schon sehr wichtige Eroberungen ge-
macht. Unter dem dritten, Othman, vom Jahr
644. an, setzten sie dieselben fort, und brachten inson-
derheit im Jahr 651. das ganze Persische Reich
unter ihre Gewalt, dessen letzter König Jezdegerd
das Leben verlor. Doch Othman wurde im Jahr
655. wegen mehrerer unbesonnener Handlungen, von
Aufrührern ermordet. Auf diese erste Frevelthat an
dem Regenten, den bloß die Religion, deren Vorste-
her er war, und die Verwandtschaft mit dem Mus-
hamed, hätten unverleztlich machen sollen, folgten
bald andere. Ali, Schwiegersohn des Muham-
med, der vierte Chalif, ein weiser und ehrwürdiger
Fürst; der aber die Oberhäupter einer mächtigen Par-
then beleidigte, wurde von derselben bekriegt, und im
Jahr 660. gleichfalls durch Meuchelmörder umge-
bracht. Ja seitdem theilten sich alle Muhammedas-
nische Nationen in die Anhänger des Ali, zu welchen
hauptsächlich die Perser gehören, und in ihre Gegner,
Araber, Türken, und andere mehr: eine Trennung,
welche mehr den Streit über die Rechtmäßigkeit der
Regierung des Ali, und einige Kleinigkeiten, als Unei-
nigkeit über die Religion selbst, zum Grunde hat; gleich-
wohl aber eine Quelle von immerwährendem Hasse und
vielen Feindseligkeiten gewesen ist. Der Sohn des Ali,
Hasan, dem seine höchste Würde nunmehr aufgetra-
gen

gen wurde, mußte sie schon im Jahr 661. niederlegen; von dieser Zeit an verlor sie die Familie des Mubam-
med. Das Haupt der Gegenparthen, Moawijah, brachte sie nicht allein an sein Haus Ommijah; sondern machte sie auch in demselben erblich. Dadurch gewann die Regierung der Chalifen eine neue Festigkeit; ihre Angriffe auf das Griechische Reich, die eine Zeit lang stille gestanden hatten, erneuerten sich, und ihre Eroberungen wurden über das mittlernächtrige Asia und Africa, auch tief in das jezige Ostindien hinein, verbreitet. Unter dem Chalifen Walid bemächtigten sich die Araber seit dem Jahr 711. beinahe der ganzen Halbinsel, auf welcher Spanien und Portugall liegen. Aber im Jahr 750. gelangte an die Stelle des ausgestorbenen Hauses der Ommijahs den, das Abassidische auf den Thron der Chalifen, welches vom Abbas, einem Oheim des Mubams med, den Namen trägt. Al Mansur, der vom Jahr 753 bis 774. regierte, war der zweite Chalif aus demselben, und der erste dieser Fürsten, der die Wissenschaften unter seiner Nation in Aufnahme zu bringen suchte. Ohngeachtet seiner ausnehmenden Staatsklugheit und Tapferkeit, konnte er es doch, weil er in einen Krieg mit dem Griechischen Kaiser verwickelt war, nicht verhindern, daß sich Abdalrahman, ein Prinz aus dem Hause Ommijah, seit dem Jahre 755. in Spanien festsetzte, und es von der Herrschaft der Chalifen losriß; unter welche es auch niemals wieder zurückgekehrt ist. Bisher hatten die Chalifen ihren Sitz theils in Arabischen Städten, theils zu Damascus in Syrien, aufgeschlagen; Al Mansur erbauete sich und seinen Nachfolgern einen neuen am Zusammenflusse des Tigris und Euphrates. Hier, im Mittelpunkte seiner vielen Asiatischen Besitzungen, in einer der bequemsten Lagen für Handelschaft und

20 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n.
E. G.
605
bis
814.

Schiffahrt, legte er das so groß und herrlich gemordene Bagdad an, die beständige Hauptstadt des Chalisats; der er selbst aber den Namen Medinat al Salam (oder Stadt des Friedens) ertheilt hatte. Ihn übertraf sein Enkel, Harun al Raschid, der vom Jahr 786. bis 808. auf dem Throne saß: der mächtigste Fürst seiner Zeiten; aber auch der ruhmwürdigste, prächtigste und glücklichste, den das Chalisat noch gehabt hatte. Keiner von ihnen hat die Griechischen Kaiser so sehr gedemüthigt, als er. Auch ist von ihm die Liebe zu den Wissenschaften und Künsten unter seinen Arabern erst fest gegründet worden. Sehr glänzend waren in der That die Fortschritte dieser Nation und ihrer Chalifen, als Sieger und Eroberer; sie hatten in den ersten achtzig Jahren ihres Reichs mehr Länder in drey Welttheilen bezwungen, als die Römer in vierhundert Jahren. Dieses Reich schien an ihrer Religion selbst eine Hauptstütze zu haben: und die herrschende Nation desselben, die sich lange nur durch schwärmerische Tapferkeit hervorgethan hatte, wurde endlich auch friedlichen Fertigkeiten und Vorzügen geneigt. Aber schon war die Größe dieses Reichs ihm selbst lästig geworden. Es wurde durch die Ueberbleibsale älterer Parthenen, worunter die Alidische die stärkste war, oft beunruhigt; dabey, und bey andern Gelegenheiten, blieb immer ein gewisser Nationalhang zur Grausamkeit übrig, der auch den Ruf der trefflichsten Chalifen befleckte (Abulfedae Annales Muslem. T. I. p. 254-495. Eorund. Tom. II. pag. 2-97. Hafniae, 1790. 4. Abulphar. Hist. compend. Dynastiar. p. 181-239. et in Supplem. seu vers. lat. p. 115-155. Elmacini Saracen. Hist. L. I. p. 36.- L. II. p. 155. Ockleys Gesch. der Saracenen, Th. I. S. 385-408. Th. I. S. 97-528. Margigny Gesch. der Araber, Erster Theil, S. 364. fg.

Zwey.

Zweiter Theil, S. 1–485. Guthrie l. c. S. 291–662.)

J. n.
E. G.

6c5
bis

814

Al Raschids würdiger Zeitgenosse, Karl der Große, gab, wie er dem Chalifate, seinem Fränkischen Reiche das höchste Ansehen, und den weitesten Umfang: zwar weniger mächtig als der Arabische Fürst; aber an Aufklärung und Verbreitung der edelsten Kenntnisse ihm desto mehr überlegen. Gegen den Anfang des siebenten Jahrhunderts dauerte die Zerrüttung noch fort, in welche das Fränkische Reich seit geraumer Zeit, getheilt unter mehrere Fürsten eines Hauses, zwischen welchen aber Eifersucht, Haß, Kriege und noch abscheulichere Auftritte zu ihrem wechselseitigen Verderben, beinahe kein Ende nahmen, gerathen war. Es schien sich zu erholen, als der König Chlotar der Zweyte im Jahr 613. alle Länder desselben unter seine Botmäßigkeit vereinigte. Allein obgleich dieses unter seinen Nachkommen noch mehr als einmal erfolgte; so theilten sie sich doch immer wieder von neuem: und schädlicher für ihr Ansehen als diese Theilungen war die Geisteschwäche fast aller dieser Fürsten, welche gewisse Hofbedienten derselben, nebst andern günstigen Umständen, zur Gründung ihrer eigenen Macht benützten. Die königlichen Oberhofmeister, oder Maiores domus, hatten anfänglich nur die erste Hofbedienung; bald aber wurden sie auch die obersten Staatsbedienten; machten sich schon um diese Zeit in ihrer Würde erblich, und strebten auch bereits gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts nach dem Throne. Wenigstens regierten sie nun so allgewaltig im Nahmen der Könige von Austrasien und Neustrien, (oder von dem östlichen und westlichen Haupttheile des Fränkischen Reichs,) daß jeder auf die Macht des andern eifersüchtig ward, und sie so lange mit einander

22 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n. E. G. 605 bis 814. Krieg führten, bis der erste Austrasische Staatsbediente, Pipin von Herstall, (wie er von einem Schlosse an der Maas, nicht weit von Lüttich, wo er sich öfters aufhielt, genannt wurde,) in der Schlacht bey Testri im Jahr 687. den entscheidenden Sieg ersocht, der ihn zum Herrn der ganzen Fränkischen Monarchie machte. Seitdem saß das königliche Haus nur dem Nahmen nach auf dem Throne; allein was sein Unglück geworden war, wurde gewissermaassen das Glück der Monarchie selbst. Sie bekam durch thätige, fluge und tapfere Regenten, die sich jetzt Herzoge und Fürsten der Franken nannten, eine sichtbarlich neue Stärke. Pipin gewann das Vertrauen der Nation, für welche er Ruhe und Einigkeit herstellte; nöthigte die Friesländer, ihm Steuern abzutragen, und die Alemannen zur Untermürfigkeit. Als er im Jahr 714. starb, behauptete sich sein Sohn, Karl Martel, mit den Waffen in der Hand gegen den letzten Versuch der Könige, unabhängig zu werden. Er schlug die Araber zurück, die aus Spanien in das Fränkische Reich eingebrochen waren; besiegte die Baiern, und andere deutsche Nationen, zwang auch die Sachsen, ihm einen Zins zu entrichten. Der höchsten Gewalt im Reiche war er so sicher, daß er in den letzten Jahren seines Lebens, welches sich im Jahr 741. endigte, nicht einmal, wie bisher, einen Nahmenkönig einsetzte. Schon begaben sich auch die Römischen Bischöfe in seinen Schutz wider die Langobarden. Doch diesen konnte ihnen erst sein Sohn, Pipin der Kleine, eben so glücklich in Kriegen als sein Vater, leisten. Zwar gab er noch einmal einem Prinzen aus dem sonst regierenden Merovingischen Hause den königlichen Titel. Aber eben diesen Childerich den Dritten stürzte er, wahrscheinlich im Jahr 752. vom Throne; mit ihm kam das Carolingische Geschlecht, wie es von seinem berühmten

ten

ten Sohne heißt, auf denselben. Freylich wurde diese Staatsveränderung auf einer Fränkischen Reichsversammlung beschlossen; Pipins und seiner beiden Vorfahren Verdienstvolle Regierungen hatten ihm vollkommene Zuneigung erworben; die Fränkischen Bischöfe waren ihnen nicht wenig schuldig: und der Römische, der Pipins Beistand erwartete, unterstützte ihn durch das von ihm verlangte Gutachten. Allein die Könige des abgesetzten Hauses waren doch nicht sowohl strafbar, als durch die Kunstgriffe und Gewaltthätigkeiten ihrer Staatsbedienten in einen Stand der Ohnmacht und Verachtung herabgestoßen worden. Genug, Pipin regierte nicht allein bis an seinen Tod; im Jahr 768. mit ungemeinem Ansehen; sondern entriß auch den Langobarden, was sie von dem kaiserlichen Gebiete in Italien erobert hatten, um es der Römischen Kirche zu schenken. (Fredegar. Scholast. Chronicon, c. 42. sq. post Gregor. Turon. Hist. Francor. ed. Ruinart. p. 621. sq. Fredegarii Chronic. continuat. ib. p. 663–704. Annal. Metens. ad a. 743. sq. Annal. Bertin. ad a. 749. Annal. Fuld. et alii in Duchesn. Scriptt. Rer. Franc. et Gall. Tom. I. Mascovs Gesch. der Deutschen, Zweyter Band, XV. Buch, S. 230. fg. XVI. Buch, S. 278–326. Schmidts Gesch. der Deutschen, Erster Theil, S. 241–283. d. Ulm. Ausg.)

Pipins zween Söhne, Karl und Karlmann, theilten das väterliche Reich mit einander. Nachdem aber der letztere im Jahr 771. gestorben war, behielt es Karl ganz für sich, ohne den Kindern seines Bruders den geringsten Theil davon einzuräumen. Auch vergrößerte er es seitdem durch die wichtigsten Eroberungen auf allen Seiten; häufige Kriege beschäftigten ihn am meisten in einer mehr als vierzigjährigen Regierung.

24 Zweyter Zeitraum, Fünftes Buch.

F. n.
A. G.
605
814
 gierung. Durch einen Krieg von dreßsig Jahren bis zum J. 803. bezwang er alle Sachsen, die zwischen der Elbe, der Weser und dem Rhein ihre Wohnplätze hatten. In einem einzigen Feldzuge des J. 774. zerstörte er das Langobardische Reich in Italien, und herrschte nun von den Alpen an, bis über Benevent hin, im jezigen Neapolitanischen. Den Arabern in Spanien nahm er im Jahr 778. einen Theil ihres Gebiets, von den Pyrenäischen Gebürge an, bis auf den Ebrofluß; ingleichen die Inseln Majorca und Minorca. Die Awaren, welche bis in das heutige Oesterreichische vorgebrungen waren, trieb er seit dem Jahr 791. nach Pannonien, welches jetzt zum Theil Ungarn heißt, bis an den Raabfluß zurück; eben so weit mußte auch seine Oberherrschaft anerkannt werden. Er besiegte auch, wenn gleich mit keinem so dauerhaften Erfolge für sein Gebiet, manche Slavische Nationen, längs der Elbe und Saale, bis an die Donau hin. Rom und der umliegende Landesstrich gehorchten schon lange, nur dem Namen nach, den Griechischen Kaisern, von denen man daselbst keine kräftige Unterstützung mehr erwarten konnte. Karl und gegen und bereits sein Vater wurden als siegreiche Beschützer dieser Gegenden, als Wohlthäter der Römischen Kirche, und als die einzigen Fürsten betrachtet, denen sich jene Hauptstadt zu ihrer Sicherheit und Ehre unterwerfen konnte. Auf den Antrag also des Römischen Bischofs, Leo des Dritten, ließ sich Karl im Jahr 796. daselbst huldigen. Als er aber selbst dahin kam: setzte ihm eben dieser Bischof im Jahr 800 (oder eigentlich 801. weil damals das Jahr mit dem Weihnachtsfeste, an welchem dieses geschah, seinen Anfang nahm,) in der Peterskirche, unter dem Gottesdienste, eine Krone auf, und rief ihn zum Kaiser aus: höchst wahrscheinlich vermöge einer Verabredung

zwischen beiden; ob er sich gleich in den ersten Augenblicken darüber bestürzt bezeugte. Im Grunde gewann er auch durch diesen neuen Titel nichts an Macht, Rechten und Ländern, was er nicht schon besessen hätte; allein der alte ehrwürdige Name eines Römischen Kaisers der Abendländer, welchen Karl wieder herstellte, war für unzählige so blendend, und für die Römer selbst so wichtig, daß es zu seiner Klugheit gehörte, sich durch die Besitznehmung desselben das Ansehen neuer großer Erwerbungen zu geben. Der Widerspruch der Griechischen Kaiser dagegen hatte mehr zu sagen, weil sie durch Karln zugleich Rom und das damit verbundene Gebiet verloren. Sie scheinen ihm daher niemals den kaiserlichen Titel zugestanden zu haben; wenn sie ihm gleich seit dem Jahr 812. ihre ehemaligen Besitzungen nicht mehr streitig machten, Alles dieses zeigt ihn als einen der größten Eroberer, und als einen Staatsklugen Fürsten, der seine Macht auf jede Art zu erweitern wußte. Doch dieses hat er mit vielen andern gemein; insonderheit auch die schwer zu sättigende Länderbegierde, und die Fertigkeit, neue Vorwände zu Kriegen ausfindig zu machen. Eben dieser Fürst aber, der aus einem Feldzuge in den andern gieng, sorgte doch zugleich mit einem alles umspannenden Auge für die innere Regierung seiner großen Monarchie, welche sich von der Elbe bis an das westliche Weltmeer, und von der Nordsee bis in das untere Italien hin erstreckte; für Gesetzmäßige Ordnung, Sicherheit, Ruhe und Fleiß seiner Unterthanen; für Religion, Gelehrsamkeit, Künste, Handelschaft und Ackerbau. Er fand unbeschreiblich viel zu thun und zu verbessern; zog aber aus sich selbst Einsichten, Kräfte, Zeit und Thätigkeit genug, um in einer beständigen Abwechslung, auf das Größte wie auf das Kleinste zu wirken. Das Christenthum brei-

26 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n.
 E. G.
 605
 bis
 814

 tete er unter ganzen Nationen aus: freylich mehrmals mit dem drohenden Nachdrucke eines bewaffneten Ueberwinders; doch nicht ohne viele mildere Anstalten zu gleicher Absicht zu treffen. Ueberdieß suchte er diese Religion vom Aberglauben zu reinigen; ihre Lehrer geschickter, gesitteter und gemeinnütziger zu machen; durch sie, durch Schulen und Büchersammlungen, selbst durch sein eigenes Beispiel, den Wissenschaften aufzuhelfen, auch die Deutsche Sprache empor zu bringen. Es waren auch nicht bloß Versuche; sondern weit reichlichere und bleibendere Früchte seiner Bemühungen, als man von einer so kriegerischen Regierung hätte erwarten sollen. Auf diesem von ihm selbst mit so vieler Anstrengung gebahnten Wege hat er den Beistand des Großen verdient, welchen wenige Fürsten mit gleichem Rechte führen; aber auch die rühmliche Unterscheidung, daß, wie in der Weltgeschichte, also auch in der Geschichte der christlichen Religion und Kirche, ein neuer Zeitraum seit seinem Auftritte angefangen wird. Er starb im Jahr 814. zu Aachen, nachdem er, ein Deutscher Fürst, wie es noch keinen gegeben hatte, über sein Zeitalter weit erhaben, obgleich nicht frey von allen Fehlern desselben, auch Gesetzgeber und Muster für ein besseres geworden war. (Eginhartus de vita et gestis Caroli M. cum commentariis et notis varior. edid. Ioh. Herin. Schminke, Trai. ad Rhen. 1711. 4. Annales de gestis Caroli M. Poetae anonymi, seu Poeta Saxo, in Schilteri Scriptt. Rer. German. p. 3. sq. Annales Regum Francorum, Pipini, Caroli et Ludovici, p. 40. sq. in Reuberi Scriptt. Rer. Germ. Annales Francor. Fuldenfes et Nazariani, in Freheri Scriptt. Rer. Germ. T. I. p. 10. sq. Annal. Loisel. Metens. Bertin. &c. in Duchesnii Scriptt. Rer. Francic. et Gall. T. I. Reginonis Chronic. L. II. p. 35. sq. in Pistorii Scriptt. Rer.

Rer. Germ. T. I. Capitularia Caroli M. p. 189. sq. F. n. 603
 in Baluzii Capitull. Regg. Francor. T. I. Schmidts C. G. 814
 Gesch. der Deutschen, Erster Theil, S. 394. sq. Hi-
 stoire de Charlemagne par M. de la Bruere, à Paris, bis
 1745. 12. Leben Karls des Großen von Hegewisch, 814
 Hamburg. 1777. 8.)

Andere Deutsche Reiche, welche noch im Anfange des siebenten Jahrhunderts neben seinem Fränkischen fortblühten, giengen zum Theil in dem folgenden wieder unter. Das Langobardische erlangte nun erst seine festen und vorzüglich guten Einrichtungen. Rotharis, siebenter König desselben in Italien, seit dem Jahr 636, ertheilte seinen Langobarden zuerst geschriebene Geseze. Bisher hatten sie sich, wie ehemals alle Deutsche Nationen, nur nach ihren mündlich fortgepflanzten Rechten und Gewohnheiten gerichtet. Jetzt wurde auf einem Reichstage zu Pavia im Jahr 644. eine Sammlung derselben beschlossen, die noch vorhanden ist. (Edictum Rothar. in Georgisch Corp. Iur. Germ. antiqui, p. 945. sq.) Auch sonst regierte Rotharis mit Weisheit und Muth; es hatte sogar das Ansehen, daß in kurzem ganz Italien Langobardisches Eigenthum werden müsse. Denn außer dem Exarchat von Ravenna, dem Herzogthum von Rom, den kleinern Herzogthümern Neapel, Gaeta und Amalfi, ingleichen einigen Seestädten in Apulien, Calabrien und Lucanien, besaßen sie nichts mehr in jenem Lande: und auch dieser Ueberrest wurde immer wankender. Grimoald, der vom Jahr 662. bis 672. regierte, entriß den Griechen schon Bari, Tarento, Brindisi, und den ganzen Landesstrich, der jetzt Terra d'Otranto heißt; fügte auch zu der gedachten Sammlung neue Geseze hinzu, (l. c. p. 1023. sq.) und machte den katholischen Glauben, zu welchem

28 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n.
E. G.
605
814
 chem er sich bekannte, an Statt des Arianismus,
 herrschend bey den Langobarden. Aber unter ihrem
 König Luitprand, dem ruhmwürdigsten von allen,
 bis seit dem Jahr 711. bis 743. stieg das Ansehen des
 Reichs aufs Höchste. Seine vielen neuen Geseze (l. c.
 p. 1027–1114.) zeugen von einer beständigen Auf-
 merksamkeit auf das Beste seiner Unterthanen. Den
 damaligen tiefen Verfall des kaiserlichen Ansehens in
 Italien nützte er desto mehr zu seinem Vorthail, weil
 er von den Römern und ihrem Bischof beleidigt wor-
 den war. Sein Nachfolger, Rachis, unterbrach eine
 nützliche Regierung, die sich auch durch Geseze aus-
 zeichnete, (ibid. pag. 1115. sq.) indem er ein Mönch
 wurde. Nunmehr ward die Eifersucht der Franken
 auf die wachsende Macht der Langobarden rege ge-
 macht. Der König Aistulf, der bereits das Exars
 chat und andere Länhereyen eingenommen hatte, wurde
 von dem Fränkischen Könige Pipin, vom Jahr 754.
 an, gezwungen, sie zurückzugeben. Desiderius end-
 lich, der letzte dieser Könige, unterlag dem Hasse der
 Römischen Bischöfe, und ihres Beschüzers, Karls
 des Großen, gegen welchen er seines verstorbenen
 Bruders Kindern, seinen Enkeln, Recht verschaffen
 wollte; er verlor durch diesen Eroberer sein Reich im
 Jahr 774. Aber wenn gleich dieses gänzlich ein Ende
 nahm; so standen doch die Langobardischen Geseze,
 ihrer Klugheit wegen, in so allgemeiner Achtung, daß
 sie noch lange nachher ihre Gültigkeit in Italien be-
 behielten. Eben so behauptete sich auch die Verfas-
 sung des Lehnrechts, wovon die Langobarden nächst
 den Franken die ältesten Beispiele hinterließen, zum
 Theil noch in den folgenden Jahrhunderten. (Paul.
 Diacon. de gestis Langobard. L. IV. c. 44. – L. VI. c.
 57. p. 853. sq. ed. Grotii; Erchemperti Hist. Lan-
 gobardor. Beneventi, post Paul. Diacon. in Eccardi
 Corp.

30 Zweunter Zeitraum. Fünftes Buch.

J. n. 605 bis 814. Clerus behaupteten, wie insonderheit Wirtza, vom Jahr 701. an, der überhaupt eine freyere Denkungsart in Kirchensachen hatte; aber deswegen hauptsächlich von den Schriftstellern jenes Standes; so schwarz abgemalt wird. Nach und nach wurden auch die Araber, in dem Spanien gegen über liegenden Africa, dem Reiche gefährlich. Den Westgothen gehörte in dem gedachten Welttheile ein ansehnlicher Landesstrich, ohngefähr das heutige Marocco, zu; dieses, und Spanien selbst, wurden jetzt von den Arabern angegriffen. Wahrscheinlich würde man sie leicht zurückgeschlagen haben, wenn nicht der neue König Roderich im Jahr 711. mit einer mächtigen Parthey zu kämpfen gehabt hätte, weil die Söhne des vorigen Königs durch ihn von der Thronfolge entfernt worden waren. Diese Parthey, welche unter andern auch von dem Erzbischof Oppas von Sevilla unterstützt wurde, trat mit den Arabern selbst in Verbindung, durch welche sie bloß den König vom Throne zu stürzen hoffte. Allein nachdem er im gedachten Jahre Schlacht und Leben gegen sie verloren hatte, bemächtigten sie sich des ganzen Westgothischen Reichs. Nur in den Gebürgen von Asturien rettete sich Delayo oder Delagius, ein Prinz aus dem königlichen Hause, mit einem Hauffen Ritter und anderer Westgothen, vor der allgemeinen Unterdrückung. Bald gieng seine und seiner Nachkommen Tapferkeit, zumal da auch Mißhelligkeiten unter den Arabern entstanden, von der Vertheidigung zu Eroberungen in Gallizien und im jezigen Portugall über, aus welchen die neuern Reiche, Spanien und Portugall, in der Folge erwachsen sind. (Isidori Chronicon, p. 728. sq. ed. Grot. Fredegarii Chronicon, c. 73. p. 645. ed. Ruin. c. 82. p. 653. Johann von Ferreras Allgemeine Historie von Spanien, zweyter Band, S. 355-610. Alte Geschichte der Spanier von J. D. Ritter,

Ritter, in Guthries Allgem. Weltgesch. Fünften Theils Zweytem Bande, S. 387-465.)

F. A. E. G. 605 bis 814

Glücklicher erhielt sich die Angelsächsische Herrschaft von sieben Fürstenthümern oder kleinen Königreichen im ehemaligen Britannien, und wurde nun allmählich zur völligen Monarchie. Obgleich die Sachsen und Angeln, Stifter der gedachten Reiche, in diesem Zeitalter alle das Christenthum annahmen; so blieb doch ihre Sitten so rauh, und die öffentliche Ruhe, die Sicherheit der Könige selbst, wurden durch so wilde Ausschweifungen angegriffen, daß man ihnen die andern Deutschen Nationen, die das Römische Reich in den Abendländern überwältigt hatten, hierinne vorziehen muß. Unter den Königen, die während dieser Theilung regierten, that sich Ina, dem Wesser, oder das Land der westlichen Sachsen, unterworfen war, vom Jahr 689 bis 725. am meisten hervor. Nicht bloß kriegerisch, wie die andern dieser Fürsten, sondern auch weise, gerecht und mild, begegnete er den Besiegten mit einer in jenen Gegenden bisher unbekannten Güte; vereinigte sie mit seinen alten Unterthanen, und gab nützliche Gesetze. (Bedae Hist. Eccl. gentis Anglor. L. V. c. 7. Guil. Malmesbur. de gestis Regum Anglor. L. I. c. 2. Henr. Huntind. Hist. L. IV. p. 337. sq. in collect. Savil. Humens Gesch. von England, Erster Band, S. 135. fg.) Doch Egbert, einer seiner Anverwandten in den spätern Zeiten des achten Jahrhunderts, erwarb sich noch höhere Vorzüge. Durch die argwöhnische Eifersucht des damaligen Königs von Wesser genöthigt, sein Vaterland zu verlassen, bildete er sich in der trefflichsten Fürstenschule dieser Zeit, an dem Hof Karls des Großen, zur Staatsverwaltung, zum Feldherrn; aber auch zu feinem Sitten und Kenntnissen. Er wurde im Jahr 799,
nach

34 Zweyter Zeitraum. Fünfter Buch.

Bulgarica e Scriptorib. Byzantin. l. c. Tom. II. P. II. p. 501. sq. Gebhardi Gesch. des Reichs Bulgarien, E. G. S. 19. fg. l. c. Funfzehnter Band. Vierte Abtheilung.) — Schon im nächstvorhergehenden Zeitalter 814. waren die Türken, vom Caspischen Meere her, Bundesgenossen der Römer gegen die Perser gewesen; jetzt kriegten sie mit den Arabern. (Stritteri Turcica ex Scriptt. Byzant. l. c. T. III. P. I. pag. 72. sq.) — Endlich wurde auch das älteste aller damaligen, und noch aller jezigen Reiche, das Sinesische, den Asiatern etwas bekannter; wie man aus einem christlichen Denkmal in demselben aus diesen Zeiten schließt. Gewöhnlich nimmt man es als unleugbar an, daß die Sitten aller nicht christlichen Nationen rauh und bloß kriegerisch gewesen sind; daß sie ihre Milde rung erst durch das Christenthum bekommen haben. So viel Wahres aber auch an dieser Bemerkung ist; so darf sie doch nicht ins Allgemeine ausgedehnt werden. Es hat Nationen gegeben, die, von jener Religion weit entfernt, doch durch andere Mittel eine sanfte Ausbildung genossen haben; und auf der andern Seite sind christliche Völker so sehr verwildert, daß sie vor den Heiden nur eine verfeinerte Gestalt der größten Ausschweifungen, und, wenn dieses ein Vorzug heißen soll, die Verträglichkeit derselben mit ihrer Religion voraus hatten.



36 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

J. n. 605 bis 814. sächlich mit den abendländischen Theil des Römischen Reichs getroffen; nunmehr fielen die Araber mit nicht geringerer Wuth auch über den morgenländischen her. Ihre frühe Neigung zur Dichtkunst und Beredsamkeit, die bloß durch mündliche Uebungen unterhalten wurde, war alles, was sie für ihren Wiß; aber desto weniger, was sie für die Gelehrsamkeit gethan hatten: und der schwärmerische Religionseifer, mit dem sie die Christen angriffen, mußte für ihre Wissenschaften und Künste nicht bloß gleichgültig, sondern auch verderblich ausfallen. Das berühmteste Beispiel, welches man davon findet, ist die Verbrennung der Alexandrinschen Bibliothek. Die Araber eroberten im Jahr 640. unter ihrem Feldherrn Amru, Aegypten, und ganz Aegypten. In dieser Hauptstadt, schreibt Abulfaradsch, dieser Primas der Jacobiten in den Morgenländern im dreizehnten Jahrhunderte, (Hist. compendiosa Dynastiar. p. 180. sq. Oxon. 1663. 4. et latine in Pocockii Supplem. Hist. Dynastiar. p. 114. ib. eod.) lebte damals der Sprachlehrer Johannes, der den Glauben der Jacobitischen Christen bekannte, und der Lehre des Severus zugethan war; weil er aber die Lehre der Christen von der Dreieinigkeit verließ, und seine Meinung nicht ändern wollte, durch eine Anzahl in der Stadt Metetra versammelter Bischöfe seines Amtes entsezt worden war. Dieser gieng zum Amru, der, da er sah, wie weit es derselbe in den Wissenschaften gebracht hatte, ihm mit Hochachtung begegnete, auch seine philosophischen Vorträge anhörte, deren die Araber nicht gewohnt waren, und die ihm eben so viel Erstaunen als Rührung erregten. Denn Amru war ein verständiger Mann, der schnell begriff, und sich deutliche Vorstellungen zu machen wußte; daher hieng er ihm beständig an. Einmal sagte Johannes zu ihm, er habe

Z u s t a n d der Wissenschaften und Künste.

Eines von den Mitteln, durch welche auch in diesem Zeitalter der rohe Geist mancher Nationen umgeschaffen zu werden anfieng, war die Richtung seiner noch unbearbeiteten Gaben auf Gelehrsamkeit und Künste. Obgleich weder der Zustand der christlichen Religion; noch der ursprüngliche Charakter der Muhammedanischen; auch nicht die politischen Veränderungen dieser Jahrhunderte, dem Fortgange derselben günstig waren; vielmehr befürchtet werden mußte, daß sie jetzt ganz zu Boden sinken würden; so war es doch ein Glück für dieselben, daß sich ihr noch vorhandener kleiner Ueberrest erhielt, und ein noch größerer, daß manche Nationen jetzt den ersten Geschmack an denselben zu gewinnen schienen. Ja gegen das Ende dieses Zeitraums brach sogar für diese Geistesbeschäftigungen eine schöne Morgenröthe an, die einen hellern Tag hoffen ließ, als man seit einigen Jahrhunderten erblickt hatte.

Was in dem vorhergehenden Zeitalter, wie man in der Geschichte desselben gesehen hat, (Th. XVI. S. 54. fg.) den Wissenschaften so schädlich geworden war, das dauerte im gegenwärtigen theils an sich, theils in seinen unvermeidlichen Folgen fort. Bisher hatten die verwüstenden Einfälle unwissender Nationen hauptsächlich

38 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n.
E. G.
605
bis
814. Hofr. Tiedemann die alte Erzählung mit Scharfsinn
vertheidigt. (im Vierten Bande des Geistes der specu-
lativen Philosophie, und daraus in dem Philosophi-
schen Journal für Moralität, Religion und Menschen-
wohl, Drittes Heft, S. 387. fg.) Da er aber nur
eine Anzeige von der gedachten Schrift vor den Augen
gehabt hat: so scheint es der Mühe werth zu seyn, bey
den in derselben geschärften Gründen auch hier stehen
zu bleiben, weil doch die bestrittene Begebenheit selbst
für die Gelehrsamkeit unter den Christen, sogar für
ihre spätern Religionsgesinnungen, wichtig heißen
kann. Ein Hauptgrund gegen ihre Wahrheit ist der
Umstand, daß Johannes Philoponus, wenn er
ein Zeitgenosse derselben gewesen ist, wenigstens hun-
dert und zwanzig Jahre alt geworden seyn muß. Es
ist dawider erinnert worden, daß Abulfaradsch nur
den Sprachlehrer Johannes nenne; der also vom
Philoponus unterschieden werden müsse. Man kann
jedoch nicht leugnen, daß die Abschilderung, welche er
von jenem macht, sich für diesen vollkommen schickt;
und daß man von keinem andern so angesehenen Jas-
cobitischen Lehrer zu Alexandrien um diese Zeit et-
was weiß. Allein das höchste Alter, welches man ihm
beilegt, dürfte kaum völlig erweislich seyn, indem aus
der Stelle des Abulfaradsch bey dem Assemani, (Bi-
blioth. Orient. T. II. p. 327. sq.) nur so viel folgt,
daß derselbe die unter der Regierung des Justinianus
entstandene Lehre der Trithheiten nachher auch zu der
seinigen gemacht habe. Am wahrscheinlichsten trat er
zuerst zwischen den Jahren 570 und 580. in diesen
Streitigkeiten auf, und konnte also zur Zeit des Amra
ein neunzigjähriges Alter haben. Was die Stellen
betrifft, worinne er und sein Lehrer Ammonius deut-
lich sagen sollen, daß die Alexandrinische Bibliothek
nicht mehr vorhanden sey: so können sie eben so bequem
von

zwischen beiden; ob er sich gleich in den ersten Augenblicken darüber bestürzt bezeugte. Im Grunde gewann er auch durch diesen neuen Titel nichts an Macht, Rechten und Ländern, was er nicht schon besessen hätte; allein der alte ehrwürdige Name eines Römischen Kaisers der Abendländer, welchen Karl wieder herstellte, war für unzählliche so blendend, und für die Römer selbst so wichtig, daß es zu seiner Klugheit gehörte, sich durch die Besitznehmung desselben das Ansehen neuer großer Erwerbungen zu geben. Der Widerspruch der Griechischen Kaiser dagegen hatte mehr zu sagen, weil sie durch Karln zugleich Rom und das damit verbundene Gebiet verloren. Sie scheinen ihm daher niemals den kaiserlichen Titel zugestanden zu haben; wenn sie ihm gleich seit dem Jahr 812. ihre ehemaligen Besitzungen nicht mehr streitig machten. Alles dieses zeigt ihn als einen der größten Eroberer, und als einen Staatsklugen Fürsten, der seine Macht auf jede Art zu erweitern mußte. Doch dieses hat er mit vielen andern gemein; insonderheit auch die schwer zu sättigende Länderbegierde, und die Fertigkeit, neue Vorwände zu Kriegen ausfindig zu machen. Eben dieser Fürst aber, der aus einem Feldzuge in den andern gieng, sorgte doch zugleich mit einem alles umspannenden Auge für die innere Regierung seiner großen Monarchie, welche sich von der Elbe bis an das westliche Weltmeer, und von der Nordsee bis in das untere Italien hin erstreckte; für Gesetzmäßige Ordnung, Sicherheit, Ruhe und Fleiß seiner Unterthanen; für Religion, Gelehrsamkeit, Künste, Handelschaft und Ackerbau. Er fand unbeschreiblich viel zu thun und zu verbessern; zog aber aus sich selbst Einsichten, Kräfte, Zeit und Thätigkeit genug, um in einer beständigen Abwechselung, auf das Größte wie auf das Kleinste zu wirken. Das Christenthum brei-

7. n.
E. G.
605
bis
814.

40 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

7. n. wir nicht mehr besitzen, Photius noch zweyhundert
 E. G. Jahre später gelesen hat; wie manche derselben auch
 605 lange über sein Zeitalter hinaus sich erhalten haben.
 bis Zu Constantinopel, in Griechenland, in den Asiati-
 814. schen Ländern des Kaiserthums, müssen noch entweder
 Bibliotheken, oder doch einzelne Handschriften genug
 von Büchern des alten Griechenlandes übrig gewesen
 seyn. Es kam jetzt darauf an, dieselben und besonders
 die seltensten darunter, durch neue Abschriften zu ver-
 vielfältigen. Allein eben dieses war das Unglück der
 Zeiten, daß die sogenannte heydnische Gelehrsamkeit
 durch Verachtung, und beinahe Haß der Christen ge-
 brückt wurde; daß noch mehr als in den unmittelbar
 vorhergehenden Jahrhunderten, ihr Clerus sich aus-
 schließend die Wissenschaften zueignete; daß diese da-
 her nur für das mäßige theologische Bedürfniß bear-
 beitet wurden; und daß der alles durchwehende Mönchs-
 geist ebenfalls die Gränzen der menschlichen Wißbe-
 gierde verengte. Die Christen verbrannten wohl die
 Schriften des Alterthums nicht; aber sie mögen diesel-
 ben oft dem Staube und den Würmern zu verzehren
 überlassen haben.

Um nicht ungerecht zu scheinen, muß hier sogleich
 hinzugesetzt werden, daß es hauptsächlich die Mönche
 gewesen sind, welche zu dieser Zeit, so wie viele Jahr-
 hunderte nachher, Abschriften von Büchern verfertigt
 haben. Sie haben dadurch allerdings zur Erhaltung
 unzähllicher Bücher von mancherley Art nicht wenig
 beigetragen. Doch ist dieses ihr Verdienst um die
 Gelehrsamkeit nicht völlig so groß, als man es sich
 ohne nähere Prüfung vorstellen sollte. Eigentlich wa-
 ren es die abendländischen Mönche, welche sich dieser
 Beschäftigung frühzeitig zu ergeben anfiengen: denn
 die morgenländischen oder ältesten Mönche waren,

außer

Zustand d. Wissenschaften u. Künste. 41

außer ihren geistlichen Uebungen, schlechterdings nur zu wirklichen Handarbeiten angewiesen. Als daher ein Italiänischer Mönch, Simeon, bei seinem Auf- enthalte unter den Mönchen in Aegypten, von einem derselben gefragt wurde, warum er allein müßig sitze? gab er zur Antwort, er verstehe keine von den Künsten; womit die dortigen Brüder sich ihren Unterhalt erworben; sondern nur die Fertigkeit, Bücher abzuschreiben. (*librariam manum.*) Man ließ ihn also eine Abschrift von der lateinischen Uebersetzung der Briefe Pauli machen; ob man gleich dieselbe dort gar nicht gebrauchen konnte. (*Cassian. de coenobior. institutis, L. I. c. 39.*) Benedikt erneuerte zwar für seine Ordensbrüder die Verpflichtung zu Handarbeiten; allein das Bücherabschreiben wurde doch in den Klöstern der Abendländer immer beliebter. Man fand die Abschreiber (*Antiquarii*) zur Zeit Gregors des Großen daselbst häufig; (*Gregor. M. Dialog. L. II. c. 4.*) seitdem vermehrten sie sich noch merklicher. Es könnte auch wohl seyn, daß *Cassiodorus* dazu viel beigetragen habe, der, wie man in seiner Geschichte (*Th. XVI. S. 142.*) gelesen hat, unter allen körperlichen Arbeiten der Mönche diese vor die nützlichste hielt. So sehr unterdessen dieser berühmte Mann dafür sorgte, daß die treffliche Bibliothek des von ihm gestifteten Klosters auch auf diesem Wege verstärkt, und überhaupt mit den besten ältern und neuern Büchern angefüllt werden möchte; so läßt sich doch daraus nicht mit so vieler Gewißheit, als *Mabillon* thut, (*Tractat. de Studiis Monast. c. 6. p. 43. Venet. 1705. 4.*) schließen, daß die Mönche dieser Jahrhunderte lateinische Werke aller Art ohne Unterschied abgeschrieben haben. Der Fleiß ihrer Hände wandte sich wohl hauptsächlich nur auf theologische, ascetische, kirchlichhistorische, und Klosterchroniken; wir würden

42. Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n. sonst gewiß nicht so viel von einem Varro, Livius,
E. G. Tacitus, und andern alten Römern, verloren haben,
605 wenn sie wenigstens jetzt, da es, allem Ansehen nach,
bis noch Zeit war, die Bücher derselben in häufigen Ab-
814 schriften aufbehalten hätten.

Aus den zahlreichen Spuren noch vorhandener älterer, oder neu angelegter Bibliotheken in diesem Zeitalter, läßt sich sicher die Folge ziehen, daß noch ungemein viel von den gelehrten Schätzen des Alterthums übrig gewesen sey. Die allermeisten dieser Spuren haben Lomeier (Libr. de Bibliothecis, Traj. ad Rhen. 1669. 1680. 8.) und B. G. Struv, (Biblioth. hist. litter. select. T. I. p. 163. sq. ed. Iugler.) gesammelt; nur einige der merkwürdigsten solcher Beispiele, und die mit der Geschichte des Christenthums oder der Theologie mehr als andere zusammenhängen, verdienen hier angeführt zu werden. Das sonderbarste, aber auch, wenn es eben so wahr wäre, das schimpflichste von allen für die Christen, würde dasjenige seyn, welches in der Geschichte des Kaisers Leo des Isauriers, um das Jahr 730. vorkommt. Byzantinische Geschichtschreiber vom elften Jahrhunderte an, erzählen dasselbe: wie Cedrenus, (Historiar. Compend. Tom. II. p. 450. sq. ed. Reg.) Zonaras, (Anal. L. XV. p. 104. T. II. ed. eiusd.) Glykas, (Anal. P. IV. p. 217. ed. Venet.) und Constantinus Manasses, (Compend. chronic. p. 72. ed. Venet.) welcher vielleicht erst ins funfzehnte Jahrhundert gehört. In einem Palaste zu Constantinopel, sagten sie, gab es eine Sammlung von mehr als dreßsigtausend Büchern, aus der menschlichen und göttlichen Gelehrsamkeit. Eben daselbst wohnten auch, außer einem der vortrefflichsten Gelehrten, den man den allgemeinen Lehrer nannte, noch zwölf andere ausnehmend gelehr-

Ritter, in Guchries Allgem. Weltgesch. Fünften
Theils Zweytem Bande, S. 387-465.)

**F. A.
E. G.
605
bis
814**

Glücklicher erhielt sich die Angelsächsische **Herz**
ptarchie von sieben Fürstenthümern oder kleinen König-
reichen im ehemaligen Britannien, und wurde nun all-
mählich zur völligen Monarchie. Obgleich die Sach-
sen und Angeln, Stifter der gedachten Reiche, in die-
sem Zeitalter alle das Christenthum annahmen; so blie-
bert doch ihre Sitten so rauh, und die öffentliche Ruhe,
die Sicherheit der Könige selbst, wurden durch so wilde
Auschweifungen angegriffen, daß man ihnen die andern
Deutschen Nationen, die das Römische Reich in den
Abendländern überwältigt hatten, hierinne vorziehen
muß. Unter den Königen, die während dieser Thei-
lung regierten, that sich Ina, dem Wesser, oder
das Land der westlichen Sachsen, unterworfen war,
vom Jahr 689 bis 725. am meisten hervor. Nicht
bloß kriegerisch, wie die andern dieser Fürsten, sondern
auch weise, gerecht und mild, begegnete er den Besiegt-
ten mit einer in jenen Gegenden bisher unbekannten
Güte; vereinigte sie mit seinen alten Unterthanen, und
gab nützliche Gesetze. (Bedae Hist. Eccl. gentis An-
glor. L. V. c. 7. Guil. Malmesbur. de gestis Regum
Anglor. L. I. c. 2. Henr. Huntind. Hist. L. IV. p.
337. sq. in collect. Savil. Humens Gesch. von Eng-
land, Erster Band, S. 135. fg.) Doch Egbert,
einer seiner Anverwandten in den spätern Zeiten des
achten Jahrhunderts, erwarb sich noch höhere Vor-
züge. Durch die argwöhnische Eifersucht des damali-
gen Königs von Wesser genöthigt, sein Vaterland zu
verlassen, bildete er sich in der trefflichsten Fürstenschule
dieser Zeit, an dem Hof Karls des Großen, zur
Staatsverwaltung, zum Feldherrn; aber auch zu sei-
nern Sitten und Kenntnissen. Er wurde im Jahr 799,
nach

44 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n.
E. G.
605
bis
814
 der Stadt, sondern auch die öffentliche Bibliothek von
 hundert und zwanzigtausend Büchern, nach dem Zo-
 naras, (Annal. L. XIV. p. 52. T. II. ed. Reg.) ver-
 zehrt hat, unter welchen sich eine Handschrift der bei-
 den Hauptgedichte des Homer, mit goldenen Buch-
 staben, auf einer hundert und zwanzig Schuh langen
 Drachenhaut, befunden haben soll. Und gerade diese
 Handschrift läßt Constantinus Manasses erst durch
 den vom Leo anbefohlenen Brand umkommen. Diese
 Gründe haben den jüngern Spanheim, (in Restituta
 Historia Imaginum, Sect. II. c. 11. p. 736. sq. T.
 II. Opp.) und nach ihm andere, mit Recht bewogen,
 jene Nachricht vor eine elende Erdichtung der wider
 den Kaiser erbitterten Bilderfreunde zu erklären.

Daß zuweilen in diesen Zeiten noch Griechische
 Handschriften in die abendländischen Gemeinen gekom-
 men sind, und Männer sich gefunden haben, welche
 zum Besten der Wissenschaften davon Gebrauch ma-
 chen konnten, lehrt das Beispiel des Theodorus,
 der im Jahr 668. Erzbischof von Canterbury wur-
 de. Er war aus Tarsus in Cilicien gebürtig; lebte
 aber als ein Mönch von sechs und sechszig Jahren zu
 Rom, mit dem Ruhm, in der Griechischen und Latei-
 nischen, sogenannten weltlichen und göttlichen Gelehr-
 samkeit, gleich geübt zu seyn. Nachdem dieser, beglei-
 tet von einem Abte aus Campanien, Adrianus, dem
 eben ein solches Zeugniß wissenschaftlicher Kenntnisse
 gegeben wird, nach England gekommen war, wo er
 das gedachte Erzbisthum über ein und zwanzig Jahre
 verwaltete, ertheilten sie beide vielen angehenden Cle-
 rikern in Künsten und Wissenschaften Unterricht mit so
 gutem Erfolge, daß es noch um das Jahr 720. nicht
 wenige auf jener Insel gab, die das Griechische und
 Lateinische eben so wohl, als ihre Angelsächsische
 Sprache,

Sprache verstanden; welches aber ohne einen Vorrath von Büchern in beiden Sprachen sich nicht begreifen läßt. (Bedae Hist. Eccl. gentis Anglor. L. III. c. 1. 2. pag. 254. sq. L. V. c. 21. p. 451. c. 24. pag. 482. Cantabr. 1643. fol.)

F. n.
E. G.
605
bis
814.

Eine Zeit lang konnte sich auch noch in Italien, und besonders zu Rom, Griechische Gelehrsamkeit durch Kenner und Bücher in dieser Sprache erhalten, da jene Hauptstadt nebst einem großen Theil des mittlern und untern Italiens, größtentheils noch in diesem Zeitraum unter Griechisch-kaiserlicher Botmäßigkeit blieben. Man trifft daher auch unter den Römischen Bischöfen mehrere Griechen und Syrer an. Wie reich ihre Büchersammlung gewesen sey, läßt sich freylich nicht genau bestimmen; doch scheint ein Schreiben des Bischofs Paulus des Ersten vom Jahr 757. an den Fränkischen König Pipin, (in Cennii Monumentis dominat. Pontific. sive Codice Carolino, &c. T. I. p. 148. Romae, 1760. 4.) keinen hohen Begriff von derselben zu erregen. Er meldet diesem Fürsten darinne, daß er ihm so viele Bücher überschicke, als er habe zusammen bringen können. Und diese bestanden theils in liturgischen Schriften, (Antiphonale et Responsale,) theils in der Grammatik des Aristoteles; (man vermuthet wahrscheinlich, daß die Abschreiber an Statt artem dialecticam, grammaticam gesetzt haben;) ferner in den Büchern des Areopagitischen Dionysius, in einer Geometrie, Orthographie und Grammatik. Paulus setzt hinzu, daß dieses lauter Griechische Schriftsteller wären; doch wohl darum, sollte man glauben, weil er sie in lateinischen Uebersetzungen sandte; und gleichwohl ist es, wie unter andern Mosheim (Institutt. Hist. eccles. antiq. et recent. p. 338.) gezeigt hat, aus sichern Zeugnissen be-

kannt,

46 Zweyter Zeitraum. Fünfter Buch.

^{3. n.}
^{6. 6.} kannt, daß jene Schriften des vermeinten Dionysius erst von dem Griechischen Kaiser Michael dem Stammler im Jahr 824. an den Kaiser Ludwig bis den Frommen überschickt, und auf dessen Befehl ins 814. lateinische übersezt worden sind. Da es nun weit unwahrscheinlicher ist, daß die gedachten Bücher in der Griechischen Urschrift übersandt worden wären: so muß man glauben, daß bereits um die Mitte des achten Jahrhunderts ein kleiner Anfang zur Uebersetzung der vorgeblichen Schriften des Dionysius zu Rom gemacht worden sey. Uebrigens mag der Römische Bischof, bey diesen gelehrten Geschenken an den König der Franken, eben so sehr auf die Einführung des Römischen Gottesdienstes in dessen Reiche, als auf die Beförderung der Wissenschaften, seine Absicht gerichtet haben.

Merkwürdiger als alle andere Bibliotheken dieses Zeitalters ist die von Karln dem Großen angelegte. Dieser König der Franken, einer der größten Krieger und Eroberer, hat doch zur Ausnahme der Wissenschaften nicht allein so viele geschickte Anstalten getroffen; sondern auch durch sein eigenes Beyspiel dazu bengetragen; er hat den abendländischen Clerus, der fast allein in diesem Zeitalter gelehrt heißen wollte, so sehr anzuleiten gesucht, es würklich zu werden; und diese seine Bemühungen haben eine Zeit lang so fruchtbare Folgen gehabt, daß von dieser durch ihn glücklich angefangenen Wiederherstellung der Gelehrsamkeit hier ein allgemeiner Begriff gegeben werden muß. Er hatte in seiner ersten Jugend einen schlechten Unterricht genossen; aber überhaupt gewohnt, sich selbst zu bilden, faßte er in einem reifern Alter die heftigste Begierde zur Geistesnahrung, und befriedigte sie auf alle Art. Seine frühen Reisen nach Italien, wo er schon im

Im Jahr 774. den glücklichen Krieg mit den Langobarden führte, scheinen ihn hauptsächlich dazu angereizt zu haben: denn dieses Land und England waren damals die einzigen abendländischen Gegenden, wo die Anfangsgründe der Wissenschaften etwas gedeiheten. In seinem Fränkischen Reiche war ihr Schicksal so traurig, daß ein Mönch, der nicht lange nach ihm sein Leben beschrieben hat, versichert, sie wären daselbst gar nicht getrieben worden. (Monach. Egoism. vita Caroli M. ad a. 787. p. 53.) Der Diaconus, Petrus Pisanus, und ein anderer Diaconus, auch Mönch zu Monte Cassino, Paul Warnefried, der unter dem Nahmen Paulus Diaconus berühmt geworden ist, sollten, wie man glaubt, die ersten ausländischen Gelehrten gewesen seyn, die er bald nach dem gedachten Jahre in sein Reich zog. Aber noch vor dem Jahr 780. wurde er auch in Italien mit dem gelehrtesten Manne dieser Zeiten, dem Englischen Mönche Alcuin, bekannt. Diesen nahm er bald darauf an seinen Hof; lernte von ihm die Redekunst, Vernunftlehre und Sternkunde, so wie vom Petrus Pisanus die Sprachlehre; er wurde sein vertrauter Rathgeber, nicht nur in Absicht auf die Maaßregeln, den Wissenschaften aufzuhelfen; sondern auch in andern wichtigen Angelegenheiten, und half seine Vorschläge zum Theil selbst ausführen. (Eginhart. de vita Caroli M. c. 25. p. 117. sq. ed. Schmink.) Außerdem, sagt Eginhart, erlernte Karl auch die Rechenkunst, und beobachtete sehr sorgfältig die Gestirne. Im Lateinischen brachte er es bis zum fertigsten Sprechen; das Griechische verstand er mehr, als daß er es hätte reden können. (ibid. et pag. 116.) Die ältesten Deutschen Lieder, worinne die Thaten und Kriege der Könige dieser Nation besungen wurden, schrieb er ab, und lernte sie auswendig. Er machte auch den Anfang,

J. n.
E. G.
605
bis
814.

48 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

Erfang, eine Deutsche Sprachlehre aufzusetzen; den Mön-
 chen und Binden legte er deutsche Nahmen bey. (Idem
 605 cap. 29. p. 130. sq.) Nach allem diesem ist es unmöglich,
 bis die Nachricht eben dieses Geschichtschreibers, Karl
 814. habe auch zu schreiben versucht, (tentabat et scribere)
 und daher Wachstafeln bey sich getragen, um, wenn
 er Muße hätte, auf denselben seine Hand zur Ausbil-
 dung von Buchstaben anzugewöhnen; es sey ihm aber
 diese zu spät angefangene Arbeit nicht gelungen, (cap.
 25. pag. 118. sq.) anders als von einem Versuche in
 der Schönschreibern zu verstehen; zumal da diese
 wirklich von Karls Zeiten an gestiegen ist.

Ganz konnte sich freylich dieser große Mann nicht
 von dem Vorurtheil seines Zeitalters losreißen, daß
 es vornehmlich nur der Clerus sey, welcher der Ge-
 lehrsamkeit bedürfe. Für denselben sorgten also auch
 seine Verordnungen von solchem Inhalte am meisten,
 welche Alcuin aufgesetzt zu haben scheint. So ließ
 er, wahrscheinlich nach dem Jahr 781. ein Umlauf-
 schreiben an alle Bischöfe und Aebte seines Reichs er-
 gehen, wovon die an den Abt des Klosters Fulda ge-
 schickte Abschrift noch vorhanden ist. (in Baluzii Capi-
 tularib. Regg. Francor. T. I. p. 201. sq. Paris. 1677.
 fol.) Er erinnerte sie in demselben, daß die Bischöfe,
 Pfarrer, Aebte und Mönche nicht bloß ihre Amts-
 pflichten und Regeln beobachten; sondern auch gelehrt
 seyn müßten; er habe öfters aus den Klöstern, sagte
 er, Schreiben empfangen, welche zwar die gottseelig-
 sten Besinnungen ausgedrückt hätten, aber sehr rauh
 geschrieben gewesen wären; und verlangte daher, daß
 sie, weil sie ohne Sprachkenntnisse die heilige Schrift
 nicht erklären könnten, künftig sich dieselben desto ei-
 friger erwerben möchten. Eine seiner Hauptorgen
 war es, ihnen verbesserte Abschriften der wichtigsten
 Bü.

Bücher zu verschaffen. Alcuin mußte auf seinen Befehl die lateinische Uebersetzung der Bibel zu dieser Absicht von den Fehlern der Abschreiber reinigen. (Alcuini Commentar. in Iohannem, L. VI. p. 591. T. I. Opp. edit. Fröben.) Lambecius hat sogar in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien Handschriften gefunden, welche von Karl mit eigener Hand theils im Texte, theils am Rande berichtigt worden sind; unter andern eine dem Origenes fälschlich zugeschriebene Auslegung des Briefs Pauli an die Römer. (Commentar. de Augustiss. Biblioth. Caesar. Vindob. L. VIII. p. 645. Kollarij Analecta monumentor. Vindobonens. T. I. p. 724. not. a.) Dergestalt verbreiteten sich nicht allein richtigere Handschriften der Bibel und anderer Bücher, welche ebenfalls vom Alcuin verbessert wurden, unter den Bischöfen und Mönchen; sondern sie wurden auch dadurch angefeuert, selbst in großer Menge und mit verstärkter Genauigkeit nützliche Schriften abzuschreiben. (Frobenii Commentatio de vita B. Albini seu Alcuini, in Opp. Alcuini, l. c. p. XXX. sq.) Die kirchlichen Bibliotheken gewannen also seitdem eine ansehnlichere Gestalt; aber Karl sammelte auch eine zahlreiche zu seinem eigenen Gebrauche. In seinem letzten Willen verordnete er, daß diese Bücher an jeden, der sie nach ihrem Werthe bezahlen wollte, verkauft, und das daraus gelöste Geld unter die Armen vertheilt werden sollte. (Eginhart. l. c. c. 33. p. 144.) Außer den schon angezeigten Handschriften dieser Bibliothek, die sich in der kaiserlichen erhalten haben, hat Lambecius noch andere daselbst befindliche angezeigt. (Commentar. de Biblioth. Caes. L. II. p. 261. sq.) Unter denselben ragt eine Abschrift der lateinisch übersezten Psalmen mit goldenen Buchstaben auf Pergament besonders hervor, welche auf seinen Befehl verfertigt worden war, und von ihm

50. Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

dem Römischen Bischof Adrian dem ersten zum Ge-
 schenk überschickt wurde. Im Eingange derselben
 steht ein kleines lateinisches Gedicht, von Karls eige-
 ner Arbeit, das er gleichsam als eine Zueignungsschrift
 an diesen Bischof vorsezen ließ: für einen Fürsten ge-
 gen das Ende des achten Jahrhunderts wenigstens kein
 verächtliches Denkmal der Liebe zur Dichtkunst. Eine
 andere dieser Handschriften, (ib. pag. 298. sq.) welche
 Gregors des Großen *Librum Sacramentorum et*
Benedictionale in sich begreift, ist hinwiederum Karln
 von dem gedachten Bischof geschenkt worden. Die
 dritte und für die Kirchengeschichte die wichtigste der
 Handschriften aus der Bibliothek dieses Fürsten (ibid.
 320. sq.) ist der berühmte *Codex Carolinus*. (l. c. 320.
 sq.) So nennt man eine von Karln selbst im Jahr
 791. veranstaltete Sammlung von Schreiben Römi-
 scher Bischöfe an seinen Großvater, Vater und an
 ihn, deren Ueberschrift sich mit den Worten anfängt:
 (Regnante in perpetuum Domino et Salvatore nostro,
 Iesu Christo.) Auf die Ausgaben dieser Sammlung,
 und auf den Gebrauch der darinne enthaltenen Schrei-
 ben, wird die Geschichte dieses Zeitalters noch oft zu-
 rückkommen.

Karl that aber noch mehr, und selbst für Laien,
 um in ihnen Liebe zur Gelehrsamkeit zu erwecken. An sei-
 nem Hofe stiftete er eine gelehrte Gesellschaft, in welcher
 er den Namen David führte, Alcuin Flaccus hieß,
 und andere seiner Hofleute oder Gelehrte, unter dem
 Namen Homerus, Damötas, u. dgl. m. Mitglieder
 waren. Die Spuren davon finden sich in Alcuins
 Briefen. (Epist. LXVIII. LXIX. p. 93. Ep. XCI. p.
 132. Ep. XCIII. pag. 137. &c. ed. cit.) Noch wichtiger
 war die Schule, welche Karl in seinem Pallast selbst
 errichtete: Sie hatte, wie Rivet (*Hist. littéraire de*
 la

la France, T. IV. p. 10.) bemerkt hat, eben so wenig einen unveränderlichen Sitz, als der König selbst, der bald zu Aachen, bald zu Driedenbosen, (jetzt Trier,) Worms, Würzburg, Regensburg, Frankfurt am Mayn, oder Paris, den Sitz nahm. In dieser Schule war wiederum Alcuin der vornehmste Lehrer. Unter den Zuhörern scheint Karl selbst bisweilen gewesen zu seyn; allein gewiß haben darunter seine drei Prinzen, Karl, Pipin und Ludwig; seine Schwester Gisela, und seine Tochter gleiches Namens; ein vornehmes Frauengimmer Gundrada, welche Alcuin Gulalila nannte; und manche angesehenen Männer gehört. (Alcuini Ep. LXVII. p. 90. &c. Io. Lannoius de scholis celebrioribus seu a Carolo M. seu post eundem Carolum per Occidentem institutis, c. 4. p. 10. Opp. T. IV. P. I. Frobenii vita Alcuini, c. 7. p. XXXII. sq.)

Ehemals, zum Theil sogar bis auf unsere Zeiten, haben die Französischen Schriftsteller diese Hofschule Karls des Großen durchaus als die Grundlage der Universität Paris, und ihn vor den Erfinder der letztern angesehen wissen wollen. Keiner hat sich mehr Mühe gegeben, dieses zu beweisen, als der Professor der Beredsamkeit auf jener hohen Schule, César Egasse du Boulay, oder Buläus. (Hist. Universit. Parisiens. T. I. p. 91 – 127. Paris. 1665. fol.) Ihm ist auch noch einer seiner neuesten Nachfolger im Amte, Crevier, (Hist. de l'Université de Paris, Tome I. p. 26. sq. à Paris, 1761. 12.) gewissermaßen beigetreten. Es scheint sogar nach dem du Boulay, (l. c. p. 125.) daß diese Meinung in einem Streichhandel, den die gedachte Universität gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts zu führen hatte, und worinne ihr Sachwalter ausdrücklich be-

52 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

5. n. hauptete, sie sey keineswegs als eine bloß kirchliche Ge-
 605 sellschaft zu betrachten, indem sie nicht von einem Pa-
 814 pste, sondern von einem Fränkischen Könige gestiftet
 worden sey, die Oberhand bekommen habe. Allein
 die Gründe ihres ersten Geschichtschreibers sind dazu
 gar nicht hinreichend. Daraus, daß Karl die Künste
 und Wissenschaften nicht mehr in den Klöstern einge-
 schlossen ließ; sondern sie zu einer allgemeineren Beschäf-
 tigung, auch für weltliche Personen, zu machen bemüht
 war; daß seit dem Alcuin so viele Schriftsteller seine ins
 Große gehende Wiederherstellung der Gelehrsamkeit,
 ingleichen Paris als einen Sitz derselben rühmen; end-
 lich aus dem alten Ursprunge und lange fortgepflanzten
 Beifall, den seine Meinung erhalten hat, zieht er
 Schlüsse, zu denen ihnen nichts berechtigt. Schon
 Launoï verwarf daher dieselbe in dem vorher genann-
 ten Buche. (c. II. p. 8. c. LIX. p. 62. sq.) Cravier
 selbst gesteht, (l. c. p. 29.) daß sich von einem öffent-
 lichen Unterrichte in der Rechtsgelehrsamkeit und Arz-
 neywissenschaft zu Karls Zeiten gar kein Beweis füh-
 ren lasse; daß auch die eigentliche Verfassung einer
 Universität damals nicht sichtbar sey. Wie wenig der
 veränderliche Aufenthalt des Hofes die vermeinte Grü-
 ndung der Universität durch die Hofschule begünstige,
 fällt gleichfalls in die Augen. Am Ende läuft das
 Sichere, was man darüber sagen kann, nur darauf
 hinaus, daß die oftgedachte Hofschule auch auf Laien
 zum Vortheil der Wissenschaften gewürkt hat; und daß
 seit dem neunten Jahrhunderte immer eine öffentliche
 von den bischöflichen und klösterlichen unterschiedene
 Schule zu Paris gewesen ist; bis sich im zwölften die
 eigentliche hohe Schule daselbst zu bilden angefangen
 hat. Unter andern hat dieses auch der Benedik-
 tiner Rivet (Hist. littér. de la France, T. IV. p. 10.
 250.) erkannt.

Da

Da unterdessen Karl voraussetzte, daß aller gelehrter Unterricht von Bischöfen, Aebten und Mönchen herkommen müsse, außer welchen freylich andere Gelehrte zu seiner Zeit kaum denkbar waren: so wollte er auch, daß die Schulen ein Gegenstand ihres aufmerksamsten Fleißes seyn sollten. Diese, welche in ältern Zeiten eine von den Empfehlungen der Klöster, und eine Vorübung auf den Lehrstand gewesen waren, welche man daselbst am glücklichsten anstellen zu können glaubte, waren längst in Verfall gerathen. Die Mönche, mehr darauf bedacht, ihre Regel, so gut sie konnten, zu beobachten, ihren Klöstern mehr Einkünfte, und besonders den Ruf der wunderthätigen Heiligkeit zu verschaffen, (zu welchem allem nicht viel Gelehrsamkeit nöthig war,) sorgten höchstens dafür, daß die neuen Lehrlinge ihrer Lebensart mit den Einrichtungen derselben, und mit den allerersten Anfangsgründen der Künste etwas bekannt wurden. Von den Bischöfen, welche so reich, mächtig, und oft in Angelegenheiten von ganz anderer Art verflochten waren, konnte man desto weniger erwarten, daß sie die wissenschaftliche Unterweisung unter ihre genauere Aufsicht nehmen würden. Man pflegt zwar den schlechten Zustand der bischöflichen und Klosterschulen, und überhaupt der Gelehrsamkeit im Fränkischen Reiche, im siebenten und achten Jahrhunderte, theils von der Verwirrung und den häufigen innern Kriegen desselben, theils besonders davon herzuleiten, daß Karl Martel, weltlichen Personen geneigter als dem Clerus, jenen einen großen Theil der bischöflichen Güter eingeräumt, auch Abteyen zum Schutze und zur Verwaltung übergeben hat. (Bulaeus l. c. p. 89. Crevier l. c. p. 19. sq.) Allein so schwarz ihn auch die Geistlichkeit deswegen abgezeichnet, und schlechterdings verdammt hat; so giebt doch du Boulay zu, daß sie oft einen verkehrten

F. n. 605 bis 814

F. n.
E. G.
605
bis
814. und schädlichen Gebrauch von ihren Gütern gemacht; daß überdies die Bedürfnisse des Reichs es erfordert haben, Feldherren und andere Große zur Vertheidigung desselben auch mit solchen Hülfsmitteln zu versehen. Es blieb dem Clerus noch genug übrig, um, gleich weit von üppigem Ueberflusse und von Dürftigkeit, die ihm allein anvertraute Ehre der Wissenschaften, mit einer mehr in sich gekehrten Anstrengung, zu erhalten. Ja in dem traurigsten Jahrhunderte für die Gelehrsamkeit in diesen Gegenden, im siebenten, hatte er sich noch über gar keine Verminderung seiner Besitzungen, oder Zurücksetzung, zu beklagen. Auch bey der Stiftung neuer Klöster in diesem Zeitalter, wie das bald so ansehnlich gewordene zu Fulda seit der Mitte des achten Jahrhunderts war, wurde auf Wissenschaften und Schulen gar keine Rücksicht genommen. In einem weit bessern Rufe standen die Irrländischen Klöster. Um das Jahr 664. giengen, nach der Erzählung des Beda, (H. Eccl. gent. Angl. L. III. c. 27.) viele Engländer von vornehmen und geringern Stande in diese Insel hinüber, um sich von den dortigen Mönchen, (die er Scotos nennt) unterrichten zu lassen; sie bekamen von denselben unentgeltlich sowohl Nahrung, als Bücher zum Lesen, und gelehrte Kenntnisse. Mehrere solcher Engländer, und darunter den berühmten Heydenbefehrer Willibrord, hat Alcuin (vita S. Willibrordi, L. I. pag. 185. T. II. Opp. ed. Froben.) angeführt.

Bereits das oben (S. 48.) angezeigte Umlaufschreiben Karls des Großen war eine Anweisung an die Bischöfe und Aebte seines Reichs, ihrem bisherigen Mangel an Schulen abzuhefen. Er prägte es ihnen aber noch besonders ein, (in Capitular. Aquisgran. live l. 2. 789. c. 70. p. 237. apud Baluz. T. I.

et

et in Ansegisi Capitull. L. I. c. 68. p. 714. L. c.) daß sie in allen Bisthümern und Klöstern für Knaben von leibeigener Geburt eben sowohl, als von freyer, Schulen zum Lesenlernen anlegen; ihnen die Psalmen, Gesangsweisen und Gesänge, die Rechenkunst und Sprachlehre beybringen, auch dazu richtig abgeschriebene katholische Bücher, wie die Evangelien, die Psalmen und die öffentliche Liturgie (Missale) gebrauchen sollten. Wenn gleich diese Anordnung nur die niedrigsten Lehranstalten betraf; so konnte doch schon dadurch nicht wenig gewonnen werden, daß Knaben ohne Unterschied, auch solche, die nicht für den geistlichen Stand bestimmt waren, darinne aufgenommen wurden. Ein Mönch des Klosters St. Gallen in der Schweiz, der nach dem Jahr 883. Karls Geschichte, auf Befehl seines Urenkels, des Kaisers Karls des Dicken, beschrieben hat, (Libri duo de gestis Caroli M. in Canisii Lectt. antiq. T. II. P. III. p. 53. sq. ed. Basn.) setzt noch manche besondere Umstände von der Neigung jenes Fürsten, die Wissenschaften zu befördern, hinzu; hat aber, ob er gleich hin und wieder aus guten Quellen geschöpft zu haben scheint, wegen einiger fabelhaften oder offenbar falschen Nachrichten, doch eine nur zweydeutige Glaubwürdigkeit. So läßt er ihn durch zween Irrländische sehr gelehrte Geistliche, welche ins Fränkische Reich gekommen waren, und daselbst in einem lauten Ausruf Weisheit feil geboten hatten, öffentliche Freyschulen für Knaben jedes Standes in Frankreich und Italien errichten. Als Karl, so fährt dieser Schriftsteller fort, nach langen Kriegen in jenen Theil seines Gebiets zurückgekommen war, ließ er die Knaben der dortigen Schule vor sich kommen, auch sich ihre Briefe und Gedichte zeigen. Er fand, daß die Schüler aus den geringsten Ständen vortreffliche Arbeiten; die vornehmen aber

J. N.
E. G.
6c5
bis
814.

56 Zweuter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n.
E. G. desto schlechtere versfertigt hätten. Darauf stellte er jene zur Rechten, und diese zur Linken; den erstern versprach er, unter Lobeserhebungen, dereinst die besten Bispthümer und Abteyen zu geben; die andern aber bedrohte er, mit heftigen Gerweisen und mit einem Eidschwur, daß sie, wenn sie sich nicht änderten, niemals etwas von ihm erlangen sollten. (l. c. p. 58.) Zu einer andern Zeit brach Karl, indem er es bedauerte, daß die Wissenschaften in seinem Reiche gleichwohl nicht so blühend wären, als unter den alten Kirchenvätern, in die Worte aus: „Hätte ich doch zwölf so gelehrte Cleriker, als Hieronymus und Augustinus waren!“ Doch Alcuin gab ihm darauf die Antwort: „Der Schöpfer des Himmels und der Erde hat ihres gleichen nicht mehrere gehabt; und Du willst ihrer zwölf haben!“ (ibid. p. 60.)

Daran kann wenigstens nicht gezweifelt werden, daß Karls Verordnungen wegen der zu erneuernden Schulen ihre reichlichen Früchte getragen haben. Nicht wenige bischöfliche und Mönchsschulen wurden noch während seiner Regierung berühmt; andere kamen in dem nächsten Zeitalter empor: und es fiel in die Augen, wie sehr er den Trieb zum Studiren, Lehren und Schreiben bey dem Clerus belebt hatte. Alcuin, der allen mit seinem Geiste und Beispiele vorgieng, stiftete zu Tironen, jetzt Tours, wo er in seinen letzten Jahren Abt vom Kloster des heil. Martinus wurde, eine Schule in demselben, die eine der vorzüglichsten geworden ist. Einige, schreibt er von seinen Beschäftigungen daselbst an Karl, im Jahr 796. (Epist. XXXVIII. p. 53. Tom. I. Opp.) suchte er mit der heiligen Schrift, andere mit der alten Gelehrsamkeit bekannt zu machen; noch andere unterrichtete er in der Sprachlehre; manche auch in der Sternkunde.

Kunde. Weil ihm aber Bücher dazu fehlten, die er in seinem Vaterlande England gehabt hatte: so bat er um Erlaubniß, sich dieselben daher holen lassen zu dürfen. Es wurde ihm etwas schwer, wie er anderswo (Ep. LXXXV. p. 126.) flagt, seine Schüler daran zu gewöhnen, daß sie die Bücher mit den gehörigen Unterscheidungszeichen abschrieben. Er scheint sie daher in einem noch vorhandenen kleinen Gedichte (Carm. LXVII. p. 211. Opp. T. II.) daran erinnert zu haben, welches er vor ihnen aufhieng. — Unter den Bischöfen war **Theodulph**, Bischof von Orleans, einer von den Gelehrten, welche Karl aus Italien in sein Reich gezogen hatte, besonders geschäftig, den Willen desselben in Ansehung der Schulen zu erfüllen. In seinen vor dem Jahr 800. aufgesetzten Vorschriften an die Pfarrer seines Kirchensprengels, wies er ihnen eine Kirche und mehrere Klöster an, wohin sie ihre jungen Anverwandten zum Unterrichte schicken könnten; (Capitul. XIX. p. 671. in Sirmondi Opp. Tom. II. ed. Venet.) er befahl ihnen aber auch, (ib. Capit. XX.) daß sie selbst in Städten und Dörfern Schulen für Knaben, die man ihnen zuschicken würde, halten, und nichts dafür nehmen sollten, außer freywilligen Geschenken der Eltern. — **Leidrad**, Erzbischof von Lyon, meldete Karl ebenfalls, (apud Launoium de scholis celebr. c. 7. pag. 13. sq. l. c.) daß er bereits Schulen von Sängern habe, die auch andere unterrichten könnten; und außerdem Schulen von Lesern, die es selbst in der geistlichen Erklärung der Bibel schon weit gebracht hätten. — In dem Kloster **Sontanelle** traf **Gervold**, der im Jahr 787. Abt desselben wurde, fast lauter Unwissende an. Er war zwar selbst eben nicht gelehrt; doch hatte er eine angenehme Stimme, und unterrichtete daher viele im Singen. Hingegen lebte nicht weit von diesem Klo-

814.
bis
605
E. G.

53 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

Aber, in einer eigenen Celler, der Priester Garduin,
 der vort in der Rechenkunst und im Schreiben unter-
 wies, auch eine Menge Bücher für die dortige Kirche
 bis abschrieb. (ib. c. 6. p. 13.) — Die häufigen Spu-
 ren dieser allgemeinen Betriebsamkeit im Fränkischen
 Reiche, welche Karl rege machte, haben Gelegen-
 heit gegeben, auch den Ursprung vieler Schulen in
 Italien, in der Schweiz und in Deutschland von ihm
 herzuleiten: nicht immer wahrscheinlich genug, und
 meistentheils ohne Beweise. Es giebt sogar eine Ur-
 kunde, unter dem Nahmen dieses Fürsten zu Aachen
 im Jahr 805. ausgestellt, welche Albr. Franz (Me-
 tropol. L. I. c. 2.) zuerst bekannt gemacht hat, und
 worinne er verordnet, daß zu Osnabrück stets eine
 Schule seyn sollte, worinne von Clerikern die Grie-
 chische und Lateinische Sprache gelehrt würde. Launoi
 (l. c. c. 9. p. 16.) zweifelte schon etwas leise an ihrer
 Richtigkeit. Johann Georg Eccard aber bestritt
 dieselbe mit überwiegenden Gründen in der Schrift:
 (Diploma Caroli M. Imp. de Scholis Osnabrugensis
 Ecclesiae graecis et latinis, critice expensum. 1717.
 4.) und widerlegte diejenigen, welche sich ihrer annah-
 men, noch in andern Schriften.

Ein sehr glücklicher Anfang wurde also unstreitig
 von Karl dem Großen gemacht, den Anbau der
 Gelehrsamkeit in seinem großen Reiche zu erleichtern;
 wenn man gleich nicht von einem blühenden Zustande
 derselben schon zu seiner Zeit sprechen darf. Diesen
 hervorzubringen, war ungleich mehr nöthig, als was
 er that, oder thun konnte. Erst mußte der herrschende
 theologische und Mönchsgeschmack in den Wissenschaf-
 ten umgeschaffen; die Freyheit zu denken und zu lehren
 wieder hergestellt, oder doch mächtig unterstützt; jedem
 Stande nicht nur die Erlaubniß, sondern auch die Neiz-
 bar.

barkeit und Verpflichtung, für seine Geistesbedürfnisse selbst zu sorgen, mitgetheilt; endlich auch ein mannichfaltiger Vorrath alter und neuer Muster der gelehrten und schriftstellerischen Bildung ausgebreitet werden. Karl trug zu allem diesem wahrscheinlich so viel bey, als nur ein Fürst von hohen Gaben in seinem Zeitalter leisten konnte. Selbst die Abhängigkeit, worinne er den Clerus hielt; die Fragen, welche er demselben vorlegte; seine Versuche, die Religion zu reinigen; und andere seiner Maaßregeln, die sich in der Folge entwickeln werden, halfen auch zu jenen Absichten. Italien, das gleichsam noch mit dem feinen Alterthum in einiger Verwandtschaft stand; und England, wo Beda und Alcuin ein neues Licht angezündet hatten, wurden beide, unter seiner Leitung, für das Fränkische Reich fruchtbar. Schon erhob sich auch an seinem Hofe ein glücklicher Nachahmer der Römischen Geschichtschreiber. Noch mehrere Fürsten von gleicher Einsicht, Thätigkeit und Stärke, und eine Reihe trefflicher Köpfe, von ihnen ermuntert, auf dieser Bahn ungehindert fortzuschreiten, versprachen für das künftige Jahrhundert ungemein viel.

J. n.
C. G.
605
bis
814

Solche liebliche Aussichten heiterten nur das Ende dieses Zeitraums auf; vorher hatten manche abendländische Gegenden unter einer Finsterniß von Jahrhunderten gelegen. Eine kurze Geschichte der Wissenschaften und Künste selbst in diesen Zeiten, (die Theologie ausgenommen, welche unten ihren eigenen Platz einnehmen wird,) ingleichen der wenigen Gelehrten des siebenten und achten Jahrhunderts, die noch einige Aufmerksamkeit der Nachwelt verdienen, wird dieses bestätigen. Die Philosophie, immer die erste Wissenschaft, nach deren Schicksalen man forscht, wenn man sehen will, ob in der Gelehrsamkeit eines gewis-

sen

60 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

J. n.
E. G.
605
814
sen Zeitalters überhaupt Licht, Leben und Reife gewesen sen, war mehr dem Nahmen nach; in einigen äußerst seltenen Versuchen, eines scharfsinnigen Kopfs, bis oder in Büchern, welche die Anfangsgründe derselben lehrten, als in dem edeln freyen Gange übrig, auf welchem sie alles menschliche Wissen zu durchdringen gewohnt ist. Noch lebte zwar bey dem Anfange des siebenten Jahrhunderts, und vielleicht bis gegen die Mitte desselben, Johannes Philoponus zu Alexandrien: ein wirklich philosophischer Kopf, der in der frühern Geschichte (Th. XVI. S. 91. fg. Th. XVIII. S. 619. fg.) schon hinlänglich beschrieben worden ist. Allein ob ihm gleich die Aristotelische Philosophie viel von ihrer lebhaftern Aufnahme unter den Griechischen Christen zu danken hat; so verlor er doch bey den Rechtgläubigen, als Jacobite und geglaubter Urheber des Trichetismus, seinen Einfluß größtentheils. Unter seinen Glaubensgenossen hingegen fieng jene Philosophie an, mehr aufzublühen. Einer ihrer berühmtesten Lehrer, Jacobus, Metropolit von Edessa, seit dem Jahr 651. übersezte die dialektischen Schriften des Aristoteles ins Syrische, mit seinen Anmerkungen; eine Handschrift davon ist noch in der Vaticanischen Bibliothek vorhanden. (Assemani Biblioth. Orient. Tom. I. p. 493.)

Hundert Jahre nach dem Philoponus hatten die Griechen noch einen andern Philosophen, Johannes von Damascus, einen Mönch in Palästina, der über das Jahr 754. hinaus gelebt hat. Auch er philosophirte hauptsächlich nach den Grundsätzen des Aristoteles; daß er ein Mann von nicht geringer Gelehrsamkeit, und im schärfern Denken geübt gewesen sey, beweisen seine philosophischen und theologischen Schriften, wenigstens in einzelnen Stellen. Unter jenen ist außer

außer den Abhandlungen von den drey Theilen der Seele, vier Tugenden, und fünf Kräften, (Opp. T. I. p. 574. sq. Paris. 1712. fol.) besonders seine Dialektik (Capita philosophica, l. c. p. 1. sq.) merkwürdig. Er trägt darinne die ersten Gründe der menschlichen Erkenntniß, freylich weder mit tiefen Blicken in die Wirkksamkeit der Seele, noch selbst nach dem fruchtbarsten Umfange; doch für Anfänger zu jenen Zeiten nicht unbrauchbar, vor; und gesteht, alles aus andern genommen zu haben. Die Logik hält er nicht sowohl vor einen Theil der Philosophie, als vor ein Werkzeug derselben. Zweymal (c. 3. 65.) giebt er sechs Definitionen von der Philosophie. Sie soll eine Erkenntniß der wirklichen Dinge, in wiefern sie wirklich sind, das heißt, ihrer Natur; eine Erkenntniß göttlicher und menschlicher, oder sichtbarer und unsichtbarer Dinge; eine Betrachtung des Todes, sowohl des freiwilligen, als des natürlichen; ein Aehnlichwerden mit Gott; die Kunst aller Künste, und die Wissenschaft aller Wissenschaften; endlich die Liebe der Weisheit, welche Gott selbst ist, seyn. Doch da Johannes Damascenus hauptsächlich durch die Anwendung philosophischer Untersuchungen auf die christliche Glaubenslehre, deren erstes vollständigeres System er hinterlassen hat, berühmt geworden ist: so gebührt ihm sein eigenthümlicher Platz erst in der Geschichte der Theologie.

Zwar gab es unter den abendländischen Christen dieser Jahrhunderte keinen Gelehrten, der ganz Philosoph hätte seyn wollen. Allein drey derselben haben sich in ihren Schriften auch mit philosophischen Gegenständen beschäftigt: und eben diese drey, Isidorus, Beda und Alcuin, waren es auch, welche die völlig sinkende Gelehrsamkeit noch etwas im Ganzen unterstützten;

62 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

stützen; oder von neuem zu heben beflissen waren.
n. Isidorus, der erste von ihnen, war in der Carthagi-
3. nensischen Provinz Spaniens geboren. Er wurde
5 im Jahr 595. Erzbischof von Hispalis, das in den
8 spätern Jahrhunderten den Nahmen Sevilla bekam,
4. und noch eine ansehnliche Spanische Handelsstadt ist.
Im Jahr 636. starb er mit dem verdienten Ruhm,
der gelehrteste Mann seines Zeitalters zu seyn. Sein
Freund Braulio, Bischof zu Casar Augusta, (jezt
Sarragossa,) sagt von ihm, (Praenotatio Librorum
S. Isidori, in Oudini Commentar. de Scriptt. Eccles.
antiquis, T. I. p. 1584.) „Gott habe ihn, nach so
„vielm Verluste, den Spanien erlitten, zur Wieder-
„herstellung der alten Denkmäler erweckt, damit seine
„Mitbürger nicht ganz und gar durch einen bürgerlichen
„Geschmack veraltern möchten.“ In der That hat
keiner in diesen Zeiten so viele nützliche Kenntnisse
aus den Alten, besonders aus Römern, nicht ohne
ziemliche Bekanntschaft mit ihren Sprachen, aufzu-
behalten gesucht.

Sein Hauptwerk, worinne er dieses gethan hat,
führt die Aufschrift: *Originum sive Etymologiarum
Libri XX.* Braulio, der ihn dazu aufgemuntert hat-
te, hat es vollendet, weil ihm selbst sein Tod solches
nicht verstattete. Obgleich dasselbe den Nahmen da-
von trägt, weil es unzählige Nahmen und Wörter
nicht bloß erklärt; sondern auch die Abstammung der-
selben beybringt; so faßt es doch zugleich beynahe eine
kleine Encyclopädie in sich. So werden im ersten
Buche, unter der Ueberschrift: von der Wissenschaft
und Kunst, die zur Sprachlehre gehörigen Begriffe
und Kunstwörter in gewissen Abtheilungen gesammelt
und erläutert; auch wird etwas von der Geschichte
gesagt. Im zweyten Buche wird die Redekunst auf-
gleiche

gleiche Art behandelt, und nach einer kurzen Einleitung in die Philosophie, die Dialektik aus dem Porphyrius, Aristoteles und Victorinus vortragen. Das dritte Buch enthält einen Auszug der Rechenkunst, Tonkunst und Sternkunde. Die Arzneywissenschaft hat auch ihr eigenes Buch. Mit der Rechtsgelehrsamkeit wird im fünften Buche die Zeitrechnung verbunden, und bey dieser Gelegenheit ein historisches Zeitbuch eingerückt, das sich mit dem sechsten Regierungsjahre des Heraclius endigt. Sodann geht der Verfasser zu den biblischen und andern Büchern, Bibliotheken, Handschriften, und alten Merkwürdigkeiten derselben über; beschreibt die Canones Evangeliorum et Conciliorum; erklärt in Beispielen den Cyclum Paschalem; giebt endlich einige Nachrichten vom Kalender, von christlichen Festtagen, (worunter eine zweysache Epiphania, die erste das Andenken der Geburt Christi, die zweyte das Fest seiner Erscheinung unter den Heyden durch die Ankunft der morgenländischen Weisen, genannt wird,) und von dem Kirchencarimoniel. Im siebenten und achten Buche wird von Gott, von Engeln und Menschen nach ihren verschiedenen Classen, als: Patriarchen, Propheten, Aposteln, Märtyrern, und dergleichen mehr; ferner vom Glauben, und von allen Ketzereyen, von heydnischen Philosophen, Dichtern, Sibyllen, Zauberern, und Göttern gehandelt. Mit den mancherley Sprachen fängt sich das neunte Buch an, darunter drey heilige, am Kreuze Christi selbst gebrauchte seyn sollen; die Nahmen der Völker, der Staats- und Kriegswürden, der Verwandtschaft, (wozu mehr als ein bildliches Schema gehört,) und der ehelichen Verbindungen, nehmen den übrigen Theil dieses Buchs ein. Nach alphabetischer Ordnung werden im zehnten Buche viele Wörter erklärt, deren Ursprung nicht

nicht allgemein bekannt ist. Weiter geht der Verfasser die den Menschen und die Theile seines Körpers, Mißgeburten und Ungeheuer, Thiere von jeder Gattung, die Welt, die Elemente und Naturerscheinungen, die Erdbeschreibung, die verschiedenen Gebäude, Steine und Metalle, den Landbau, Krieg und Spiele, die Schifffahrt, mancherley Kunstwerke, und zuletzt allerhand Geräthschaften und Werkzeuge bezeichnenden Wörter mit eben so vielem Fleiße in den übrigen Büchern durch. Er hat zwar in der Ableitung der Namen nicht selten Fehler begangen; er ist auch eigentlich bloß Sammler von Nachrichten, die hin und wieder noch mehr hätten geprüft werden sollen. Dem ohngeachtet bleibt sein Werk, selbst wegen der Auszüge aus verlornen Schriften des Varro, Suetonius, und anderer Alten, nützlich und angenehm. Unter den besondern Ausgaben desselben hat die vom Bonavent. Vulcanius (zu Basel, 1577. Fol.) besorgte, gute Berichtigungen; auch ist es in eine schätzbare Sammlung (Dionys. Gothofredi Auctores Lat. Linguae, p. 818. sq. S. Gervasii, 1602. 4.) eingerückt worden. Einige andere Schriften des Isidorus von verwandtem Inhalte, (De differentiis, seu proprietate rerum; Liber glossarum; De natura rerum, sive Cosmographia, vel Astronomicus,) dürfen hier nur berührt werden.

Durch seine historischen Werke hat er der Nachwelt vorzüglich gute Dienste geleistet. In einem Zeitbuche der Weltgeschichte, (Chronicon ab origine rerum, usque ad annum quintum Heraclii,) welches in einer kürzern Gestalt auch in seinem etymologischen Werke befindlich ist, folgt er zwar größtentheils den ältern Chronisten, vom Julius Africanus an, bis auf den Victor von Tununum; setzt aber in den ihm näher

hern Zeiten manches Wissenswürdige hänge. — Eine kurze Geschichte einiger Deutschen Nationen bis zum Jahr 628. (Gothorum, Vandalorum et Suevorum in Hispania Chronicon) die Grocius in seiner Arbeit (in Hist. Gothor. &c. pag. 705. 1q) sehr richtig hat abdrucken lassen, wird dadurch zu einer Hauptquelle, weil er selbst unter ihnen gelebt hat. — Auch sein Buch von den kirchlichen Schriftstellern (Lib. de Scriptt. eccles.) ist eine nicht übel geratene Trennung der bekannten Werke dieses Inhalts vom Hieronymus und Hieronymus, denen es in der bekannten Sammlung des Fabricius (bibliotheca ecclesiastica) mit guten Erläuterungen beigelegt ist. — In seiner Schrift endlich von den kirchlichen Censuren, (de ecclesiasticis officiis Libri duo, unter andern auch in Melch. Hitorpii de divinis cathol. Ecclesiae officiis ac ministeriis vetustor. aliquot Ecci. Patrum ac Scriptor. libris, post Ordin. Roman. p. 1. 1q. Colon. 1568. fol.) bemüht er sich nicht allein, dieselben zu beschreiben; sondern auch die Ursachen ihrer Einführung anzugeben. In Ansehung der letztern, welche den lehrreichsten Theil der christlichen Alterthümer ausmachen, erwartet man freilich öfters gründlichere Untersuchungen. So ist gleich das erste, was er von der Kirche und den Tempeln der Christen sagt, ganz unbefriedigend; hier und sonst, benachteiligt immer, geht er ohne Noth in die alte jüdische Kirche zurück. Von den Liedern, die in der Kirche gesungen werden, glaubt er, sie dienen mehr den fleischlich gesungenen Christen, als den geistlichen, weil jene, unfähig durch Worte gereizt zu werden, durch sanfte Töne in Bewegung gesetzt werden müßten. (L. I. c. 5.) Er weist nicht daran, (ib. c. 44.) daß Christus durch seinen Apostel (Röm. C. XV. v. 23. 1 Corinth. C. VIII. v. 13.) das Essen des Fleisches verboten habe: nicht, als wenn es

XIX. Theil. E an

an sich böse wäre; sondern weil es zippig mache; da
 J. n. hingegen das Essen der Fische nirgends untersagt, und
 E. G. desto mehr erlaubt sey, weil sie der Herr selbst nach
 605 bis seiner Auferstehung genossen habe. Doch diese Be-
 814. schreibung der Religionsgebräuche wird erst an einem
 andern Orte recht benützt werden können; wo auch die
 von dem Verfasser genannte Isidorianische Litur-
 gie mehr Licht erhalten wird.

Isidorus war, wie man schon aus diesen weni-
 gen Beispielen gesehen hat, nur ein sehr mittelmässi-
 ger Religionslehrer: und seine eigentlichen theologi-
 schen Schriften, aus denen hier noch keine Auszüge
 mitgetheilt werden können, werden dieses in der Folge
 bestätigen. Der in den Schriften der Alten, sowohl
 heydnischer Römer, als Christen, überaus belesene,
 eben so fleißige und arbeitssame Mann, blieb doch auf
 jedem Felde, welches er bearbeitete, nur ein Sammi-
 ler. Auf vielen Seiten wurde er ein ganz gemeinnüt-
 zlicher; aber selbst dasjenige, was er über Philosophie
 und ihre Geschichte zusammentrug, weckte ihn nicht
 zum eigenen Philosophiren auf. In der Religionswis-
 senschaft, wo ihn weder biblische Sprachkunde und
 Auslegungsfertigkeit, noch freyeres Nachforschen lei-
 teten, begnügte er sich bloß daran, den ältern Theolo-
 gen; sowohl in Absicht auf allegorischmystische Schrift-
 erklärung, als besonders bey der Glaubenslehre, auf
 dem Fuße nachzugehen. Zugleich bewies er so vielen
 Eifer für den festgesetzten Lehrbegriff, für die sich im-
 mer mehr erweiternden Rechte des Clerus; für Kir-
 chenzucht, und wider Ketzerey; behauptete auch auf Kir-
 chenversammlungen, die unter seinem Vorsitze gehal-
 ten wurden, so ungemeines Ansehen, selbst mit Ernied-
 rigung des königlichen, wovon bereits oben (S. 29.)
 eine Probe vorgekommen ist, daß sein Name unter
 den

den abendländischen Bischöfen einer der ehrwürdigsten wurde; zumal da man auch seine Gelehrsamkeit als die weitläufigste, die sich nur erlangen ließ, in Jahrhunderten, die keinen Begriff von einer höhern hatten, bewunderte. Eben dieser sein Name mußte daher seit dem neunten Jahrhunderte eine berühmte Erdichtung von gesammelten Schreiben der ältesten Römischen Bischöfe begünstigen, welche sonst nicht leicht in der Kirche Eingang gefunden haben würde. Einer der neuesten und hitzigsten Vertheidiger des päpstlichen Stuhls, Casetan Cenni, versichert zwar in seinem mit mehr Gelehrsamkeit geschriebenen Werke, als man sich nach der Zueignungsschrift an den Apostel Petrus, als ersten Papst, versprechen sollte, (*de antiquitate Eccles. Hispanae Dissertationes, T. I. Praef. p. IX. Romae, 1741. 4.*) es sey in jener Sammlung alles aus heiligen und frommen Absichten erfunden; (*sancte pioque conflatum,*) gesteht aber auch, daß sich vieles davon nicht in das Zeitalter des Isidorus schicke. Dagegen rückt er (*l. c. pag. XXXIII – CXXVII.*) eine Sammlung, oder vielmehr nur eine in zehn Büchern, und wiederum in jedem derselben unter vielen Titeln und Classen, abgefaßte Anzeige von Kirchengesetzen der Synoden und Bischöfe ein, die desto gewisser ihn zum Verfasser haben soll; ob sie gleich weder der Cardinal d'Aguirre, der sie zuerst (*in Collect. Concil. Hispaniae*) ans Licht stellte, noch andere Gelehrte vor die Arbeit des Isidorus erkennen wollten; auch Cenni selbst sich genöthigt sieht, (*P. XXV.*) ihm das siebente Buch dieser Sammlung abzusprechen. Ein anderer Gelehrter, Dominicus Lopez de Barresca, hat ihn jedoch, wie Hamberger (*Zuverläss. Nachrichten von den vornehmsten Schriftstellern, Th. III. S. 484.*) bemerkt, in einer besondern Schrift bestritten, und die achte Sammlung des Isidorus richtiger

5. 11. anzugewiesen gesucht. Daß übrigens dieser berühmte
 6. 6. Bischof, der so viel mit den alten Römern umgegan-
 605 gen war, gleichwohl von ihnen keinen reinen oder zier-
 bis lichen Ausdruck gelernt hat, ist weit weniger zu ver-
 814 wundern, als daß so viele neuere Ausleger und Her-
 ausgeber jener alten Schriftsteller, die sehr lange in
 diesem Sonnenschein gewandelt haben, dadurch gar
 nicht gefärbt worden sind. Die vollständigste und beste
 Ausgabe seiner Schriften ist die von dem Benedictiner
 zu St. Germain, Jacob du Breul, zu Paris im
 Jahr 1601. Fol. besorgte, und zu Köln im J. 1617.
 nachgedruckte. Unter den Schriftstellern, die sein Le-
 ben und seine Werke beschrieben haben, sind, außer sei-
 nem Schüler, Ildefonsus von Toledo, (de Scriptt.
 ecclesiast. c. 9.) Du Pin, (Nouv. Biblioth. des Au-
 teurs Ecclesiast. Tom. VI. p. 1. sq.) Oudin, (Com-
 ment. de Scriptt. Eccl. antiqu. Tom. I. p. 1582. sq.)
 und Fabricius, (Biblioth. Lat. med. et inf. aetatis, T.
 IV. p. 183. sq. ed. Patav.) einige der vorzüglichsten.

Sechs oder sieben und drenßig Jahre nach dem
 Tode des Isidorus, kam in dem Angelsächsischen
 Reiche ein anderer Mann auf die Welt, der ihm und
 allen übrigen abendländischen Gelehrten dieses Zeital-
 ters den Vorzug einer vielumfassenden Gelehrsamkeit
 entriß. Beda wurde im Jahr 672. oder 673. in
 dem Bisthum Durham, auf den Gütern der nachma-
 ligen Klöster, St. Peters zu Weremouth, und
 St. Pauls zu Jarrow, welche als Eines angesehen
 wurden, geboren. Seine Anverwandten schickten
 ihn in einem Alter von sieben Jahren in das erstere der
 gedachten Klöster, wo er zwölf Jahre hindurch erzogen
 ward, und bald den Mönchsstand wählte. Obgleich
 seine Celler zu Jarrow war; so scheint er doch auch
 bisweilen in dem Kloster zu Weremouth sich aufge-
 halten

halten zu haben. Fast alle seine Zeit wandte er auf das Studiren der heil. Schrift, wie er selbst in der Nachricht von seinem Leben und seinen schriftstellerischen Arbeiten sagt; (post Hist. Eccles. gentis Anglorum, p. 492. Cantabr. 1643. fol.) er theilte seine Stunden zwischen der Beobachtung seiner Mönchsregel, nebst dem täglichen Singen in der Kirche, und zwischen Lernen, Lehren und Schreiben ein. In seinem neunzehnten Jahre wurde er zum Diaconus geweiht, und im Jahr 702. auf Befehl seines Abtes, zum Priester. Nach und nach verbreitete sich sein großer Ruf so weit, daß der Römische Bischof verlangte, er sollte nach Rom kommen, damit er sich über Gegenstände der Kirchenregierung seines Rathes bedienen könnte. (Guil. Malmesbur. de gestis Regg. Anglor. L. I. c. 3.) Man weiß aber nicht, warum Beda in seinem Vaterlande geblieben ist. In unermüdeten und eben so gemeinnützlicher Arbeitsamkeit lebte er bis zum Jahr 735. und sie verließ ihn auch in der tödtlichen Krankheit nicht, welche ihn damals überfiel. Er sagte, nach der Erzählung eines seiner Schüler, (Cuthberti vita Bedae Vener. ante eius Hist. Eccl. gent. Angl. l. c.) bis in seine letzten Augenblicke, eine Angelsächsische Uebersetzung der evangelischen Geschichte Johannis, und einen Auszug eines Werks des vorhergedachten Isidorus, in die Feder. Seine Wissenschaft, seine Schriften, der Unterricht, den so viele Mönche und Geistliche von ihm genossen haben, auch sein frommes Leben, haben ihm den Beynahmen des Ehrwürdigen erworben, der eigentlich den Aebten beygelegt wurde; ob es gleich auch fabelhafte Nachrichten von der Ursache dieses ihm ertheilten Vorzugs giebt.

Dieser Mönch hatte alles gelesen und gelernt, was man nur zu seiner Zeit, besonders in lateinischen

^{2. n.}
^{E. G.}
 605
 814.

Schriftstellern, lesen und lernen konnte. Die Wissenschaften und Künste bekamen durch ihn bey seiner Nation zum erstenmal einen Schwung, der vieles hoffen ließ; wiewohl man es nicht unbemerkt lassen darf, daß auch er hauptsächlich nur dem Clerus den Weg dazu bahnen wollte. Unterdessen verdient die Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse und Schriften Bewunderung. Kurz vor seinen Zeiten, welches oben (S. 54.) erzählt worden ist, hatten zwar die Angelsachsen, durch ihre häufigen Reisen zu den Irländischen Mönchen, Gelegenheit gefunden, ihr Vaterland mit der Gelehrsamkeit derselben zu bereichern; und es zeigen sich noch im achten Jahrhunderte Spuren davon, daß sie jene Insel in dieser Absicht besucht haben. Allein wie beträchtlich diese Ausbeute gewesen sey? und ob sie sich weit über die ersten Anfangsgründe der Künste hinaus erstreckt habe? läßt sich nicht genauer bestimmen. Man kennt wohl Irländische Mönche, die um der Ausbreitung des Christenthums Willen in auswärtigen Ländern viel gearbeitet haben; aber nicht eben ausnehmende Gelehrte dieser Nation in gegenwärtigem Zeitalter. Wie leicht es auch geschehe, daß bey einer Nation, unter welcher der Saame der Wissenschaften zum erstenmal ausgestreuet worden ist, die ersten Früchte, welche er getragen hat, übermäßig gepriesen werden, lehrt das Beyspiel des Aldhelm, eines Prinzen aus dem königlichen Westsächsischen Stamme, der sich bereits in den ersten Lebensjahren des Beda als Gelehrter und Schriftsteller hervorthat. Nachdem er in Italien und im Fränkischen Reiche mancherley Kenntnisse gesammelt hatte, lebte er in seinem Vaterlande als Mönch des Klosters Malmesbury; viele Jahre hindurch war er Abt desselben; endlich erhielt er das Bisthum Sherburn, welches er bis an seinen Tod, im Jahr 709., verwaltet hat. Beda (Hist. eccl.

eccl. gent. Anglor. L. V. cap. 19.) nennt ihn einen überaus gelehrten Mann; bewundernswürdig wegen seiner Bekanntschaft mit den theologischen und andern Wissenschaften. Er war der erste Angelsachse, der lateinische Bücher; und in eben dieser Sprache Gedichte schrieb, welche sehr gefielen. Einige der letztern hat der Jesuit Martin del Rio zu Maynz im Jahr 1601. 12. mit Anmerkungen herausgegeben; auch sind zwei der vornehmsten derselben vom Canisius zuerst in seiner Sammlung bekannt gemacht worden. (Leclit. antiqu. T. L. p. 709. sq. ed. Basn.) Diese beiden Gedichte (de laude virginum, et de octo principalibus vitiis,) verdienen jedoch nur als Versuche eines Anfängers einiges Lob. Die Sprache derselben ist meistens rauh und unrein, schlechter noch als die gewöhnliche kirchliche Latinität, und öfters nicht einmal dem Sylbenmaße getreu; ihr Inhalt selbst besteht aus gutgemeinten Gesinnungen der Gottseeligkeit, Geschichten und Märchen; selten kommt ein glücklicher Vers zum Vorschein.

Mit mehrerm Rechte wird Beda als der Stifter einer bessern Gelehrsamkeit in seinem Vaterlande angesehen. Nicht als wenn er ein großer Geist, ein scharfsinniger Denker und Forscher, oder ein Mann von feinerem Geschmacke gewesen wäre. Auch für ihn, wie für dieses ganze Zeitalter, war Belesenheit und geschickter Fleiß, die Schriften berühmter Männer zu nützen, der eigentliche Maassstab von Gelehrsamkeit. Aber er zeichnete doch seinen Zeitgenossen beynabe den gesamten Umfang des Wissenswürdigen vor; lehrte sie, gute Bücher in Menge kennen; verfertigte Auszüge aus denselben, und, mit Hülfe derselben, auch Schriften, die ihnen zu Handbüchern dienten; beschrieb zuerst die vaterländische Geschichte; zog sehr viele Schüler; und

72 Zweuter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n.
E. G.
605
814
fünftige Mitglieder des Clerus; und weckte also die-
sen, der doch einmal im ausschließenden Besitze wissen-
schaftlicher Fertigkeiten seyn sollte, aus seinem bishe-
rigen Schlummer. Seine Werke sind einigemal in
acht Foliobänden, unter andern zu Köln in den Jah-
ren 1612, und 1688. gedruckt worden. Was er bis
zum Jahr 731. geschrieben hatte, davon hat er selbst,
in einem Anhangе seiner Englischen Kirchengeschichte,
(l. c. pag. 492 – 494.) ein Verzeichniß hinterlassen.
Ob die darinne nicht stehenden Schriften; die aber
gleichwohl seinen Namen führen, und wenigstens in
ihrem Innern keine Einwendung dagegen enthalten;
ihm wirklich zugeschrieben werden dürfen? bleibt im-
mer etwas streitig, weil er noch vier Jahre über jenes
Verzeichniß gelebt hat.

Zuerst giebt es darunter grammatischphiloso-
gische, philosophische und mathematische in nicht
geringer Anzahl; sie füllen die beiden ersten Bände
seiner Werke größtentheils aus. Alle nach ihren Ue-
berschriften herzuzählen, würde von gar keinem Nu-
zen seyn; es ist daher genug, einige zum Beispiel an-
zuführen: besonders da auch manche derselben von ihm
nicht verzeichnet worden sind, und bey andern Gudın
(Commentar. de Scriptt. Eccl. antiquis, Tom. I. p.
1683. sq.) es wahrscheinlich gemacht hat, daß sie in
spätere Jahrhunderte gehören. Eines dieser Bücher
handelt nach alphabetischer Ordnung von der Rechts-
schreibung; ein anderes von der metrischen
Kunst, oder Dichtkunst; Gesänge und Sinngedich-
te sind in mancherley Versarten vorhanden. In ei-
nem eigenen Buche hat er die Natur der Dinge
untersucht. Ueber die Rechenkunst, Zeitrechnung
und Sternkunde, ingleichen über die Kunst, durch
Gestalten der Singer zu reden, gehen andere sei-
ner

ner Schriften. Er hat überdieß Lehrsätze und Denksprüche aus dem Aristoteles und Cicero gesammelt. Das Buch von der Feyer des Ostern festes, oder von dem Frühlingsäquinocmium, hat bis zwar eine auf das Jahr 776. sich beziehende Stelle; die aber durch eine jüngere Hand hinzugesetzt worden ist.

Von einem höhern Werthe für diese Geschichte sind die historischen Schriften des Beda. Die vornehmste darunter, überhaupt das nützlichste seiner Werke, ist die Englische Kirchengeschichte in fünf Büchern, (Hist. ecclesiast. gentis Anglorum,) von der Zeit an, da Julius Cäsar aus Gallien nach Britannien überschiffte, bis auf den König von Northumberland, Ceolulf, dem er sein Werk zuschrieb, im Jahr 731. Er schöpfte sie aus Chroniken, und andern Nachrichten, die er vor glaubwürdig hielt. Es ist auch nicht bloß eine Geschichte des Christenthums in seinem Vaterlande; sondern es werden zugleich die Staatsveränderungen Britanniens darinne beschrieben: und in beiderley Betrachtung ist es eine der schätzbarsten historischen Quellen. Desto eher vergiebt man es dem Verfasser, daß er bisweilen, in Kleinigkeiten verwickelt, das Große weniger vor den Augen behält; daß er jene Leichtgläubigkeit, welche in diesen Zeiten einen Theil der Frömmigkeit ausmachte, bey der häufigen Erzählung von Wundern, himmlischen Gesichtern, und dergleichen Auftritten mehr, ebenfalls blicken läßt; und seine Angelsachsen den Britten etwas parthenisch vorzieht. Man hat eine Angelsächsische Uebersetzung oder Umschreibung dieser Geschichte, welche der berühmte König Alfred der Große abgefaßt haben soll; wiewohl sie ihm nicht alle Englische Gelehrte zugestehen. Mit diesem immer doch achtungswürdigen Sprachdenkmal, mit An-

74 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

3. n.
E. G.
603.
bis
814. merkungen aus Predigten der alten Angelsächsischen Kirche, und mit einem in eben dieser Mundart aufgesetzten chronologischen Auszuge dieser Geschichte, ist sie vom Abrah. Wheloc zu Cambridge im J. 1643: richtig und brauchbar ans Licht gestellt worden. Im Jahr 1671. ließ sie der Jesuit Peter Franz Chiflet, aus einigen Handschriften verbessert, von neuem zu Paris in Quart abdrucken. Allein die schönste Ausgabe dieser Kirchengeschichte hat Johann Smith (zu Cambridge, 1722. Fol.) veranstaltet. In derselben sind die vorhergehenden, und noch andere Handschriften des Werks gebraucht, auch die übrigen historischen Werke des Beda beygefügt, und alle durchaus mit nützlichen Anmerkungen begleitet worden.

Unter den eben genannten Werken ist sein Zeitbuch der Weltgeschichte (*Chronicon, seu de sex mundi aetatibus; ab O. C. ad a. 726.*) das beträchtlichste. Für die ältern Jahrhunderte kann man es freylich nicht wichtiger nennen, als andere Chroniken des Mittelalters; wo es aber seinen Zeiten näher kömmt, gewinnt es eben sowohl an Zuverlässigkeit, als an Fruchtbarkeit der Nachrichten. Daß Beda der erste gewesen ist, der in Geschichtsbüchern die Jahre von der Geburt Christi an, nach der Bestimmung des Dionysius, gerechnet hat; dem man auch die Beschreibung des verlorenen, Dionysianischen Cyclus verdankt; (*de ratione temporum, cap. 45. 47.*) und durch den daher der Gebrauch jener Zeitrechnung in den Abendländern eingeführt worden ist, wie zwo bald nach seinem Tode, im Jahr 742, gehaltene Kirchenversammlungen, die eine zu Clovesho in England, (in Harduini Actis Concilior. T. III. p. 1917.) die andere an einem ungenannten Orte in Ostfranken, (*ibid. pag. 1919.*) welche sich derselben bedient haben, beweisen; alles

alles dieses ist schon von Joh. Wilh. Janus (Hist. Aerae Christ. c. 3. pag. 88^b sq.) bemerkt worden. — Noch hat Beda das Leben des Bischofs Cuthbert, und, nach den Ueberschriften zu urtheilen, auch mehrerer anderer berühmter Bischöfe und Heiligen, beschrieben, die in der gedachten Hauptausgabe seiner Kirchengeschichte, und im dritten Bande seiner Werke (p. 151. sq.) befindlich sind. Die meisten dieser Lebensbeschreibungen aber sind ihm in den neuern Zeiten mit guten Gründen abgesprochen worden. — Ebenso ist das Märtyrerbuch (Martyrologium) unächt, welches unter seinen gesammelten Schriften (l. c. pag. 277. sq.) steht. Das ächte haben die Hollandisten (in Actis SS. Antwerp. Mart. T. II. p. 5. sq.) mit den Vermehrungen des Florus, zuerst ans Licht gezogen; und dennoch ist auch darinne die Stelle verdächtig, wo des Festes aller Heiligen Meldung geschieht. Es giebt überdieß noch ein anderes in Hexametern abgefaßtes Martyrologium, das dem Beda beigelegt wird, und vom d'Achery (in Spicileg. T. X. p. 126. sq. ed. prim.) herausgegeben worden ist: zwar merklich von dem prosaischen unterschieden; das aber doch ebenfalls, nach einigen zutreffenden Merkmalen, seine Arbeit seyn könnte.

Eigentlich sollen alle diese Nachrichten von dem Leben und von einigen Schriften des Beda, nur einen kurzen allgemeinen Abriss vorstellen, wie ihn die gegenwärtige Geschichte erfordert. Es fehlt noch an einer würdigen, unparteyischen und vollständigen Abschilderung seiner Gaben, Einsichten und schriftstellerischen Verdienste. Einen wenigstens nicht unbedeutenden Beytrag zu derselben wird die Geschichte der Theologie dieses Zeitalters mittheilen. Denn so sehr er auch, bisher als Sammler und Verfasser von Auszügen

76 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

gen dargestellt worden ist; so werden es doch eben seine theologischen Schriften zeigen, daß er keineswegs unter die gemeinen Handarbeiter gehört, öfters selbst gedacht und beobachtet, auch seine Griechische und Lateinische Sprachwissenschaft nicht unglücklich dazu angewandt hat. Auch nur von dieser Seite ihn genau kennen zu lernen, dazu ist keine einzige von so vielen Lebensbeschreibungen des Beda recht brauchbar. Die ältesten derselben, die von seiner Zeit an aufgesetzt wurden, (in Mabillon. Actis SS. Ord. S. Bened. Sec. III. P. I. p. 534. sq. in Actis SS. Antverp. T. VII. Maii, p. 718. sq. &c.) sind nicht viel mehr als Lobreden. Selbst die vom Mabillon hinzugefügte weit gelehrtere und ausführlichere betrachtet den Beda doch hauptsächlich nur als einen großen und heiligen Kirchenlehrer. Du Pin (Nouv. Biblioth. des Aut. Eccles. T. VI. pag. 86. sq.) hat ihn zwar nichts weniger als groß gefunden; behandelte ihn aber fast zu verächtlich, und eilte etwas zu flüchtig über die Titel seiner Bücher weg. Daher hat Rich. Simon einige nicht ungegründete Erinnerungen gegen ihn gemacht. (Critique de la Nouv. Bibl. des Aut. Eccles. de M. Du Pin, T. I. p. 279. sq.) Ueber die Richtigkeit der dem Beda in den gewöhnlichen Sammlungen beigelegten Schriften, hat niemand schärfere Untersuchungen angestellt, als Gudín; (l. c. p. 1681. sq.) vielleicht ist jedoch seine Kritik bisweilen etwas zu willkürlich und absprechend. Fabricius hat nicht wenig nützliche Anmerkungen über die Schriften des Beda, wenn gleich eben nicht über ihren Inhalt, gesammelt. (Biblioth. Lat. med. et inf. aet. T. I. p. 185 – 194. ed. Patav.) Die mühsamen Auszüge, welche Ceillier (Hist. génér. des Auteurs Eccles. T. XVIII. pag. 1. sq.) aus denselben gefertigt hat, sind, wie gewöhnlich, durch Wahl und Beurtheilung nicht zur Reife gebracht.

Das

Das Beste von dieser Art hätte man in einem großen Werke (Biographia Britannica) erwarten sollen, das dem Andenken berühmter Engländer von jedem Stande gewidmet ist. Allein die Lebensbeschreibung des Beda in demselben, die auch ins Deutsche übersetzt worden ist, (in der Sammlung von merkwürd. Lebensbesch. Viertem Theil, S. 71–135. Halle, 1757. 8.) enthält zwar, besonders in den sehr weitläufigen Anmerkungen, viele gute Erläuterungen über ihn, seine Schriften, Freunde und Zeiten; es wird unter andern gegen Mabillon und sonst mehrere wohl bewiesen, daß Beda kein Benediktinermönch gewesen sey; er wird nicht übel wider den Dü Pin und den sogenannten Vigneul-Marville vertheidigt; so wie überhaupt widersprechende Urtheile über ihn gesammelt werden. Dagegen vermißt man darinne sein Bild im Ganzen, und eine richtige Würdigung seiner Schriften.

Beda hatte den Isidorus an ausgebreiteten Verdiensten um die Wissenschaften übertroffen; ihn übertraf hinwiederum Alcuin, dessen Wirksamkeit so weit als die Herrschaft eines großen Fürsten gieng, der ihn unterstützte. Alcuin oder Alchuin war der eigentliche Name dieses so merkwürdigen Mannes; Glaccus und Albinus aber scheint er sich nur in Briefen an seine gelehrte Freunde genannt zu haben, denen er gleichfalls Namen aus dem Alterthum beylegte. Er kam, gegen die Mitte des achten Jahrhunderts, in der Englischen Provinz York auf die Welt. Der Mönch von St. Gallen (in Canis. Lect. antiq. T. II. P. III. pag. 57. ed. Basn.) macht ihn zwar zu einem Schüler des Beda; und die meisten Neuern haben es diesem Schriftsteller des neunten Jahrhunderts geglaubt. Da aber Alcuin, wenn er auch ein siebenzigjähriges Alter erreicht hat, doch erst um die Zeit, als Beda starb, ge-

78 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

J. n.
E. 8.
605
bis
814
 geboren worden ist; da er denselben nirgends, selbst wo er Gelegenheit dazu hatte, unter seine Lehrer zählt: so kann man jenem Mönche, dessen Nachrichten auch sonst nicht immer zuverlässig sind, nur so viel zugeben, daß Alcuin aus den Schriften des Beda seine Wissenschaft zum Theil geschöpft habe. Dagegen hindert es nichts, dem Verfasser der ältesten Lebensbeschreibung Alcuins, der seine Nachrichten vom einem Schüler desselben empfieng, (*Vita R. Flacci Alcuini Abbatis*, c. 1. pag. LX. sq. in *Alcuini Opp.* ed. Froben. T. I.) darinne zu folgen, daß derselbe, bis gegen sein zwölftes Jahr hin, in einem Kloster erzogen worden sey; wenn man gleich den Zusatz dieses mit der leichtgläubigkeit eines Mönchs schwülstig declamirenden Verfassers nicht eben so leicht annehmen kann, daß Alcuin, weil er lieber den Virgilius gelesen, als des Nachts Psalmen abgesungen habe, durch eine gedrohte persönliche Züchtigung böser Geister erschrockt, sich seitdem zu gottseeligern Gesinnungen gewandt habe. Er kam hierauf in die Schule Egberts, Erzbischofs von York. Dieser Prälat, ein Bruder des Königs von Nordhumberland, Eadbert, war ein Freund des Beda, der ihm in einem lesenswerthen Schreiben (in *Beda Opp. histor. Cantabr.* 1722. fol.) manche Rathschläge wegen seiner Würde, und der Verwandlung ausgearteter Klöster in Bisthümer, erteilte. Egbert hat auch einige Aufsätze hinterlassen: ein Gespräch über mehrere kirchliche Streitfragen; (*Dialogus de institutione ecclesiastica*, in *Harduini Act. Concill.* T. III. pag. 1979. sq.) Auszüge aus ältern Kirchenverordnungen; (*Excerptiones e dictis et canonibus SS. Patrum*, ib. p. 1961. sq.) und Vorschriften über die Kirchenbuße; (*Libelli poenitentialis pars*, in *Io. Morini Commentar. histor. de Sacramento Poenitentiae*, p. 568. sq. ed. Venet.) von welchen erst an

an einem andern Orte wird Gebrauch gemacht werden können. Für die Verbreitung der Wissenschaften sorgte Egbert durch eine zahlreiche Büchersammlung, welche von vielen genützt werden konnte, und besonders durch die bischöfliche Schule zu York, deren ersten Lehrer er selbst abgab. (Guil. Malmesb. de gestis Pontiff. Angl. L. III. pag. 153.) Unter dessen Anführung also legte Alcuin den Hauptgrund zu seiner Gelehrsamkeit; (Alcuini Epist. XXXVIII. pag. 53. T. I. ed. Froben. B. Alcuini vita, c. 2. p. LXI.) und nach dessen Tode im Jahr 766. oder 767. fuhr er fort, den Unterricht eines andern Lehrers an dieser Schule, Aelberts, zu genießen. (Ead. vita, c. 4. p. LXII.)

Sein alter Biograph (l. c. c. 5. p. LXIII.) läßt ihn um eben diese Zeit zum Leviten, das heißt, Diaconus, weihen; er nennt ihn vorher (c. 3. p. LXII.) einen wahren Mönch, ohne Mönchsgelübde, und giebt im geringsten nicht zu verstehen, daß er dieselben jemals abgelegt habe. Vielmehr sagt er ausdrücklich, (in Prologo, p. LX.) die Mönche sollten dem Abte von Aniane, Benedikt, und die Canonici dem Alcuin nachahmen. Dazu kommt noch, daß auch dieser selbst niemals in seinen Schriften von seinem Mönchsstande etwas gedacht, sondern immer nur den Namen eines Leviten angenommen hat. Gleichwohl haben Mabillon, und mit dessen, auch etlichen hinzugesetzten Gründen, der Fürst-Abt Frobenius, (Commentar. de vita Alcuini, c. 3. p. XIX. sq.) sich alle Mühe gegeben, ihn von seinen frühern Jahren an zu einem Mönche ihres, des Benediktinerordens, zu machen. Sie berufen sich vornehmlich darauf, daß er ein eigenes Mitglied der Kirche von York, in welcher bereits vor ihm das Mönchsleben gegründet worden war, gewesen ist; daß ihm von Karl dem Großen die Ver-

80 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

5.^{n.}
6.^{g.} Verbesserung der Mönche zu Tours aufgetragen worden; daß er überhaupt ungemeinen Eifer für die Förderung der Klosterzucht, auch eine kindliche Ehrerbietung gegen den heiligen Benedikt bewiesen hat; **814** und dergleichen mehr. Doch beide Gelehrte scheinen weder die bereits angeführten Einwürfe, noch diejenigen, die man ihren Gründen entgegen setzen kann, hinlänglich beantwortet zu haben. Alcuins langer Aufenthalt am Hofe, und die ganze Gestalt, in welcher er daselbst erscheint, vertragen sich eben so wenig mit dem Mönchsleben. Daher haben neuere Gelehrte es weit wahrscheinlicher gefunden, daß er einer von den gemeinschaftlich lebenden Clerikern, oder ein Canonici gewesen sey. Unter andern ist auch Longueval (Hist. de l'Eglise Gallicane, Tome V. p. 135. à Paris, 1733. 4.) dieser Meinung; er bestätigt sie dadurch, daß zu dieser Zeit nicht selten Canonici zu Äbten von Klöstern bestellt worden sind, und daß eben damals auch mit den Mönchen zu Tours eine Hauptveränderung vorgegangen ist, durch welche sie in jene Gattung von Clerikern umgebildet wurden.

Mit mehr Gewißheit weiß man, daß Alcuin endlich selbst Vorsteher der Schule zu York geworden ist, unter deren Schülern er der berühmteste war. Ob dieses bereits um das Jahr 758. geschehen sey, wie Mabillon (in Annal. Ord. S. Bened. L. XXIII. num. 37.) aus einer alten Erzählung, der es nicht an Glaubwürdigkeit fehlt, (Alfridi, Episc. Monasteriensis, vita S. Ludgeri, in Leibnitii Scriptt. Rer. Brunsvicens. T. I. p. 88.) geschlossen hat, kann man dahin gestellt seyn lassen. Nach eben dieser Erzählung aber, gieng Ludger, ein Mönch aus der Gegend des heutigen Utrecht gebürtig, nachmals der erste Bischof von Münster, als er auf einer Reise nach England, Alcuins

cuins Lehrfähigkeiten zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte, noch einmal in diese Insel hinüber, um sich von ihm in der Religionswissenschaft unterrichten zu lassen: und es könnte wohl seyn, daß diesem Beispiel mehrere Ausländer gefolgt wären. Besonders hatte Alcuin viele Angelsachsen zu Schülern. Der alte Verfasser seiner Lebensgeschichte zog dieselbe aus den Nachrichten eines derselben, Sigulf: (Prolog. l. c. p. LIX.) und dieser ist auch einer der merkwürdigsten; so wie er der älteste gewesen zu seyn scheint. Alcuin nahm ihn daher in der Folge zu seinem Mitgehülfen im Lehren an. Er selbst hatte in seiner Jugend die alten Philosophen und den Virgilius (die Lügen desselben nennt es sein unpoetischer Biograph, (in B. Alcuini vita, c. 10. p. LXVI.) gern gelesen; allein im höhern Alter legte er sie nicht allein selbst weg; sondern wollte sie auch von seinen Schülern nicht gelesen wissen. „Ihr habt genug an den göttlichen Dichtern, sagte er zu ihnen, und braucht euch nicht durch die üppige Beredsamkeit des Virgilius beflecken zu lassen.“ Diesem Verbote zuwider, verstattete Sigulf zweien von seinen Schülern heimlich das Lesen dieses Dichters. Aber Alcuin erfuhr es, verwies es ihm, und vergab ihm auch, mit einer Warnung aufs Künftige, nachdem ihm derselbe, zu den Füßen fallend, sein Vergehen Reuevoll bekannt hatte. Kleine Vorfälle; und doch von den wichtigsten Folgen: denn eben diese Verachtung der heidnischen Schriftsteller gab der Gelehrsamkeit überhaupt, auch bey dem besten Willen für dieselbe, einen bloß theologischkirchlichen Anstrich, unter welchem sie unmöglich frey und groß geduldet werden konnte.

Schon vor dem Jahr 766. scheint Alcuin, in Gesellschaft seines Lehrers Albert, durch das Fränkische Reich eine Reise nach Rom gethan, und auf derselben

82 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

ben Karln, dessen Vater, Pipin, damals noch regierte, bekannt geworden zu seyn. (Alcuini Ep. LXXXV. p. 126. Ep. CCXXII. p. 286. T. I. Opp. ed. Frob. Eiusd. Poema de Pontiff. et SS. Eccles. Eborac. v. 1457. sq. p. 256. T. II. Opp.) Nachdem Aelbert, als Erzbischof von York, im Jahr 780. gestorben war, folgte ihm in dieser Würde Eanbald, Alcuins Mitschüler. Dieser schickte ihn nach Rom, um das Pallium für ihn zu holen, und auf der Rückreise begegnete er im Jahr 781. dem Könige Karl zu Parma. Obgleich dieser Fürst schon seit einiger Zeit an die Wiederherstellung der Gelehrsamkeit in seinem Reiche Hand angelegt hatte; so erinnerte er sich doch an Alcuins Gaben zu lebhaft, als daß er nicht hätte suchen sollen, ihn zu gleicher Absicht in dasselbe zu ziehen. Alcuin bat sich dazu die Erlaubniß von seinem Erzbischof, aber auch von seinem Könige aus; die er aber nicht auf sein ganzes Leben erhielt, und kam vermuthlich im Jahr 782. vielleicht von einigen seiner Schüler begleitet, zu Karln. (B. Alcuini vita, c. 6. pag. LXIV.)

Von dieser Zeit an war er es hauptsächlich, den der große Fränkische König als seinen Lehrer, Rathgeber und Vertrauten, ja als seinen Vater ehrte. Daß Alcuin an allem, was derselbe über Religion, Kirche, Clerus und Gelehrsamkeit angeordnet hat, einen Hauptantheil gehabt habe, leidet keinen Zweifel. Daß er aber auch jene unter dem Nahmen Capitularia berühmten Gesetze dieses Fürsten, welche solche Angelegenheiten betrafen, aufgesetzt habe, ist freylich nur eine Muthmaassung, für welche sein neuester Biograph (Frobenius in Commentar. de vita Alcuini, pag. XXVIII.) eine Stelle aus des Benedictus Levita Sammlung der drey letzten Bücher von den gedachten Ge-

Gesetzen, (Capitular. L. V. Praef p. 805. T. I. ed. Baluz. a. 1677.) beybringt, worinne des Alcuin (Albinus magister, wie er auch in einem Schreiben Karls an die Mönche zu Tours, ibid. pag. 413. heißt,) als Sammlers derselben, Meldung geschieht. Da jedoch eben daselbst auch der Bischof Paulinus und andere Lehrer (magistri) genannt werden, welche auf Karls Befehl die Kirchengesetze gesammelt hätten: so kann ihm wenigstens kein ausschließender Antheil daran beygelegt werden.

Karl übergab ihm die Klöster Bethlehem oder Ferrieres in dem Bisthum Sens, und des heil. Lupus zu Treca, jetzt Troyes, zur Aufsicht. Nach ohngefähr acht Jahren bat er den König, der ihm die reichlichsten Einkünfte anbot, um die Vergünstigung, in sein Vaterland zurückkehren zu dürfen; kam aber, auf dessen dringendes Anhalten, um das Jahr 793. abermals in das Fränkische Reich, und erhielt von ihm nunmehr auch die Verwaltung der Abten des heil. Martinus zu Tours. (Vita B. Alcuini, l. c.) Es ist bereits in Karls Geschichte (oben S. 47. fg.) erzählt worden, wie viel er, durch Alcuins Einsichten, Rath, Thätigkeit und Schriften verstärkt, zur Aufnahme der Gelehrsamkeit, zur Bildung und Verbesserung des Lehrstandes, und der Religion selbst, unternommen hat. Zu dem, was hierüber von vervielfältigten oder neuberichtigten Handschriften, errichteten Bibliotheken, gestifteten oder erneuerten Schulen, und ähnlichen Anstalten, gemeldet worden ist, kann noch hinzugesetzt werden, daß Alcuin, nach dem alten Verfasser seiner Lebensgeschichte, (c. 12. p. LXVIII.) zum Gebrauche des Clerus auch eine Sammlung von Predigten der Kirchenväter ausgefertigt hat. Seinen im königlichen Palaste selbst gegebenen Unterricht (Schoia

84 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

^A
^{J. n.}
^{E. G.} Palatina) hat der neueste Herausgeber seiner Werke in
605 einem Kupferstiche abbilden lassen; (T. II. pag. 263.)
bis ohne daß dabey eine ältere Beschreibung zum Grun-
de läge.

814.

Religionsstreitigkeiten dieser Zeit, vergleichen die Adoptionistische und vermuthlich auch der Bilders-
streit waren, gaben ihm Veranlassung, seine Wissen-
schaft und seinen Eifer in mehrern Schriften zu zeigen.
Aber diese, wie die übrigen seiner theologischen Wer-
ke, können erst in einem andern Zusammenhange be-
schrieben werden. In seinen Büchern über die
Sprachlehre, Rechtschreibung, Redekunst und
die Tugenden, auch über die Dialektik, welche zum
Theil in Gesprächen abgefaßt sind; ingleichen in der
Beantwortung der ihm vom Pipinus über viele all-
tägliche Dinge vorgelegten Fragen, erkennt man
zwar den geschickten und faßlichen Lehrer; aber eben
nichts Vorzügliches, ja es giebt manche seichte oder
falsche Stellen darinne. Auf dieselben folgt in der
neuesten Ausgabe seiner Schriften (T. II. Vol. I. pag.
355. sq.) ein astronomisches Werkchen, das ihm
mehr Ehre macht. (de cursu et saltu Lunae, ac dis-
secto.)

Ist es übrigens eigene Wahl, nach der man sei-
ne Schriften liest: so wird man unter den allgemein
vor ächt erklärten seine Briefe allen andern vorzie-
hen. Die erstern sind in der neuen Ausgabe bis auf
zweyhundert und zwey und dreyßig vermehrt,
und nach der Zeitordnung gestellt worden. (Tom. I. p.
1 – 296.) Eine Anzahl derselben ist an Karl den
Großen gerichtet. Alcuin beantwortet mehrmals
gelehrte Fragen desselben; wie er, zum Beispiel, im
65ten Briefe, (pag. 85. sq.) es theils arithmetisch,
theils topisch und mystisch zu erklären sucht, warum
die

die vor der großen Fastenzeit hergehenden Sonntage, **Septuagesima, Sexagesima**, und so weiter, heiß- F. II.
C. G. sen; worauf aber Karl in seiner Antwort (Ep. 66. p. 609 88. sq.) noch mehr Zahlengeheimnisse in jenen Be- bis nennungen findet. In andern Briefen (Ep. 68. pag. 818. 93. sq. Ep. 70. 71. pag 99. sq.) belehrt er ihn über astronomische Gegenstände. Er zeigt ihm den Unterschied zwischen aeternum und sempiternum, perpetuum und immortale, seculum, aevum, und tempus; (Ep. 123. pag. 178. sq.) und antwortet auf die Frage: wem der Preis für unsere Erlösung gegeben worden sey? nicht dem Tode; sondern dem Erlöser selbst. (Ep. 126. p. 186.) Angelsächsischen Königen ertheilt er manche Ermahnungen; empfiehlt ihnen aber auch gutes Vernehmen mit seinem Könige. (Ep. 52. 53. p. 57. sq. &c.) Vielen Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten, Mönchen und andern Freunden, auch Frauenzimmern, schreibt er als Eiferer für Religion, Frömmigkeit und Kirchenzucht; erörtert von ihnen vorgelegte Fragen, wie folgende, ob man sagen dürfe, daß die heil. Dreieinigkeit eine Natur sey? (Ep. 122. p. 176. sq.) und giebt noch einmal einem Erzbischof von Trier, Rigbod, einen Verweis, daß er den Virgilius fleißiger lese, als die Evangelia. (Ep. 129. p. 193.) Wenn Alcuin sich der leicht hingleitenden und herzlichen Sprache der Briefe bedienen will: so schreibt er nicht unangenehm; obgleich immer im Kirchenlatein. Oft hingegen hascht er nach einem wißigerhabenen oder rührenden Ausdrucke, und wird durch frostige Künsteleyen und Schwulst mehr zum gangbaren Homileten. Man merkt es zu sehr, daß er, so wie Beda, und andere berühmte Schriftsteller dieser Zeit, sich nicht einen alten Römer, sondern einen Augustinus, Leo, Gregorius, und andere ihres gleichen, zu Mustern genommen habe. Doch mitten

86 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. unter diesem falschen Geschmack blickt ein so merkwürdiges
E. G. Hinaufstreben zu einem bessern, so viele vertrauliche
 605 Verbindung mit Menschen jedes Standes zu edeln
 bis Absichten hervor, daß man diese Briefe nicht ohne ei-
 814 nige Theilnehmung lesen kann.

Hin und wieder ergießt Alcuin in denselben sein Herz auch in eine Anzahl Verse. Er hat aber außerdem viele größere und kleinere Gedichte in mancherley Versarten hinterlassen. (Opp. T. II. Vol. I. p. 201 – 258.) Ihr poetischer Werth ist sehr mittelmäßig; wenig Erfindung, meistens eine leichte Versification, zuweilen ein dichterisches Bild, nicht selten Fehler in der Sprache, auch wohl im Sylbenmaße, vereinigen sich darinne zum Ausdrucke frommer Empfindungen. Da ein großer Theil derselben Inschriften auf die Bibel, für Kirchen und Klöster, oder zu Ehren der Heiligen sind: so haben sie auch ziemlich den Ton von Kirchenliedern. Einige machen Schreiben an Karl, und andere Grabschriften, Sinngebichte und Räthsel aus. Das beträchtlichste und längste (Poema de Pontificibus et Sanctis Ecclesiae Eboracensis, l. c. p. 241 – 258.) enthält brauchbare Nachrichten über die Erzbischöfe von York, besonders die Lehrer des Alcuin, und den Zustand der Wissenschaften in seinem Vaterlande. Zwar wird es ihm nur mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit zugeschrieben; doch ist es kein Einwurf dagegen, daß er selbst darinne (v. 1551.) unter den alten christlichen Dichtern genannt wird: denn dieses ist offenbar durch ein Versehen der Abschreiber geschehen, die vermuthlich aus Alcinus (oder dem Dichter Avitus,) Alcuinus machten.

Auch Alcuins historische Schriften sind zum Theil in Verse eingekleidet; er hat sie alle dem Andenken von Heiligen gewidmet. (Opp. T. II. pag. 158 – 200.)

200.) Darunter ist erstlich der heilige Martinus von Tours, von dessen Leben und Wundern schon Sulpicius Severus mehr, als man zu wissen verlangt, erzählt hat. Aus dessen Nachrichten hat Alcuin einen kurzen unbedeutenden Auszug gemacht, und noch eine Predigt über den Tod des Heiligen hinzugefügt. Vollständiger ist das Leben des heil. Vedast, Bischofs von Arrebatum, jetzt Arras, bis zum Jahr 540. gerathen. Alcuin bearbeitete auch hier eine ältere Lebensbeschreibung, die einiges zur Erläuterung der Fränkischen Geschichte beiträgt; ob sie gleich mit unzuverlässigen, auch wohl albernen Wundergeschichten, (wie wenn der Heilige durch das Kreuzeszeichen Biergefäße plagen macht, die mit teuflischen Zaubereyen angesteckt waren,) angefüllt ist. Die Lebensbeschreibung des Fränkischen Priesters Richar, die der Verfasser auf Verlangen Karls des Großen schrieb, hat nichts Ausgezeichnetes; aber die vierte, das Leben Willibrords, der unter den Friesen das Christenthum gepredigt hat, und Bischof zu Utrecht geworden ist, prosaisch, homiletisch und poetisch abgemalt, ist merkwürdiger.

Nach und nach wurde Alcuin unter allen diesen Beschäftigungen alt und fränklich. Er bat daher Karl, ihm zu erlauben, daß er bey dem heil. Bonifacius, in dem von ihm gestifteten Kloster zu Fulda, seine übrigen Tage, nach der Regel des heil. Benedikt, fern von weltlichen Angelegenheiten, zubringen dürfte. Allein er mußte noch länger am Hofe bleiben. Endlich, nachdem ihm das Kloster zu Tours anvertraut worden war, wurde ihm im Jahr 796. vergönnt, sich in dasselbe zu begeben. (B. Alcuini vita, c. 8. pag. LXIV. Alcuini Epist. 101. pag. 151.) Hier führte er unter den Mönchen eine sehr verbesserte Ord-

88 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

J. n.
E. G.
605
814 nung ein, indem sie weit von ihrer Regel abgewichen waren; legte aber auch eben daselbst eine Schule an, in welcher er mit großem Eifer lehrte, und aus welcher mehrere berühmte Gelehrte des neunten Jahrhunderts, wie Rabanus, Saimo und Amalarius, hervorkamen. Aber auch diesen Arbeiten, und der Sorge für andere ihm untergebene Klöster, scheint er, wie man aus zweien seiner Briefe (Ep. 175. 176. p. 236. sq. T. I. Opp.) schließt, sich seit dem Jahr 800. entzogen zu haben, um, bey seiner vermehrten Schwächlichkeit, mehr sich selbst zu leben, und sich zu seinem Tode vorzubereiten, der im Jahr 804. zu Tours erfolgte.

Wenn Alcuin gewöhnlich der größte Gelehrte seiner Zeit, und besonders des Fränkischen Reichs, der verdienteste unter allen um die Wissenschaften, heißt: so darf man dabey nicht vergessen, wie sehr wenig seine Zeitgenossen gewußt haben, und in welchen tiefen Schlaf selbst derjenige Stand, der sich solcher Kenntnisse allein rühmte, größtentheils versunken war. Allerdings zündete er, zu seinem immerwährenden Nachruhm, ein Licht an, das wenigstens eine angenehme Morgendämmerung hervorbrachte; in einem Jahrhundert, wo man des vollen Tages genoß, würde er kaum bemerkt worden seyn. Aber seine Betriebsamkeit, ein Zeitalter, wie das damalige war, zum Studieren und Denken aufzufordern; und in einem so großen Theil von Europa, welcher unter Fränkischer Herrschaft stand, unter Menschen von mehreren Klassen Wißbegierde und Hülfsmittel für dieselbe, auszubreiten, muß doch eben darum sehr Verdienstvoll genannt werden, weil er bey nahe der einzige war, der es thun konnte und wollte. Seine Gelehrsamkeit reichte gerade dazu hin, um über viele Wissenschaften und Künste

Künste die ersten Begriffe mitzutheilen; Quellen derselben anzuweisen, und einige nicht unglückliche Anwendungen derselben zu machen. Hätte sich nicht auch bey ihm alles immer mehr auf theologischkirchliche Einsichten und Fertigkeiten eingeschränkt: so wäre seine Wirksamkeit auf den Geist seiner Zeitgenossen noch ungleich edler und größer geworden. Dieses hinderte ihn eben, in einer nicht geringen Bekanntschaft mit den alten Römern, seinen Geschmack, ja selbst seine Sprache, zu einem mäßigen Grade von Feinheit auszubilden. Von Griechischer Sprachkunde mag er ohngefähr so viel verstanden haben, daß er die daraus gezogenen Erläuterungen für die Bibel der darinne geübten lateinischen Kirchenväter benützen konnte. Ob er vom Hebräischen mehr als einzelne Wörter gekannt habe, ist noch sehr zweifelhaft. Der herrschenden Glaubenslehre, -oder, welches einerley ist, dem Augustinus und andern der vornehmsten lateinischen Kirchenlehrer getreu, entwickelte er auch jene und vertheidigte sie gegen neuere Angriffe. Mit welchem Rechte man ihm aber einen sehr merkwürdigen Schritt in einem besondern Buche zur Verminderung des christlichen Aberglaubens bengelegt habe, wird erst in der Geschichte der Religionsstreitigkeiten dieser Zeit untersucht werden können.

lange Zeit gab es nur eine einzige ziemlich vollständige Sammlung von Alcuins Werken, die vom Andreas Duchesne, (oder, wie er seinen Namen auf dem Titel selbst übersezte, Quercetanus,) zu Paris im Jahr 1617. Fol. herausgegebene. Er hat die meisten dieser Schriften zuerst, die übrigen verbessert und vermehrt, drucken lassen, auch eine wohlgerathene Lebensbeschreibung des Verfassers vorangesetzt. Die älteste, welche bisher oft gebraucht worden ist, fehlt

90 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

J. n.
E. G.
605
bis
814.
 auch in dieser Ausgabe nicht; die Wunder und Weissagungen, die dem Alcuin barinne beygelegt werden, kann man freylich nicht nachschreiben. Aber seit jener Sammlung hatten Martene, Mabillon, Baluze und andere, noch so viele Schriften, Briefe und Gedichte Alcuins entdeckt und bekannt gemacht, daß eine neue Ausgabe, welche alles ihm zugehörnde in sich faßte, immer nothwendiger wurde. Daher faßte der Fürst-Abt von St. Emmeram zu Regensburg, Frobenius, desto mehr den Entschluß, dieselbe zu veranstalten, weil sich in der Bibliothek seines Klosters mehr als neunhundertjährige Handschriften von Alcuins Aufsätzen fanden, durch welche manche derselben beym Düchesne berichtigt und ergänzt werden konnten. Ein Benediktiner in dem Kloster S. Michael an der Maas, Ildesonsus Catelinot, der eine neue Ausgabe dieses Schriftstellers schon in der Handschrift vollendet hatte, aber nicht zum Drucke befördern konnte, überließ ihm alles, was er dazu gesammelt hatte. Der Cardinal Passionei unterstützte ihn durch neue Beyträge aus dem Vatikanischen Bücherschätze; von andern Gelehrten bekam er noch reichlichere. So wurde er endlich in den Stand gesetzt, seine Ausgabe von Alcuins Werken im Jahr 1777. zu Regensburg in zwey Foliobänden abdrucken zu lassen. In dem ersten Bande stehen die Briefe, mit hundert und neun und zwanzig vorher unbekannten vermehrt; ferner die exeggetischen, dogmatischen und polemischen Werke, unter welchen man auch manches erhebliche Neue antrifft. Den zweyten Band eröffnen die liturgischen Schriften; auf diese folgen Alcuins Leben der Heiligen, seine Gedichte, und Abhandlungen theils über die freyen Künste, theils über Philosophie und Astronomie. Da der Herausgeber sich die Benediktiner Ausgaben der Kirchenväter zum Muster vorgesetzt hat:

so

so hat er auch beynahe jeder Schrift eine historischkritische Einleitung vorgesetzt. Es mangelt darinne auch nicht an einzelnen guten Erläuterungen in Anmerkungen; so wie auch an besondern Abhandlungen über gewisse theologische Bücher, sowohl von dem Herausgeber, als von andern Gelehrten; die erst anderswo angezeigt werden können. Den rückständigen Raum des zweyten Bandes (p. 369 – 606.) füllen die zweifelhaften und untergeschobenen Schriften Alcuins. Unter jenen liest man zwar das berühmte Glaubensbekenntniß, von dem hier noch keine Nachricht gegeben werden kann; allein der Abt Frobenius ist doch von der Aechtheit desselben völlig überzeugt. Aus der zweyten Klasse verdient keine Schrift angeführt zu werden, da sie augenscheinlich unächt sind, folglich auch wegbleiben konnten. Dagegen hat man mit Recht erinnert, daß weder das Homiliarium Caroli M. das Alcuins ältester Biograph ihm zueignet; noch selbst die berühmte in Karls des Großen Namen aufgesetzte Streitschrift wider die Bilderverehrung, wenn sie gleich der Herausgeber seinem Schriftsteller abspricht, aus dieser Sammlung hätten weggelassen werden sollen. Sie gereicht übrigens allerdings seiner Gelehrsamkeit, seinem eifrigen Fleiße, und seiner gemäßigten Beurtheilung zur Ehre. Er hat unter andern noch den beiden oben genannten Lebensbeschreibungen Alcuins eine von ihm neu, auch mit vieler Genauigkeit und Vollständigkeit verfertigte beigelegt, und den Lehrbegriff desselben abgezeichnet; über den sich aber noch mehr Bestimmtes sagen ließe. Mit diesen Nachrichten können noch diejenigen verbunden werden, welche Du Pin, (Nouv. Bibl. des Aut. Eccles. T. VI. p. 120. sq.) wiewohl nicht sehr fruchtbar; Fabricius, (Biblioth. Lat. med. et inf. aevi, T. I. pag. 51. sq. ed. Pat.) und besonders Rivet, (Hist. lit-

~^~
J. n.
E. G.
405
bis
814.

^{3. n.}
^{6. 6.} littér. de la France, T. IV. pag. 295. sq.) vom Al-
cuin gegeben haben.

605
bis

§14. Abendländern die Wissenschaften und Künste stützten. Sie brachten zwar keine einzige derselben höher empor, oder auch nur zu derjenigen Höhe zurück, zu welcher sie schon ehemals unter den Christen gestiegen waren; aber sie bewahrten doch dieselben vor ihrem völligen Falle, und machten, daß sie sich im Ganzen wieder zu regen anfingen. Von den Griechen wurde, außer der theologischen Gelehrsamkeit, in diesem Zeitalter vornehmlich die Geschichtsbeschreibung mit nützlichem Fleiße betrieben. Auf den Prokopius und Agathias, welche im sechsten Jahrhunderte die Reihe der Byzantinischen Geschichtschreiber mit Ruhm angeführt hatten, folgte jetzt um das Jahr 629. Theophylaktus Simocatta auf eine nicht unwürdige Art. Dieser Aegyptier, der zu Constantinopel bürgerliche Ämter bekleidete, beschrieb die Geschichte des Kaisers Mauritius vom Jahr 582. bis 602., in acht Büchern. Sie ist am besten mit der Uebersetzung des Jesuiten Jacob Pontanus, und seinen Anmerkungen, auch einem kleinen Glossarium, von Carl Annibal Fabroti zu Paris im J. 1647. in Folio ans Licht gestellt, und in dieser Gestalt zu Venedig im Jahr 1729. nachgedruckt worden. Der Verfasser schickt ein Gespräch zwischen der Philosophie und Geschichte voraus, in welchem sich beide dazu Glück wünschen, daß sie, nachdem ihnen die tyrannische Regierung des Phokas beynahe den Untergang verursacht hatte, durch den Heraclius und den Patriarchen Johannes ein neues Leben und alle vorige Würde erlangt hätten. Darauf folgt noch ein kleiner Vorbericht von der Vortrefflichkeit und dem Nutzen der

der Geschichte; sie wird als die angenehmste und allgemeine Lehrerin aller Menschen dargestellt. Das Werk selbst, welches in Handschriften auch eine allgemeine Geschichte heißt, (entweder, weil darinne die Geschichte mehrerer Nationen verbunden ist; oder, weil die Griechen, nach Gewohnheit der alten Römer, die Geschichte ihrer Kaiser als eine Geschichte der Welt angesehen wissen wollten,) läßt von Seiten der Glaubwürdigkeit und Vollständigkeit beynahe nichts zu verlangen übrig; ausgenommen etwan dieses, daß der Verfasser nichts von dem Fehltritte jenes Kaisers sagt, der, nach dem Theophanes, (Chronogr. pag. 235. ed. Paris.) durch die Weigerung, ein sehr geringes Lösegeld für zwölftausend seiner gefangenen Soldaten zu zahlen, nicht allein die Ermordung derselben, sondern auch sein eigenes Unglück verursacht haben soll. Man hat wohl aus diesem seinem Stillschweigen geschlossen, daß die Erzählung, welche in spätern Jahrhunderten auch Nicephorus (Hist. Eccl. L. XVIII. c. 38.) wiederholt, falsch seyn möchte. Allein Theophylaktus scheint die Absicht gehabt zu haben, Liebe und Mitleiden gegen das Andenken und traurige Ende des Mauritius zu erneuern; und jene Nachricht würde eine ganz entgegengesetzte Wirkung gethan haben. In der That erzählt er selbst, (L. VIII. c. 12. p. 213. ed. Paris.) daß, als er den Einwohnern von Constantinopel aus seinem Werke die Hinrichtung des Mauritius und seiner Kinder vorgelesen habe, alle Zuhörer in Thränen ausgebrochen wären. Photius, der einen Auszug dieser Geschichte hinterlassen hat, (Biblioth. Cod. 65. p. 81 – 100. ed. Rothom.) tadelt nur daran die zu gekünstelte und figurliche Schreibart. Die physischen Fragen mit ihren Beantwortungen, von eben diesem Schriftsteller, hat Bonav. Vulcanius, mit den medicinischen Problemen

men des Arztes Cassius, zu Leyden im Jahr 1596.
 J. n. 12. drucken lassen: und seine sittlichen, ländlichen
 E. G. und verliebten Briefe sind in die Aldinische und
 605 Genfer Sammlung Griechischer Briefe eingerückt
 bis 814 worden. Mehr Nachrichten von ihm haben Sante
 (de Byzantinar. rer. Scriptt. Graec. L. I. c. 9. p. 186.
 sq.) und Fabricius (Biblioth. Graec. Vol. VI. pag.
 280. sq.) gesammelt.

Um eben diese Zeit, in den spätern Jahren des
 Heraclius, wurde ein anderes historisches Werk fort-
 gesetzt und vollendet, dessen erster Verfasser unter dem
 Kaiser Constantius gelebt hatte. Die neuern Ge-
 lehrten, welche es nach und nach ans Licht stellten, ha-
 ben demselben mehrere Nahmen (Fasti Siculi, Chro-
 nicon Alexandrinum,) beygelegt; seinen eigentlichen
 und richtigen hat es erst vom Carl du Fresne erhal-
 ten, der es am vollständigsten und genauesten, mit ei-
 ner vortrefflichen Vorrede und sehr gelehrten Numera-
 fungen, unter der Aufschrift: Πασχάλιον, seu Chro-
 nicon Paschale, a mundo condito ad Heraclii Imp.
 annum 20, zu Paris 1688. Fol. herausgegeben hat.
 Diesen Nahmen hat es von der Osterberechnung, auf
 welche das Werk gegründet, ja welche es noch mehr
 als eine Chronik ist. Es ist schon öfters in dieser Ge-
 schichte (Th. IV. S. 157. fg. Th. V. S. 353. fg. der
 2ten Ausg. Th. X. S. 215. Th. XVI. S. 178. fg.)
 von diesen astronomisch-chronologischen Untersuchungen
 und Bestimmungen, auch von dem verschiedenen Ge-
 brauche derselben, gehandelt worden, so weit es zur
 Kenntniß mancher sich darauf beziehender Schriftten
 nöthig war. Aber eine für die Gelehrten ganz be-
 friedigende Nachricht von denselben hat du Fresne in
 der erstgenannten weitläufigen Vorrede mitgetheilt.
 Jene Berechnungen, welche nach dem Lauf der Sonne
 und

und des Mondes angestellt wurden, machten es notwendig, bis auf den Ursprung der Welt zurück zu gehen: und so sind die Osterchroniken für kirchliche und bürgerliche Zeitrechnung entstanden. Auch im gegenwärtigen Zeitalter haben Maximus unter den Griechen, (*Enarratio christiani Paschatis*, in Petavi Vranologio, pag. 113. sq. Paris. 1630. fol.) und in der lateinischen Kirche Beda, (*de ratione temporum, et de natura rerum*,) diese Berechnungsmethode erklärt und benützt. Diese Chronik also, eine chronologisch-historische Sammlung, die zum Theil aus manchen ältern Werken zusammengetragen ist, gewährt doch für die spätern christlichen Jahrhunderte, durch manche sonst nicht vorkommende Nachrichten, gute Brauchbarkeit. Du Fresne hat dieselbe beträchtlich vermehrt, indem er noch eine große Anzahl chronologischer Belege und Ausrechnungen aus Handschriften und gedruckten Büchern beifügte, deren Verzeichniß man bey Fabricius (*Biblioth. Graec. Vol. VI. p. 143. sq.*) finden kann.

Gegen den Anfang des neunten Jahrhunderts unternahm es ein Abt zu Constantinopel, Georgius Syncellus, ein Zeitbuch der Weltgeschichte zu schreiben. Seinen Beynahmen (*Σύγκελλος*) führt er davon, weil er des Patriarchen Tarasius in jener Hauptstadt gleichsam in Einer Cella mit ihm lebender Vertrauter und Gehülfe in der Verwaltung seines Amtes, (eine Art von Coadjutor) war. Von dieser bedeutenden Würde in der Griechischen Kirche hat mein werthester Freund, Hr. Prof. Klausing, in einer eigenen Abhandlung (*de Syncellis*, L. 1755. 4.) einen vollständigen Begriff gegeben. Doch Georgius kam in seiner Chronik, durch den Tod verhindert, nicht weiter, als bis auf die Regierung des

Dio.

96 Zweunter Zeitraum. Fünftes Buch.

Diokletianus, oder bis zum Jahr 285. Unterdes-
sen ist sie auch in dem Umfange, den er durchgegangen
hat, schätzbar genug. Denn er hat ältere Schriften,
bis und darunter nicht wenige jetzt verlorne, besonders die
Chronik des **Eusebius**, fleißig gebraucht; Auszüge
aus denselben, und Berichtigungen über sie erteilt;
vorzüglich aber auf die Feststellung der Zeitrechnung
alle Sorgfalt gewandt. Man ist ihm daher Nachsicht
schuldig, wenn er gleich anfänglich, und in der Folge
öfters, zu sehr den Theologen macht; oder zu leichtgläu-
big ist, und ohne schärfere Beurtheilung sammelt. Noch
da dieses Werk nur in der einzigen Handschrift in der kö-
niglichen Bibliothek zu Paris vorhanden war, mußte es
Joseph Scaliger bey seiner Bearbeitung der Chronik
des **Eusebius**, (in *Thesauro temporum*,) ungemein
wohl zu benützen; verbesserte viele Stellen des Textes;
nahm sich aber doch auch manche willkührliche Freyhei-
ten in Absicht auf denselben. Endlich gab der Domi-
nikaner, **Jakob Goar**, das Werk zu Paris im J.
1652. Fol. mit seiner lateinischen Uebersetzung, mit
zahlreichen Erläuterungen und chronologischen Tafeln,
auch nicht ohne **Scaligers** Bemühungen, theils zu
gebrauchen, theils zu berichtigen, heraus. Nur ist
der Druck dieser schönen Ausgabe etwas fehlerhaft
gerathen.

Was **Georgius Syncellus** nicht zu Stande
gebracht hatte, das leistete sein Freund **Theophanes**.
Dieser, dem sein Vater, ein ansehnlicher Mann zu
Constantinopel, große Reichthümer hinterlassen hat-
te, wurde deswegen von dem Kaiser in seiner frühe-
sten Jugend genöthigt, die Tochter eines vornehmen
Mannes zu heyrathen. Allein er wußte sie, gleich
nach getroffener Vermählung, dahin zu bringen, daß
sie beide in vollkommener Enthalttsamkeit, und unter
gott.

gottseeligen Uebungen, leben sollten; von seinem Vermögen war er mildthätig gegen die Armen. Als die Kaiserinn Irene zur Regierung gekommen war, hob er seine Ehe auf, und beide giengen in ein Kloster. Er bauete sich nachher selbst eines in der Sigrianischen Landschaft, dessen Abt er wurde. Doch unter einem der folgenden Kaiser, Leo dem Armenier, änderte sich das Schicksal der Bilderverehrer, von welchen Theophanes bisher einer der eifrigsten gewesen war. Der Kaiser suchte ihn vergebens durch Glimpf auf andere Bestimmungen zu lenken. Er ließ ihn daher im Jahr 815. oder 816. ins Gefängniß werfen, und, nachdem er zwey Jahre darinne zugebracht hatte, auf die Insel Samothrace verweisen; wo er bald nach seiner Ankunft starb. Diese ausgestandenen Leiden haben ihm den Beynahmen des Bekenners erworben; es sind ihm sogar Wunder zugeschrieben worden. Theophanes hat die Chronik des Syncellus vom Jahr 285. bis zum Jahr 813. fortgesetzt. Eigentlich besteht seine Arbeit aus zwey Theilen. Den erstern macht die umständliche Erzählung aus; der andere enthält in dieselbe eingewebte chronologische Tabellen nach verschiedenen Zeitberechnungen; überhaupt aber so voll von Unrichtigkeiten, daß man sie kaum vor seine Arbeit erkennen darf. Seine Geschichte hat allerdings einen nicht geringen Werth, so viele merkwürdige und zuverlässige Nachrichten hat er aus ältern Quellen, oder aus eigener Kenntniß, aufbehalten: und dieser Werth würde noch größer seyn, wenn der Verfasser weniger abergläubisch und parthenisch in allem, was die Verehrung der Heiligenbilder, ihre Beschüßer und Gegner betrifft, geschrieben hätte. Oudin (Comment. de Scriptt. Eccl. ant. T. II. p. 20.) hat ihm zwar dieses Werk deswegen abgesprochen, weil er, ein in der Nähe von Constantinopel lebender, darinne die Alex-

XIX. Theil. G pandria

zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

...Zusammensetzung beobachtet; sich in einer ... Schreibart ausgedrückt; öf- ... und Widersprüche, vornehmlich ... Fehler begangen habe. Aber diese ... Gründe haben doch keinen Ein- ... Auch um diesen Schriftsteller hat ... durch Berichtigung des Textes und ... sehr verdient gemacht. Da ... als er seine Ausgabe desselben ab- ... so hat dieses nicht allein sein ... Franz Combefis (zu Paris, 1654. ... sondern auch andere eben so brauchbare ... und eine alte Griechische Lebensbe- ... oder vielmehr enthusiastische Lobschrift des ... Man muß mit derselben ... Buch (P. I. c. 11. p. 200. sq.) ... Nach dem Fabricius (l. c. p. 151.) hat ... Andreas Bosc entdeckt, daß die Geschichte ... mit Hülfe einer Handschrift zu ... weit mehr verbessert, zum Theil auch ... erscheinen könnte.

Nach ein Zeitgenosse des Syncellus und Theos-
trophus, gehört auch in diese Reihe
Synesius, ein griechischer Geschichtschreiber. Er war eine
Zeit lang kaiserlicher Geheimschreiber; verließ aber
das Amt, um sich in einem Kloster einzuschließen. Aus
diesem wurde er im Jahr 806. gezogen, und zum
Bischof von Constantinopel ernannt. Doch
Theostrophus war ebenfalls ein eifriger Bilderverh-
er. Die Gegenparthen bekam wieder die Oberhand:
er verlor also seine Würde im Jahr 815. und mußte
für den Rest seines Lebens in einem Kloster auf der Insel Pro-
soponza zubringen, wo er im Jahr 828. starb.
Theostrophus, dessen Gelehrsamkeit sehr gerühmt, und
der

Geschichtschreib. Nicephor. u. Isidorus. 99

der zugleich wegen der erlittenen Verfolgung als ein Heiliger angesehen wird, schrieb einen Auszug der Geschichte des Griechischen Reichs, vom Tode des Kaisers Mauritius im Jahr 602. bis auf den Tod des Constantinus, im Jahr 775. Der Jesuit Dionys. Petavius hat es mit einer lateinischen Uebersetzung, und mit seiner würdigen Anmerkungen, zu Paris im Jahr 1648. Fol. herausgegeben. Es ist freylich hin und wieder eine gar zu kurze Geschichte; auch fehlt es darinne nicht an Spuren des heftigen Widerwillens ihres Verfassers gegen die Feinde der Bilderverehrung; dennoch wird es den übrigen Quellen der Geschichte dieser Zeiten mit Recht an die Seite gesetzt. Seine Schreibart gefiel dem Photius, (Biblioth. Cod. LXVI. p. 100.) bis auf die etwas übertriebene Kürze, vorzüglich. Eben dieser Patriarch hat auch eine kurzgefaßte Chronographie hinterlassen, die von Adam bis auf den Kaiser Michael und seinen Sohn Theophilus geht: zusammengesetzt aus chronologischen Verzeichnissen von Patriarchen, Königen, Kaisern, Kaiserinnen, Bischöfen von Alt- und Neu-Rom, auch andern mehr, und mit einem biblischen Canon geschlossen. Diese Sammlung, die auch einigen Nutzen hat, ist Boars vorhergedachter Ausgabe des Syncellus (p. 393 - 420. ed. Paris.) beygedruckt worden. Von dem Leben des Nicephorus hat Sanke (l. c. c. 12. p. 223. sq.) sehr ausführlich gehandelt.

Wie viel in diesen beiden Jahrhunderten die Gelehrten der Abendländer zum Anbau der Geschichte beygetragen haben, ist zum Theil schon an den Beispielen des Isidorus, Beda und Alcuin gezeigt worden. Dem ersten unter diesen folgte Isidorus oder Isidorus, auch Alfonsus oder Alonsus genannt,

Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

L. A. 2.
F. G.
605
bis
814
 nennt, in einer ähnlichen Arbeit nach. Dieser Spanier hatte den Isidorus zum Lehrer; war mehrere Jahre Abt eines Klosters in seiner Vaterstadt Toledo, und vom Jahr 657. bis an seinen im Jahr 667. erfolgten Tod, Erzbischof eben dieser Stadt. Ob ihm gleich einer seiner nächsten Nachfolger in diesem Amte, Justinianus, ungemeine Lobsprüche beylegt; (post Ildefons. de Scriptt. Eccles. p. 65. ed. Fabric.) so lehren es doch seine Schriften selbst, daß seine Wissenschaft sehr mäßig gewesen, und seine gerühmte Beredsamkeit nur ein halbreiner gezwungenet Ausdruck ist, der sich vergebens empor zu schwingen sucht. Ein frommer leichtgläubiger Glaubenseiferer, nach der Weise seiner Zeiten, war er desto mehr; auch besonders einer der häufigsten Verehrer der Jungfrau Maria. Uebrigens hat seine Fortsetzung von einer Schrift des Isidorus, (Liber de Scriptt. ecclesiast. capp. 14. apud Fabric. in Biblioth. Eccles. post Isidor. Hispal.) immer einigen Nutzen; wenn gleich die Schriftsteller, von welchen er Nachricht giebt, wenn man seinen Lehrer und Gregorius den Großen ausnimmt, meistens nur solche sind, an denen der Nachwelt nicht viel gelegen ist, und er auch besser genau zu beurtheilen nicht verstand.

Zu gleicher Zeit mit ihm lebte in dem benachbarten Fränkischen Reiche ein, wie es scheint, gebornet Burgunder und Sachwalter, (Scholasticus) Stedegarius, der auch einiges Brauchbare für die Geschichte sammlete. Seine lateinische Chronik vom Anfange der Welt bis zum Jahr 641. oder bis zum zwenten Regierungsjahre des Fränkischen Königs Rodwigs II. besteht aus fünf Büchern. Die ersten drey, welche bis zum Jahr 561. gehen, sind aus dem Julius Africanus, Eusebius nach der Uebersetzung

setzung des Hieronymus, und andern alten Chronikenschreibern, gezogen. Sie bedeuten am wenigsten, und sind unter einer ganz andern Aufschrift, (*Collectio historico-chronographica*, in Canisii Lect. antiq. T. II. pag. 154. sq. ed. Basn.) erhalten worden. In dem vierten Buche hat der Verfasser einen ergänzenden Auszug aus der Fränkischen Geschichte des Gregorius von Turonum bis zum Jahr 584. mitgetheilt. (ibid. p. 195. sq. et in Greg. Turon. Hist. Francor. p. 541. sq. ed. Ruin.) Das fünfte aber ist eine Fortsetzung des eben gedachten Geschichtschreibers, vom Jahr 584. bis 641. (apud Ruinart. l. c. p. 595. sq.) So schlecht seine Schreibart ist, die oft ins Barbarische fällt; so schwach seine historische Kritik, und so unzuverlässig seine Nachrichten über die ausländische Geschichte sind; so ist er doch in der ältesten Fränkischen Geschichte, nach dem Gregorius, ein unentbehrlicher Führer. Es giebt auch vier Fortsetzungen seines Werks, bis zum Jahr 768. die man gleichfalls beym Ruinart (p. 663 – 704.) findet.

Nicht zwar Geschichtschreiber; aber nützlicher für Geschichte und Urkundenwissenschaft, als mancher historische Stoppler der mittlern Jahrhunderte, ist der Fränkische Mönch Marculf in eben diesem Zeitalter geworden. Er trug um das Jahr 660. oder vielleicht noch früher, die Vorschriften zur Abfassung von Urkunden und feyerlichen Aufsätzen aller Art zusammen. (*Formularum Libri duo.*) An dem elenden Latein erkennt man freylich wiederum sein unwissendes Jahrhundert, dessen Sprache er sogar copiren mußte. Doch dankt man ihm auch für den Fleiß, durch welchen er schon damals den Kanzleyen und Gerichten so viele Dienste erwiesen haben mag; die Nachkommenschaft aber mit einem nicht geringen Theil der bürgerlichen

102 Zweuter Zeitraum. Fünftes Buch.

J. n.
E. G.
605
bis
814
gerichtlichen und kirchlichen Verfassung jener Zeit, mit der Einrichtung der Schenkungsbriefe an Kirchen und Klöster, auch einer Menge anderer Ausfertigungen, Verträge, und dergleichen mehr, so genau bekannt gemacht hat. Die vorzüglichste Ausgabe dieser diplomatischen Formeln hat Hieronym. Bignon, königl. Generaladvokat bey dem Parlament zu Paris, mit trefflichen Anmerkungen besorgt, durch welche das mannichfaltige Licht, das sie zu geben im Stande sind, erst recht hell geworden ist. Den Anfang dazu machte er schon im Jahr 1613.; aber seine vollkommnere Ausgabe, mit andern solchen alten Formeln, ingleichen mit der Sammlung Salischer Geseze (Liber Legis Salicae) und ähnlichen Zusätzen vermehrt, ist erst nach seinem Tode, zu Paris im Jahr 1665. in Quart, ans Licht gestellt worden. Diese Ausgabe, nebst andern ähnlichen Formeln, welche Lindenbrog (in Cod. Legg. antiqu. p. 1205. sq. Francof. 1613. fol.) bekannt gemacht hatte, hat Baluze in seine berühmte Sammlung (Capitull. Regg. Franc. T. II., pag. 369. sq. ed. a. 1677.) eingerückt.

Gegen das Ende dieses Zeitalters aber that sich der Langobarde Paulus Diaconus, wie er gewöhnlich genannt wird, durch historische und andere gelehrte Arbeiten hervor. Paul Winfried, Warnefrieds Sohn, war sein eigentlicher Name: und neben der Stelle eines Diaconus zu Aquileja, oder im Patriarchate dieses Namens, bekleidete er noch das Amt eines Notarius (welches ziemlich so viel als Kanzler war,) bey dem letzten Könige der Langobarden, Desiderius. Mit diesem wurde er auch im J. 774. von Karl dem Großen gefangen ins Französische Reich fortgeführt. Freyere Reden, welche er sich daselbst erlaubte, zogen ihm eine Verweisung auf die
die

die Inseln des Adriatischen Meeres zu. Doch da die Tochter seines ehemaligen Königs, Adelberga, die er unterrichtet hatte, jetzt mit einem kleinen Fürsten Arichis, Herrn von Benevent im untern Italien, vermählt war, fand er Mittel, sich unter ihren Schuß dahin zu begeben. Nach einigen Jahren gieng er in das benachbarte Benediktinerkloster Monte Cassino, in welchem er gegen den Anfang des neunten Jahrhunderts sein Leben geendigt hat. Karl wandte ihm in spätern Jahren, vermuthlich weil er erst seine Gaben kennen lernte, seine Gewogenheit in einem vorzüglichen Grade wieder zu. Man hat noch drey lateinische Gedichte unter Karls Namen, an ihn als Mönch gerichtet, in welchen er ihm dieses sehr lebhaft zu erkennen giebt. (inter Alcuini Carmina supposit. Carm. 7. 8. 9. p. 551. sq. T. II. Opp. Alcuini, ed. Froben.) Noch gewisser ist es, daß ihm dieser König, wie man an einem andern Orte sehen wird, eine für die damaligen Religionsteher sehr nothwendige Sammlung zu verfertigen aufgetragen hat. Er ließ überdieß durch ihn, so wie durch Alcuin, verbesserte Handschriften nützlicher Bücher veranstalten: und Paulus ist einer der ersten gewesen, der in denselben die genauere Beobachtung von Unterscheidungszeichen eingeführt hat, welche beynahe ganz abgekommen war. Sein Leben hat im zwölften Jahrhunderte Petrus Diaconus, auch ein Mönch zu Monte Cassino, (de viris illustribus Casinensibus, c. 8. cum annotatt. Io. Bapt. Mari, Romae, 1655. 8. Par. 1666. 8. et in Fabricii Biblioth. Eccles. p. 167. sq. post Anonym. Mellic.) beschrieben; aus welchem und andern Quellen mehrere von den Meistern, zum Beispiel Daniel Wilhelm Möller, (Diff. de Paulo Diacono, Altorf. 1686. 4.) Gudin, (Comment. de Script. Eccl. ant. T. I. p. 1923. sq.) und Fabricius, (Biblioth.

3. n.
2. G.
605
bis
814.

104 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

Lat. med. et inf. Latin. T. V. p. 210. sq. ed. Patav.)
 ihre Nachrichten geschöpft.

605
 bis

814. Paulus Diaconus war einer von den überaus seltenen Langobarden, die sich einigen Ruhm durch Gelehrsamkeit erwarben. So gut die Verfassung und Polizen ihres Reichs in Italien war; so wenig hat sich doch die Nation durch Fortgang in den Wissenschaften ausgezeichnet. Gehindert hat sie denselben eben nicht; Schulen, Büchersammlungen, Bischöfe und Mönche, welche dieselben benützten, gab es von ältern Zeiten her in ihrem Gebiete immer fort. Man liest auch bei dem eben gedachten Paulus, (de gestis Langobard. L. VI. c. 7. pag. 899. ed. Grot.) daß ihr König Cunibert einen berühmten Sprachlehrer in seinem Reiche, Felix, mit freygebigen Proben seiner Gewogenheit überhäuft hat: und Denkmäler der Künste haben sie genug errichtet. Aber eine herrschende Neigung zur Gelehrsamkeit erweckten ihre Könige und Großen nicht: entweder, weil ihre Regierung meistens kriegerisch und unruhig war; oder, weil sich der Unterschied der Langobarden in der Religion von den katholischen Einwohnern Italiens lange Zeit erhielt. Unterdessen geschah es doch auf Verlangen der Langobardischen Prinzessin Adelberga, einst der Schülerinn des Paulus, daß er zu ihrem Gebrauche ein historisches Handbuch aufsetzte, das noch unter dem Nahmen Historia miscella vorhanden ist. Er legte dabei den Auszug der Römischen Geschichte vom Eutropius bergestalt zum Grunde, daß er in den ersten elf Büchern nur hin und wieder einige Zusätze demselben beysetzte; in den fünf folgenden aber die Geschichte bis zum Kaiser Justinianus fortsetzte. Vom siebzehnten Buche an, bis zum vier und zwanzigsten, oder bis zum Jahr 806. soll dieses Handbuch vom

vom Landulphus Sagar im vierzehnten Jahrhun-
 derte, wie man glaubt, fortgeführt worden seyn. F. n.
E. G.
 lein im Grunde ist es ungewiß, wie vielen Antheil je-
 der dieser beiden Fortsetzer daran genommen habe. bis
 Diese wirklich vermischte, an Wahl der Begebenhei-
 ten und Schreibart sich sehr unähnliche Geschichte hat
 selbst für die spätern Jahrhunderte, da sie größt-
 theils Uebersetzung des Theophanes ist, nur einen
 sehr mäßigen Nutzen. Nach den durch einige Hand-
 schriften berichtigten Ausgaben des Heinrich Cani-
 sius, (zu Ingolstadt, 1603. 8.) und Jan. Gruter,
 (in Scriptt. Hist. Aug. p. 771. sq. Hanov. 1611. fol.)
 hat sie Muratori (in Scriptt. Rer. Ital. T. I P. I. p.
 1. sq.) noch kritischer bearbeitet, und durch Anmer-
 kungen erläutert.

Weit schätzbarer ist die Langobardische Ge-
 schichte des Paulus Diaconus. (de gestis Lango-
 bardorum Libri sex.) Ihm verdankt man es, was
 man von der Geschichte dieser berühmten Nation in ei-
 nem vollständigern Zusammenhange, und aus ihren
 einheimischen Nachrichten weiß. Sie erstreckt sich bis
 auf ihren König Luitprand, der im Jahr 744. ge-
 storben ist. Es kommen zwar auch manche aben-
 theuerliche und fabelhafte Erzählungen, ingleichen
 Wundergeschichten, wie man sie damals gewohnt war,
 darinne vor; nicht selten wünscht man, daß sie frucht-
 barer seyn möchte; auch empfiehlt sie sich eben nicht
 durch ihre Schreibart. Doch für alles dieses wird
 man durch die Glaubwürdigkeit des Ganzen, und viele
 einzelne Merkwürdigkeiten, schadlos gehalten. Unter
 andern Ausgaben dieser Geschichte, ist die in eine
 Sammlung des Grotius eingerückte (Historia Go-
 thorum, Vandalorum et Langobardorum, p. 741 -
 932. Amstel. 1655. 8.) schon richtig genug gerathen.

106 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

Noch mehr hat sie durch neuverglichene Handschriften
 vom Muratori, und Anmerkungen vom Horaz.
 Bianchi, gewonnen. (in Murator. Scriptt. Rer. Ital.
 T. I. P. I. p. 395. sq.) Eine kleine Ergänzung dieser
 Geschichte, die auch vom Paulus herrühren soll, bis
 zum Untergange des Langobardischen Reichs, ist
 in der eben genannten Sammlung (T. I. P. II. p. 181.
 sq.) befindlich. — Als Biograph Gregors des
 Großen ist er schon in dessen Geschichte (Th. XVII.
 S. 354.) beurtheilt worden. — Seine kurze Ge-
 schichte der Bischöfe von Metz, (Gesta Episcop-
 p. Metensium, in Duchesn. Scriptt. Rer. Franc. T. II.
 p. 202. sq. und in der Hist. eccles. et civile de Lor-
 raine, par Calmet, T. I. Preuves, p. 51–60.) sollte
 zwar nicht mit der Absendung des Clemens, eines
 Schülers des Apostels Petrus, nach Metz, und ähn-
 lichen Erzählungen, anfangen; enthält aber doch auch
 einiges Brauchbare. — Er hat überdieß aus dem
 Werke eines berühmten Römischen Sprachlehrers
 (Sexti Pompeii Festi LL. XX. de verborum veterum
 significatione) einen Auszug (Epitoma) verfertigt, des-
 sen beste Ausgaben zu Venedig 1560. 8. und zu Paris
 1575. 8. ans Licht getreten sind. — Von seinen
 noch übrigen Briefen und Gedichten braucht nicht
 viel gesagt zu werden, da sie keine besondern Vorzüge
 besitzen. Unter den letztern ist eine Grabschrift auf
 Karls des Großen Gemahlinn Hildegard, (in Al-
 cuini Carmin. supposit. p. 553. T. II. Opp.) und ein
 Lobgedicht auf den heil. Benedikt, das er selbst
 in seine Langobardische Geschichte (L. I. c. 26. p. 766–
 769. ed. Grot.) eingeschaltet hat.

Dichter von dieser Art, oder nicht viel bessere,
 finden sich noch mehrere in diesem Zeitalter. Einer der
 erträglichsten war Georgius Pisides, Diatonus,
 Chars

Dichter, Mathematiker u. Aerzte. 107

Chartophylax, (oder Archivarius,) und Referendarius (oder Geschäftsträger) der Kirche zu Constantinopel, um das Jahr 630. Sein jambisches Gedicht von 1880 Versen über die Schöpfung, (*Ἐξάνμερον ἡ Κοσμογγῆλα*,) hat Friedr. Morel F. n.
E. G.
605
bis
814. nebst einem andern von 261. Jamben, von der Eitelkeit des Lebens, in gleichem Sylbenmaasse übersezt, zu Paris im Jahr 1585. 4. drucken lassen. Zwey andere sehr kleine Gedichte von ihm, auf eine Kirche der Jungfrau Maria zu Constantinopel, stehen unter andern in der Griechischen Bibliothek des Fabricius. (Vol. VII. pag. 693. sq.) Etwas mehr würde vermuthlich die Geschichte gewonnen haben, wenn Claud. Maltret, wie er versprochen hatte, drey andere Gedichte dieses Schriftstellers: vom Lobe des Heraclius, vom Kriege dieses Kaisers mit dem Chosroës, und vom Kriege der Avaren an den Mauern von Constantinopel, ans Licht gestellt hätte.

Ueberhaupt waren es noch die Griechen, welche den Rest ihrer alten Gelehrsamkeit in neuen Schriften retteten; wenn sie gleich nur selten etwas Eigenes von Bedeutung hinzufügten. Hero, ein Mathematiker, der auch in den ersten Zeiten des siebenten Jahrhunderts gelebt haben soll, schrieb über die Messkunst, von der Abtheilung der Erde, über Kriegsmaschinen und Belagerungen, auch andere Bücher, deren Ausgaben oder Handschriften Fabricius (Biblioth. Graec. L. III. c. 24. p. 594. sq.) verzeichnet hat. — Zween Griechische Aerzte giengen besonders glücklich auf dem Wege fort, den die großen Meister ihrer Kunst gebahnt hatten. Der eine, Theophilus, ein Mönch, den man ebenfalls in die Zeiten des Heraclius setzt, brachte das treffliche Werk des Galenus, von dem

dem Bau des menschlichen Körpers, in einem Aus-
 zug; entwarf einen Commentarius über die Aphoris-
 men des Hippokrates; war auch der erste, der in
 einem eigenen Buche, und nach seinen Beobachtun-
 gen die Lehre vom Harne erörterte. (Hist. de la Médecine, par I. Freind, Prém. Partie, p. 132. à Leide, 1727. 4. Fabric. Biblioth. Graec. Vol. XII. p. 648. sq.) Der andere, Paulus, mit dem Bepnahmen Aegineta, weil er aus der Insel Aegina gebürtig war, wurde gegen das Jahr 670. noch berühmter. Obgleich sein Handbuch der Arzneykunst in sieben Büchern aus den ältern Griechischen Aerzten gezogen ist; so hat er es doch auch mit seinen Erfahrungen bereichert. Er hat vorzügliche Verdienste um die Wundarzneykunst, in welcher er manches Verfahren zuerst beschrieben hat; war auch der erste Arzt, der sich mit der Hebammenkunst beschäftigte. (Freind l. c. p. 109. sq. &c. Fabricius l. c. p. 575. sq.)

Auch die zeichnenden und bildenden Künste waren noch hauptsächlich unter den Griechen in vielen Denkmälern übrig; wenn gleich ihr Geschmack an denselben viel von seiner alten Feinheit verloren hatte. Italien, sonst an Kunstwerken so reich, verlor derselben in diesem Zeitalter noch immer mehrere. Im J. 663. kam der Kaiser Constans nach Rom, und führte alle daselbst vorhandene Denkmäler von Erz, sogar die ehernen Dachziegel des Pantheon, dieses alten Tempels, der ehemals allen Göttern, und nun allen Märtyrern gewiedmet war, jetzt aber unter dem Nahmen Maria Rotonda bekannt ist, nach Syracusa fort. Alle diese und viele andere solcher Schätze fielen nach wenigen Jahren den Arabern in die Hände, welche sie, bey ihrer Plünderung Siciliens, nach Alexandrien schleppten. (Paul. Diac. de gest. Langobard. l.

L. V. c. 11. 13. p. 873. 875. ed. Grot.) Auf der andern Seite ließ Karl der Große Säulen und Marmor von Rom und Ravenna nach Aachen bringen, um in diesem seinem geliebten Hauptsitze eine prächtige Kirche erbauen zu können. (Eginhart. de vita Caroli M. c. 26. p. 120. ed. Schünk.) Daß unter dessen Baukunst und Bildhauerkunst selbst im Langobardischen Gebiete, außer diesen aber auch Mahlerey und Musivische Arbeit zu Rom und in andern Gegenden Italiens, fleißig bearbeitet worden sind, beweisen Denkmäler, die sich noch aus diesem Zeitalter, manche freylich nach einer fehlerhaften Zeichnung, erhalten haben. (Jagemanns Gesch. der freyen Künste und Wissensch. in Italien, Zweyter Band, S. 585. fg.) In den morgenländischen Gegenden des Griechischen Kaiserthums scheint der stürmische Eifer der Feinde von Heiligenbildern zwar eine Menge mittelmaßiger Gemählde; aber auch manche Schönheiten der Kunst zerstört zu haben. Doch kamen selbst in Ländern, wo man bey nahe gar keine Erfindsamkeit mehr erwartet, künstliche Proben derselben zum Vorschein. Hieher gehört, allem Ansehen nach, die Nachtuhr, welche der Römische Bischof Paulus der erste im Jahr 757. dem Fränkischen Könige Pipin zum Geschenke überschickte; (in Cennii Monum. Domin. Pontif. sive Cod. Carolino, T. I. p. 148.) wenn sich gleich ihre Einrichtung nur muthmaäßig angeben läßt. Kunstreicher war ohne Zweifel diejenige Uhr, die der berühmte Chalif Harun Al Raschid, (aus welchem die Jahrbücher von Sukda, Annal. Francor. Fuldens. ad a. 807. pag. 18. in Freheri Scriptt. Rer. German. T. I. und andere Fränkische Schriftsteller, selbst Eginhard, de vita Car. M. c. 16. p. 79. einen Aaron, König von Persien, machen,) Karls dem Großen schenkte; und die man wohl auf die Rech-

5. n.
E. G.
605
bis
814.

605
 814.

Rechnung Griechischer Künstler im Gebiete dieses Arabischen Fürsten schreiben darf. Sie war ungemein schön von Messing gearbeitet, und faßte zwölf Kugeln von Erz in sich, deren eines jedesmal beim Ablauf einer Stunde auf ein klingendes Instrument herabfiel, dessen Schall die Anzahl der Stunden anzeigte; zugleich kam ein darinne befindlicher Ritter aus einem von den zwölf Fenstern der Uhr hervor, und schloß dasselbe zu. (Annal. Fuldens. l. c.) In eben dem Jahre, in welchem Pipin das gedachte Geschenk von Rom erhielt, bekam er ein anderes von dem Griechischen Kaiser Constantinus: die erste Orgel, die man im Fränkischen Reiche gesehen hatte. (Annales iidem ad a. 757. p. 9. l. c.) Ohngefähr hundert Jahre später aber war man in Ostfranken bereits so geübt in diesem Instrument, daß damals sogar der Papst Johann der achte einen Bischof von Freysingen bat, ihm eine recht gute Orgel, und mit derselben einen Künstler, der sie geschickt zu spielen verstehe, zu übersenden. (in Baluzii Miscellan. Libr. V. p. 490. Paris. 1700. 8.) Vielleicht war dieser Künstler sogar ein Mönch, oder anderer Geistlicher: denn man muß es gestehen, daß in diesen Jahrhunderten besonders die Mönche der Abendländer, weil sie für ihren Unterhalt nicht, wie die morgenländischen, zu sorgen hatten; nach und nach sehr reichliche Einkünfte genossen, auch mit dem Bau und der Ausschmückung ihrer Klöster und Kirchen sich eifrigst beschäftigten, durch alles dieses gereizt worden sind, sich der Baukunst, Bildhauerkunst, Mahleren, und andern Künsten, bisweilen mit einem nicht schlechten Erfolge, zu widmen.

Nur den letzten Platz in der Gelehrtengegeschichte dieses Zeitalters verdient die Bearbeitung der lebenden Sprachen unter den Christen. Ohne diese ver-
 fei-

feinert, zum Dienste der sinnreichen Künste und Wiss-
 senschaften mit glücklicher Lenkbarkeit angewandt zu
 haben, hat niemals eine Nation auf diesem Felde ir-
 gend einen beträchtlichen Vorsprung gewonnen. Hier bis
 sieht man also auch ein Haupthinderniß, welches die
 abendländischen Europäer schon allein darauf zurückge-
 halten haben würde, wenn auch nicht so viele andere
 ihnen im Wege gestanden hätten. Die Griechen, wel-
 che seit mehr als tausend Jahren die gebildeteste unter
 allen Sprachen hatten, redeten und schrieben zwar lange
 nicht mehr in derselben wie ihre alten Muster; selbst die
 Zumischung einer Menge lateinischer Wörter, und die
 kirchliche Technologie, hatten ihr ein neues und nach-
 theiliges Ansehen gegeben. Allein ihre unbefleckte
 ehrwürdige Schönheit war doch in unzähligen Schrif-
 ten noch vorhanden: und wenn es gleich der theolo-
 gischascetische Geschmack dieser Zeiten nicht erlaubte,
 daß sie fleißig abgeschrieben, gebraucht und nachgeahmt
 wurden; wenn Chrysostomus, ja wohl gar die Ver-
 fasser der Lausischen Geschichte und der geistli-
 chen Wiese weit mehr gelesen und studiert wurden,
 als Plato und Polybius; so fehlte es doch auch
 Schriftstellern von dieser höhern Classe niemals ganz
 an Verehrern. Die mit ihnen gemeinschaftliche
 Sprache, und der Schimmer ihres alten Ruhms,
 sicherten die Griechen überhaupt vor einer völligen Bar-
 baren und Unwissenheit. Ganz anders verhielt es sich
 mit den Deutschen Nationen, welche jetzt über den
 blühendesten Theil des westlichen und südlichen, ehe-
 maligen Römischen, Europa herrschten. Sie hatten
 in denselben Sprachen mitgebracht, welche nichts we-
 niger als durch den Ausdruck edlerer Kenntnisse ge-
 schmeidig, reich und wohlklingend geworden waren.
 An Statt in ihren neuen Besizungen, neben andern
 Vortheilen, welche sie von den gesittetern, gelehrten
 und

112 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

[^]
^{J. n.}
^{E. G.}
605
bis
814. und christlichen Römern annahmen, auch diesen zu er-
werben, erfolgte gerade das Gegentheil. Ihre Spra-
chen blieben ziemlich in der alten Entfernung von al-
lem, was gelehrt, wißig und geschmackvoll heißen konn-
te. Von Römischen Clerikern und Mönchen in der
Religion unterrichtet; mit der lateinischen Sprache
bald bekannt; gewohnt an das darinne abgefaßte Re-
ligionscerimoniel des öffentlichen Gottesdienstes; end-
lich auch nach Nationalvorurtheilen geneigt, es dem
Clerus zu glauben, daß Laien keiner Gelehrsamkeit be-
dürften; sahen sie gleichgültig zu, indem nur die eben
gedachte Sprache zum schriftlichen Vortrage der Wis-
sensschaften und Künste gebraucht wurde. Auch die
Deutschen also, welche Schriftsteller wurden, bedien-
ten sich derselben. Es war freylich das ausgeartetste,
elendeste Latein; allein der Clerus würde geglaubt ha-
ben, der Ehre seines Standes etwas zu vergeben,
wenn er in der allgemein verständlichen Landessprache
geschrieben hätte: nicht zu gedenken, daß die Schrift-
steller dieses Standes hauptsächlich auch für denselben,
und in möglichster Beziehung der Begebenheiten auf
dessen Gesinnungen und Rechte, die Feder ansetzten.
So klagte zwar der erste Geschichtschreiber der Fran-
ken, Gregorius, Bischof von Turonum, wie man
anderswo (Th. XVI. S. 66. fg.) gelesen hat, über den
gänzlichen Verfall der Wissenschaften in seinem Va-
terlande; bat aber doch gleich im Anfange seiner Ge-
schichte die Leser, nur aus zu fühlbarem Bedürfnisse,
im Verzeihung, wenn er wider die Sprachlehre ge-
fehlt haben sollte. (si aut in litteris aut in syllabis
grammaticam artem excessero, de qua adplene (nach
andern Handschriften, plene, oder adprime,) non sum
imbutus. Hist. eccles. Francor. L. I. p. 5. ed. Ruin.)
Eigentlich war es ein seltsamer Widerspruch, in der
Sprache der Römer schreiben zu wollen; und doch ihre
Wis-

Wissenschaften und Schriften so sehr zu verachten, als man es schon seit dem vorhergehenden Zeitalter that; wodurch sich der Clerus außer Stand setzte, sich auch nur deutlich in jener Sprache auszudrücken.

J. n.
C. G.
605
bis
814.

Sie litt jedoch eben so sehr durch die Deutschen selbst, deren Lehrer sie weder zur Ausbildung ihrer Landessprachen, noch zur feinern Kenntniß der lateinischen, anführten. Da sie die letztere nur im täglichen Leben zu üben anfiengen: so behandelten sie dieselbe nach und nach in der Aussprache, in Beugungen und Endigungen, durch veränderte Bedeutungen der Wörter, und Einmischung von Deutschen, so willkürlich; auch näherten sich einander von der einen Seite die besiegten Römer, Italiäner, Gallier und Spanier, die ohnedem schon längst nicht mehr das alte Römische sprachen; von der andern aber die siegenden Gothen, Vandalen, Franken und Langobarden, auf diesem Wege so natürlich, daß daraus nichts anders als neue Mundarten, und endlich neue Sprachen entstehen konnten. Lauter noch mehr verunstaltete Töchter einer bereits seit Jahrhunderten sich nicht mehr ähnlichen Mutter. Unter denselben, die eben in diesem Zeitalter merklich aufgewachsen sind, hat die Italienische Sprache, sowohl weil sie der lateinischen am ähnlichsten geblieben, als weil sie, allem Ansehen nach, am frühesten entsprungen ist, den ersten Platz. Die Schriftsteller nannten sie eine Zeit lang auch die gemeine lateinische, wie Giannone bemerkt hat; (Bürgerl. Gesch. des Königr. Neapel, Erster Theil; S. 313.) und es ist wahrscheinlich, daß die Langobarden selbst, nicht bloß die ursprünglichen Landeseinwohner, wie er glaubt, viel zu ihrer Entstehung beigetragen haben. Ueberhaupt war es das sogenannte Vaulatein, (*Lingua Romana rustica*.) das heißt, die

114 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

von dem gemeinen vermischten Haufen verstümmelte
 F. n. Römische Sprache, welche die Grundlage des Italia-
 L. G. nischen, Französischen, Spanischen und Portugiesi-
 605 schen abgegeben hat. Dieses verdorbene und gleich-
 814 sam Provincial-Latein, neben welchem die Deutschen
 Fürsten und der ansehnlichere Theil ihrer Nation ihre
 eigenthümliche Mundart sprachen, wie Freher (ad
 Formulam foederis Ludovici et Caroli Regg. p. 76.
 in Rer. German. Scriptt. T. I. Argentor. 1717. fol.)
 gezeigt hat, ist zu dieser Zeit vornehmlich aus der
 Fränkischen Geschichte bekannt. Eine auf Befehl
 Karls des Großen im Jahr 813. zu Tours gehal-
 tene Synode verordnet, (Can. 17. in Harduini Actis
 Concill. T. IV. p. 1025.) daß jeder Bischof die von
 ihm zu haltenden Predigten recht deutlich ins Bauern-
 Latein, oder ins Deutsche, das heißt in die Fränk-
 ische Sprache, (in rusticam Romanam linguam, aut
 Theodiscam,) übersetzen soll, damit sie von jedermann
 verstanden werden mögen. Und gleich nach Karls
 Zeiten kommt die älteste Urkunde, in diesen beiden
 Sprachen aufgesetzt, zum Vorschein. (apud Freher.
 l. c. p. 72. sq. ex Nithardo.) Man nannte daher auch
 nachmals dieses verfälschte Latein, le Roman, la lan-
 gue Romance, le language Romain: und so wie sich
 die Französische Sprache daraus entwickelte, so legten
 auch die Spanier ihrer auf gleiche Art erwachsenden
 Sprache einen ähnlichen Namen bey. Weil unter-
 dessen diese Römisch seyn sollende Mundart doch immer
 gebildeter und allgemein verständlicher war, als jede
 Deutsche: so schrieben die ersten Französischen Dichter
 ihre belustigenden Erzählungen in derselben, die davon
 den Namen Romanen erhielten. (Traité de l'ori-
 gine des Romans, par M. Huet, p. 135. sq. Sept.
 Edition, à Paris, 1693. 12.) Solchergestalt erzeug-
 ten sich zwar jetzt die neuern Europäischen Sprachen,
 welche

welche ihren lateinischen Ursprung an der Stirne tragen; es herrschten auch theils neben denselben, theils durch sie in manchen Ländern verdrängt, mehrere Deutsche Mundarten oder Sprachen. Aber viele Jahrhunderte gehörten dazu, um beide Classen, die von dem Range versfeinerter, gelehrter und Büchersprachen durch die vermeinte eigentliche lateinische, oder im Grunde durch die Kirchenlatinität, zurückgehalten wurden, in die Geschmeidigkeit, den Wohlklang, die Bestimmtheit, Fülle und Zierlichkeit zu versetzen, welche ihnen jetzt eigen sind. Was also bey Nationen, welche christlich wurden, das Erste hätte seyn sollen, durch neue und erhabene Begriffe auch ihre Sprachen zu veredeln, und diese in Verbindung mit Wissenschaften und Künsten zur Vollkommenheit schneller zu befördern, das ist in der That das Letzte geworden.

J. n.
E. G.
605
bis
814

Fortpflanzung der christlichen Religion.

Ein solcher Zustand der Sprachen, der Künste und Wissenschaften, im siebenten und achten Jahrhunderte, scheint zum voraus eben nicht das günstigste Licht auf die Ausbreitung des Christenthums in denselben zu werfen. Sollte dasselbe einer sehr aufgeklärten, forschenden und wißigen Nation angetragen werden: so waren offenbar die Lehrer desselben weniger als jemals geschickt, es zu empfehlen. Sollten aber durch diese Veli-

2

sten

116 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

gion nur kriegerische Völker mit wenig geläuterten Kenntnissen beschenkt, und allmählich zu mildern Sitten geleitet werden: so wurden nicht allein ihre Absichten äußerst unvollkommen erreicht; sondern es war auch zu befürchten, daß unwissende oder kaum halbgelehrte Lehrer derselben bloß eine Gattung des Aberglaubens und der sinnlichen Religiosität gegen die andere eintauschen lassen möchten. Oder sollte endlich, was der Geschichtlichkeit der Glaubensboten fehlte, hier durch Zwang und Waffen, dort durch Wunder und andere unmittelbare Wirkksamkeit Gottes ersetzt werden: so wurde für den Geschichtschreiber, der es begreiflich machen wollte, wie das Christenthum unter Völkern, die gar keine Neigung zu demselben spüren ließen, eine allgemeine Aufnahme gefunden habe, der Knoten mehr zerhauen, als aufgelöst. Doch, um nicht eingenommen darüber zu urtheilen, ist es genug, bloß die erweislichen Absichten und Bewegungsgründe, Mittel und Wirkungen der Heidenbefehrungen dieses Zeitalters zu erzählen.

Am Ende des sechsten Jahrhunderts war von dem Römischen Abte, Augustinus, und vierzig Mönchen; welche ihn begleiteten, in dem Angelsächsischen Königreiche Kent ein glücklicher Anfang zur Einführung des Christenthums gemacht worden; obgleich, wie man anderswo (Th. XVI. S. 269. fg.) gesehen hat, von Seiten jener Lehrer mehr Eifer als Wissenschaft; bey den Befehrten aber der Einfluß einer gebohrnen christlichen Fürsinn auf ihren Gemahl, den König Ethelbert; die Macht seines Beyspiels für die Unterthanen, und die gefällige Umschaffung ihrer Tempel und Opfer, das meiste gethan haben. Wie wenig fest dieser gelegte Grund gewesen sey, zeigte sich, als Ethelbert um das Jahr 616. gestorben war.

Sein

Sein Sohn und Nachfolger Radbald weigerte sich, das Christenthum anzunehmen; darauf fielen nicht wenige seiner Unterthanen auch von demselben ab, die sich aus Furcht vor seinem Vater, oder aus Liebe zu demselben, dazu bekannt hatten. Er wurde dafür, schreibt Beda, der vornehmste Führer in dieser Geschichte, (Hist. Eccl. gent. Anglor. L. II. c. 5. p. 121. Cantabr. 1643. fol.) durch häufigen Wahnwitz, und einen bösen Geist, der in ihn fuhr, von Gott bestraft. Unterdessen verloren sich die Hoffnungen der Christen, auch in der Nachbarschaft so sehr, daß die Bischöfe von London und Rochester, Mellitus und Justus, schon ins Fränkische Reich zurückkehrten. Laurentius, Erzbischof von Canterbury, der Nachfolger des Augustinus in diesem Amte, war im Begriff, ihnen zu folgen; ließ sich aber vorher noch sein Bett in der Kirche der Apostel Petrus und Paulus machen. Nachdem er hier unter Gebet und Thränen eingeschlafen war, erschien ihm Petrus; geißelte ihn eine Zeit lang, und fragte ihn mit apostolischem Ernste, warum er die ihm anvertraute Heerde verlassen, und wem er die Schaafe Christi mitten unter den Wölfen überlassen wollte? Zugleich erinnerte er ihn an sein Beispiel, der für die neuentstandene Gemeinde Christi so viele leiden, und selbst den Tod ausgestanden habe. Aufgemuntert durch diese Vorstellungen gieng Laurentius, sobald der Morgen angebrochen war, zu dem Könige, und ließ ihm seinen von Schlägen zerfleischten Körper sehen. Radbald konnte es kaum glauben, daß jemand einen solchen Mann so sehr gemißhandelt haben sollte. Als er aber hörte, daß dem Erzbischof dieses wegen seiner Seeligkeit widerfahren sey, gerieth er in große Furcht; hob die Ehe, in welcher er mit seiner Stiefmutter lebte, auf; ließ sich taufen, und beförderte den christlichen Glauben auf alle Art.

605
bis
814

118 Zweunter Zeitraum. Fünftes Buch.

7. n.
E. G.
605
814 rief auch die beiden Bischöfe zurück, die sich geflüchtet hatten; gleichwohl konnte Mellitus sein Amt nicht wieder zu London antreten, weil die Einwohner dieser Stadt lieber beim Götzendienste blieben, und der König nicht, wie sein Vater, mächtig genug war, ihnen den Bischof wider ihren Willen aufzudringen. Doch bekannte sich mit ihm der größere Theil seiner Unterthanen zum Christenthum. (Beda l. c. c. 6. p. 123 sq.) Es wird vermuthlich mehrere Leser geben, welche jene nächtliche Maaßregeln des Apostels Petrus sehr verächtlich finden, und was Laurentius davon erzählte, vor seine eigene Erfindung halten werden, der sich selbst gegeißelt haben möchte, um durch einen so fürchterlichen Bericht und Anblick, gerade für den Gesichtskreis eines Königs von Kent eingerichtet, ein entscheidendes Mittel zu seiner Umstimmung zu versuchen. Auf diese Erklärung läßt sich in der That nicht viel antworten. Aber auch der übrige Fortgang des Christenthums unter den Angelsachsen, und was zur Befestigung des Ansehens ihrer Lehrer geschah, ist durchgängig wundervoll. Bei jeder von solchen Erzählungen, (davon die merkwürdigsten doch nicht übergangen werden können, wenn der Geist dieser Befehrungen, und auch Beda, der sie beschrieb, kenntlich gemacht werden soll,) die aus ihnen selbst hervorspringenden wichtigen Zweifel anzuführen, würde sehr überflüssig seyn. So ließ sich der vorge dachte Mellitus, der nach dem Tode des Laurentius, Erzbischof von Cantebury, oder, wie man damals noch sagte, Doroburnum, geworden war, bei einer in dieser Stadt weit um sich fressenden Feuersbrunst, an den Ort tragen, wo sie am stärksten wüthete, und brachte es durch sein Gebet dahin, daß sie gleich wieder aufhörte. (Beda l. c. c. 7. pag. 125. sq.) Unterdessen war es erst Radbalde Sohn, Earconbert, der, nachdem er
im

Vollige Befehrung d. Angelfachsen. 119

im Jahr 640. den Thron von Kent bestiegen hatte, den Götzendienst in seinem ganzen Reiche abschaffte, und das vierzigstägige Fasten anbefahl: beides unter gedrohten Strafen. (Beda l. c. L. III. c. 8. p. 181. sq.)

5. n.
E. G.
605
bis
814

Nordhumberland, oder das Reich derjenigen Angeln, welche, wie Bēda sagt, (l. c. L. II. c. 9. p. 129.) an der nördlichen Seite des Flusses Humber wohnten, war nunmehr das nächste in der Heptarchie, (so wie das mächtigste unter allen,) welches zum Christenthum trat. Edwin, König desselben, verlangte Eadbalds Schwester Ethelburga, sonst auch Tate genannt, zur Gemahlinn; bekam aber die Antwort, es sey nicht erlaubt, ein christliches Frauenzimmer einem Heiden zur Ehe zu geben, damit nicht der Glaube und die Sakramente des himmlischen Königs, durch Verbindung mit einem in der wahren Religion Unwissenden, entheiligt würden. Er versprach darauf, daß er nichts, was dem Glauben der Prinzessin zuwider wäre, thun, vielmehr zugeben wolle, daß sie mit dem ganzen Gefolge, welches sie mitbringen würde, denselben frey ausübte; ja er versagte es nicht schlechterdings, ihre Religion dereinst anzunehmen, wenn sie, von klugen Männern geprüft, heiliger und Gottes würdiger als die seinige befunden würde. Auf diese Bedingungen wurde ihm im Jahr 625. die Prinzessin zugesandt, und ihr ein gewisser Paulinus, der zum Bischof geweiht worden war, mitgegeben, damit er sie und ihre christliche Hofbediente durch tägliche Ermahnungen und zu feyernde Sakramente, vor aller Befleckung durch die Heiden verwahren möchte. Paulinus erweiterte jedoch seine Bestimmung auf Versuche, die Nordhumben zu bekehren. Dazu fand sich im folgenden Jahre eine Gelegenheit, als der König dem Anfälle eines von dem Westsächsi-

ſchen Könige erkaufen Meuchelmörders glücklich ent-
 gangen war, und gleich darauf ſeine Gemahlinn ihm
 eine Tochter geboren hatte. Für dieſe dankte er ſei-
 nen Göttern in Gegenwart des Biſchofs; dieſer hin-
 gegen ſieng an, Chriſto dafür zu danken, und gegen
 den König zu behaupten, er habe es durch ſein Gebet
 zu demſelben bewürkt, daß die Königin ſund und
 ohne große Schmerzen entbunden worden wäre. Dem
 Könige gefiel dieſes ſo ſehr, daß er verſprach, Chri-
 ſto ebenfalls zu dienen, wenn ihm derſelbe Leben und
 Sieg im Gefechte mit jenem treuloſen Fürſten ſchen-
 ken würde. Zum Unterpfande dieſes Verſprechens
 ließ er ſeine Tochter vom Paulinus taufen. Er zog
 hierauf in den Krieg, und war darinne ſo glücklich,
 als er nur wünſchen konnte. Sogleich alſo entſagte
 er zwar dem Götzendienſte; aber ſeinen völligen Ueber-
 gang zum Chriſtenthum verſparte er ſo lange, bis er
 in demſelben gehörig unterrichtet wäre, und mit den
 Weiſeſten unter ſeinen Großen darüber berathſchlagt
 hätte. (Beda l. c. L. II. c. 9. p. 129. ſq.) Um dieſe
 Zeit empfieng er ein Schreiben von dem Römischen
 Biſchof Bonifacius, (ib. c. 10. p. 132. ſq.) der ihn
 darinne ermahn- te, ſich zur chriſtlichen Religion zu be-
 kennen, die ſo hilfloſen Götter zu verlaſſen, und durch
 das Kreuzeszeichen ſich von der Gewalt des Teufels zu
 befreien. Zugleich überſandte er ihm ein Geſchenk
 (benedictionem) des Apoſtels Petrus, den er den
 Beſchützer des Königs nannte; beſtehend in einem
 Hemde, (camisia) mit einem goldenen Zierrath, und
 einem Mantel. An die Königin ſchrieb Bonifa-
 cius gleichfalls, (ibid. c. 11. pag. 134. ſq.) ſie möchte
 alles anwenden, um ihren Gemahl zu befehren, und
 ſchenkte ihr, unter gleichen Ausdrücken, einen ſilber-
 nen Spiegel, nebst einem vergoldeten elfenbeinernem
 Kamme.

Edwin wankte gleichwohl noch in seinen Entschliefungen. Aber nun erfuhr es Paulinus im Geifte, was Gott ehemals dem Könige in feinem traurigften Zustande durch eine Erscheinung habe vorherverkündigen lassen; welches Versprechen derselbe hierauf gethan habe, und wie ihm ein Zeichen (der Auflegung einer Hand auf seinen Kopf,) gegeben worden sey, bey dessen Anblide er sich einst erinnern sollte, das Versprochene zu erfüllen. Der Bischof gieng also zu dem Könige; legte seine Hand auf dessen Kopf, und fragte ihn, ob er dieses Zeichen erkenne? Edwin wurde dadurch ungemein gerührt, und erklärte sich bereit, ein Christ zu werden; nur wollte er vorher mit seinen Freunden und Rätthen davon sprechen, damit auch sie, wenn sie mit ihm gleichgesinnt wären, zugleich getauft werden könnten. Als er ihnen dieses vortrug, antwortete ihm sein Oberpriester Colfi, die Religion, welche sie bisher geübt hätten, sey von gar keiner Kraft; niemand habe ihre Götter eifriger verehrt als er; dennoch gebe es viele weit reichere und glücklichere; wenn aber die Götter irgend eine Macht hätten, so würden sie doch ihn, ihren treuen Diener, vor andern belohnt haben; sollte also die dem Könige angetragene neue Religion besser und kräftiger seyn, als ihre bisherige, (welches zu untersuchen wäre:) so müsse man eilen, dieselbe anzunehmen. Ein anderer von den Großen trat diesem Vorschlage bey. Das jezige Leben der Menschen, sagte er, scheint mir viele Aehnlichkeit mit dem Durchflug eines Sperlings durch den zur stürmischen Winterszeit eingeheizten Speisesaal des Königs, aus einer Thüre zur andern hinaus, zu haben. So wie dieser Vogel die warme Lust nur auf einen Augenblick empfindet, und aus dem Winter sogleich wieder in denselben übergeht: so ist auch unser Leben äußerst kurz, und wir wissen weder, was vor demselben hergegangen

122 Zweunter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n.
E. G.
605
bis
814
 gangen sey; noch was darauf folgen werde; giebt uns also diese neue Lehre gewissere Nachrichten darüber: so müssen wir uns ihr ergeben. Die übrigen königlichen Rätthe waren eben dieser Meinung; Coifi aber unterredete sich auch mit dem Paulinus über dessen Religion, und erklärte sich bald darauf, in derselben die wahre Gewißheit einer ewigen Seeligkeit angetroffen zu haben. Dadurch wurde endlich der König bewogen, auch seinen Entschluß für das Christenthum zu fassen. Coifi, um ein eindrucksvolles Beispiel zu geben, setzte sich, mit Schwerdt und Lanze bewaffnet, zu Pferde; warf die Lanze in den Gögentempel, und befohl seinem Gefolge, denselben mit allen dazu gehörigen Gebäuden zu verbrennen. Edwin wurde im J. 627. mit vielen der Vornehmsten und Geringern seiner Nation, vom Paulinus zu York getauft. Dieser Bischof fuhr seitdem noch sechs Jahre fort, Leute von jedem Stande zu unterrichten, und zu Christen aufzunehmen. Einmal, da er sich mit dem Könige und seiner Gemahlinn auf einem ihrer Landgüter befand, brachte er sechs und dreyßig Tage vom Morgen bis auf den Abend damit zu, daß er das von allen Seiten herbenströmende Volk unterwies, und in einem nahen Flusse taufte. (Beda l. c. c. 12–14. pag. 136.–146. Guil. Malmesbur. de gestis Regg. Anglor. L. I. c. 3. p. 18. in Henr. Savilii Rer. Anglicar. Scriptt. Francof. 1600. fol.)

Aber alle diese schönen Aussichten verfinsterten sich wieder, als Edwin im Jahr 633. in einer Schlacht gegen die Könige von Mercia und der Britten das Leben verlor. Jener war ein Heide, und dieser ein barbarischer Christ; der letztere wüthete insonderheit, aus Haß gegen die Angeln, in Nordhumberland auf das grausamste. Selbst das Christenthum scheint damals

damals

Völlige Bekehrung d. Angelsachsen. 123

Damals in diesem Reiche beinahe untergegangen zu
 seyn; zumal da die Britten auch lange nachher die An-
 gelsachsen nur als Heiden betrachteten. Wenigstens
 gieng Paulinus mit der Königin Ethelberga, und
 den Ueberbleibsalen der königlichen Familie wieder nach
 Kent zurück. Doch schon im Jahr 634. gelangte
 Oswald auf den Nordhumberischen Thron, und mit
 ihm auch die christliche Religion von neuem zur Ober-
 herrschaft. Vor dem Treffen, in welchem er den Kö-
 nig der Britten überwand, ließ er ein Kreuz aufrich-
 ten, vor welchem er mit seinem ganzen Heere knieend:
 Gott um den Sieg bat. An demselben Orte, wo er
 gebetet hatte, wurden nachmals unzählliche Kranke ge-
 sund; und noch zur Zeit des Beda schnitten viele sich
 kleine Späne von diesem Kreuze ab, durch welche sie,
 wenn sie dieselben in Wasser getaucht hatten, kranken
 Menschen und Thieren zur Gesundheit verhalfen.
 Oswalds Frömmigkeit wird ungemein gerühmt; al-
 lein eben darum wird ihm auch so viel Wunderthätiges
 zugeschrieben. Die Hand und der Arm, womit er
 einst eine silberne Schüssel, mit Essen angefüllt, von sei-
 nem Tische selbst wegnahm, und beides unter die Ar-
 men vertheilte, blieben stets unverwest, nachdem er im
 neunten Jahre seiner Regierung in einer Schlacht ge-
 gen den König von Mercia umgekommen war. Men-
 schen und Vieh wurden noch hundert Jahre darauf, an
 dem Orte, wo dieses geschehen war, geheilt; man
 grub sogar die Erde daselbst aus, schüttete sie in Was-
 ser, und gab sie in dieser Absicht den Kranken zu trin-
 ken; sie widerstand auch dem Feuer. Ein himmlisches
 Licht stand eine ganze Nacht hindurch über seinen Ge-
 beinen; der Staub des Fußbodens, auf welchen das
 Wasser ausgegossen worden war, womit man jene ab-
 gewaschen hatte, vertrieb den Teufel aus einem Beses-
 senen: und ein Stück von dem Holze, an welches die
 Hei-

124 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. beyden seinen Kopf geheftet hatten, tief einen Ster-
E. benden vom Tode zurück. (Beda l. c. L. II. c. 20.
 605 p. 156. L. III. c. 1. 2. p. 161-165. c. 6. p. 174.
 bis c. 9-13. p. 185-197.)

414. Unter den Ostangeln hatte schon der König
 Redwald, als er sich in Kent aufhielt, das Chris-
 stenthum angenommen; bey seiner Zurückkunft aber in
 sein Reich, beredete ihn seine Gemahlinn nebst andern,
 daß er die Verehrung Christi und der Götzen mit ein-
 ander verband. Seinen Sohn Eorpwald hingegen-
 brachte der vorhergenannte König Edwin so weit,
 daß er mit seinen Unterthanen ein eifriger Christ wurde.
 Eorpwald wurde bald darauf im Jahr 636. ermör-
 det; und die Religion gerieth wieder daselbst in Zer-
 rüttung, bis sein Bruder Siegbert, der sich bey den
 Franken nicht allein zum Christenthum bekannt, son-
 dern auch etwas von ihrer Gelehrsamkeit gefaßt hatte,
 den Thron bestieg. Das Christenthum wurde wieder
 in seinem Reiche blühend; er legte eine Schale darin-
 ne an, und wurde zuletzt ein Mönch. Seine Unte-
 rthanen zogen ihn zwar wider seinen Willen aus dem
 Kloster heraus, damit seine Gegenwart bey einem
 Treffen den Muth der Soldaten stärken möchte; er
 kam aber darinne mit ihnen ums Leben. (Beda l. c. L.
 II. c. 15. p. 147. L. III. c. 18. p. 207.)

In dem Königreiche Mercia, oder der mittäg-
 lichen Angeln, dem größten unter den Englischen
 Reichen, war es wiederum eine christliche Gemahlinn,
 welche zur Feststellung ihres Glaubens sehr viel bey-
 trug. Deada, Sohn des dortigen Königs Penda,
 konnte die Tochter des Nordhumbrischen Königs
 Alflred nur auf diese Bedingung zur Ehe bekommen,
 daß er zum Christenthum träte. Doch nachdem er sich
 von dieser Religion einen Begriff hatte machen lassen,

erklärte er sich, daß er dieselbe annehmen würde, wenn man ihm auch die Prinzessin nicht bewilligte; ihr Bruder, der sein Schwager war, hatte diese Gefinnungen in ihm erweckt. Er ließ sich also und sein zahlreiches Gefolge in Nordumberland taufen; er führte auch vier christliche Lehrer in sein väterliches Reich mit, welche viele andere bekehrten. Sein Vater hinderte dieses so wenig, daß er vielmehr von seinen christlich gewordenen Unterthanen auch desto würdigere Sitten forderte. Ihm folgte im Jahr 655. Peada auf dem Throne nach; obgleich mehr unter dem Schutze des Nordhumbrischen Königs Oswy. (Beda l. c. L. III. c. 21. p. 218. sq.)

Schon um das Jahr 604. kam das Christenthum auch in das Reich Essex, oder der östlichen Sachsen, das von dem Königreiche Kent durch die Themse geschieden ward. Ethelbert, König des letztern, mußte seinen Schwestersohn Sebert, der über Essex regierte, zu bewegen, daß er sein Glaubensgenosse wurde. Ethelbert stiftete daher auch daselbst das Bisthum zu London. Nach dem Tode dieser beiden Fürsten aber bekannten sich die drei Söhne Seberts, welche im Heydenthum geblieben waren, öffentlich zu demselben; sie gaben zugleich ihren Unterthanen wieder die Erlaubniß, ihre Götzen zu verehren. Einst sahen sie den Bischof Mellitus von London das Abendmahl feyern, und verlangten, daß er ihnen auch von dem schönen Brodte mittheilen möchte, welches er ihrem Vater und andern Christen gereicht hätte. Als ihnen der Bischof antwortete, sie müßten erst durch das Bad des Lebens abgewaschen werden, wenn sie das Brodt des Lebens genießen wollten, weigerten sie sich dessen, und trieben ihn endlich, nachdem sie ihre Forderung oft vergebens wiederholt hatten, aus ihrem Reiche fort.

126 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

fort. Seitdem bekam die heidnische Religion daselbst von neuem die Oberhand. (Beda l. c. L. II. c. 3. p. 116. c. 5. p. 121. sq.) Bald nach dem Jahr 655 aber stellte der König Sigbercht der gute, den sein Freund, der König Oswy in Nordhumberland, zum Christenthum gebracht hatte, dasselbe in Essex wieder her. Cedda wurde der neue Lehrer und Bischof dieses Reichs; er setzte sich auch völlig in das große Ansehen, welches die Bischöfe über die Neubefehrten so leicht behaupteten. Ein Anverwandter des Königs lebte in einer unerlaubten Ehe. Da der Bischof die Aufhebung derselben nicht bewirken konnte, sprach er den Kirchenbann wider ihn aus, und verbot allen seinen Zuhörern, denselben nicht zu besuchen, noch mit ihm zu essen. Gleichwohl ließ sich der König von ihm bewirthen. Auf der Rückkehr aus dessen Hause begegnete er dem Bischof; beide saßen zu Pferde, und stiegen sogleich ab. Der König fiel zitternd vor dem Bischof nieder, und bat ihn um Verzeihung; allein dieser berührte ihn mit seiner Gerte, und sagte zu ihm, weil er sich des Hauses jenes Verdammten nicht enthalten hätte, so sollte er auch in demselben Hause sterben. Wirklich ermordeten ihn eben derselbe Anverwandte und sein Bruder, bloß darum, sagten sie, weil er seinen Feinden zu leicht vergebe: und Beda setzt zu dieser Erzählung (L. III. c. 22. p. 221. sq.) ganz treuherzig das Urtheil, durch diesen unschuldigen Tod sey die wahre Schuld des Königs, nach jener Vorhersagung, bestraft worden; doch sey es glaublich, daß ein solcher Tod seine Schuld verringert, ja sein Verdienst vergrößert habe. Einige Zeit darauf, als Sighere und Sebbi zugleich Könige von Essex waren; aber im Grunde dem Könige von Mercia, Wulfhere, unterworfen, wurde ihr Reich durch eine Seuche entvölkert. Um diese zu dämpfen, kehrte
Sigs

Sighere mit vielen seiner Unterthanen zum Bösendienste zurück; **Wulfhere** aber sorgte, durch Absendung eines Bischofs zu ihnen, glücklich dafür, daß das Christenthum wieder in seine alten Rechte trat. (Id. L. IV. c. 30. p. 250. sq.) **Sigheres** Sohn, **Offa**, ein junger Herr, den seine Unterthanen sehr liebten, verließ sogar sie und seine Gemahlinn, um sich zu Rom nebst dem Könige von Mercia **Coenred** im Jahr 709. als ein Mönch einkleiden zu lassen. (Idem L. V. c. 20.)

~^~
J. n.
C. G.
605
bis
814

Bei den südlichen Sachsen, oder in dem kleinen Reiche **Sussex** von siebentausend Familien, war es der König **Adelwalch**, der sich, als ein Gefangener des vorhergedachten **Wulfhere**, zwischen den Jahren 661 und 670. taufen ließ. **Wulfhere** wurde sein Pathe, und schenkte ihm, zum Andenken dieser Annehmung an Sohnes Statt, zwei Provinzen, darunter die Insel **Wight** war. Bald darauf predigte der Bischof **Wilfrid** mit andern Lehrern eben diesen Glauben, unter gutem Fortgange, im gedachten Lande. Dazu trug sehr viel bey, daß **Wilfrid** diese Nation von der Gefahr zu verhungern rettete. Drey Jahre lang vor seiner Ankunft war in ihrem Lande kein Regen gefallen. Das Elend war bereits so groß, daß sich vierzig bis funfzig dieser ausgehungerten Menschen einander anfaßten, und zugleich in einen Abgrund, oder ins Meer, gestürzt haben sollen. Aber an eben dem Tage, da die Südsachsen anfiengen, die Taufe zu empfangen, wurden sie auch durch einen sanften und häufigen Regen erfreuet, auf den sogleich die Fruchtbarkeit nachfolgte. Vorher noch hatte sie **Wilfrid** gelehrt, in ihren Flüssen Fische zu fangen, um sich ihren Unterhalt zu verschaffen; da sie sonst nur Aale zu fangen verstanden: und auch diese Wohlthat öffnete seinen Lehren desto mehr Eingang. Der König schenkte ihm

128 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

S. 605 ihm einen Landesstrich von sieben und achtzig Familien, um auch sein Gefolge unterzubringen. Für dasselbe baute er dort ein Kloster; gab auch den ihm geschenkten zweyhundert und funfzig leibeigenen beiderley Geschlechts die Freyheit. Zwar drang eine ansteckende Seuche, welche weit herum die Menschen aufrieb,, auch in dieses Kloster. Allein, wie Beda alles dieses erzählt, (L. IV. c. 13. 14. p. 292. sq.) es erschienen die Apostel Petrus und Paulus einem franken Knaben daselbst, und meldeten ihm, daß alle übrige Kranke des Klosters, ihn allein ausgenommen, der noch heute in den Himmel kommen würde, gesund werden sollten: und zwar durch die Fürbitte des heiligen Oswald, ehemaligen Königs der Nordhumben, der an eben demselben Tage das Leben gegen die Feinde eingebüßt hatte. Alles dieses traf ein, und beförderte die gottesdienstliche Verehrung Oswalds in jenem Kloster; wozu es auch vermuthlich ausgesonnen worden war.

Wessex endlich, oder das Königreich der westlichen Sachsen, unter den eigentlichen Sächsischen Reichen der Septarchie das mächtigste, das zuletzt auch alle andere überwältigte, bekam durch seinen König Rynegils um das Jahr 635. das erste aufmunternde Beispiel zur Annahme des Christenthums. Ihn lenkte sein bestimmter Schwiegersohn, der eben genannte König Oswald, auf diese Seite, und hob ihn selbst aus der Taufe. Der Bischof Byrin, der sein und vieler andern Westsachsen Lehrer war, erhielt von den beiden Königen die Stadt Dorcinea, zur Errichtung eines Bisthums, geschenkt. Doch Rynegilsens Sohn, Cenwalch, wollte nichts vom christlichen Glauben wissen, bis er durch den König von Mercia seines Reichs beraubt, sich zu dem Könige der Ostangeln Anna flüchten mußte. Während
der

Der drey Jahre, die er bey demselben zubrachte, ergab er sich dem Christenthum, welches auch nach seiner Wiederstellung in seinem Reiche zu herrschen anfieng. Agilbert, ein Franke, der aber, um die heilige Schrift zu lesen, sich eine Zeit lang in Irland aufgehalten hatte, breitete es viele Jahre in Wessex aus, wo er die bischöfliche Würde angenommen hatte. Der König, der bloß das Sächsishe verstand, wurde am Ende doch der barbarischen Sprache des Ausländers, (so nennt sie Beda, l. c. L. III. c. 7. p. 172.) überdrüssig, und ließ einen andern Bischof, der die seinige redete, Wini, kommen. Agilbert gieng ins Fränkische Reich zurück; Wini ward auch bald von ihm meggejagt: und nun hatte Wessex lange Zeit gar keinen Bischof. Dafür erlitt aber dieses Reich viel von seinen Feinden; Cenwalch erkannte es endlich, wie undankbar er gehandelt habe, bat Agilberten um Verzeihung, und nahm den von ihm geschickten Bischof, seinen Wetter Leuther, an. (Beda l. c. Guil. Malmesb. de gest. Regg. Anglor. L. I. cap. 2. p. 12 sq. Henr. Huntindon. Hist. L. II. p. 313. sq. in Savilii Scriptt. Rer. Angl. Francof. 1600. fol.)

Jede Spur von dem Wege, den das Christenthum zu ganzen Nationen gefunden hat, ist ohne Zweifel desto lehrreicher, je mannichfaltiger diese Wege gewesen sind. So umständlich unterdessen die Befebrung der Angelfachsen beschrieben wird; so äußerst sparsame Nachrichten geben die angeführten Schriftsteller von den Religionsbegriffen selbst, auf welche sie gegründet worden ist. Einige Berathschlagungen und Vergleichen, welche heidnische Fürsten, Großen und Götzenpriester über beide Religionen angestellt haben sollen; die Geschwindigkeit, in welcher Unterrichte und Taufe bey sehr vielen an Einem Tage auf einan-

der folgten; und andere solche Auftritte, lassen man-
 che Lücken und Zweifel über diejenigen Lehren des Chri-
 stenthums, welche einen entscheidenden Einbruch mach-
 ten; oder der Fassungskraft der Heyden am meisten ange-
 paßt wurden; ja über diese ganze Bekehrung, die mehr
 Glauben, Nachsprechen und Gehorchen, fast immer aus
 zufälligen Umständen hergeleitet, gewesen zu seyn
 scheint, übrig. Von den Folgen, welche sie gehabt
 hat, läßt sich etwas zuverlässlicher urtheilen. Die
 gewöhnliche, daß gleich darauf das gesammte Kirchen-
 carimoniel, bischöfliche Gewalt und Mönchsfrömmig-
 keit gleichsam von den Angelsachsen Besiß genommen
 haben, darf kaum berührt werden. Aber was man
 sonst als die erste und sichtbarlich heilsamste Frucht der
 Einführung des Christenthums bey einer rohen Nation
 mit Recht angegeben hat, die Milderung ihrer Sitten;
 davon findet sich beynahe kein Merkmal unter den An-
 gelsachsen; ob ihnen gleich ihre Bekehrung auch die
 Verbindung mit gesitteten Völkern sehr erleichterte.
 Empörungen gegen ihre Könige, Absejungen und Er-
 mordungen derselben, kommen fast noch häufiger vor,
 nachdem sie Christen geworden waren. Mehrere die-
 ser Fürsten hatten eben noch Zeit, in ein Kloster zu
 gehen, um nicht einem gleichen Schicksale unterzulie-
 gen. Gegen einander selbst übten sie nicht selten Ab-
 scheulichkeiten aus, welche ihnen ihre Eifersucht, Län-
 derbegierde und andere Leidenschaften eingaben. So
 ließ Offa, einer der berühmtesten Könige von Merc-
 cia, der seit dem Jahr 755. regierte, den König der
 Ostangeln Ethelbert, der eben zu ihm gekommen
 war, um sich mit seiner Tochter zu vermählen, mit-
 ten unter den darüber vorgenommenen Freudenbeglei-
 tungen, umbringen, und bemächtigte sich seines
 Reichs. Dafür gab er freylich der Kirche den Zehnten
 von allen seinen Gütern, und andere reichliche Ge-
 schenke,

Völlige Befehrung d. Angelfachsen. 131

schenke; wollte durch eine Offenbarung die Gebeine des Märtyrers Alban entdeckt haben, zu dessen Verehrung er ein prächtiges Kloster bauete, und that außerdem noch eine Wallfahrt nach Rom, wo er vollends durch Freygebigkeit sein Verbrechen büßte. (Guil. Malmesbur. l. c. L. I. c. 4 p. 29 sq. Roger. de Hoveden Annal. Part. prior. p. 409. sq. in Savil Scriptt. Rer. Anglic.) Man darf nicht sagen, daß der dürftige Unterricht im Christenthum, der den Angelfachsen zu Theil wurde, ja diese Religion selbst, die größtentheils nur aus abergläubischen Gebräuchen bestand, keine bessern Wirkungen haben thun können. Sie machte sich in diesen Jahrhunderten andern Nationen in keiner erhabnern Gestalt bekannt. Ueberall war daher die eifrigste Cerimonienbeobachtung mehr werth, als Tugend; und die größten Ausschweifungen wurden sehr leicht durch Freygebigkeit gegen Kirchen und Klöster gebüßt. Summe, der dieses ebenfalls bemerkt hat, findet einen nähern Grund zu dem fortbauern und ungeschliffenen Wesen der christlichen Angelfachsen. (Gesch. von England, Erster Band, S. 40. Anm. 5.) Die Mißbräuche in der Religion, schreibt er, wurden von den Clerikern in Italien, Spanien und im Fränkischen Reiche durch andere Vortheile, welche sie der menschlichen Gesellschaft leisteten, vergütet. Sie waren einige Jahrhunderte hindurch fast alle Römer; oder mit andern Worten, die alten Eingebornen; mit der Sprache und den Gesezen der Römer behielten sie noch einige Ueberbleibsel der alten Höflichkeit. Allein die Priester in der Septarchie, nach den ersten Missionarien, waren alle Sachsen, und meistens theils eben so unwissend und barbarisch, als die Laien. Gleichwohl genossen sie nach dem Beda (l. c. L. III. c. 26. p. 240.) so viel Ehrfurcht, daß, wenn ein Cleriker oder Mönch auch nur reisend durch einen Ort kam,

alles

132 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

[^]
^{7.}
^{8.} alles sich um ihn versammlete, und entweder mit der Hand, oder mit Worten von ihm gesegnet seyn wollte.

6-5
b.8

814. Merkwürdiger dagegen und desto wichtiger ist eine andere Folge, welche der Uebertritt der Angelsachsen zum Christenthum nach sich zog. Sie wurden gar bald von den Römischen Bischöfen abhängig. Die alten Britischen Christen hatten ihre Freyheit wohl zu behaupten gewußt; und da ihre Kirche keine Tochter der Römischen war: so wollten sie sich auch dem Abgeordneten derselben, dem Erzbischof Augustinus in Kent, wie man bereits (Th. XVI. S. 285 – 289.) gesehen hat, nicht unterwerfen. Eine Anzahl Gebräuche, welche beide Kirchen von einander unterschieden, war besonders ein Hinderniß einer solchen Vereinigung. Zwey derselben, vor andern berühmt, gaben zu vielen Streitigkeiten Gelegenheit; sie betrafen das Osterfest und die beschorne Platte der Priester. In Ansehung des erstern hatten die Britten zum Theil die alte morgenländische Bestimmungsart angenommen, welche schon lange unter dem Nahmen der Quartadecimaner verworfen war; und was die zweite betrifft: so wurden ihre Priester am Vorderhaupte von einem Ohre zum andern beschoren; an Statt daß die Römischen sich auf dem Scheitel eine zirkelförmige Platte scheeren ließen. Jene wurde von dem Apostel Paulus, diese vom Petrus genannt, welche sie zuerst gebraucht haben sollten: (Tonlura Petri et Pauli) und Petrus sollte besonders an der seinigen ein Bild der Dornenkrone Christi getragen haben. (Vsserii Britannicar. Eccles. Antiquitt. p. 477. sq. Loudin. 1687. fol.) Mit den Britten hielten es hierinne auch die Schottischen Cleriker. Die Mönche dieser Nation hatten an der Befestigung des Christenthums unter den Angelsachsen einen nicht geringen Antheil; sie verwalteten öfters auch Bisthümer

Die Angelf. Kirche wird Römisch. 133

mer unter ihnen, und erhielten sie, vornemlich in Absicht der Asiatischen Osterfeyer, in der Unabhängigkeit von Rom. Kaum konnte die Uneinigkeit über Glaubenslehren heftiger werden, als über diese kirchliche Einrichtungen.

3. n.
6c5
bis
814.

Nach und nach aber behielten die Römer unter den Angelsachsen völlig die Oberhand. Augustinus, der Stifter ihrer Kirche, mit seinen Mönchen von Rom gesandt, holte auch von daher seine fernern Verwaltungsbefehle; bekam von den Römischen Bischöfen das Pallium, und prägte, so wie seine Nachfolger im Erzbisthum, welche mit gleichen Ehrenbezeugungen und Rechten aus dieser Quelle versehen wurden, ihren Gemeinen Gehorsam gegen jene Bischöfe ein. Laurentius, sein nächster Nachfolger, arbeitete eifrig daran, daß die Britten, ingleichen die Schotten in Irland, der Römischen Gewohnheit in Ansehung der Osterfeyer beitreten möchten. Mellitus, Bischof von London, reiste um gleiche Zeit nach Rom, um mit Bonifacius dem Vierten über kirchliche Angelegenheiten zu handeln; wohnte der von diesem Bischof im Jahr 610. gehaltenen Synode bey; unterschrieb die Schlüsse derselben über die Mönche, und brachte sie, nebst Schreiben des Bonifacius an den Laurentius, und dessen Clerus, auch an den König Ethelbert, und dessen Nation, zur Beobachtung mit. (Beda l. c. L. II. c. 4. 5. p. 117. sq. c. 8. p. 127. sq.) Roms ehrwürdiger Name, mit allen schmeichelhaften Vorurtheilen für diese Stadt und Kirche; die seitdem immer thätige Sorgfalt der dortigen Bischöfe für die neuentstandene Gemeinde; das Gefühl der Gesschwäche bey den Angelsachsen, gegen welche gehalten die höchst mittelmäßigen Köpfe zu Rom doch vortreffliche Gelehrte und Theologen zu seyn schienen;

134 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

¹³⁴ diese und noch andere Umstände, (worunter auch der Vortheil des Römisch gesinnten Clerus gehörte, von einer entfernten gleichsam geheiligten Macht gegen jedermann, selbst gegen seine Könige, unterstützt zu werden,) begünstigten das Wachsthum der geistlichen Römischen Oberherrschaft auf dieser Insel sehr geschwind. Es wurde, sagt Beda, (L. IV. c. 23. p. 322. sq.) im siebenten Jahrhunderte vor ein Zeichen einer großen Geisteskraft (*magnae virtutis*) gehalten, nach Rom zu reisen. Nicht nur Bischöfe und Mönche, sondern auch Vornehme beiderley Geschlechts, und Personen von jedem Stande, thaten dieses oft aus andächtigen oder lernbegierigen Absichten; kamen voll Bewunderung, größtentheils auch mit Reliquien beladen, an denen jene Hauptstadt unerschöpflich war, zurück, und reizten dadurch mehrere zur Nachahmung. Von keiner Nation sind in diesen Zeiten so viele Könige zu Rom nicht bloß erschienen; sondern auch daselbst zum Theil geblieben und gestorben. Sie verließen, der frommen Einbildung gemäß, ihre Reiche, um Christi willen; begaben sich zu den vermeinten Gräbern der Apostel Petrus und Paulus, (*ad limina beatorum Apostolorum*, der feyerliche Ausdruck, der in der Folge unzählige dahin zog,) und zu andern heiligen Orten daselbst, um aus der Nähe derselben besto gewisser in den Himmel einzugehen; traten auch wohl, zu einer noch stärkern Versicherung davon, in den Mönchsstand. So machten es unter andern Ceadda walla, und der gleich nach ihm über die Westsachsen regierende Ina; (Beda L. V. c. 7. p. 393. sq.) der oben schon genannten Coenred und Offa nicht zu gedenken.

Selbst Handlungen dieser Könige von einer ganz andern Absicht halfen die Abhängigkeit ihrer Reiche von Rom feststellen. Der eben gedachte Ina, den
seine

seine Gemahlinn durch eine sonderbare List zu dieser Wallfahrt bewog, stiftete, während seines Aufenthalts daselbst um das Jahr 725. eine Schule, zum Unterrichte seiner Unterthanen, und verordnete, daß zur Unterhaltung derselben jährlich aus jedem Hause in seinen beiden Reichen Wessex und Sussex ein gewisser Geldbeitrag bezahlt werden sollte. Eben dieses führte gegen das Jahr 780. der König Offa in Mercien und Ost-angeln ein; zuletzt wurde es eine allgemeine Abgabe in ganz England. Man nannte sie bald den Peterspfennig oder Petersgroschen, (Denarius S. Petri,) weil sie an den Sitz dieses Apostels entrichtet wurde. Anfanglich war es eine freiwillige Gabe; nachher forderten sie die Päpste als eine Steuer, welche die Engländer dem Apostel und seinen Nachfolgern schuldig wären. Daher kam der Name Romescot oder Römischer Tribut, mit welchem man sie belegte. Allein die Engländer gaben diese Forderung nicht zu; und der Name Petersgroschen wurde wieder der gewöhnliche, bis dieser um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gänzlich abgeschafft ward. (Ran. Higdeni Polychronicon, L. V. p. 247. sq. l. c. Hist. d'Angleterre par Rapin Thoyras, T. I. p. 182. sq. à la Haye, 1724. 4. Sume l. c. S. 32.)

Mittlerweile war auch der Zwist über die Ostersfeyer unter den Angelsachsen nach dem Wunsche der Römischen Bischöfe entschieden worden. Einem derselben, Honorius dem ersten, war es bald nach dem Jahr 625. gelungen, die Schottischen Geistlichen im südlichen Irland hierinne zur Gleichförmigkeit mit seiner Kirche zu bringen. Aber in den mitternächtlichen Gegenden jener Insel blieb man bey der alten Gewohnheit, die vermuthlich von Griechischen Lehrern daselbst eingeführt worden war. Als daher der Abt des Klosters

136 Zweuter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. ^{n.}
E. ⁶⁰⁵
S. ⁸¹⁴

sters Leighlenne, Lastean, der funfzehnhundert
Mönchen vorstand, und seit kurzem von Rom zurückge-
kommen war, die ~~das~~ übliche Osterfeier vertheidigte:
widersezte sich ihm der berühmte Abt des Klosters
Munnu, Sintan, nebst vielen andern. Es wurde
daher gegen das Jahr 630. eine große Synode ge-
halten, auf welcher Sintan den Vorschlag that, an
Statt lange zu streiten, die Sache vielmehr dem Ur-
theile Gottes dadurch zu überlassen, daß man entweder
die Liturgie beider Parthenen ins Feuer werfe; oder
einen Mönch von jeder Parthen in ein anzuzündendes
Haus verschließe, und sehe, welches von beiden Bü-
chern, und welcher Mönch unverlezt bleibe; oder end-
lich, daß beide Aebte zu dem Grabe eines verstorbe-
nen Mönchs giengen, ihn auferweckten, und befragten,
welche Osterfeier die richtigste sey. Auf diesen seltsa-
men Antrag gab der Anführer der Gegner die Antwort,
mit Sintan könnten sie sich auf eine solche Entschet-
dung nicht einlassen, weil er so verdient und heilig sey,
daß Gott ihm jedes Wunder, welches er verlangte,
bewilligen würde. Man schied also von einander, und
der alte Gebrauch blieb immer fort stehen. (Beda l. c.
l. II. c. 19. p. 154. sq. l. III. c. 3. 26. p. 166. 239.
Vsser. l. c. p. 484. sq.) Eben diese Irländer unter-
stützten ihn auch bey den Angelsachsen. Aidan, Si-
nan und Colman, lauter aus jener Insel abgesandte
Bischöfe in Nordhumberland, blieben demselben
nicht allein getreu; sondern sahen auch ruhig zu, daß
bisweilen in Einem Jahre Ostern zweymal gefeyert
wurde: einmal von dem Könige Oswy, der sich nach
ihnen richtete; und etwas später von seiner Gemahlinn
Eanfled, einer gebornen Prinzessin von Kent, wel-
che nebst ihrem mitgebrachten Priester Romanus und
andern jenes Fest nach Römischer Art begieng. Doch
Alchfrid, der mit seinem Vater Oswy regierte, war
durch

burch den Abt Wilfrid, welcher sich eine Zeit lang zu Rom und Lyon aufgehalten hatte, ein Anhänger der Römischen Feyer geworden. Als nun Wilfrids Lehrer Agilbert, Bischof der Westsachsen, ein Freund des jungen Königs, an seinen Hof gekommen war: wurde dieser Streit rege, und man beschloß, im Jahr 664. in dem Kloster Streaneshalch, dessen Aebtissin Hilda auch auf der Schottischen oder Irländischen Seite war, zur Beendigung desselben eine Versammlung zu halten. Beide Könige und viele von beiden Theilen waren gegenwärtig. Colman und Wilfrid trugen ihre Gründe vor; jener berief sich auf den Apostel Johannes; dieser auf Peter und Paul, wick auch dem Ansehen des Anatolius und Columba aus, welche die Irländer für sich anführten. Endlich wurde Oswy durch die Stelle, welche Colman bebrachte: Du bist Petrus, bis zu den Worten: Und ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben, sehr gerührt. Er fragte den Colman, ob Christus dieses wirklich, und ob er etwas Aehnliches zu Columba gesagt habe? Colman mußte zugeben, daß Petrus allein die Schlüssel des Himmels empfangen habe. Darauf entschied der König mit einer Ernsthaftigkeit, die jetzt ins Römische fällt: „Und ich sage euch, daß er jener Thürhüter ist, dem ich nicht widersprechen will; sondern dessen Vorschriften ich, so weit ich weiß und kann, in allem gehorchen will, damit nicht etwan, wenn ich einst an die Thüre des Himmelreichs komme, keiner da sey, der mir aufschließt, wenn mir derjenige zuwider ist, der gewiß die Schlüssel hat.“ Wider diesen Beweis konnte die Gegenparthey nichts einwenden; sie nahm also auch, bis auf einige, die mit Colman nach Irland zurückkehrten, den Römischen Gebrauch an. (Beda L. III. c. 25. p. 323 – 326. c. 26. p. 239.) Die Kron: Consur,

5. n. wie man sie nannte, wurde ebenfalls der andern Gat-
 2. 6. tung vorgezogen; und diese Uebereinstimmung kam
 605 nach und nach bey den Angelsachsen zur Allgemeinheit.
 bis Noch wichtiger war die erste Appellation eines Bi-
 814 schofs dieser Nation an den Römischen, welche man
 kennt. Wilfried, Bischof von York, und der einzige
 Bischof in Nordhumberland, war von dem Könige und
 mehreren Bischöfen seiner Würde entsezt worden. Er
 wandte sich daher im Jahr 692. an den Bischof von
 Rom, Agatho. Dieser hielt eben zu Rom eine
 Synode wider die Monotheleten, auf welcher er
 auch den Wilfried mit hundert und fünf und zwanzig
 andern Bischöfen Platz nehmen, in die Acten dersel-
 ben aber setzen ließ, er habe an den apostolischen Stuhl
 appellirt, und sey von demselben in seinen gewissen und
 ungewissen Angelegenheiten loßgesprochen worden.
 (Beda L. V. c. 20. p. 443. sq.) Wilfried fand zwar
 bey seiner Zurückkunft noch einigen Widerstand von
 Seiten des Königs von Nordhumberland; gelangte
 aber doch bald wieder zu seinem Bisthum: und der Weg
 war nunmehr für andere seiner Amtsgenossen gebahnt,
 auf welchem sie sich gegen ihre Mitbischöfe und Für-
 sten selbst von einer auswärtigen Macht, so oft es ihnen
 einfiel, Unterstützung und Schutz verschaffen konnten.

Aus diesen westlichen Gegenden von Europa, wel-
 che weit später als die meisten südlichen zum Christen-
 thum gebracht wurden, giengen jetzt hinwiederum in jene,
 und in die mehr nördlichen Länder viele Lehrer des Chri-
 stenthums aus: Mönche, welche theils neue Pflanz-
 schulen ihrer Lebensart anlegen, theils das Heiden-
 thum, dem noch so viele Nationen anhiengen, zerstö-
 ren wollten. Die ersten derselben waren Irländer;
 seit dem siebenten und achten Jahrhunderte kamen auch
 Angelsachsen hinzu. Man pflegt überdieß zwar noch
 Schotten

Schottländer darunter zu rechnen: und Mosheim, 3. n. 605 bis 814.
 der solches gleichfalls thut, (Institut. Hist. Eccles. ant. et recent. Sec. VII. p. 258.) bestätigt es dadurch, daß für die Schotten, wie für die Irländer, so viele Klöster in Deutschland erbauet worden sind, von denen sich einige bis jetzt erhalten haben. Das letztere kann freylich nicht geleugnet werden; unter andern gab es in meiner Vaterstadt Wien bis auf die neuesten Zeiten ein Abtey zu den Schotten, ursprünglich für Mönche dieser Nation im zwölften Jahrhunderte gestiftet; welche aber längst Deutschen haben weichen müssen; und überhaupt glaubt man, daß die für beide Nationen errichtete Klöster mehr die Absicht gehabt haben, Pilgrime aus denselben, die durch Deutschland ins gelobte Land zogen, aufzunehmen. Allein es ist sehr wahrscheinlich, daß der Name Schotten im siebenten und achten Jahrhunderte fast nur von Irländern zu verstehen sey. Denn obgleich Beda (H. E. gent. Angl. L. I. c. 34. p. 103.) auch von Schotten redet, die Britanni bewohnten; so verweist er uns doch in so vielen andern Stellen, wo er ihrer gedenkt, beinahe immer nach Irland. Aus einer dieser Stellen (L. IV. c. 26. p. 345.) könnte man schließen, daß noch zu seiner Zeit die Picten im heutigen Schottland die herrschende Nation gewesen sind. Ohnedieß versichert eine alte einheimische Sage, (in Wilh. Robertson's Gesch. von Schottland, S. 2. Ulm, 1762. 4.) daß die Schotten erst nach und nach aus Irland in das nördliche Britannien eingebrungen sind, und im neunten Jahrhunderte erst über die dortigen Picten völlig die Oberhand bekommen haben.

Der erste Irländische Mönch, der sich auf jener Bahn in den spätern Zeiten des sechsten Jahrhunderts im heutigen Frankreich und Schwaben berühmt gemacht

140 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F macht hat, Columbanus, ist schon in der Besehrungs-
E. G. geschichte des vorhergehenden Zeitalters (Th. XVI.
605 S. 261.) und noch ausführlicher als ein Hauptbesörde-
bis rer des Mönchslebens, ingleichen als Schriftsteller, be-
814 schrieben worden. (Theil XVII. S. 420–431.) Cos-
lumbanus starb im Jahr 615. in dem von ihm er-
baueten Kloster Bobbio im obern Italien. Unter
den Mönchen, welche er aus Irland mitgenommen
hatte, erlangte Gal, nachmals der heilige Gallus
genannt, der bereits in seinem Vaterlande Presbyter
oder Priester war, einen ausnehmenden Ruhm. Es
giebt eine umständliche Lebensbeschreibung von ihm,
welche Walafrid Strabo, Abt des Schwäbischen
Klosters Reichenau, um die Mitte des neunten Jahr-
hunderts, aufgesetzt hat. (De vita B. Galli Confesso-
ris, Liber I. de miraculis eiusdem Liber II. in Melch.
Goldasti Rer Alamannicar. Scriptt. aliquot vetustis,
Tom. I. p. 146–176. cum Goldasti Glossis in hanc
vitam, ib. p. 248. sq. Francof. et Lips. 1730. fol.
et in Mabillon. Actis SS. Ord. S. Bened. Sec. II.
p. 227. sq. cum eiusdem notis.) Allein wenige Zü-
ge ausgenommen, verdient ihr fabelhaftes Gewebe, in
welchem sich auch einiges Falsche aus der übrigen
Zeitgeschichte befindet, keinen eigentlichen Auszug.
Gallus hatte viele Jahre hindurch seinen Leh-
rer Columbanus im Fränkischen Reiche, und zu-
letzt in der Gegend des heutigen Bregenz in Schwa-
ben, (welches damals zu Alemannien gerechnet wurde),
nicht allein begleitet; sondern auch in der Ausbreitung des
Christenthums unterstützt. Schon einmal hatte er sich
durch Verbrennung heidnischer Tempel Lebensgefahr
zugezogen; er wagte es jedoch abermals, am gedachten
Orte drey eiserne und vergoldete Bilder, welche die
Einwohner selbst in einer christlichen Kirche, als ihre
alten Schutzgötter, anbeteten, vor den Augen einer gro-
ßen

sen Menge zu zerschlagen, und in den See zu werfen, nachdem er, weil er nicht nur Lateinisch, sondern auch die Landessprache verstand, eine Predigt zur Empfehlung des Christenthums gehalten hatte. Manche bekehrten sich wirklich; andere geriethen darüber in Wuth. Unterdessen blieb er mit dem Columbanus und andern Mönchen drey Jahre daselbst; während daß sie einen Garten bestellten, flochte er Netze, und fieng so viel Fische, daß er einen Theil davon verschenken konnte. Er nöthigte die bösen Geister, mit fürchterlichem Geschrey aus dieser Gegend abzugehen. Da Columbanus und die übrigen endlich doch den eifrigen Götzendienern daselbst weichen mußten, konnte Gallus, welcher krank war, ihnen nicht nach Italien folgen; sein Lehrer aber hielt dieses vor Verstellung, und verbot ihm, so lange er lebte, das Abendmahl zu feyern. (Missam celebrare.) Er schiffte darauf über den See zu einem Priester in der benachbarten Schweiz, und suchte, nachdem er gesund worden war, eine Einöde zu seiner Wohnung auf. An dem Flüschen *Statisna*, jetzt *Steinach* genannt; zwischen hohen Bergen, und engen Thälern, in einer fürchterlichrauen Gegend, wo auch viele wilde Thiere herumstrichen, fand er dieselbe; pflanzte ein hölzernes Kreuz hin; hieng an dasselbe ein kleines Behältniß mit Reliquien der Jungfrau Maria, und der Märtyrer Mauritius und Desiderius, das er am Halse getragen hatte; warf sich mit einem Diakonus, von dem er dahin geleitet worden war, davor nieder, und bat Gott, daß er ihm hier zu seinem Dienste einen Aufenthalt zubereiten möchte. Ein Bär kam bald darauf vom Berge herab; diesem befohl Gallus, Holz in das angezündete Feuer zu tragen: und er gehorchte; er gab ihm sodann ein Brodt, und gebot ihm im Nahmen Christi, das Thal zu verlassen; dagegen auf den Bergen und Hügeln, doch ohne Beschädigung

von

42 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

von Menschen oder Vieh, zu bleiben: auch dieses that
der Bär. Eben so vertrieb er die Teufel, welche ihn
beunruhigten, durch sein Gebet aus diesem Orte; die
Menge Schlangen, welche ihn besetzt hatte, verschwand
auf immer. Hier war es also, wo er im Jahr 612.
seinen Wohnplatz aufschlug, und wo nach und nach das
von ihm genannte berühmte Kloster St. Gallen,
das endlich in die sehr reiche Abtey dieses Namens ver-
wandelt worden ist, entstand. Er bauete die ersten
Zellen und das Bethaus desselben mit andern Mön-
chen, die sich unter seine Aufsicht begeben hatten; ein
dazu gebrauchtes Bret war zu kurz; aber durch ein
Wunder ward es länger, und half in der Folge gegen
Zahnschmerzen. Ausser den gewöhnlichen Mönchs-
übungen gab Gallus auch Unterricht im Verständnisse
der heiligen Schrift. Man trug ihm vergebens das
Bisthum zu Costniz an; eben so wenig wollte er Abt
des vom Columbanus gestifteten Klosters Luxen-
werden. Er starb um das Jahr 627. in einem Alter
von fünf und neunzig Jahren, wie Pagi (Crit. in An-
nal. Baronii ad a. 627. n. 30. 31. p. 782. sq. T. II.
Antverp. 1727. fol.) wider den P. Mabillon be-
wiesen hat, der seinen Tod erst ins Jahr 646. setzt.
Unter andern Werkzeugen der Bußung, die nach dem-
selben entdeckt wurden, war auch eine von seinem Blute
gefärbte eiserne Kette. Durch dieselben, so wie an
seinem Grabe, und durch seine Fürbitte, sollen, wie
ehemals bey seinem Leben, eine Menge Wunder ver-
richtet worden seyn.

Gallus führt den Beynahmen eines Beken-
ners; (Confessor) nicht als wenn er um der Religion
willen viel ausgestanden hätte; sondern in dem weit-
läufigern Verstande, an den man sich in diesen Jahr-
hundertern gewöhnte, weil er, wie sein Biograph sagt,
(L. I.

(L. I. c. 32. p. 162. ed. Gold.) weil er sich selbst Gott opferte, und sein Kreuz täglich auf sich nahm. Man hat noch die Predigt, welche er bey der Einweihung seines Schülers, des Diaconus Johannes, zum Bischof von Costniz, gehalten hat. (S. Galli Sermo, 814 in Canisii Lect. antiq. T. I. p. 781. sq. ed. Basn. auch unter der Aufschrift: Galli Conf. Christianae doctrinae compendium; — Casp. Barthius recensuit, et animadversionum librum adiecit. Francof. 1623. 173. pagg. 8.) Er fängt darinne, wie es in seiner erstgedachten Lebensbeschreibung selbst angezeigt ist, (L. I. c. 25. p. 168.) von der Schöpfung an; erzählt nach derselben die Geschichte der ältesten Welt, und einiges aus der Israelitischen; verweilt aber besonders lange bey der Geburt, Tauffe, Versuchung, überhaupt bey dem Leben und den Wundern Christi, bey seinem Leiden und seiner Auferstehung; endlich schließt er mit dem jüngsten Gerichte, und mit Ermahnungen, welche sich darauf beziehen. Die anwesenden Lehrer und Zuhörer vergossen viele Thränen, und sagten nach geendigter Predigt, der heilige Geist habe wahrhaftig durch den Mund dieses Mannes gesprochen. Gleichwohl ist sie eine ziemlich mittelmäßige Arbeit; mehr eine Erzählung biblischer Geschichten, mit untermischten wenigen Sittenlehren. Wenn sie also von Barthen, der sie mit überfließender Gelehrsamkeit erläutert hat, eine goldene Schrift genannt wird: so kommt ihr Werth, nach der von ihm selbst nicht undeutlich angegebenen Einschränkung, darauf an, daß Gallus unter meist rohen und unwissenden Zuhörern einen vom Aberglauben größtentheils freyen Begriff des Christenthums verbreitet hat.

Einige Zeit nach ihm kam noch in eben dem sechzenten Jahrhunderte ein anderer Irländer, Allian, eigent-

eigentlich Killin oder Kyllena genannt, nach Ost-
 J. n. franken, und legte im heutigen Würzburgischen
 E. 9. einen bleibenden Grund zum Bekenntnisse des Chri-
 605 stenthums. Seine Lebensumstände sind in mehr als
 bis 814. Einem Aufsatze beschrieben worden. Der Verfasser
 des ersten konnte gar wohl, wie Canisius mutmaßte,
 der ihn zuerst vollständig herausgab, (in Lect. antiq.
 Tom. III. pag. 175–179. ed. Basnag.) der Mönch
 Egilward nicht weit von Würzburg gewesen seyn,
 den man wahrscheinlich ins eilfte Jahrhundert setzt.
 Daß darinne zum Theil lächerliche Fehler vorkommen,
 hat Basnage (l. c. in Scriptorem vitae S. Kiliani ob-
 servatio, p. 163.) gezeigt. Kürzer und besser ist die
 Erzählung eines andern Ungenannten, welche auch in
 der gedachten Sammlung befindlich ist. (Passio San-
 ctor. Kiliani et Sociorum eius, l. c. p. 180–182.)
 Doch Joh. Georg von Eckhart hat noch eine ein-
 fachere Nachricht von diesen berühmten Heidenbe-
 lehrer entdeckt, aus welcher er hauptsächlich seine Ge-
 schichte desselben zusammengesetzt hat. (Commentar.
 de Rebus Franciae Oriental. et Episcopat. Wirceburg.
 Tom I. p. 271. sq. Wirceb. 1729. fol.) Er läßt es
 zwar gewissermaßen unentschieden, ob Killian ein
 Irländer oder ein Schottländer gewesen sey; aber selbst
 die von ihm angeführten Stellen der Alten beweisen
 das Erstere; er gesteht auch, daß die Irländischen
 Glossen über die Briefe Pauli in einer Würzburgi-
 schen Handschrift des zehnten Jahrhunderts auf Killian
 und seine Gefährten zurückweisen, die, bey einigem Auf-
 enthalte unter den Angelsachsen, gar wohl die Spra-
 che derselben erlernen konnten, welche damals auch von
 den Franken verstanden ward. Daß sie Mönche gewe-
 sen sind, davon findet sich keine Spur außer Egils-
 wards Berichte; hingegen scheint es, daß Killian,
 nach der Gewohnheit der Irländer in diesen Zeiten,
 Bis

Bischöfe ohne ein bestimmtes Bisthum zu weihen, die erst unter Ausländern dazu angestellt wurden, auch als ein solcher aus seinem Vaterlande gekommen ist.

3. n.
E. G.

605

bis

814.

Einst wurde er durch die Worte Christi gerührt: **Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich!** Er überredete also drey Priester, einen Diakonus, und sieben andere, alles zu verlassen, und nach seiner Auslegung jener Worte, Christo nachzufolgen. Sie schifften sich ein, und gelangten in das innere Deutschland, welches zum Ostfränkischen Reiche gehörte, besonders in die Gegenden, welche im engern Verstande den Namen des östlichen Frankens (*Francia orientalis*) oder Frankenlandes beibehalten haben, zu dem Schlosse Würzburg, vielleicht genauer Wirzaburg geschrieben. Hier hatte damals Gozbert, Herzog von Thüringen, Sohn des ältern Herman, und Bruder Theobalds oder Dietbalds, die eben diese Würde bekleidet hatten, seinen Sitz. Diese Statthalter der Fränkischen Könige, welche das ehemalige Thüringische Reich größtentheils als eine Provinz des ihrigen besaßen, scheinen sich von der Unstrut in diese südlichen Gegenden gezogen zu haben, um den Anfällen der Sorben im heutigen Meißnischen weniger ausgesetzt zu seyn. Freylich sind alles dieses nur wahrscheinliche Muthmaßungen Eckharts: und Gozbert könnte wohl überhaupt nur ein ansehnlicher Herr gewesen seyn, der auf dem Berge, auf welchem Würzburg liegt, gewohnt hat. Wenigstens war er gewiß ein Heide; sehr viele Thüringer mögen es auch gewesen seyn. Denn obgleich das Christenthum schon unter ihren alten Königen einigen Fortgang bey ihnen gewonnen hatte; so war es doch weder durchgängig herrschend geworden, noch von abgöttischen Gebräuchen unbefleckt geblieben. Kilian, dem das sehr schöne

{
J. n.
E. G.
605
bis
814.
 land, und die fröhlichen Bewohner desselben gefielen, bedauerte es desto mehr, daß sie so tief im Irrthum lagen. Er reiste also im Jahr 686. mit seinen Gefährten nach Rom, wo ihnen der Bischof Conon, im Nahmen des Apostels Petrus, die gebetene Erlaubniß gab, überall die christliche Religion zu predigen, in welcher er ihre Kenntnisse geprüft hatte. Kilian kehrte in das vorige Land zurück; aber außer zween, die ihn begleiteten, zerstreueten sich die übrigen unter andere Nationen.

Gozbert war nunmehr einer der ersten, der sich von ihm tauffen ließ. Allein nicht lange darauf stellte ihm Kilian vor, die Religion, welche er angenommen habe, erlaube ihm nicht, ferner in der Ehe mit seines verstorbenen Bruders Wittwe zu leben. Er soll darauf geantwortet haben, diese Forderung sey zwar überaus hart; da er aber aus Liebe zu Gott alles, was er liebte, verlassen habe: so sey er auch bereit, sich von seiner geliebtesten Gemahlinn zu scheiden. Es ist bereits angemerkt worden, daß diese Antwort ziemlich unwahrscheinlich sey, weil Gozbert in der Folge seine Gemahlinn immer beybehielt: und überhaupt haben diese Verfasser von Heiligengeschichten alles darinne möglichst erbaulich, wunderbar und ehrenvoll, für ihre Helden dargestellt. Genug, Gellana, die Gemahlinn des Herzogs, hatte kaum den Rath erfahren, der ihm vom Kilian ertheilt worden war, als sie diesem nach dem Leben strebte. Sie ließ auch ihn und seine beiden Gefährten im Jahr 687. hinrichten, da sich ihr Gemahl auf einem Feldzuge befand. Darauf folgten, wenn man diesen Schriftstellern glauben will, sowohl außerordentliche Strafen als Verherrlichungen. Der Mörder zerfleischte sich selbst; die Stifterinn des Mordes wurde von einem bösen Geiste besessen; ihren Gemahl erschlugen seine Diener, und seinen Sohn verjag.

Willibrord bekehrt die Frießländer. 147

sagten die Ostfranken. Bey dem Grabe der Heiligen aber erlangten Blinde ihr Gesicht, Taube ihr Gehör, und Kranke ihre Gesundheit. Das Gewisseste ist, daß J. n. 603
bis 814 Kilian; nachmals der eigene Schutzheilige des Bisthums Würzburg geworden ist, das um die Mitte des achten Jahrhunderts seinen Anfang nahm. Bursard, der erste Bischof desselben, ließ ihm zu Ehren eine Kirche zu Würzburg bauen, auch seine und seiner beiden Gefährten Gebeine hinein bringen; wo es wiederum an Wundern nicht gefehlt hat.

Durch den Eifer dieser Irländischen Glaubensboten, und durch einheimische Lehrer aufgemuntert, gieng drey bis vier Jahre nach Kilians Tode, der Angelsächsische Mönch Willibrord mit eils oder zwölf andern von eben dieser Nation, in gleicher Absicht über die See. Sein Leben hat Alcuin, auf Verlangen eines gewissen Erzbischofs, in zwey Aufsätzen beschrieben. Der eine prosaische (*de vita S. Willibrordi, Traiect. Episcopi, Liber I. p. 183–194. Opp. T. II. ed Froben.*) war dazu bestimmt, in der Kirche öffentlich vorgelesen zu werden; von dem andern, der in Hexametern abgefaßt ist, (*L. II. p. 197–200.*) sollte der Erzbischof nur insgeheim für seine Schüler Gebrauch machen. Man darf sich jedoch von dem Diahmen des Verfassers nicht viel Besseres versprechen, als die gewöhnlichen Heiligenleben dieser Zeiten sind. Wenn auch der eigentliche historische Theil glaubwürdiger ist; so verliert er sich doch auch bald in das unhistorische Gebiet von Wundern, darunter sogar eine verunglückte Parodie des von Christo auf der Hochzeit zu Cana verrichteten vorkommt: und zum Ueberfluß fügt er noch (*p. 144. sq.*) eine Predigt auf den Gedächtnistag des Heiligen bey, in welcher derselbe um Beistand und Fürbitte bey Gott angerufen wird. Vor dem Alcuin aber hat bereits Beda (*H. E. gent. Anglor. L. V.*

J. n.
E. G.
605
bis
614. c. 10. 11. p. 400. sq. ed. Cantabr. 1643.) diesen neuen Befehrungsversuch in einem vollständign Zusammenhang erzähle.

Egbert, ein wegen seiner Frömmigkeit berühmter Angelsachse um die Mitte des siebenten Jahrhunderts; der aber als Mönch und Priester, (dieses Wort wird künftig immer an Statt der ausländischen Namen presbyter und sacerdos gebraucht werden) in einem der wegen des Rufs ihrer Heiligkeit so verehrten Irländischen Klöster lebte, (Beda l. c. et L. III. c. 27. p. 240. sq.) hatte schon jenen Versuch anstellen wollen. Er mußte es, wie viele Nationen noch in Deutschland dem Heidenthume zugethan wären, von welchen seine Angeln und Sachsen zum Theil abstammten, die daher auch von den Britten Germanier genannt wurden. Beda nennt darunter (p. 401.) die Friesländer, (Fresones) die Rugier, (Rugini) die Dänen, Sunen, alte Sachsen, und Boructuarii; hauptsächlich also benachbarte an den Küsten der Ostsee wohnende Völker, deren Sprachen den Angelsachsen nicht fremd waren. Diesen wünschte er das Evangelium bekannt machen zu können; oder wenigstens zu Rom bey den Gräbern der Apostel und Märtyrer sein Gebet zu verrichten. Er hatte auch bereits tüchtige Gehülffen zu dieser Unternehmung ausgesucht, und alle Anstalten zu seiner Seereise gemacht, als ihm ein Mönch meldete, der verstorbene Abt seines Klosters habe ihm in einer Erscheinung während des Schlafs aufgetragen, Egberten anzudeuten, es sey der Wille Gottes, daß er, an Statt der beschlossenen Reise, vielmehr sich in die Klöster des heiligen Columba unter den nördlichen Picten, (oder im heutigen Schottland,) wo derselbe zuerst das Christenthum verkündigt hatte, begeben, und sie noch mehr in der Religion gründen sollte

sollte. Egbert hielt anfänglich diese Erscheinung vor-
 trüglich, und gehorchte nicht, auch da ihm der Mönch
 versicherte, er habe jenen Auftrag noch einmal nach-
 drücklicher empfangen. Allein nachdem er seine und
 seiner Gehälfen Gerächtschaften schon auf das Schiff
 hatte bringen lassen, erhob sich des Nachts ein so hefti-
 ger Sturm, daß es ganz auf die Seite geworfen wurde.
 Nunmehr stand Egbert von seiner Reise ab; doch
 trat sie Wigbert, einer von seinen Gefährten, an,
 der auch in den Irländischen Klöstern sich in der Gott-
 seeligkeit geübt hatte. Unterbessen, ob er gleich zwei
 Jahre lang unter den Friesen und ihrem Könige Rad-
 bod den christlichen Glauben vortrug; mußte er doch,
 ohne etwas auszurichten, in sein Kloster zurückkehren.
 Einige Zeit vorher hatte gleichwohl Wilfrid, Erzbi-
 schof von York, den der König von Nordumberland
 im Jahr 677. aus seinem Reiche vertrieb, und der sich
 einige Zeit bey den Frießländern aufhielt, nicht wenige
 unter ihnen zum Christenthum gebracht. (Eddii vita S.
 Wilfridi, in Mabillon. Actis SS. Ord. S. Bened. Sec.
 IV. P. I. p. 670. sq.) Auch Eligius, Bischof von
 Noyon und Vermandois, bis gegen das Jahr 659.
 soll unter den Friesen und Flandern, in der Gegend
 von Antwerpen, und längs der ganzen Seefüste,
 wo noch kein Lehrer des christlichen Glaubens aufgetre-
 ten war, denselben sehr glücklich ausgebreitet haben.
 (Audoeni seu Dadonis vita S. Eligii, L. II. c. 3. in Su-
 ri Vitis SS. ad d. 1. Decembr.) Aber dieser Fortgang
 muß entweder vergrößert, oder bald wieder rückgängig
 geworden seyn.

Egbert blieb desto mehr seinem Entwurfe getreu;
 ob er ihn gleich selbst nicht ausführen konnte. Er
 schickte um das Jahr 691. einen seiner Schüler, Wil-
 librord, der aus seinem Waterlande Nordumberland
 gleichfals in die Irländischen Klöster übergegangen

150 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F.
609
814

 war, zugleich einen Priester und Mönch, mit eilf andern, nach dem Beda, oder mit zwölf, nach dem Als-
 cuin, vermuthlich Mönchen, und zum Theil Aebten,
 bis nach Frießland. Sie traten an der Mündung des
 Rheins, bey dem Schlosse Trajectum, (in den jetzi-
 gen vereinigten Niederlanden,) ans Land. Pipin von
 Herstall, der Urgroßvater Karls des Großen, der
 damals Herr des Fränkischen Reichs war, ob es gleich
 dem Nahmen nach noch von einem Könige regiert wur-
 de, hatte vor kurzem den diesseitigen Theil Frießlands,
 wo sie gelandet waren, dem Könige Radbod entris-
 sen. An ihn wandte sich also Willibrord, um seines
 Schutzes zu genießen, und erlangte auch von ihm alle
 gewünschte Unterstützung. Er reiste aber auch nach
 Rom: theils wegen einer gleichen Erlaubniß und des
 Segens, den er sich von dem dortigen Bischof Sergi-
 us erbitten wollte; theils weil er Reliquien der
 Apostel und Märtyrer von daher mitzubringen hoffte,
 die er zur Einweihung der für die neubefehrten Friesen
 zu erbauenden Kirchen gebrauchte; überdieß kam er,
 noch mit andern Nachrichten und Vorschriften verse-
 hen, aus jener Hauptstadt zurück. Unterdessen wähl-
 ten seine in Frießland gebliebenen Gehülffen den Aeb-
 t Suidbert, einen aus ihrem Mittel, im Jahr 693.
 zu ihrem Bischof; wozu ihn der Bischof Wilfrid
 weihte, der damals in Mercien lebte. Er begab sich
 hierauf unter die Boructuarien, Nachkommen der
 alten Bructerer, die jetzt zwischen dem heutigen Eöln
 und Hessen wohnten, und führte ihrer viele zum Chri-
 stenthum. Da sie aber bald darnach von den alten
 Sachsen (oder Bewohnern des heutigen Westpha-
 lens,) übermächtig wurden, mußte sich auch Suidbert
 aus diesen Gegenden flüchten. Er kam wieder zum
 Pipin, der ihm, auf Fürbitte seiner Gemahlinn Plec-
 trudis, einen Ort am Rhein anwies, wo er sich ein
Kloster

Willibrord befehrt die Frießländer. 151

Kloster bauete, und darinne im Jahr 713. starb. Man nannte es in der Folge die Insel des heil. Svidbert; daraus ist die heutige Stadt Kaiserswerth in der Pfalz am Rhein entstanden, die auch in ihrem Namen (denn Werth oder Woerd bedeutet im alten Deutschen eine Insel,) die Spur davon trägt. (Beda l. c. c. 12. p. 409. sq. Eckhart l. c. p. 304.) Zu den eben gedachten Sachsen waren auch zwei Erwalde, Angelsächsische Priester, und auch in Ir-
ländischen Klöstern gebildet, gereiset; um sie in ihrem Glauben zu unterrichten. Das Volk erschlug sie aber, aus Besorgniß für seine Religion, eher, als sie zu einem der Sächsischen Fürsten hatten gelangen können; der darauf ihren Tod durch Ausrottung des ganzen Fleckens, von dem sie ermordet worden waren, rächte. (Beda l. c. c. 11. p. 406. sq.)

Willibrord war nach seiner Zurückkunft von Rom unter den Friesen weit glücklicher. Er bekehrte in einigen Jahren so viele derselben, daß ihn Pipin im Jahr 696. abermals in jene Stadt schickte, damit ihn der Bischof Sergius zum Erzbischof der neugestifteten Gemeinen weihen möchte. Dieß geschah, und Sergius legte ihm zugleich den Namen Clemens bey. Pipin schenkte ihm zum Sitz seines Erzbisthums das Schloß Wiltaburg, das heißt, die Stadt der Wilten, wie Beda hinzusetzt, (L. V. c. 12. p. 410.) in der Gallischen Sprache Traiectum genannt. Der erstere Name zeigt an, daß ein Friesisches Volk, die Wilten, in dieser Gegend gewohnt haben: und aus der eigentlichen einheimischen Benennung Wiltrecht, (der Uebergang der Wilten über den Rhein) scheint der neuere Utrecht entstanden zu seyn. Nach ihrem Gallischen oder im Grunde alt Römischen Namen aber, heißt diese Stadt noch im la-

152 Zweunter Zeitraum. Fünftes Buch.

teinischen Traiectum ad Rhenum, oder Ultraiectum.
 Hier lebte Willibrord größtentheils bis zum Jahr
 739. da er in einem Alter von mehr als achtzig Jahren
 starb. Die Friesen im Fränkischen Gebiete scheint er
 beinahe alle zu Christen gemacht zu haben. Er bauete
 daselbst mehrere Kirchen und Schlösser, bestellte auch
 Bischöfe, die von ihm abhingen, zum Theil aus der
 Anzahl seiner mitgekommenen Gefährten. Andere ka-
 men hinzu, um ihm in diesen Arbeiten beizustehen;
 unter denselben wurde Wulfram, Bischof zu Sens
 im heutigen Frankreich, besonders berühmt. Er ließ
 sich von dem Abte des Klosters Fontenelle einige
 seiner thätigsten Mönche geben; mit diesen reiste er
 nach Friesland; wiewohl es nicht ganz gewiß ist, ob er
 früher oder später als Willibrord dahin gekommen
 sey. Die Wunder, welche er daselbst verrichtete, sollen,
 nach dem Berichte eines Mönchs aus dem gedachten
 Kloster, der sein Leben beschrieben hat, (Ionae Fonta-
 nell. vita Wulframi, in Actis SS. Antverp. T. III.
 mens. Martii, ad d. 20. Mart. et in Mabillon. Actis
 SS. Ord. S. Bened. Sec. III. P. I. p. 355. sq.) mehr
 gewürkt haben, als sein Unterricht. Die Friesen
 pflegten ihren Göttern von Zeit zu Zeit Menschenopfer
 darzubringen. Ohngeachtet seiner Vorstellungen häng-
 ten sie einen solchen Unglücklichen auf, und sagten spöt-
 tisch zu ihm, der Gott, dessen Verehrung er ihnen em-
 pfahl, werde wohl mächtig genug seyn, ihm wieder
 das Leben zu schenken. Als aber auf Wulframs Gebet,
 sechs Stunden darauf der Strick vor ihren Augen zer-
 riß, und der Gehenkte völlig auflebte, bewunderten sie
 ihn desto mehr. Er rettete fünf solcher zu Opfern be-
 stimmte Menschen, von denen drey in dem erstge-
 nannten Kloster Mönche wurden. Selbst den Sohn
 des Königs Radbod taufte er; der aber wenige Tage
 darauf starb. Auch Radbod war schon im Begriff,
 diesen

diesen entscheidenden Schritt zu thun, als es ihm einfiel, Wulframen, der ihm viel vom Paradies und von der Hölle vorgesagt hatte, zu fragen, an welchem von beiden Orten sich denn seine königlichen Vorfahren befänden? Wulfram antwortete ihm, da sie ohne Tauffe gestorben wären: so könnte man sie auch nur in der Hölle suchen. Nun, sagte Radbod, und zog zugleich den Fuß aus dem Wasser heraus, in welches er eingetaucht werden sollte, so will ich lieber mit allen meinen Vorfahren in der Hölle, als mit einer kleinen Anzahl Bettler im Paradiese seyn. Nicht lange darauf gieng Wulfram in sein Vaterland zurück, und starb als Mönch in dem Kloster Fontenelle.

F. n.
E. G.
605
bis
814

Radbod widerstand auch Willibrords Ermahnungen, ein Christ zu werden; ob er gleich denselben sonst gütig aufnahm. Daher beschloß dieser Lehrer, bey den an die Frießländer gränzenden Dänen, die nicht weniger als diese im Rufe der Wildheit standen, einen ähnlichen Versuch zu machen. Er kam im Jahr 690. vermuthlich nach Jütland; allein der dortige König Unguendo blieb gegen seine Anträge eben so unbeweglich. Willibrord nahm wenigstens aus dessen Reiche dreißig Knaben mit, um sie im Christenthum zu erziehen, und taufte sie schon unterwegs, nach einer kurzen Unterweisung. Auf seiner Rückreise wurde er auf eine Insel, das jetzige Helgoland oder Heiligland, in der Nordsee, nicht weit von den Küsten des Herzogthums Schleswig gelegen, damals Fositesland oder Fosetsland von dem Gotte genannt, dem sie geweiht war, durch Sturm verschlagen. Diese Radboden unterworfenen Insel war bey den Heiden so heilig geachtet, daß sich niemand unterstand, etwas auf derselben zu berühren; nur stillschweigend durfte man Wasser aus der daselbst befindlichen

Quelle schöpfen: alles bey Todesstrafe. Dem ohngeachtet taufte nicht allein Willibrord drey Heyden in dieser Quelle; sondern ließ auch einiges Vieh zum Unterhalte für sein Gefolge schlachten. Beym Anblicke dieser Kühnheit glaubten die Heyden, er würde mit den seinigen entweder wüthend werden; oder plötzlich sterben. Da keines von beyden erfolgte; meldeten sie es ihrem Könige. Dieser, entschlossen die vermeinte Beschimpfung seines Gottes zu rächen, befragte ihn drey Tage lang durchs Loos wegen der Bestrafung der Frevler, bis es einen von Willibrords Gefährten traf, den er hinrichten ließ. Willibrorden gab er wegen seiner Verwegenheit einen scharfen Verweis; dieser aber sagte ihm geradezu, es sey nicht Gott, den er verehere; sondern der Teufel, der ihn verführe, und ewig unglücklich machen wolle; er müsse also an den einzigen wahren Gott glauben, sich taufen lassen, und ein frommes Leben führen, um Seeligkeit hoffen zu können. Der König antwortete bloß darauf, er sehe wohl, daß Willibrord eben so dreist spreche als handle, und schickte ihn mit Ehren an seinen Fürsten Pipin zurück. (Alcuini vita S. Willibr. l. c. p. 187. sq.) Er hat also unter den Friesen, die nicht von dem Fränkischen Reiche abhängig geworden waren, zum Besten des Christenthums schwerlich etwas ausgerichtet. Ob er auch zu den heydnischen Thüringern Priester abgeschickt habe, welche mehrere Kirchen unter ihnen errichtet hätten, wie Eckhart (l. c. p. 324.) daraus schließt, weil vierzehn derselben in ihrem Lande dem heil. Martin, Schutzheiligen der Kirche von Utrecht, gewidmet worden wären, bleibt zwar zweifelhaft. Doch hat eben derselbe die Klöster, Flecken und Güter verzeichnet, welche Pipin und sein Sohn, Karl Martel, auch der Herzog von Thüringen, Hetan, ihm und dem Erzbisthum Utrecht geschenkt haben, (ibid.

p. 311. sq. 337. 338.) Uebrigens findet man bey einer genauern Vergleichung der Nachrichten des Beda ^{F. n.} ^{E. G.} und Alcuin von diesem berühmten Erzbischof, daß je- ^{605]} ner als Zeitgenosse und Geschichtschreiber glaubwürdi- ^{bis} ger ist als dieser, der bey aller Ausführlichkeit mehr ⁸¹⁴ den Lobredner des Heiligen und Wunderthäters macht.

Während daß diese Irländer und Angelsachsen am Rhein, in den Niederlanden, in Deutschland, und bis in die Schweiz das Christenthum fortpflanzten, bemühten sich andere Lehrer, theils Ausländer, theils Deutsche, eben demselben auch an der Donau, besonders im heutigen Bayern, eine allgemeinere Herrschaft zu verschaffen. Um die Mitte des siebenten Jahrhunderts lebte im Westfränkischen Reiche ein Bischof an einem ungenannten Orte, Emmeram. Dieser hörte, daß die Awaren, Einwohner von Pannonien, (oder ohngefähr vom jetzigen Ungarn), noch Heyden wären. Sogleich ergriff ihn ein unwiderstehlicher Eifer, ihnen das Christenthum bekannt zu machen. Er ließ also an seiner Statt einen andern Bischof bestellen; und reiste in Begleitung eines Priesters, der das Deutsche verstand, durch Deutschland in jenes Land. Er kam endlich nach Regensburg (damals Ragenisburg genannt), in Bayern. Als er dem dortigen Herzoge Theodo die Absicht seiner Reise meldete, lobte sie zwar dieser; stellte ihm aber vor, es werde unmöglich seyn, sie auszuführen, weil der lange Krieg, in welchen er mit den Awaren verwickelt sey, die bis in das heutige Oesterreichische vorgebrungen waren, die ganze ehemals so blühende Gegend an dem Flusse Ens in eine unwegsame von wilden Thieren besetzte Wüste verwandelt habe. Er bat ihn daher, er möchte lieber in Bayern bleiben, indem die erst neuerlich bekehrten Einwohner dieses Landes noch

156 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n. noch zu roh und unvollkommen wären, als daß sie sich
E. G. nicht einen solchen Lehrer wünschen sollten; den die
605 Avaren hingegen vermuthlich von sich stoßen würden.
bis Emmeram wollte seinen Vorfaß nicht ändern; darauf
814 gebrauchte man Gewalt, und ließ ihn seine Reise nicht
fortsetzen. Er überzeugte sich also, daß dieses eine göttliche Bestimmung sey; seitdem widmete er sich gänzlich diesem Volke, gleichsam als allgemeiner Bischof von Bayern. Die häufigen Reste des Heidenthums bey demselben vertilgte er; ordnete den Gottesdienst an; verband lehre und leben zum Unterrichte; besuchte jede Familie besonders, und brachte binnen drey Jahren eine Hauptverbesserung zu Stande. Alles dieses ist aus der Erzählung, des Magdeburgischen Propstes Meginfred am Ende des zehnten und gegen den Anfang des elften Jahrhunderts genommen, (*de vita et virtutibus B. Emmerammi Liber unus, in Canisii Lectt. antiq. Tom. III. P. I. p. 94. sq. ed. Basnag.*) der eigentlich die frühere Lebensbeschreibung Emmerams von dem Bischof zu Freysingen Cirin oder Aribon, welcher im Jahr 783. gestorben ist, verbessert und vermehrt hat; ohne doch selbst Fehler zu vermeiden, worunter dieser der erste ist, daß er Avaren, Hunnen und Ungarn vor verschiedene Namen einer einzigen Nation ausgiebt.

Mitten unter diesen Arbeiten, fährt Meginfred in der schwülstig erbaulichen und rednerisch seyn sollenden Schreibart fort, welche man in diesen Jahrhunderten vor das würdigste Gewand eines Heiligenlebens hielt, bat sich Emmeram, voll Ahndung seines bevorstehenden Todes, von dem Herzoge und der Nation die Erlaubniß zu einer Wallfahrt nach Rom aus, wo er besonders den Apostel Petrus (*coelestis aulae ianitorem*) bitten wollte, in den Himmel eingelassen zu werden.

werden. Um gleiche Zeit aber war die Tochter des Herzogs von dem Sohne eines Unterbefehlshabers geschwängert worden; ihre Schande drohte, täglich sichtbar zu werden, und beide fürchteten sich vor der Todesstrafe. In dieser äußersten Noth warfen sie sich Emmeramen zu Füßen; sein Rath und seine Hülfe, um welche sie kläglich baten, sollte sie retten. Er begnügte sich nicht daran, ihnen mitleidig den Weg der Reue und Ausöhnung zu zeigen; sondern trug ihnen sogar mit der außerordentlichsten Großmuth auf, ihm die Schuld des Verbrechens beizulegen, um die Wuth des Herzogs von ihnen abzuwenden. Damit jedoch seine Unschuld nicht ganz verbunkelt werden möchte, offenbarte er es einem seiner vorzüglichsten Cleriker, daß er sich für ein fremdes Vergehen einer schmählischen Strafe aussetzen werde, und bat ihn, die wahre Beschaffenheit davon nach seinem Tode überall bekannt zu machen. Hierauf trat er seine Reise nach Rom an; ganz Regensburg begleitete ihn mit Thränen voll Sehnsucht eine Strecke Weges. Gleich darauf aber sah sich die Tochter des Herzogs genöthigt, ihm den Urheber ihrer Entehrung zu gestehen; sie nannte Emmeramen. Ihr Vater, der nur durch andere gehindert wurde, sie selbst umzubringen, verwies sie auf immer aus dem Lande. Ihr Bruder, Lampert, hingegen beschloß, sich an dem Bischof zu rächen, und setzte ihm mit einem zahlreichen Gefolge nach. Dieser, im dritten Tage seiner Reise begriffen, die er vorzüglich verzögert hatte, wurde von seinem Feinde zuerst mit den bittersten Vorwürfen überhäuft; auf welche er bloß durch Betheuerung seiner Unschuld, und Berufung auf das Urtheil des Nachfolgers Petri, vor welchem er diese Anklage untersuchen zu lassen bereit sey, antwortete. Darauf ließ ihn Lampert an eine Leiter befestigen, und ihm nach und nach die Hände und Füße ab-

158 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

^{5. n.}
^{E. G.}
 605
 814. abhauen, die Augen ausstechen, kurz ihn an allen Gliedern verstümmeln. In diesem martervollen Zustande hörte er nicht auf, zu singen, bis ihm die Zunge abgeschnitten wurde; ja selbst darauf noch sprach er mit aller Standhaftigkeit des Geistes und mit Vorhersagungen. Sein Tod wird gewöhnlich, (wiewohl nicht ohne Schwierigkeiten, welche vornehmlich die Regierung des Herzogs Theodo verursacht,) ins Jahr 652. gesetzt. Longueval (Hist. de l'Eglise Gallic. T. IV. p. 36. sq.) kann es nicht glauben, daß sich Emmeram eines fremden Verbrechens beschuldigt haben sollte. Allein die Begeisterung, mit welcher er sich für das Christenthum unter den Avarn aufopfern wollte, läßt auch diesen Zusatz von Schwärmeren erwarten, eine Ähnlichkeit mit Christo darinne zu suchen, daß man für die Sünden anderer den Tod leide. Seine Gebeine wurden nach Regensburg gebracht: und daselbst ist ihm zu Ehren das Kloster von St. Emmeram gestiftet worden, das nunmehr längst eine gesfürstete Abtey, oder ein kaiserliches gefreyetes Reichsstift ist; über dessen Ursprung aber und Verhältniß zu dem Bisthum Regensburg, um die Mitte des jehigen Jahrhunderts sehr heftig gestritten worden ist; wie man an einem andern Orte dieser Geschichte sehen wird. Schon Meginfred gedachte vieler Wunder, durch welche Emmerams Heiligkeit nach seinem Tode bestätigt worden seyn sollte. Aber ein Mönch des eilften Jahrhunderts in dem erstgenannten Kloster, Arnolf, geborner Graf von Cham und Roßburg, verfertigte noch eine besondere ausführliche Schrift über eben denselben Gegenstand, (de miraculis B. Emmerammi et de memoria cultorum eius, Libri duo, apud Canis. l. c. p. 103–160.) Zur Belohnung dieser Arbeit, deren zweytes Buch als ein Gespräch abgefaßt ist, versichert er, seinen Heiligen selbst

Bonifacius, der Deutschen Apostel. 161

Bayern gewesen, wie zum Beispiel, zu Regensburg bereits seit dem Jahr 470, welche Stadt (Metropol. Salzburg. Tom. I. p. 123. sq. Ratisb. 1719. fol.) vom ersten derselben, Paulinus, an verzeichnet habe: so hat wohl dieser Bayrische Gelehrte nur sehr ungewisse, zum Theil widersprechende und späte Nachrichten gesammelt. Vor den letzten Jahren des siebenten Jahrhunderts weiß man von allen diesen Bischöfen fast nichts mit einiger Zuverlässigkeit.

Doch die sämtlichen Heidenbefehrer des eben gedachten Jahrhunderts in den Niederlanden, in Deutschland und in der Schweiz, verdunkelte im achten der Angelsachse Bonifacius. Er heißt der Apostel der Deutschen; obgleich mehrere Jahrhunderte vor ihm, in den Gegenden Deutschlands längs dem Rhein und der Donau, blühende christliche Gemeinen genug angelegt worden sind, und selbst diejenigen Länder, wo er die Religion vorgetragen hat, insgesamt schon vorher einige Kenntniß derselben erlangt hatten. Es hat auch Jahrhunderte nach ihm gewährt, bis das ganze jetzige Deutschland christlich geworden ist. Aber er ist es gewesen, der das Christenthum im innern Deutschland herrschend zu machen angefangen hat; er hat eine neue Kirchenverfassung daselbst gestiftet, Bischümer und Klöster errichtet, welche einen großen Einfluß auf den kirchlichen und selbst politischen Zustand gehabt haben; besonders aber den dauerhaftesten Grund zur Oberherrschaft der Römischen Bischöfe über die Deutschen Gemeinen gelegt; ihn haben die Fränkischen Fürsten des Karolingischen Hauses sehr wohl unterstützt, und er ist auch zu ihrem Vortheil sehr dankbar gewesen; er hat endlich für sein Ansehen nicht weniger glücklich gesorgt, und unter mehr als dreißigjährigen Arbeiten eines gutgemeinten Eifers, bey einigen wahr-

thums einen bequemen Ort zu wählen: und der Bischof fand denselben an dem See **Walarium**, (nachher dem **Wallersee**,) aus welchem die **Dischaba** entsprang. Dort bauete er eine Kirche; bekam auch von dem Herzoge den umliegenden Landesstrich geschenkt. Da er aber von einem Orte an dem Flusse **Warum**, oder **Juvarum**, hörte, wo von dem ehemaligen **Juvavium** noch ansehnliche Trümmern vorhanden wären, bat er sich diesen von dem Herzoge aus; der ihm überdieß noch für die daselbst zu errichtende Kirche Ländereyen zu Einkünften anwies. So entstand die Kirche und nach und nach die Stadt **Salzburg**, welche, so wie auch die mitten durch sie fließende **Salza** oder **Salzach** von den Salzwerken des Landes den Namen erhalten hat. **Rudbert** war ihr erster Bischof; der zehnte nach ihm, **Arno**, wurde Erzbischof. Der hochachtungswürdige Herausgeber der **Salzburgischen Kirchenversammlungen** hat richtig bemerkt, (**Florian. Dalham Dissertat. praevia de Hierarchiae Salisburgensis ortu, &c. p. 4. in Concill. Salisburgg. August. Vindelic. 1788. fol.**) daß **Rudbert** noch keinen bestimmten Kirchensprengel gehabt hat, und daß zu seiner Zeit noch mehr solche Bischöfe in **Bayern** gewesen sind, die man in ältern Jahrhunderten **Episcopos regionarios et adventitios** zu nennen pflegte. Bald nach **Rudberten** wurde der **Westfranke Corbinianus** Bischof zu **Freysingen**. Er trug auch nicht wenig zur Unterdrückung des Heidenthums in **Bayern** bey; er überlebte jenen sieben Jahre, indem er im Jahr 730. aus der Welt gieng. Sein Leben hat der **P. Meischelbeck** (**Hist. Frising. T. I. p. 1. sq. Aug. Vindel. 1734. fol.**) zwar aus einem alten Schriftsteller, der ihr aber oft ein fabelhaftes Ansehen gegeben hat, beschrieben. Wenn unterdessen der **P. Dalham** behauptet, es wären lange vor **Rudberten** Bischöfe in **Bay-**

Bonifacius, der Deutschen Apostel. 151

Bayern gewesen, wie zum Beispiel, zu Regensburg bereits seit dem Jahr 470, welche Stadt (Metropol. Salzburg. Tom. I. p. 123. sq. Ratisb. 1719. fol.) vom ersten derselben, Paulinus, an verzeichnet habe: so hat wohl dieser Bayerische Gelehrte nur sehr ungewisse, zum Theil widersprechende und späte Nachrichten gesammelt. Vor den letzten Jahren des siebenten Jahrhunderts weiß man von allen diesen Bischöfen fast nichts mit einiger Zuverlässigkeit.

Doch die sämtlichen Heidenbefehrer des eben gedachten Jahrhunderts in den Niederlanden, in Deutschland und in der Schweiz, verdunkelte im achten der Angelsachse Bonifacius. Er heißt der Apostel der Deutschen; obgleich mehrere Jahrhunderte vor ihm, in den Gegenden Deutschlands längs dem Rhein und der Donau, blühende christliche Gemeinen genug angelegt worden sind, und selbst diejenigen Länder, wo er die Religion vorgetragen hat, insgesamt schon vorher einige Kenntniß derselben erlangt hatten. Es hat auch Jahrhunderte nach ihm gewährt, bis das ganze jetzige Deutschland christlich geworden ist. Aber er ist es gewesen, der das Christenthum im innern Deutschland herrschend zu machen angefangen hat; er hat eine neue Kirchenverfassung daselbst gestiftet, Bischümer und Klöster errichtet, welche einen großen Einfluß auf den kirchlichen und selbst politischen Zustand gehabt haben; besonders aber den dauerhaften Grund zur Oberherrschaft der Römischen Bischöfe über die Deutschen Gemeinen gelegt; ihn haben die Fränkischen Fürsten des Karolingischen Hauses sehr wohl unterstützt, und er ist auch zu ihrem Vortheil sehr dankbar gewesen; er hat endlich für sein Ansehen nicht weniger glücklich gesorgt, und unter mehr als dreißigjährigen Arbeiten eines gutgemeinten Eifers, bey einigen wahr-

164 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. G. so viele Beispiele von Ordensbrüdern aus ihrem Vaterlande und aus Irland vor den Augen, welche, um Eroberungen für das Reich Christi zu machen, in das feste Land von Europa hinübergeschifft waren, daß es bis 605 gar nicht befremdet, zu sehen, auch Winfrid sey von diesem frommen Triebe entflammt worden. Sein Abt, dem er denselben eröffnete, verweigerte ihm eine Zeit lang die Erlaubniß, ihn zu befriedigen; endlich ließ er ihn, mit dem nöthigen Vorrathe versehen, und, von zwey Mönchen begleitet, reisen. Winfrid gieng zu Rundenwich, welches das jetzige London ist, zu Schiffe, und landete zu Dorset, allem Ansehen nach, Wicduerstede am Flusse Iac in Friesland, um das Jahr 716. Allein obgleich bereits Willibrord und andere, in diesem Lande, zumal in dem Fränkisch gewordenen Theil desselben, den Saamen des Christenthums ausgestreuet hatten; so hätte doch Winfrid dieses zu keiner ungünstigern Zeit versuchen können, als eben jetzt. Radbod, König der Friesen, lebte noch, und war damals mit dem Fränkischen Fürsten Karl Martel in einen Krieg verwickelt, durch welchen die meisten christlichen Kirchen in dem bisherigen Fränkischen Friesland verwüstet, ihre Lehrer vertrieben, und dagegen die Götzen und Tempel der Heyden wieder hergestellt worden waren. Obgleich also Winfrid bey dem gedachten Könige selbst zu Utrecht um die Vergünstigung anhielt, als Lehrer seines Glaubens auftreten zu dürfen; so wurde ihm doch solches abgeschlagen, und er kehrte im folgenden Winter in sein Kloster zurück. Ohne Zweifel sah Radbod, wie andere heydniische Fürsten und Nationen, in gleichen Fällen, an den Bemühungen, das Christenthum in seinem Reiche einzuführen, nur ein Mittel mehr, ihn unter die Vormäsigkeit der Franken zu bringen, welche schon lange Friesland zu überwältigen trachteten, und sich

Bonifacius, der Deutschen Apostel. 163

Das heißt, die Anfangsgründe der lateinischen Sprach-
kunde, Beredsamkeit und Versmachersen, und noch nicht
einige historische Kenntnisse; (denn der Austruck sei-
nes ältesten Biographen Willibald ist etwas zwey-
deutig), doch neben der historischen Erklärung der Bi-
bel, auch die Fertigkeit in der dreysachen geistlichen
Deutung derselben. Mit dem Studieren verband er
auch Handarbeiten, und wurde bald ein Muster in der
Beobachtung der Regel des heil. Benedikt. Allmäh-
lich verbreitete sich der Ruf seiner Wissenschaft so
sehr, daß viele Mönche aus andern Klöstern zu ihm
kamen, um von ihm die Auslegung der heil. Schrift
zu lernen; ingleichen Nonnen ihn darüber schriftlich
befragten: denn in derselben übte er sich vor allem an-
dern. Auch hielt er häufig Predigten, deren Beredt-
samkeit, und der darinne mit Milde vermischter Eifer
sehr gelobt werden. In einem Alter von ohngefähr
dreßsig Jahren wurde er zum Priester geweiht. Bald
darauf, da in Wessex wegen gewisser Streitigkeiten ei-
ne Kirchenversammlung gehalten wurde, und man dem
Erzbischof von Canterbury davon Nachricht geben
wollte: wurde Winfrid vor andern zum Abgeordne-
ten an ihn gewählt. Er verrichtete seinen Auftrag so
geschickt, daß sein Ruhm noch höher stieg; er wohnte
auch jener Synode auf eine ausgezeichnete Art bey.
(Willibaldus de vita S. Bonifacii, c. 1–4 in Mabil-
lon. Actis SS. Ord. S. Bened. Sec. III. P. II p. 1. sq.
cum observatt. et notis, et in Canisii Lectt. antiq. T. II
P. I. p. 227–236. ed. Basnag. cum eiusd. Canisii et Ma-
bill. notis; Othloni vita S. Bonif. c. notis Mabill. in
eiusd. Actis SS. Ord. S. Bened. l. c. p. 28. sq. et in
G. C. Ioannis Scriptt. Rer. Moguntin. T. I. p. 201. sq.)

Damals, in den ersten Zeiten des achten Jahr-
hunderts, hatten die Angelsächsischen Mönche schon

164 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

J. G. so viele Beispiele von Ordensbrüdern aus ihrem Vaterlande und aus Irland vor den Augen, welche, um Eroberungen für das Reich Christi zu machen, in das feste Land von Europa hinübergeschifft waren, daß es gar nicht befremdet, zu sehen, auch Winfrid sey von diesem frommen Triebe entflammt worden. Sein Abt, dem er denselben eröffnete, verweigerte ihm eine Zeit lang die Erlaubniß, ihn zu befriedigen; endlich ließ er ihn, mit dem nöthigen Vorrathe versehen, und, von zwey Mönchen begleitet, reisen. Winfrid gieng zu Rundenwich, welches das jetzige London ist, zu Schiffe, und landete zu Dorset, allem Ansehen nach, Wicduerstede am Flusse Iac in Friesland, um das Jahr 716. Allein obgleich bereits Willibrord und andere, in diesem Lande, zumal in dem Fränkisch gewordenen Theil desselben, den Saamen des Christenthums ausgestreuet hatten; so hätte doch Winfrid dieses zu keiner ungünstigern Zeit versuchen können, als eben jetzt. Radbod, König der Friesen, lebte noch, und war damals mit dem Fränkischen Fürsten Karl Martel in einen Krieg verwickelt, durch welchen die meisten christlichen Kirchen in dem bisherigen Fränkischen Friesland verwüstet, ihre Lehrer vertrieben, und dagegen die Götzen und Tempel der Heiden wieder hergestellt worden waren. Obgleich also Winfrid bey dem gedachten Könige selbst zu Utrecht um die Vergünstigung anhielt, als Lehrer seines Glaubens auftreten zu dürfen; so wurde ihm doch solches abgeschlagen, und er kehrte im folgenden Winter in sein Kloster zurück. Ohne Zweifel sah Radbod, wie andere heidnische Fürsten und Nationen, in gleichen Fällen, an den Bemühungen, das Christenthum in seinem Reiche einzuführen, nur ein Mittel mehr, ihn unter die Botmäßigkeit der Franken zu bringen, welche schon lange Friesland zu überwältigen trachteten, und sich

Bonifacius, der Deutschen Apostel. 165

sich von christlichen Einwohnern überall mehr Ergeben-
heit versprechen konnten. (Willibald. l. c. c. 4, p. 236.
sq. ed. Basnag.)

big.

Winfried war noch nicht lange in sein Vaterland zurück gekommen, als der Abt seines Klosters starb. Alle Mönche desselben verlangten ihn nun zu ihrem Vorsteher: und es scheint deutlich genug, theils aus Willibalds Worten, (*primatu regiminis abiecto*, l. c. c. 5. p. 237.) theils aus einem Schreiben der Aebtissin Ladburga an ihn, (*Epist. Cl. in Epist. S. Bonif. Martyris*, p. 138. ed. Serarii, Mogunt. 1629. 4.) worinn er ein heiliger Abt genannt wird, endlich auch aus einem Schreiben von ihm selbst an die Mönche seines Klosters, denen er Vorschriften und Ermahnungen giebt, wie solche nur ein Abt ertheilen konnte, (in *Baronii Annal. Eccl. ad a. 719. n. 19. p. 28. T. IX. Colon. 1609. fol.*) hervorzuleuchten, daß er diese Würde zwar angenommen; aber nach einer kurzen Zeit wieder niedergelegt habe.

Seine alte brennende Begierde, das Evangelium heidnischen Nationen zu verkündigen, war durch den ersten unglücklichen Versuch nicht erloschen. Er beschloß, einen neuen zu wagen: und ob ihn gleich seine wehklagenden Mönche zurück zu halten suchten; stillte er doch ihre und auch seine Besorgnisse dadurch, daß er einen andern Abt für sie bestellen ließ. David, Bischof von Winchester, der ihn in seinem Vorsatz bestärkt haben mag, gab ihm nicht allein ein Empfehlungsschreiben an den Römischen Bischof Gregorius den zweyten mit, von dem sich Winfrid zuerst Vollmacht und Verhaltungsbefehl ausbitten wollte; das aber nicht mehr vorhanden ist; sondern auch ein anderes an alle Fürsten, Bischöfe, Cleriker und andere

Chri-

166 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

3. n. 605 Christen, welches Baronius (l. c. n. 2. p. 23) auch **814** Serarius in seine Sammlung (Ep. XXXIII. p. 43.) ans Licht gezogen hat, worinne er sie zur gesicherten Aufnahme des Ueberbringers ermunterte. Winfrid langte mit seinen Gefährten im Jahr 718. zu Rom an, wo sie zuerst in der Peterkirche um Vergebung ihrer Sünden baten, und Geschenke darbrachten. Gregorius empfing ihn sehr wohl; unterredete sich täglich mit ihm über seine Bestimmung, und entließ ihn, nachdem er ihn mit vielen Reliquien beschenkt hatte, mit dem schriftlichen Auftrage, in einem an ihn gerichteten Schreiben, (in Othlon. vita S. Bonif. l. I. c. 12. et in Epist. Bonif. Ep. CXVIII. p. 164. ed. Serar.) die christliche Religion unter heidnischen Völkern zu verbreiten. Er bevollmächtigte ihn dazu, weil sich Winfrid dem Urtheil seines Oberhauptes demüthig unterworfen hätte, durch das unerschütterte Ansehen des Apostels Petrus, mit der ausdrücklichen Bedingung, bey der Einweihung der neuen Christen schlechterdings den Einrichtungen der Römischen Kirche zu folgen, die er ihm in einem eigenen Buche (formula officiorum) scheint mitgegeben zu haben; und, wenn es ihm an Vorschriften mangelte, sich an den apostolischen Stuhl zu wenden. (Willibald. l. c. c. 5. 6. p. 237. sq.) Semler glaubt, daß ihm Gregorius noch zwey andere Schreiben, das eine an die Thüringische Nation, (Epist. CXX. p. 165.) das andere an das Volk in der Provinz der Altsachsen, (provinciae Altfaxonum, Ep. CXXI. p. 166. ed. Serar.) mitgegeben habe. (Semler. Diss. de propagata per Bonif. inter Germanos relig. Christ. p. 34. Halae, 1770. 4.) Den Thüringern meldet er, daß er ihnen, nach dem Willen des Heylandes, den heiligsten Bischof Bonifacius zugeschickt habe, der sie taufen, und auf den Weg der ewigen Seligkeit führen soll.

Bonifacius, der Deutschen Apostel. 169

fung zurückgeführt und belehrt.“ Man sieht wohl aus dieser Beschreibung, daß es damals Christen genug in Thüringen gegeben habe; vermuthlich war der größte Theil der Nation dieser Religion zugethan. Desto bis deutlicher hätte sich Willibald darüber erklären sollen, was vor Irrlehrer es gewesen sind, welche sie verführt haben. Denn ob es gleich nicht unwahrscheinlich ist, daß durch die Vermählung der Ostgothischen Prinzessin Amalberga mit dem Thüringischen Könige Hermenfrid in den ersten Zeiten des sechsten Jahrhunderts, der Arianismus nach Thüringen gekommen sey; so war doch zu dieser Zeit der Begriff von Ketzerey bereits so weitschweifig, daß man dabey nicht eben immer an Glaubensverfälschung denken darf. Ueber den Vorwurf der Unkeuschheit, welcher den Thüringischen Priestern gemacht wird, haben schon ältere Schriftsteller, insonderheit Sagittarius, (*Antiquit. Gentilismi et Christianismi Thuringici*, S. 137. Jena, 1685. 4.) die wahrscheinliche Muthmaassung geäußert, ihr Verbrechen habe darinne bestanden, daß sie nicht im ehelosen Stande leben wollten.

Indem Winfrid mit diesen Befehrungen von angewisser Art beschäftigt war, hörte er, daß der Friesländische König Radbod gestorben sey. Man dichtete ein seltsames Blendwerk, durch welches der Teufel diesen Fürsten von der Annahme des Christenthums zurückgehalten haben sollte; dessen Zerstreuung aber, durch einen Diaconus, viele Friesländer bewogen habe, Christen zu werden. Baronius hat es (*l. c. n. 9. sq. p. 25. 26.*) aus der Erzählung eines Mönchs aufbehalten. Genug, Winfrid gieng bey diesen neuen vortheilhaften Aussichten für seine Religion und die Behauptung der Fränkischen Herrschaft in einem Theil von Friesland, noch im Jahr 719. oder

168 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch:

Gregorius, es keinem aus ihrer Nation zu verwehren, der sich zu Christo bekehren wolle, und zeigt ihnen an, daß er seinen Bruder und Bischof Bonifacius zu ihnen gesandt habe, um sie von dem teuflischen Betrug zu befreien, und zu Kindern Gottes annehmen zu lassen. — Es wäre allerdings möglich, daß Gregorius mit solchen Schreiben Winfriden schon bey seiner ersten Abreise begleitet hätte. Die Zuversichtlichkeit dieser Bischöfe war groß genug dazu: und sie kannten jene heydnische Nationen zu wenig, als daß sie eingesehen hätten, wie unwürksam dergleichen Anträge seyn müßten. Allein weder der darinne vorkommende Name Bonifacius; noch die Würde eines Bischofs, welches beides sie Winfriden erst in spätern Jahren ertheilten; endlich auch nicht die sehr unwahrscheinliche Nachricht von bereits damals bekehrten Sachsen, erlauben es, diese Schreiben in eine so frühe Zeit zu setzen. Ob sie und andere unter den gesammelten Briefen des Bonifacius auch wirklich seynd? dieses kann hier noch nicht erörtert werden.

Thüringen war jetzt das erste Land, in welches Winfrid, nach der besondern Anweisung des Gregorius, im Jahr 719, reiste. Hier, schreibt Willibald, (l. c. a. 6. p. 239.) redete er die Vornehmsten und Ältesten der Nation an, und suchte sie zu einer bessern Religionskenntniß zu bringen, welche sie seit einiger Zeit, durch schlimme Lehrer verführt, größtentheils verloren hatten. Manche der dortigen Priester verehrten zwar den allmächtigen Gott sehr eifrig; andere aber hatten sich durch Hurerey befleckt, und die keusche Enthaltsamkeit, welche die Diener des Altars beobachten sollten, eingebüßt. Diese hat er durch Evangelische Vorträge, so weit es ihm möglich war, von ihrer Bosheit zu der richtigen kirchlichen Verfassung

Bonifacius, der Deutschen Apostel. 169

fung zurückgeführt und belehrt.“ Man sieht wohl aus dieser Beschreibung, daß es damals Christen genug in Thüringen gegeben habe; vermuthlich war der größte Theil der Nation dieser Religion zugethan. Desto bis deutlicher hätte sich Willibald darüber erklären sollen, was vor Irrlehrer es gewesen sind, welche sie verführt haben. Denn ob es gleich nicht unwahrscheinlich ist, daß durch die Vermählung der Ostgothischen Prinzessin Amalberga mit dem Thüringischen Könige Hermenfrid in den ersten Zeiten des sechsten Jahrhunderts, der Arianismus nach Thüringen gekommen sey; so war doch zu dieser Zeit der Begriff von Ketzerey bereits so weitschweifig, daß man dabey nicht eben immer an Glaubensverfälschung denken darf. Ueber den Vorwurf der Unkeuschheit, welcher den Thüringischen Priestern gemacht wird, haben schon ältere Schriftsteller, insonderheit Sagittarius, (*Antiquit. Gentilismi et Christianismi Thuringici*, S. 137. Jena, 1685. 4.) die wahrscheinliche Muthmaassung geäußert, ihr Verbrechen habe darinne bestanden, daß sie nicht im ehelosen Stande leben wollten.

Indem Winfrid mit diesen Bekehrungen von ungewisser Art beschäftigt war, hörte er, daß der Friesländische König Radbod gestorben sey. Man dichtete ein seltsames Blendwerk, durch welches der Teufel diesen Fürsten von der Annahme des Christenthums zurückgehalten haben sollte; dessen Zerstreuung aber, durch einen Diaconus, viele Friesländer bewogen habe, Christen zu werden. Baronius hat es (*l. c. n. 9. sq. p. 25. 26.*) aus der Erzählung eines Mönchs aufbehalten. Genug, Winfrid gieng bey diesen neuen vortheilhaften Aussichten für seine Religion und die Behauptung der Fränkischen Herrschaft in einem Theil von Friesland, noch im Jahr 719. oder

170 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

J. n.
E. G.
605
814
 im folgenden, wieder in dieses Land. Er traf daselbst
 noch den berühmten Willibrord, Bischof von
 Utrecht, an, den eine alte Nachricht vor seinen Anver-
 wandten ausgiebt. Diesem stand er drey Jahre hin-
 durch in der Zerstörung der Gödentempel und Errich-
 tung christlicher Kirchen bey; nun erst bekam das Chri-
 stenthum in diesem Lande einen festen Sitz. Willi-
 brord, durch die Last seiner Jahre gedrückt, trug ihm
 an, zu seiner Unterstützung Bischof zu werden. Er
 hingegen erklärte sich vor unwürdig, eine solche Stelle
 zu verwalten; auch habe er das fünfzigste Jahr noch
 nicht erreicht, welches nach den Kirchengesetzen dazu
 erfordert werde; vermuthlich meinte er die Verord-
 nung in den Büchern Moses, (B. III. E. VIII. v. 25.)
 daß die Leviten erst von ihrem fünfzigsten Jahre an,
 des beschwerlichen Dienstes entledigt seyn sollten. Da
 der alte Bischof immer mehr in ihn drang, sagte endlich
 Winfrid, der Römische Bischof habe ihn zu den deut-
 schen Nationen geschickt; als Gesandter des apostoli-
 schen Stuhls habe er sich zwar zu den westlichen Bar-
 baren gewandt, und unter Willibrords Regierung
 freywillig begeben; allein darum habe er nicht aufge-
 hört, dem Dienste jenes Stuhls ganz unterworfen zu
 seyn; ohne dessen Erlaubniß und Befehl könne er also
 auch die bischöfliche Würde nicht annehmen; und er
 bitte um seine Entlassung. (Willibald. l. c. c. 6.
 p. 239. sq.) Einer von den alten Schriftstellern,
 welche Beiträge zu seiner Lebensgeschichte hinterlassen
 haben, Lüdger, ein Friesländischer Mönch, und
 nachmals erster Bischof zu Münster, um den An-
 fang des neunten Jahrhunderts, (in vita S. Gregorii;
 Episc. Ultraiect. apud Mabillon. in Actis SS. Ord.
 S. Bened. Sec. III. P. II. p. 319. sq.) versichert nicht
 allein, daß Winfrid dreyzehn Jahre in Friesland ge-
 blieben sey; sondern nennt auch die vortigen Vorfälle

an

Bonifacius, der Deutschen Apostel. 171

an welchen er sich bald drey, bald sieben Jahre aufgehalten habe. Dieses hat zu mehrern geographischen und chronologischen Untersuchungen Gelegenheit gegeben. Besonders suchte Heinrich Phil. Buden zu zeigen, (Diss. de Bonifacio, Germanor. Apostolo, p. 61. sq. Helmstad. 1720. 4.) daß jene dreyzehn Jahre vom Jahr 719. bis 732. oder 733. gerechnet werden mußten. Doch da Willibald, der Schüler und Vetter des Bonifacius, ausdrücklich nur drey Jahre nennt, und ihn gleich darauf in Deutschland seine Arbeiten wieder vornehmen läßt, von welchen Lüdger nichts sagt: so ist es glaublich, daß der letztere einer in diesen Umständen vergrößerten Sage gefolgt sey.

Um das Jahr 722. also kehrte Winfrid, den Willibrord auf seine Bitte sogleich entließ, nach Deutschland zurück. Amanaburg, jetzt Amroenesburg in Hessen, der erste Ort, wo er predigte, gehörte zween Brüdern zu, die unter dem Nahmen von Christen, doch die Götzen verehrten. Diese beiden, und noch außerdem viele vom gemeinen Volke, bis an die Sächsischen Gränzen hin, bekehrte er in kurzer Zeit. Er eilte, diesen so glücklichen Erfolg durch einen seiner Schüler dem Römischen Bischof zu melden, und bat sich zugleich von ihm Vorschriften aus, wie er manche kirchliche Einrichtungen treffen sollte. Gregorius befohl ihm, nach Rom zu kommen; dahin reiste er auch alsbald im Jahr 723. von mehrern seiner Schüler und Gehülfen, Franken und Burgundern, begleitet. Als Gregorius sein Glaubensbekenntniß von ihm hören wollte, gestand er seine Ungeschicklichkeit im mündlichen Vortrage; bat sich aber einige Frist aus, dasselbe schriftlich aufzusetzen. Er überreichte es endlich diesem Bischof; wurde nach etlichen Tagen wieder zu ihm gefordert; warf sich vor ihm nieder; ward aber von ihm aufgehoben;

172 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

ben; mußte sich neben ihm niedersehen, und empfing nicht allein große Lobsprüche wegen seines Glaubens von der Dreyeinigkeit, und Ermahnungen, stets bey demselben zu beharren; sondern wurde auch vom Gregorius bald darauf zum Bischof der neugesammelten Gemeinde geweiht; sein Name in den bedeutungsvollen Römischen Bonifacius verwandelt; er erhielt ein Buch, worinne die Römischen Kirchenordnungen, nach welchen er sich stets richten sollte, beschrieben waren; endlich wurde ihm und allen, die zu seiner Gemeinde gehörten, die beständige Freundschaft des heiligen apostolischen Stuhls versprochen. (Willibald. l. c. 7. p. 240. 1q.)

Vor allen Dingen aber mußte Bonifacius, wie Othlo erzählt, (vita Bonifac. L. I. c. 19. 20.) dem Römischen Bischof eine Art von Huldigungseid leisten, der unter andern auch in der Sammlung seiner Briefe steht. (p. 163. ed. Serar.) „Ich, Bonifacius, schwor er, aus Gottes Gnade Bischof, verspreche euch, dem seligen Petrus, Fürsten der Apostel und deinem Verweser, dem seligen Vater (Papae) Gregorius, auch seinen Nachfolgern, durch den Vater und Sohn und heiligen Geist, die unzertrennliche Dreyeinigkeit, und durch diesen deinen allerheiligsten Körper, daß ich allen Glauben, und die Keinigkeit des heiligen katholischen Glaubens beobachten, und in der Einigkeit eben desselben Glaubens, auf welchen ohne Zweifel die ganze Seeligkeit der Christen ankommt, mit Gottes Hülfe beharren will; daß ich auf keine Art wider die Einigkeit der gemeinschaftlichen und allgemeinen Kirche, auf jemandes Rath, in etwas willigen; sondern, wie gesagt, den Glauben, meine Keinigkeit und Mitwürkung mit dir und den Vortheilen deiner Kirche, dem von Gott, dem Herrn, die Macht zu binden und zu lösen ge-

Bonifacius, der Deutschen Apostel. 173

geben ist, und deinem Verweser, und dessen Nachfolger, in allen Stücken erhalten will. Sollte ich auch erfahren, daß einige Bischöfe den alten Vorschriften der heiligen Väter zuwider handeln: so will ich keine Gemeinschaft oder Verbindung mit ihnen unterhalten; sondern vielmehr, wenn ich solches wehren kann, wehren; wo aber nicht, es sogleich treulich meinem apostolischen Herrn melden. Wenn ich, welches fern von mir sey, irgend etwas wider dieses mein Versprechen, entweder aus freyem Vorsatz, oder gelegentlich zu thun versuchen sollte: so will ich in dem ewigen Gerichte schuldig befunden werden, und mir die Strafe des Ananias und der Saphira zuziehen, welche euch, auch über ihre eigenen Güter, zu betrügen oder zu belügen sich unterstanden haben. Diesen Aufsatz des Eides aber habe ich, Bonifacius, geringer Bischof, mit eigener Hand geschrieben, und, nachdem derselbe auf deinen allerheiligsten Körper, wie oben zu lesen ist, gelegt worden, den Eid, vor Gott, als Zeugen und Richter, geschworen; welchen ich auch zu halten verspreche.

Je unerhörter es bis auf diese Zeiten war, daß irgend ein abendländischer Bischof, besonders außerhalb Italien, dem Römischen einen solchen Eid der Treue geleistet hätte; desto schärfer hat man die Herrschsucht des Gregorius, und das Kriechende am Bonifacius, getadelt. Zur Milderung dieses Urtheils merkt der Jesuit Serarius (Not. ad vitam S. Bonifacii, n. 19.) an, es sey dieses noch immer der gewöhnliche Eid, den die neuen Bischöfe dem päpstlichen Stuhl leisteten. Auch Herr Hofrath Schmidt (Gesch. der Deutschen, erster Theil, S. 373. fg. der Ulm. Ausg.) hält dafür, man werde sich über das Verfahren des Gregorius nicht als über eine Neuerung wundern, wenn man nur die damaligen Umstände betrachte. Die
Päp-

174 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

J. n.
E. G.
605
bis
814.

Päpste hätten eine zweyfache Person vorgestellt; nebst ihrem Papstthum wären sie auch Metropolitens über die provincias suburbicarias (oder über den größten Theil des mittlern und untern Italiens, nebst den Inseln des mittelländischen Meeres,) gewesen, und hätten nachmals fast nichts anders gesucht, als eben die Rechte, welche sie über die Bischöfe jener Provinzen hatten, auf die gesammten Abendländer, einigermaßen auch auf die Morgenländer, auszudehnen. Hauptsächlich aber mußten sich diese Bischöfe zu Rom weihen lassen; bey den Römischen Synoden, wenn sie gerufen wurden, erscheinen; sie konnten von dem Papste unmittelbar abgesetzt werden; mußten es sich gefallen lassen, wenn er besondere Vicarien, wären es auch nur Subdiaconi, über sie setzte; mußten die Peterkirche öfters besuchen; endlich aber dem Papste einen besondern Eid vor ihrer Weihung mündlich und schriftlich ablegen. Da nun Bonifacius ebenfalls zu Rom, und zwar unmittelbar von dem Papste geweiht ward, und noch dazu ein unbekannter ausländischer Priester war: so war es eine ganz natürliche Folge, daß er eben denselben Eid, wie die übrigen Bischöfe, nur mit einer kleinen Veränderung, ablegen mußte. — Allein weit gefehlt, daß diese Anmaßung des Römischen Bischofs (denn den Namen Papa hatte er noch ziemlich mit andern Bischöfen gemein,) durch diese Bemerkungen aufhören sollte, eine Neuerung zu seyn: so wird sie es nur noch mehr durch dieselben. Denn es wird zugestanden, daß derselbe ein Recht, welches er nur in seinem Metropolitensprengel besaß, auch auf auswärtige Bischöfe zu erweitern getrachtet hat. Der angenommene Unterschied zwischen Papst und Metropolitens kann ihm hier noch gar nicht zu Statten kommen, weil der erstere in der spätern weit ausgedehnten Bedeutung des Worts noch

fei

keinesweges vorhanden war; obgleich jener Bischof den
 Entwurf dazu auf das eifrigste betrieb. Man kann es
 also auch eigentlich nicht natürlich nennen, daß ein An-
 gelsächsischer Priester, der in Deutschland das Chri-
 stenthum lehrte, zur Treue gegen den Römischen Bi-
 schof eidlich verpflichtet wurde. Dieser kannte ihn
 schon seit fünf Jahren, da er Rom zum erstenmal be-
 suchte hatte; sein Glaubensbekenntniß, das er jetzt über-
 gab, war eine hinlängliche Versicherung, daß er dem
 damaligen Lehrbegriffe des Christenthums getreu blei-
 ben werde. Er verlangte, bey aller ehrerbietigen Er-
 gebenheit gegen den ersten Bischof der Abendländer,
 dessen Genehmigung, Bevollmächtigung und Beleh-
 rung ihm Ansehen und Eingang verschaffen sollten,
 doch die bischöfliche Würde von demselben nicht; sie
 wurde ihm, wie der Eid der Treue, ausgedrungen;
 seine knechtische Geisteschwäche ward benützt, und eben
 der Mann, der sich in seiner Einfalt schon ehemals so
 viel darauf einbildete, als Gesandter des apostolischen
 Stuhls das Christenthum ausbreiten zu können, wur-
 de nun vollends in einen Mann ungeschaffen, dem nicht
 weniger viel daran gelegen seyn mußte, dem Reiche der
 Römischen Bischöfe, als dem Reiche Christi, neue Un-
 tertthanen zu erwerben. Wenn eben der scharfsinnige Ge-
 lehrte, der in diesem Schritte des Römischen Patriar-
 chen nichts Befremdliches findet, die ohngefähr gleich-
 lautenden Eidesformeln anführt, welche den Bischöfen
 im kaiserlichen und im Langobardischen Gebiete
 Italiens vorgeschrieben waren: so darf der Umstand
 dabey nicht aus der Acht gelassen zu werden, daß das
 Carimonien- und Formularbuch der Römischen Kirche,
 worinne sie angetroffen werden, und in welches auch
 der Eid des Bonifacius eingerückt worden ist, (Lib.
 diurn. Romanor. Pontiff. Cap. 3. tit. 8. p. 109. sq.
 in C. G. Hoffmanni Nova Scriptor. ac Monumentor.

E (Collect. Tom. II.) eben erst aus diesen Zeiten ^hher-
⁶⁰⁵schreibt; wie an einem andern Orte (Th. XVII.
 S. 235.) gezeigt worden ist. Gesezt auch, daß die
 bis darinne für die Italiänischen Bischöfe vorkommende
 814. Eidesformeln älter, und besonders aus den Zeiten des
 großen Gregorius sind; so enthält doch jene Sam-
 lung gewiß keine Spur, daß auch ausländische Bischö-
 fe schon ehemals in eine solche Unterthänigkeit gezwun-
 gen worden wären. Der Hr. Weihbischof Würdt-
 wein behauptet zwar, (Epist. S. Bonifacii, p. 20. not.
 e. Magont. 1789. fol.) eine solche Eidesleistung, wie
 Bonifacius ablegen mußte, sey bereits seit Gela-
 sius dem ersten, oder dem Ende des fünften Jahr-
 hundert, üblich gewesen; ich weiß aber nicht, worauf
 sich dieses gründet, wenn es in der angegebenen Bezi-
 hung genommen wird.

Bonifacius bekam zugleich ein Empfehlungs-
 schreiben von dem Bischof Gregorius an den Fränki-
 schen Fürsten und Herzog Karl Martel auf den Weg,
 (apud Othlon. l. c. L. I. c. 21. in Baron. Annal. Eccl.
 a. 723. n. 6. p. 35. et inter Bonifac. Epist. n. 5. p.
 51. ed. Würdtw.) worinne diesem gemeldet ward, daß
 Bonifacius, nachdem sein Glaube und seine Sitten
 gebilliget worden, zum Bischof geweiht, und mit den Rö-
 mischen Kirchenverordnungen versehen, abgeschickt wor-
 den sey, den Deutschen Nationen, vornemlich an der Ost-
 seite des Rheins, das Christenthum zu verkündigen;
 Karl möchte ihm also in allen Bedürfnissen beistehen,
 und ihn wider alle Gegner schützen. In einem andern
 Schreiben an die Bischöfe und den übrigen Clerus,
 auch an die Herzoge, Burggrafen, (Castaldos) und
 andere Grafen, auch überhaupt die Christen im Frän-
 kischen Reiche, (apud Othlon. l. c. c. 22. Baron. l. c.
 n. 7. p. 35. sq. Bonifac. Epist. 6. p. 22. ed. Würdtw.)
 em-

empfohl er ihnen insgesamt den Bonifacius und seine Gefährten zur gastfreien Aufnahme und Unterstützung; versprach denen, welche solche leisten würden, durch die Fürbitte der beiden vornehmsten Apostel, die Gemeinschaft mit den seligen Märtyrern; ihre Feinde aber bedrohte er, nach göttlichem Urtheil, mit dem Kirchenbanne und ewiger Verdammniß. Dem Clerus und der Gemeinde, welche Bonifacius errichtet hatte, meldete Gregorius, (ap. Othl. l. c. c. 23. Baron. l. c. n. 8. p. 36. Bonif. ep. 10. p. 27. ed. cit.) sowohl die Würde als die Aufträge, welche er demselben erteilt hätte. Er sollte keinen, der zwey Ehefrauen gehabt, oder keine Jungfrau geheyrathet hätte, keinen Ungelehrten, oder Gebrechlichen, oder ehemals Büßenden, keinen, der in einer Kunst oder in andern bürgerlichen Verpflichtungen stünde, zum Cleriker weihen. Auch keine Africaner sollte er in den Clerus aufnehmen, in welchen sie sich zu drängen suchten, weil man dieselben öfters als Manichäer oder als Wiedergetaufte, (das heißt, Donatisten,) befunden habe. Die Geräthschaften, Güter und den Schmuck der Kirche sollte er zu vermehren suchen; aus ihren Einkünften aber und den ihr zugefallenen Geschenken vier Theile machen, für sich, für die Cleriker, für die Armen und Fremden, endlich für den Bau der Kirche. Die Weihen der Priester und Kirchendiener sollte er nur zur Fastenzeit des vierten, siebenten und zehnten Monats, ingleichen beym Anfange der großen Fasten, und am Sonnabend vor Ostern vornehmen; die Tauffe aber nur zu Ostern und Pfingsten, ausgenommen wenn Todesgefahr vorhanden ist, erteilen. Nach diesen Vorschriften, will Gregorius, sollten sie sich alle richten. Noch schrieb eben dieser Bischof an einige vornehme Herren in Thüringen, (ap. Othlon. l. c. c. 24. et Baron. l. c. n. 10. in Bonifac. Epist. n. 119. p. 165.

178 Zweunter Zeitraum. Fünftes Buch.

ed. Serar. Epist. 8. p. 25. ed. Wüdrw.) lobte sie, daß sie sich gegen die Heyden, welche sie zur Abgötterey zwingen wollten, erklärt hätten, eher den Tod als dieses zu wählen, und ermahnte sie zum Gehorsam gegen den neuen Bischof. Hieher gehören endlich auch die beiden Schreiben des Römischen Bischofs an die Thüringer und Sachsen, deren Inhalt bereits oben (S. 166. fg.) ausgezogen worden ist.

Karl Martel war schon früher, wie Lüdger (in vita Gregorii Ultraj. apud Pagium, Crit. in Annal. Baronii, ad a. 723. n. 1. p. 198.) erzählt, begierig worden, einen Mann, dessen Eifer in Befehrung der Hessen und Thüringer ihm die angesehensten Franken sehr gerühmt hatten, kennen zu lernen. Als er aber an dessen Hofe erschien, verursachten es die Kunstgriffe von falschen Lehrern und Schmeichlern, (so werden sie von jenem Schriftsteller genannt; vielleicht waren es aber Bischöfe, die einen Haufen Ausländer mit Widerwillen sich in ihrem kirchlichen Gebiete zu Lehrern aufwerfen sahen,) daß er nicht sehr günstig aufgenommen wurde. Doch kehrte er mit seinen Gefährten, geehrt und geliebt, ohne Hinderniß in die erstern Gegenden zurück. Es ist sogar, wenn man Lüdgern glauben darf, auf Karls und anderer Fränkischen Großen Bitte geschehen, daß ihn Gregorius zum Bischof geweiht hat; wovon aber Willibald und Othlo, wichtigere Zeugen, nichts wissen. Jetzt da Bonifacius nicht nur das gedachte Empfehlungsschreiben an Karl mitbrachte; sondern auch nach Willibalden, (de vita S. Bonif. c. 8. p. 241. l. c.) sich der Oberherrschaft und Beschützung desselben feyerlich unterwarf: erhielt er auch von Karl im Jahr 724. einen besondern Schutzbrief. (in Baronii Annal. a. 724. n. 2. p. 41. Bonifac. Ep. 32. p. 42. ed. Serar. Epist. 11. pag. 29. ed. Würdt.

Bonifacius, d. Deutschen Apostel. 179

Würdtwein.) Es wird darinne den heiligen Herren und apostolischen Bischöfen, den Herzogen, Grafen, und andern Befehlshabern des Reichs bekannt gemacht, daß ihn Karl in seinen vorzüglichen Schuß (munde-⁶⁰⁵burde, ^{n. G.}mundeburgium, oder Mundburt im Deut. ^{bis}814. schen dieser Zeit,) genommen habe; sie sollten also dafür sorgen, daß er aller Ruhe und Unterstützung genießen möchte. Bonifacius gestand auch, lange darauf, (Epist. 3. p. 6. ed. Serar. Ep. 12. p. 32. ed. Würdtwein.) daß er, ohne diesen Schuß des Fränkischen Fürsten, weder das Volk regieren, noch Priester, Kirchendiener, Mönche oder Nonnen vertheidigen, noch selbst die abgöttischen Gebräuche der Heiden ohne dessen gefürchteten Befehl verbieten könne.

So nothwendig ihm aber die Macht seines Fürsten wurde, um besonders unter dem heidnischen Landvolke nicht allein mit Ansehen auftreten, und neue kirchliche Einrichtungen treffen; sondern, wie man eben gesehen hat, auch ihre Religionsgebräuche mit Gewalt abschaffen zu können; so war ihm doch der Rath, den ihm sein alter Freund, der Bischof Dantel von Winchester gab, noch weit nützlicher. Mit vielem Vergnügen entdeckt man an demselben einen von den überaus seltenen Lehrern dieser Zeit, welche den Heiden ihre Befehrung dadurch zu erleichtern suchten, daß sie sich zu den Begriffen derselben herabließen, und ihnen selbst daraus Folgerungen ziehen halfen, die sie auf eine sanfte Art, und recht nach ihrer Fassungskraft, zum Christenthum führten. Das Schreiben, worinne er ihm diese Anweisung, allem Ansehen nach in den ersten Jahren seiner Arbeiten in Hessen und Thüringen, giebt, ist unter dem Nahmen des Katechetischen bekannt, und theils unter den Briefen des Bonifacius, (Ep. 67. p. 78. sq. ed. Serar. Ep. 14. p. 38. sq. ed. Würdtw.)

180 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n.
E. G.
605
bis
814.
 theils besonders zu Halle im J. 1769. gedruckt worden. Daniel schreibt ihm, er müsse nicht geradezu das Gegentheil von dem, was die Landleute über die Abstammung ihrer Götter sagten, behaupten; sondern es ihnen einstweilen zugeben, daß dieselben wie Menschen gebohren worden sind, um ihnen daraus beweisen zu können, daß es nicht Götter, sondern Menschen gewesen sind, die einen Anfang genommen haben. Wenn sie erst dieses gezwungen einsehen gelernt hätten: so sollte er sie fragen, ob denn auch die Welt einen Anfang gehabt habe, oder nicht? Glaubten sie das erstere: so sollten sie sagen, wer dieselbe geschaffen habe? denn vor ihrer Schöpfung würden sie doch wohl für die Götter keinen Wohnplatz ausfindig machen können: und unter der Welt verstehe er nicht bloß Himmel und Erde; sondern auch alle die unermesslichen Räume, welche sie durch Einbildungskraft denken könnten. Sollten sie aber die Welt vor ewig ausgeben: so mußte Bonifacius dieses mit allen Gründen widerlegen; er mußte sie fragen, wer vor der Geburt der Götter über die Welt geherrscht habe? wie sie die vor ihnen immer vorhandene Welt ihrer Botmäßigkeit haben unterwerfen können? woher, von wem, und wenn der erste Gott oder die erste Göttinn gezeugt worden sey? ob noch Götter und Göttinnen gezeugt würden? oder wenn dieses aufgehört habe? wer unter so vielen Göttern der mächtigste sey, bleibe doch immer den Menschen ungewiß, und sie müßten sich hüten, denselben zu beleidigen. Er sollte sie ferner fragen, ob sie glaubten, daß man die Götter wegen einer zeitlichen, oder wegen einer künftigen und ewigen Glückseligkeit verehren müsse; wäre das erstere: so möchten sie sagen, worinne denn die Heiden glückseliger als die Christen wären? Auch möchten sie antworten, welchen Gewinn sie den Göttern, die alles in ihrer Gewalt hätten

hätten, durch ihre Opfer verschafften? warum dieselben zulieffen, daß man ihnen gebe, was sie schon hätten? wenn sie dessen bedürften, warum sie nicht selbst das Beste wählten? oder, wenn sie es nicht bedürften, so könnten sie ja durch die Opfer nicht versöhnt werden? Dieses und vieles andere Aehnliche sollte Bonifacius den Heiden nicht spöttisch, und um sie aufzubringen; sondern glimpflich und mit großer Mäßigung vorwerfen; von Zeit zu Zeit sollte er christliche Lehrsätze mit dem heidnischen Aberglauben vergleichen, und gleichsam nur von der Seite berühren, damit die Heiden wegen so ungereimter Meinungen mehr beschämt als erbittert würden, und nicht glaubten, als wären uns ihre schlimmen Gebräuche und Fabeln unbekannt. Auch das müßte ihnen vorgehalten werden: wenn die Götter allmächtig, wohlthätig und gerecht wären, so müßten sie ihre Verehrer belohnen, und ihre Verächter strafen; warum schonten sie denn die Christen, welche beinahe in der ganzen Welt den Götzendienst zerstörten? Die Christen besaßen die fruchtbarsten und reichsten Länder; ihnen aber, den Heiden, hätten sie Länder, die stets von Kälte starrten, mit ihren Göttern überlassen. Ueberhaupt wären ihrer, gegen die Christen gehalten, nur wenige, und litten täglich neuen Abbruch, da vorher die ganze Welt dem Heidenthum zugethan gewesen wäre.

Ob Bonifacius nach dieser Methode die Heiden befehrt habe, ist nicht allein ungewiß; sondern auch kaum glaublich. Er scheint der in ältern und neuern Zeiten beliebtesten, aber schwerlich brauchbarsten, gefolgt zu seyn, nach welcher mit der Ankündigung Christi und seiner Religion, ohne alle Vorbereitung der Anfang gemacht, und sogleich auf den Götzendienst losgestürmt wird. Als er wieder zu den Römern gekommen war, fand er zwar unter ihnen viele Christen; aber

auch manche, welche heimlich oder öffentlich den Göt-
 tern opferten, Wahrsager- und Zauberkünste trieben,
 und überhaupt eine Vermischung beider Religionen bey
 solchen, die sich nur nach einer nannten. An einem
 Orte, sagt Willibald, (l. c. c. 8. p. 241.) welcher
 Gaesmere hieß, (vermuthlich ist daraus das heutige
 Dorf Geismar in Niederhessen entstanden,) gab es
 eine ungeheuer große Eiche, welche von den Heyden
 Jupiters Eiche genannt wurde. Diese Benennung
 ist nun zwar nicht wahrscheinlich; allein wie die Römer
 den alten Deutschen ihre und Griechische Gottheiten,
 wegen einiger Aehnlichkeit, beileigten; so machten es
 auch die Schriftsteller der mittlern Jahrhunderte, die
 sich gern einen kleinen Anstrich von mythologischen
 Kenntnissen gaben: und da unsere ältesten Vorfahren,
 an Statt Tempeln, ihren Göttern in Haynen und un-
 ter Bäumen opferten: so mögen auch wohl die Hessen
 ihre vornehmste Gottheit unter jener Eiche verehrt ha-
 ben. In diese sieng Bonifacius an, vor einer groß-
 en Menge Heyden, einzuhausen: und sie spaltete sich
 wunderbar in vier Theile von gleicher Länge, ohne daß
 seine Gefährten eine Hand anzulegen brauchten. Die
 Zuschauer, welche ihn anfänglich zum Tode bestimmt
 hatten, wurden, als sie ihre heilige Eiche, von den
 Göttern verlassen, umstürzen sahen, desto mehr zum
 Glauben bewogen. Er aber bauete aus dem Holze
 des Baums eine Kapelle, die er zur Ehre des Apostels
 Petrus weihte.

Zu diesen Nachrichten haben alte Sagen und spä-
 tere Klosterchroniken noch weit mehr hinzugesetzt, das
 Johann Lenzner, ein Prediger im Fürstenthum Gru-
 benhagen, fleißig gesammelt hat. (Historiae S. Bo-
 nifacii, der Deutschen Apostel genannt, erster Theil,
 C. 11. 12. Erfurt, 1603. 4.) Bonifacius soll
 von Geismar mit seinen Gefährten über die Werra

Bonifacius, der Deutschen Apostel. 183

zu dem Stuffenberge hingezogen seyn, welcher im Eichsfelde zwischen Heiligenstadt und Eschwege gelegen war; jetzt aber St. Gehülfsenberg heißt. Den Gözen Stuffo, der auf dem gedachten Berge sich befand, soll er verflucht, und dadurch bewürkt haben, daß sich der Berg spaltete, und der in dem Gözen sitzende böse Geist in ein Loch fuhr, welches noch Stuffensloch genannt werde; auch soll er daselbst eine Kapelle mit einem dazu gehörenden Priester gestiftet haben. Hierauf läßt man ihn in die Gegend vom heutigen Göttingen reisen, wo er die Glücksgöttinn zerstören wollte, die man auf derjenigen Anhöhe verehrte, wo jetzt das Städtchen Hardeßen liegt. Als dieses aber ruchtbar ward, wurde er durch einen Auflauf des Volks daran verhindert, und er mußte sich begnügen, an dem Orte des jetzigen Wehnde bey Göttingen ebenfalls eine Kapelle zu errichten. Bonifacius unternahm ferner, wenn man diesen Erzählungen glaubt, eine neue Reise nach Frießland, und warf unterwegs, da er durch das heutige Hildesheimische und Stift Gandersheim kam, den Reto, einen Gözen auf dem Rehberg, zu Boden. Endlich erschien er mit seinem Gefolge am Harz, und stürzte den Gözen Biel, in der Gegend des jetzigen Katelnburg, und einen andern Asteroth, wo jetzt das Kloster zu Osterode befindlich ist, um; da auch die Sachsen den erstern bey dem Kloster Ilfeld, an dem Orte, wo man jetzt das alte Haus Bielfeld auf einem Hügel sieht, wieder aufrichteten, ließ er denselben ganz zerschlagen. Auf eben dieser Reise vernichtete er die Göttinn Lahra, die auf einem Berge im Hann, wo jetzt das Schloß Lora steht, verehrt wurde; ingleichen die Techa, von welcher man die Techaburg bey Sondershausen herleitet. Alles dieses scheint zwar nicht ganz erdichtet zu seyn; wie viel man aber

184 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

J. n.
E. G. davon als wahr annehmen dürfe, kann niemand bestimmen.

605
bis

814. Aus Hessen gieng Bonifacius, vermuthlich bald nach dem Jahr 725., wieder nach Thüringen: und hier schildert Willibald (l. c. c. 8. p. 242.) den Religionszustand dieses Landes noch einmal genauer ab. Nachdem, schreibt er, die Macht der Fränkischen Könige über Thüringen geschwächt worden war, und viele der dortigen Grafen, unter der gefährlichen und tyrannischen Regierung Theobalds und Hedens, (Herzoge von Thüringen,) theils gestorben, theils gefangen fortgeführt worden waren, unterwarf sich, bey diesem unglücklichen Zustande des Landes, das übrige Volk der Herrschaft der Sachsen, und mit der christlichen Regierung hörte bey demselben auch das reinere Christenthum auf, indem falsche Brüder das Volk verführten. Aber auch diese Stelle belehrt uns nur so viel, daß die innern Zerrüttungen des Fränkischen Reichs, die bis gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts fortdauer-ten, auch für Thüringens Ruhe, bürgerliche und Religionsverfassung verderblich gewesen sind; die benachbarten heydnischen Sachsen, welche schon längst Nordthüringen besaßen, scheinen diese Gelegenheit benützt zu haben, um noch mehr von dem übrigen Lande an sich zu reißen. Vielleicht waren die falschen Brüder, deren Willibald gedenkt, solche Christen, welche die Thüringer überredeten, daß sich heydnische Gebräuche mit christlichen gar wohl vereinigen ließen; oder wenigstens Lehrer, die nach ihrem Willkühr gottesdienstliche Cerimonien einführten, und freyer lebten, als es die Römischen Bischöfe und ihre Untergebenen gern sahen. Genug, seitdem die Karolingischen Herren, Pipin von Herstall, und Karl Martel, im Fränkischen Reiche den obersten Befehl führten, wurde ihnen auch
Thü-

Bonifacius, der Deutschen Apostel. 185

Thüringen unterthänig; sie hoben die herzogliche Würde daselbst auf, und auch das Christenthum konnte nun in diesem Lande freyer geübt und verbreitet werden.

J. n.
C. G.

605

bis

814

Unter diesen vortheilhaften Umständen wandte sich zwar Bonifacius mit gutem Erfolge an die vornehmsten Herren in Thüringen; allein „jene falschen Brüder, fährt Willibald fort, hatten unter dem Nahmen der Religion eine sehr große keßerische Sekte errichtet, zu welcher Torchunne, (bey andern Torchutwine, oder Dorrowin geschrieben,) Berehtthere, (oder Berchthere,) Tanbercht, (oder Lanbercht,) und Sunred, (oder Sunbreth,) Hurer und Ehebrecher, gehörten, welche den heftigsten Angriff auf die Männer Gottes wagten; aber durch die entgegengesetzte wahre Lehre widerlegt, den verdienten Lohn empfangen haben.“ Wiederum dringt sich auch hier, wie bereits oben (S. 168.) bey einer ähnlichen Stelle Willibalds, dem unbefangenen Leser die wahrscheinliche Vermuthung auf, daß diese Kezer, von deren Irrthümern er kein Wort sagt, und die er nur der Unzucht beschuldigt, Lehrer gewesen sind, welche dem Verbote des Ehestandes zuwider lebten, das die Römischen Bischöfe schon lange für die höhern Classen des Clerus durchzusetzen suchten. Diese Muthmaßung gewinnt nicht allein durch den unumschränkten Eifer des Bonifacius für die Vorschriften des Römischen Stuhls; sondern noch mehr dadurch eine besondere Stärke, daß eben derselbe Willibald ihn in der Folge rühmt, (c. 9. p. 243.) er habe in Ostfranken die unerlaubte Verbindung der Cleriker mit Ehefrauen getrennt. Man könnte nur dagegen einwenden, daß er, nach den Befehlen des Römischen Bischofs, bloß solche Priester verworfen habe, die in der zweyten, oder in der Ehe mit einer Wittwe lebten;

186 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

es bleibt aber immer ungewiß, was Willibald mit jener Parthen von Regern sagen wolle.

J. n. 605
E. G. 814 Nach ihrer Unterdrückung predigte Bonifacius das Christenthum in Thüringen mit noch größerem Fortgange. Es wurden daher mehrere Kirchen errichtet; auch baute man zu Ordorp, jetzt Ordruf an dem Flüsschen Ora, bey Mühlberg und Arnstadt im heutigen Schwarzburgischen, Dörtern, welche der Herzog Hetan der jüngere dem Bischof Willibrord geschenkt hatte,) ein Kloster, worinne die Mönche sich von ihrer Hände Arbeit Unterhalt und Kleidung verschafften. (Willibald. l. c. p. 242.) Othlo (l. c. L. I. c. 23) weiß noch außerdem, daß dieses Kloster vom Bonifacius darum dem Erzengel Michael geweiht worden sey, weil ihn dieser in einer nächtlichen Erscheinung gestärkt habe: und ein Thüringischer Herr, Hugo der Ältere, soll der erste in diesem Lande gewesen seyn, der sein Erbgut jenem Kloster eingeräumt habe. Sagittarius (Antiquitt. Gentil. et Christianism. Thuring. S. 170. fg.) hat ein beträchtliches Verzeichniß von Kirchen, die Bonifacius in Thüringen gestiftet haben soll, aus ältern Sammlern, welche Chroniken und Volksgerüchte benützten, mitgetheilt. Darunter soll die Kirche zum Altenberge, am Thüringischen Walde, zwischen der Leine und dem Bache Apfeldedt, die älteste von allen seyn, welche er in diesen Gegenden erbauet hat. Eben dieser Gelehrte hat es nach dem Zeugnisse der Thüringischen Chronikenschreiber, die freylich lange nicht an das achte Jahrhundert reichen, glaublich gefunden, (S. 173. fg.) daß auch die Stiftskirche der heiligen Jungfrau zu Erfurt dem Bonifacius ihren Ursprung zu danken habe.

Je glücklicher aber die Arbeiten dieses Bischofs von Statten giengen, desto mehr Gehülffen waren ihm für

Bonifacius, der Deutschen Apostel. 187

für seine neuen Gemeinen, Kirchen und Klöster nöthig. ^{5. n.}
Zwar schreibt Willibald, (l. c.) sein Ruf habe sich ⁶⁰⁵ ⁸¹⁴
durch den größten Theil von Europa so sehr ausgebrei-
tet, daß aus seinem Vaterlande viele Knechte Gottes
(vermuthlich Mönche oder sonst Cleriker,) die im Le-
sen und Schreiben, auch in den Wissenschaften geübt
waren, zu ihm gekommen wären, und unter seiner
Aufsicht ebenfalls die Befehrung der Heyden betrieben
hätten. Allein Othlo meldet nicht weniger glaub-
würdig, (l. c. L. I. c. 25.) daß Bonifacius selbst eine
Anzahl frommer und gelehrter Personen beiderley Ge-
schlechts in dieser Absicht aus England verschrieben
habe. Unter diesen waren die vornehmsten: Burs-
chard und Lullus, Willibald, und Wunnibald,
sein Bruder; Witte (aus Wigbert zusammengezo-
gen,) und Gregorius; von Frauenspersonen aber,
Chunigild, und ihre Tochter Berathgit, welche
beide so viele Wissenschaft besaßen, daß er sie zu Leh-
rerinnen in Thüringen, (vermuthlich für die Nonnen-
klöster, oder für das weibliche Geschlecht unter den
Heyden,) bestellte; Chunitrud, welche er nach
Baiern schickte, um den Saamen des göttlichen Worts
auszustreuen; Tecla, die er an den Fluß Moin, (jetzt
Mann) in die Klöster Ritzingen und Ochsenfurt
setzte, (welche nun zum Bisthum Würzburg gehö-
ren;) Lioba, die er zur Vorsteherinn der Nonnen in
dem Kloster Bischofsheim (jetzt auch einer Stadt im
Würzburgischen,) machte; und Waltpurgis, ihre
Schwester. Man sieht hieraus, daß der größte Theil
des heutigen Frankens damals noch den Namen Thü-
ringen geführt hat; wie auch Eckhart bemerkt, der
zugleich (Commentar. de reb. Francoiae orient. T. I.
p. 353. sq.) die Geschichte der gedachten Klöster zu
Ritzingen und Bischofsheim erläutert.

188 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. II.
E. G.
605
bis
814
 Auch sonst unterhielt Bonifacius fleißig einen Briefwechsel nach England; besonders mit der Abtissinn des Klosters Winimburn, Ladburga, die unter die Gelehrten ihres Geschlechts gerechnet wurde. Er schenkte ihr einen silbernen Griffel, etwas Zimmet und Harz; (Bonifac. Epist. 7. p. 11. ed. Serar.) sie schickte ihm geistliche Bücher, (Ep. 14. p. 17.) und Kleidungen zum Geschenke; (Ep. 28. p. 40.) er bat sie aber auch, (l. c.) ihm die Briefe seines Herrn, des Apostels Petrus, mit Gold abzuschreiben, damit diese heiligen Schriften vor den Augen der Fleischlichgesinnten desto mehr Ehrerbietung während seiner Predigt gewinnen möchten; und weil er gern die Lehren desjenigen, der ihn auf diese Reise abgeschickt habe, immer gegenwärtig haben wollte. Er nennt sich in diesem und in dem vorhergedachten Schreiben, so wie auch in mehreren andern, servus servorum Dei; eine demüthige Titulatur, die also noch nicht den Römischen Bischöfen eigen war. Ja man sieht aus der Sammlung seiner Briefe, daß sie auch von andern Bischöfen, (z. B. Ep. 70. p. 93. Ep. 109. 152.) gebraucht, oder mit einer gleichbedeutenden, Dei famulorum famulus, sanctae plebis famulus, etc. (Ep. 33. p. 43. Ep. 66. p. 78.) vertauscht worden ist. Eben derselben Abtissinn erzählt Bonifacius in einem langen Schreiben die seltsamen Gesichter, welche ein vom Tode Auferstandener in der andern Welt gesehen haben wollte. (Ep. 20. p. 29. sq.)

Immer sorgfältig darauf bedacht, daß er sich von den Lehren und Gewohnheiten der Römischen Kirche im geringsten nicht entfernen möchte, fragte er Gregor den zweyten, wie es in derselben bey verschiedenen ihm bedenklichen Punkten gehalten werde. Dieser billigte es sehr, daß sich Bonifacius an den Apostel
 Pe

Petrus gewandt habe, und ertheilte ihm folgende Antworten. (Ep. 126. p. 173. sq. ed. Serar. Ep. 24. p. 58. sq. ed. Würdtwein.) Eigentlich sollten zwar keine nahen Anverwandten einander heyrathen; weil man aber mit einer so barbarischen Nation, unter welcher er sich befände, nicht zu streng verfahren dürfe: so sollte die Ehe nach dem vierten Grade (post quartam generationem) erlaubt seyn. In dem Falle, wenn eine Ehefrau wegen Kränklichkeit ihrem Manne die eheliche Pflicht nicht leisten könnte, wäre es zwar gut, wenn dieser in der Enthalttsamkeit lebte; wenn er aber derselben nicht fähig sey: so möchte er eine andere heyrathen; nur der ersten seinen Beistand nicht entziehen. Wird ein Priester von dem Volke verklagt, und es können keine glaubwürdigen Zeugen wider ihn aufgestellt werden: so soll er sich durch einen Eid rechtfertigen, auch sein Amt beibehalten. Wer von einem Bischof die Firmelung erhalten hat, darf sie nicht noch einmal bekommen. Bey der Feyer des Abendmahls sollen nicht mehrere Kelche gebraucht werden, weil Christus sich nur eines bedient hat. Opferfleisch darf auch alsdann nicht gegessen werden, wenn das Zeichen des Kreuzes darüber gemacht worden ist. Kindern, welche ihre Eltern frühzeitig in ein Kloster gebracht haben, ist es nicht erlaubt, dasselbe zu verlassen, wenn sie mannbar geworden sind. Einige ehebrecherische Priester hatten Henden getauft, ohne sie um ihr Glaubensbekenntniß zu befragen; diese sollen nicht wieder getauft werden, wenn sie nur im Nahmen der Dreieinigkeits getauft worden sind; nur müssen sie fleißiger unterrichtet werden. Solche Kinder, die man den Eltern entrissen hat, müssen getauft werden, wenn sich kein Zeuge ihrer Taufe findet. Den Aussätzigen kann man das Abendmahl reichen, wenn sie gläubige Christen sind; mit Gesunden aber dürfen sie nicht speisen.

J. n.
E. G.
605
bis
814.

190 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n.
E. G.
605
814
sen. Aus einer Kirche oder einem Kloster, wo sich eine tödtliche Seuche eingeschlichen hat, zu fliehen, würde sehr thöricht seyn, weil niemand Gottes Hand entfliehen kann. Endlich wird dem Bonifacius ver-
stattet, mit lasterhaften Priestern oder Bischöfen, wenn sie nicht Ketzer sind, zu reden und zu essen, damit sie desto leichter gebessert werden können.

Gregor der zweyte starb im Jahr 751. und hatte Gregor den dritten zum Nachfolger. An diesen schickte Bonifacius, der damals mit seinen Gehülffen schon viele tausend getauft haben sollte, sogleich Abgeordnete, um ihn zu bitten, daß er ihm, seinen Priestern und Mönchen, eben die Gewogenheit, freundschaftliche und kirchliche Verbindung zuwenden möchte, welche sie von seinen Vorfahren genossen hatten; zugleich sollten sie in seinem Nahmen die bisherige völlige Unterthänigkeit gegen den Römischen Patriarchen versprechen. Dieser bewilligte ihnen nicht allein alles; sondern übersandte auch dem Bonifacius, außer andern Geschenken, und Reliquien von Heiligen, den erzbischöflichen Mantel. (Willibald. l. c. c. 8. p. 242.) In einem im Jahr 732. an ihn abgelassenen Schreiben (Ep. 122. p. 167. ed. Serar. Ep. 25. p. 65. ed. Würdtw.) nennt es Gregorius das Geschenk des heiligen Mantels, (denn daß man nicht sacri palatii, wie in der neuesten Ausgabe steht; sondern sacri pallii lesen müsse, zeigt schon der Abdruck des Serarius,) welchen er auf das Ansehen des Apostels Petrus annehmen, künftig also einer von den Erzbischöfen seyn; sich aber mit demselben nur alsdann bekleiden sollte, wenn er das Abendmahl (Missarum solennia) feyerte, oder einen Bischof weihte. Bonifacius wurde dadurch kein Erzbischof eines eigenen Kirchensprengels, unter dem wieder andere Bischöfe gestanden hätten.

Bonifacius, der Deutschen Apostel. 191

Es war mehr eine Ehrenbezeugung, die ihn überhaupt nur zu einem Obervorsteher christlicher Gemeinen im Ostfränkischen Deutschland machte.

3. n.
E. S.
605
bis

Aufgemuntert durch diese Belohnung, baute er zwei neue Kirchen: die eine zu Frideslare, in der Gegend des jetzigen Fritzlar in Hessen, dem Apostel Petrus zu Ehren; die andere eben daselbst zu Ammanaburg, dem heutigen Amöneburg, welche er dem Erzengel Michael weihte: und jeder setzte er ein Kloster an die Seite. Hierauf reiste er um das Jahr 733. oder später, nach Baiern, wo er für seine zwar unbestimmte, aber desto leichter auszudehnende Rechte eines Erzbischofs und apostolischen Gesandten einen neuen Schauplatz fand. Hugbert verwaltete damals das Herzogthum dieses Landes, in welchem Bonifacius nicht nur als Lehrer herumzog; sondern auch den Zustand der dortigen Gemeinen untersuchte. Sein Eifer, sagt Willibald, (l. c.) wurde durch die Stärke des Herrn so sehr bewaffnet, daß er einen durch keiserliche Bosheit betrogenen Schismatiker, Ehrenwulf, nach den Kirchengesetzen verdammt und verstieß, auch das Volk von der verkehrten Abgötterey dieser Parthen abzog. Was dieser Schriftsteller mit unbefriedigender Kürze erzählt, davon giebt zwar Aventinus (Annal. Boior. L. III. c. 8. p. 254. ed. Gundling.) die ausführlichere Nachricht, daß Bonifacius dem Ariovolpho, (vermuthlich aus Ehrenwulf gebildet,) der an Würde und Ansehen vor andern hervorragte, und ähnlichen Priestern, die, nach Geld und Ehre begierig, Knechte der Wollüste waren, und unter dem Gewande der Religion die Heerde Gottes mißhandelten, den Gottesdienst untersagt, auch jedermann ermahnt habe, sie vor Bösewichter zu halten, allen Umgang mit ihnen zu meiden, und sie nicht einmal vor Gerichte zuzulassen;

192 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n. lassen; an ihrer Statt aber habe er Priester bestellt,
E. G. welche die Schaase Christi mit himmlischer Weide
605 gefüttert, ein tugendhaftes Beyspiel gegeben, und die
bis heil. Schrift unaufhörlich gelesen hätten. Allein auch
814 aus dieser schwarzen Abschilderung erfährt man doch
nicht, worinne eigentlich die Ketzerey jener Parthey be-
standen habe. Man kann es also manchen Neuern nicht
so sehr verargen, daß sie hier wiederum einen gebieteri-
schen Bevollmächtigten Roms erblicken, der alles un-
terdrückte, was sich den Befehlen seines Oberherrn
nicht unterwerfen wollte.

Dieser Bischof hatte ihm gleich bey Uebersendung
des erzbischöflichen Mantels das Recht ertheilt, für
die zahlreich werdenden Gemeinen Bischöfe zu bestel-
len, und Irrgläubige auf den rechten Weg zu führen.
(inter Bonifac. Epist. n. 122. p. 168. ed. Serar.)
Er befahl ihm zugleich, die von Heyden getauften aufs
neue im Nahmen der Dreyeinigkeit zu taufen. Er
sollte es durchaus nicht zugeben, daß einige, wie er ihm
gemeldet hatte, wilde, und noch mehrere, zahme
Pferde äßen. Der verstorbenen Christen, wenn sie
nicht gottlos gewesen wären, sollte er im öffentlichen
Gebete gedenken lassen. Wo möglich, sollte er es
verhüten, daß keiner, dem seine Frau gestorben wäre,
deren noch zwo nähme. Wer seinen Vater oder Bru-
der, seine Mutter oder Schwester umgebracht hat, soll
in seinem übrigen Leben nicht zum Abendmahl zugelas-
sen werden, außer in der Todesstunde; er soll auch kein
Fleisch essen, und keinen Wein trinken; und am zwey-
ten, vierten und sechsten Tage der Woche fasten, um
solchergestalt unter Thränen sein Verbrechen zu til-
gen. Endlich sollen Christen, welche ihre Leibeigene
den Heyden zu Schlachtopfern verkaufen, mit eben der
Büßung, wie die Mörder, belegt werden.

Doch

Doch Bonifacius reiste im Jahr 738. zum drittenmal nach Rom, von vielen seiner Schüler begleitet, um seine Verbindung mit Gregor dem Dritten noch fester zu knüpfen, und sich der Fürbitte der Heiligen daselbst zu empfehlen. Römer und Ausländer empfingen ihn mit ungemeiner Ehrerbietung; er blieb in dieser Hauptstadt ein Jahr lang unter gottseeligen Uebungen; und Gregor insonderheit gab ihm mancherley Geschenke, Reliquien, auch ein Schreiben an verschiedene deutsche Nationen bey seiner Rückreise mit. (Willibald. l. c. c. 9. pt 243. Othlon. de vita S. Bonif. L. I. c. 35 – 37. p. 224. sq. in G. C. Ioannis Vol. I. Rer. Moguntiacar. Francof. ad Moen. 1722. fol. inter Epist. Bonif. n. 128. p. 176. ed. Serar. Ep. 44. p. 95. ed. Würdtw.) Unter diesen stehen die Thüringer und Hessen oben an; darauf folgen die Bortharer, Nistreser, Wedrecier, Lognai, Sudwodi und Grassfeldt; überhaupt die Ostfranken. Wahrscheinlich sind die meisten dieser Nahmen entweder von den Abschreibern verfälscht; oder bereits zu Rom verstümmelt worden. Serarius hat sich Mühe gegeben, (Not. in Epist. S. Bonif. p. 336. sq.) dieselben zu erklären. Er findet darinne die Gränznachbarn von Hessen, beym heutigen Warburg; die Neustrier oder Westfranken; die Wetterauer, die Südbewohner von Thüringen, und dergleichen mehr. Etwas anders deutet sie Eckhart; (l. c. p. 374.) das meiste gründet sich freylich bloß auf Aehnlichkeiten von Wörtern. Allen diesen Völkern empfahl Gregorius Gelehrigkeit und Folgsamkeit gegen den Bonifacius, die von ihm bestellten Bischöfe und Priester; ingleichen gegen die von ihm den Irrenden auferlegten Strafen; besonders aber sollten sie sich vor allen heydnischen Gewohnheiten hüten.

Auf seiner Rückkehr wurde Bonifacius von dem
 J. n. Herzoge in Baiern Odilo ersucht, eine Zeit lang in
 605 diesem Lande zu bleiben. Er that dieses; predigte
 bis dort; besichtigte die Gemeinen; und trieb ihre Ver-
 324. führer weg, die sich vor Bischöfe und Priester ausga-
 ben; abermals giebt Willibald denselben Keßerey
 und Hurerey Schuld. Besonders aber theilte er, mit
 Einwilligung des Herzogs, ganz Baiern in vier Kir-
 chensprengel, (parochias) deren jedem er einen Bischof
 vorsezte. Der erste, Johannes, nahm den Sitz sei-
 nes Bisthums in der Stadt Salzburg; Erms-
 percht, nach andern Ermbert, wurde Bischof zu
 Freisingen; Gaibald, oder Garibald, über die Kir-
 che von Regensburg; (civitatis Reginas) und Divilo
 (Weißel) über Passau. (Willibald. l. c. Othlo L. I.
 c. 39.) Es braucht kaum wiederholt zu werden, nach-
 dem oben (S. 160.) die Ausbreitung des Christenthums
 in Baiern beschrieben worden ist, daß dieses keines-
 wegs die ersten Bischöfe in jenem Lande, sondern nur
 die ersten gewesen sind, welche ein bestimmtes kirchli-
 ches Gebiet erhalten haben. Gregor der Dritte sagt
 selbst in dem Schreiben, worinne er diese Einrichtun-
 gen bestätigt, (appd Othlon. L. I. c. 40. et in Epist.
 Bonif. n. 130. p. 178. sq. ed. Serar.) daß er den
 Divilo schon vorher zum Bischof geweiht habe. Un-
 terdessen da er sich ausdrücklich darauf beruft, es habe,
 außer diesem, keinen Bischof in Baiern gegeben: so folgt
 wenigstens so viel daraus, daß man, was von dem ersten
 Bischof zu Salzburg, Adbert; von dem ersten zu
 Freisingen, Corbinianus, und andern ältern in
 Baiern erzählt wird, nur in einer sehr weitläufigen Be-
 deutung nehmen muß; und daß, welches ohnedem
 eine genauere Prüfung zeigt, die Verzeichnisse der auf
 einander folgenden Bischöfe von Salzburg, und an-
 derer mehr, ziemlich ungewiß sind. Eine andere Frage
 ist

ist es, wie nützlich oder wie nachtheilig für Deutsch-
 land die Errichtung der Bisthümer durch den Boni-
 facius in mehrern Ländern geworden ist. Daß man
 dieselben in diesen Zeiten als eines der sichersten Mittel
 angesehen hat, das erst gestiftete Christenthum in ei-
 nem Lande weit herum zu verbreiten und zu befesti-
 gen, war sehr natürlich. Der Pfarrer einer neuen
 Gemeinde schränkte seine Sorge meistens auf die-
 selbe ein; der Bischof hingegen, unter dem mehrere
 Lehrer und Gemeinen, Klöster, Schulen und Mönche
 standen, vermehrte und benützte seinen Clerus, wie es
 ihm gefiel; zur Erweiterung seines Kirchensprengels
 wirkten die rühmlichsten Absichten mit, indem er zu-
 gleich der Religion, frommen Sitten und Wissenschaf-
 ten ein geräumigeres Gebiet verschaffte. Allein, nicht
 zu gedenken, daß durch neue Bischöfe in diesen Jahr-
 hunderten auch neue Regierungen gegründet wurden,
 die etwas mehr als bloß einen Kirchensprengel unter
 ihre Aufsicht bekamen, so scheint es beinahe, und
 Sagittarius behauptet es zuversichtlich, (Antiquitt.
 Christiana, et Gentilism. Thuring. S. 227. fg.) daß
 Bonifacius, durch die Gründung der bischöflichen
 Verfassung und Hierarchie in Bayern, zugleich auch
 seine, und noch mehr des Römischen Bischofs Ober-
 herrschaft über die dortigen Gemeinen, und ihre Leh-
 rer, festzusetzen gesucht habe. Othlo sagt es deutlich,
 daß er die Falschheit und Bosheit der Priester und
 Pfarrer dieses Landes, (vermuthlich ihre Abneigung,
 ihm zu gehorchen,) nicht anders habe bändigen können,
 als indem er sie Bischöfen unterwarf: und Grego-
 rius lobt ihn nicht nur, daß er hierinne seinen Befeh-
 len nachgelebt habe; sondern prägt es ihm auch noch
 besonders ein, (l. c.) daß er ja in Baiern alles nach
 den Lehren der heil. Römischen Kirche einrichten;
 Pfarrern, von denen es ungewiß sey, ob sie von Bi-
 schöfen

J. n.
 605
 bis
 814

schöfen geweiht worden, von diesen den Segen er-
 theilen lassen, an Gregors Stelle eine Kirchenver-
 sammlung an der Donau halten, und, wo es nöthig
 wäre, Bischöfe weihen sollte. So lange jene Pfarrer
 von keinen Bischöfen; sondern nur von ihren Herzogen
 abhiengen, handelten und dachten sie auch in kirchli-
 chen Angelegenheiten freyer; unbekümmert darum, ob
 sie mit der Römischen, oder einer andern Gemeine,
 völlig übereinstimmten. Sobald aber der Erzbischof
 Bonifacius, der im Grunde gar nichts über sie zu
 gebieten hatte, und sein vorgeblicher Oberherr, der
 Apostel Petrus, durch seinen Nachfolger Gregorius,
 ihre Stellvertreter, die Bischöfe, den Pfarrern auf-
 gedrungen hatten: mußten sie durchaus Römisch wer-
 den; und diese Bischöfe, welche die Herzoge um der
 vermeinten Reinigkeit des Glaubens und der Kirchen-
 zucht wille. annahmen, sind in der Folge Herren von
 einem großen Theil des Landes geworden, der dadurch
 recht unmittelbar in das Reich der Päpste gefallen ist.

Seit diesem Auftrage Gregors, durch neu zu
 bestellende Bischöfe und Synoden die kirchliche Ver-
 fassung und Regierung von Ostfranken auf einen festen
 Fuß zu setzen, in welcher Absicht er auch an die Bi-
 schöfe von Baiern und Alemannien ein Schreiben er-
 gehen ließ, (inter Epp. Bonif. n. 129. p. 117. sq.)
 welches, außer den vier gedachten Bischöfen des erstern
 jener Länder, auf die Spur von noch mehreren führt,
 war Bonifacius fleißig genug, beides zu vollziehen.
 Man kennt auch eine Anzahl Kirchenversammlungen,
 auf welchen er den Vorsiz gehabt hat; allein wie viel
 ihrer gewesen, wenn und in welcher Ordnung sie ge-
 halten worden sind, darüber hat man sich noch nicht
 vereinigt. Die neuen Muthmaßungen, welche
 Mansi (Supplem. Concill. Tom. I. p. 551. sq.) vor-
 gebracht

Bonifacius, der Deutschen Apostel. 197

gebracht hat, haben die Jesuiten, Calles, (Annal. Eccles. German. T. II. p. 554. sq.) und Sartzheim, (Concil. German. T. I. p. 345. sq.) zu widerlegen gesucht; der letztere nimmt wenigstens sieben solcher Synoden, welche in Baiern, Thüringen, Ost- und Westfranken zwischen den Jahren 740. und 753. vom Bonifacius angestellt worden seyn sollen, an. Allein auch dadurch scheint dieser Streit noch nicht entschieden zu seyn; wiewohl sie bewiesen haben, daß Mansi zu willkührliche Meinungen gewagt hat. Die erste dieser Synoden ist wahrscheinlich im Jahr 740. vielleicht in Baiern oder in Schwaben gefeyert worden, wie Eckhart gezeigt hat. (Rer. Francicar. L. XXII. T. I. p. 378. sq.) Ihre Handlungen sind unbekannt.

Um diese Zeit hat Bonifacius vermuthlich das Bisthum zu Eichstedt in Franken gestiftet, und es seiner Schwester Sohne Willibalden anvertrauet. (Willibald. l. c. c. 10. p. 245. Othlo l. c. I. c. 45. p. 233. ed. Ioann.) Denn obgleich andere Schriftsteller den Ursprung desselben erst ins Jahr 746. oder 747. setzen; (Annal. Fuldens. ad a. 746. Marian. Scotus ad a. eund. Herm. Contr. ad a. 747.) so widerspricht ihnen doch der Umstand allzu deutlich, daß Willibald auf der gleich zu beschreibenden Synode, welche Karlmann im Jahr 742. hielt, bereits als Bischof vorkommt. Switgar, ein ansehnlicher Herr in jenen Gegenden, den die Neuern einen Grafen von Hirschberg nennen, soll den Ort, wo die bischöfliche Kirche und das Kloster von Eichstedt angelegt worden sind, um sich Vergebung seiner Sünden zu erwerben, (in redemptionem animae suae) dem Bonifacius geschenkt haben: und daher sollen die Grafen von Hirschberg mehrere Jahrhunderte nach einander erbliche Schutzbögte oder Beschützer des ge-

198 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n. E. G. 605 bis 814. **bachten Bisthums** gewesen seyn. Die Quellen dieser Erzählungen findet man bey **Sagittarius** (L. c. S. 251. fg.) und **Edhart** (L. c. p. 379.) gesammelt.

Kurz darauf, oder um gleiche Zeit, noch im Jahr 741. mag **Bonifacius** auch drey andere Bisthümer errichtet haben. Er berichtete solches dem Römischen Bischof **Zacharias**, der im gedachten Jahre **Gregor** dem dritten nachfolgte. (*Bonifac. Epist. 132. p. 181. ed. Serar. Ep. 51. p. 106. ed. Würdtw. et apud Othlon. L. II. c. 2. p. 234. sq.*) Nachdem er demselben seinen heißen Wunsch gemeldet hat, eben sowohl den Nahmen eines gehorsamen und unterthänigen Dieners vom **Zacharias**, dem Ansehen des Apostels **Petrus** gemäß, zu verdienen, als er es von seinen Vorfahren gewesen sey; wie er denn alle seine Schüler unaufhörlich zum Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl zu lenken suche: so zeigt er ihm an, daß er auf seiner Reise durch Deutschland, (worunter er offenbar **Thüringen** und **Hessen** versteht,) vor nöthig befunden habe, in diesem Lande drey Bisthümer, - mit eben so viel Kirchensprengeln anzulegen. Er bittet also um die schriftliche Bestätigung derselben. Das erste habe er an den festen Ort **Wirzburg**, das zweyte in die Stadt **Buraburg**; das dritte endlich nach **Erphesfurt**, welches schon in ältern Zeiten eine Stadt heydnischer Bauern gewesen sey, versezt.

Was **Wirzburg** oder das jezige **Würzburg** betrifft: so nennt **Willibald** auch den ersten Bischof **Burchard**, den **Bonifacius** daselbst bestellt habe; (c. 10. p. 245.) ihm soll zugleich, nach der etwas undeutlichen Nachricht, welche dieser Schriftsteller befügt, die Aufsicht über die benachbarten **Fränkischen**, **Sächsischen** und **Slavischen** Kirchen aufgetragen worden seyn. Welche Geschenke an Landgütern, Flecken, und

und dergleichen mehr, der Fränkische Fürst Karl, ^{F. n. E. G.} mann, und andere reiche Herren, diesem neuen Bis- ⁶⁰⁵ thum ertheilt haben; wie viele Kirchen und Klöster demselben von jenem Fürsten überlassen worden sind, hat ⁸¹⁴ Eckhart (l. c. p. 390. sq.) erzählt. Er zeigt auch, daß Burchard von demselben den zehnten Theil der Steuern, welche die Ostfranken und Slaven an die königliche Kammer entrichten mußten, (Steora und Osterstuopha, das heißt, Steuer und Osterstüb- chen oder Becher im Fränkischen genannt,) ingleichen den dritten Theil der Heerbannsstrafen, oder derjenigen, welche wegen vernachlässigten Aufgebots zum Feldzuge, bezahlt werden mußten, geschenkt bekommen habe. Wenn Eckhart aber so weit geht, daß er dem Bischof Burchard auch das Herzog- thum Franken übergeben läßt, welches eigentlich zu dieser Zeit noch nicht einmal vorhanden war, indem das damals oder bald darauf im engeren Verstande genannte Ostfranken größtentheils zu Thüringen gerechnet wurde: so hat diesen sonst sehr gelehrten und gründlichen For- scher der mittlern Geschichte seine Ergebenheit gegen die Bischöfe von Würzburg, in deren Diensten er stand, und die seit so langer Zeit auf das Herzogthum Franken Anspruch machen, verführt. Er ist beson- ders von dem Erlangischen Gelehrten, Joh. Gott- lieb Gonne, (de Ducatu Franciae orientalis, Er- lang. 1756. 4.) widerlegt worden. Auch solche neue- re Gelehrte, von welchen jene Ansprüche vertheidigt worden sind, (wie der Verfasser der Disquisitio histo- rico-diplomatica, in qua partim novis, partim sele- ctioribus argumentis ostenditur, Ducatum et Iudi- cium provinciale Franconiae a multis iam seculis per- tinere ad Episcopatum Würzburgensem, Erford. 1758. 4.) haben in ihren Beweisen nicht höher als bis zum elften Jahrhunderte hinaufsteigen können. Und

200 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n.
E. G.
605
814
doch wanden selbst diese hin und wieder; beynahe scheint es, daß man ein Herzogthum Würzburg, oder die weltliche Gerichtsbarkeit dieser Bischöfe in bis dem Bezirke ihres Bisthums, von dem eigentlichen Herzogthum Franken meistens unterscheiden müsse.

Buraburg, oder Buriburg, das zweyte dieser Bisthümer, wurde an einem Orte dieses Namens in Hessen errichtet. Die Lage desselben ist zwar ziemlich ungewiß; doch hat es Schminke (de Episcopatu Buriburg. §. 8. sq. in Ioannis notis ad Serarii Moguntiacar. Rer. L. III. notat. 29. pag. 313. T. I.) wahrscheinlich genug gemacht, daß es ein Städtchen auf einem Berge in Niederhessen an der Eder, welcher noch der Burberg genannt wird, gewesen sey. Der erste Bischof desselben, Witta, der, wie Burhard, einer von den aus England gekommenen Gehülfen des Bonifacius war, wird auch wegen der Angelsächsischen Bedeutung seines Namens, (Weiß) Albinus genannt. Sein Nachfolger Meingot oder Megingaud scheint den Sitz des Bisthums nach Fritzlar, wo er zugleich Abt war, verlegt zu haben. Es ist aber bald untergegangen; ob es mit dem Bisthum Paderborn vereinigt worden sey, wie Serarius (l. c.) muthmaßt, kann nicht ausgemacht werden.

Das dritte dieser Bisthümer, welches zu Erphesfurt oder im heutigen Erfurt angelegt worden ist, versucht Echhart (Rer. Frapcicar. L. XXIII. p. 400. sq. T. I.) wegzustreichen. Den Namen dieser Stadt soll, nach seiner Meinung, einer ihrer Freunde, in die Stelle Willibalds, an Statt Eichstedt eingeschoben haben, weil sonst nirgends eines Bisthums in derselben gedacht, und Adelar, der es zuerst verwaltet haben

Bonifacius, der Deutschen Apostel. 201

haben soll, vom Othlo (L. II. cap. 21.) nur Priester genannt werde. Allein diese Zweifel bedeuten desto weniger, da auch Zacharias in seiner Antwort (inter Bonif. Epp. n. 142. p. 216. sq. ed. Serar.) das Bisthum zu Erphesfurt neben den beiden andern namentlich bestätigt. Daß es eben so wenig, als das Bursburgische, lange fortgedauert hat, kann wohl die Hauptursache seyn, warum nicht mehr Schriftsteller desselben gedenken. Vielleicht, sagt Sagittarius, (l. c. S. 189.) ist Erfurt in den bald darauf folgenden Kriegen der Franken und Sachsen gar zerstört worden, und die dortige bischöfliche Kirche hat also ein gleiches Schicksal gehabt: eine Vermuthung, die gleichwohl darum nicht wahrscheinlich ist, weil diese Stadt unter Karls des Großen Regierung als eine Handelsstadt genannt wird. Gewisser ist es, daß ihrer eine geraume Zeit nach dem Tode des Bonifacius gar keine, und der kirchlichen Angelegenheiten von Thüringen sehr wenig Meldung geschieht. Endlich beruht auch die Nachricht, daß Adelar der erste Bischof von Erfurt gewesen sey, nur auf jüngern Schriftstellern, und alten Sagen, die sich daselbst erhalten haben; wiewohl dieser Umstand allein sein Bisthum noch nicht verdächtig macht. Unterdessen verdient doch das Vorgeben eben solcher später Chronikenschreiber beym Sagittarius, (l. c. S. 181.) daß Zacharias die Bestätigung dieses Bisthums deswegen abgeschlagen habe, weil Erfurt noch keine ummauerte Stadt gewesen sey, aus leicht begreiflichen Ursachen keinen Glauben.

Außer der gedachten Bestätigung, bat Bonifacius den Römischen Bischof noch um seinen Rath und Befehl in andern Angelegenheiten. Der Fränkische Herzog Karlmann hatte ihn ersucht, daß er in sei-

J. n. 605
 E. G. 814.

nem Reichsantheil, im Ostfränkischen, eine Synode zusammen berufen möchte, und versprochen, die Kirchenzucht, (*ecclesiastica religio*) welche sechszig bis siebenzig Jahre hindurch ganz niedergetreten worden sey, durch dieselbe zu verbessern. Wenn er nun dieses erfüllen wollte: so wären ihm, dem Bonifacius, die Vorschriften des Zacharias dazu nöthig. Denn seit mehr als achtzig Jahren hätten die Franken keine Synode gehalten, keinen Erzbischof gehabt, noch die Rechte der Kirche erneuert. Jetzt wären unter ihnen die meisten Bisthümer mit gierigen Laien, oder ehebrecherischen Clerikern, Hurern und Steuerbedienten, bloß zum Genuße besetzt. Sollte er nun hierinne eine Verbesserung treffen; sollte er die Kirchenbedienten, welche, ohngeachtet der unzuchtigsten Sitten, zu ihrem Amte gelangt wären, und noch vier oder fünf Benschläferinnen im Bette hätten; die wohl gar auf diesem Wege Priester und Bischöfe würden; ingleichen andere Bischöfe, welche Trunkenbolde, Zänker und Jäger wären, auch wohl im Kriegsheere fechtend das Blut der Heyden und Christen vergössen; sollte er alle diese wegschaffen: so müßte ihm, dem Knechte und Abgeordneten des apostolischen Stuhls, eine Entscheidung desselben zu Statten kommen. Bonifacius wünschte ferner, nach dem Befehle Gregors des Dritten, einen seiner Priester zu seinem Nachfolger im Amte zu bestellen; weil aber der Bruder desselben einen Oheim des Fürsten umgebracht habe: so möchte Zacharias ihm darüber eine Anweisung ertheilen, damit es der Fürst nicht verhindere. Endlich klagt er über ärgerliche Auftritte, welche von Rom selbst zu seiner und anderer Lehrer Beschämung erzählt würden. Der vorhergedachte Bischof Gregor sollte einem vornehmen Laien erlaubt haben, die Wittwe seines Oheims zu heyrathen, welche selbst die Ehefrau ihres

Bonifacius, der Deutschen Apostel. 203

ihres nahen Anverwandten gewesen sey, den sie bey seinem Leben verlassen, so wie sie auch ihr Gelübde der Keuschheit gebrochen habe. Weil er nun jene Erlaubniß nicht glauben könne, indem in seinem Vaterlande, dem Sachsen jenseits des Meeres, auf einer Synode zu London, von Schülern Gregors des Großen, eine solche Ehe vor ein abscheuliches Verbrechen nach der heiligen Schrift erklärt worden wäre: so möchte ihm Zacharias die wahre Beschaffenheit dieser Sache anzeigen, damit nicht die fleischlichen Menschen, die unwissenden Alemannen, Baiern und Franken, wenn sie solche Sünden zu Rom begehen sähen, den Lehrern, von welchen sie verboten würden, diese Erlaubniß entgegen setzten. Einige erzählten auch, daß sie jährlich zu Rom bey dem Eintritte des ersten Januars, des Tags und des Nachts heydnische Gebräuche gesehen hätten: Tänze auf den Straßen, Zurufungen, schändliche Gesänge, und mit Speisen belastete Tische, woben niemand seinen Nachbarn den geringsten Beystand leiste; ferner Weiber, die, nach heydnischer Art, an Händen und Füßen gewisse Binden trügen, die sie auch zum Verkauf anböten. Alles dieses von unverständigen Zuschauern erblickt, verursache ihm viel Hindernisse in seinen Lehrvorträgen, weil doch nach dem Apostel (Gal. E. IV. v. 10.) und nach dem Augustinus, denen, welche heydnischen Aberglauben beobachteten, weder Fasten, noch Beten, noch häufiges Kirchenbesuchen, Almosengeben und Büßungen des Körpers etwas helfen könnten. Es kämen sogar Fränkische Bischöfe von Rom zurück, welche, ohngeachtet sie im Ehebruche und in der Hurerey lebten, doch versicherten, der apostolische Stuhl habe sie in ihrem Amte bestätigt; welches er aber nicht glauben könne. Zuletzt legte noch Bonifacius, zum Zeichen der Liebe und des Gehorsams, kleine Geschenke

bey:

204 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

ben: ein wollenes Tuch, auch etwas Gold und Silber. (Bonifac. Epist. 132. p. 182. sq. ed. Serar.)

605
bi
814.

Auf diese Anfragen, und zum Theil demüthigen Vorwürfe, antwortete ihm Zacharias folgendes. (l. c. Ep. 142. p. 216. sq.) Wenn er, nach Karlsmanns Ersuchen, sich mit demselben (cum eodem excellentissimo Viro) auf der vorgeschlagenen Synode einfinden würde: so sollte er durchaus keine von den angegebenen lasterhaften Bischöfen, Priestern und Kirchendienern in ihren Aemtern lassen; zumal da sie bey dem Antritte derselben sogar schuldig wären, die Vertraulichkeit mit ihren Eheweibern aufzuheben, und selbst ein geringerer Clerikus nicht in die zweyte Ehe treten dürfe. Das Ansuchen des Bonifacius, wegen eines von ihm zu ernennenden Nachfolgers im Bisthum, wird ihm abgeschlagen, weil solches mit den Kirchengesetzen streite; doch wird ihm allein die Erlaubniß ertheilt, es in der Stunde des Todes zu thun. Hingegen leugnet es Zacharias, daß sein Vorgänger die ihm zugeschriebene Vergünstigung zu einer blutschänderischen Ehe gegeben habe, und meldet, daß er die durch Anstiftung des Teufels zu Rom wieder hervorgebrochenen heydnischen Gebräuche sogleich unterdrückt habe.

Nunmehr folgte die schon mehrmals genannte Synode im Jahr 742. In welcher Stadt des Ostfränkischen Reichs sie gehalten worden sey, läßt sich nicht bestimmen; die Richtigkeit ihrer Schlüsse aber ist von dem Jesuiten Papebroch (in Propylaeo antiquario circa veri et falsi discrimen in vett. membranis, c. 2. p. 249. in Baringii Clave diplomat. Hannover. 1754. 4.) vergebens bestritten worden. Daraus will er zwar keinen Einwurf gegen dieselbe hernehmen, daß darinne die Jahre von der Menschwerdung Christi

Christi an gezählt werden, weil die Franken vermuthlich unter der Regierung Karl Martels, (des Vaters von Karlmann,) der den königlichen Thron gar nicht mehr besetzte, in Ermangelung einer königlichen Zeitrechnung, die bereits von Geschichtschreibern gebrauchte christliche in ihren Urkunden angenommen hätten. Allein er könne, schreibt er, unmöglich die Handlungen einer Synode vor ächt halten, wo die Gränzen der weltlichen Gewalt überschritten worden; ein Laienfürst Vorsitzer einer kirchlichen Versammlung gewesen seyn, über Kirchenzucht und Verbesserung des Clerus und der Mönche Verordnungen gegeben haben sollte. Es ist hier genug, nur den Grad des Uebermuthes bemerkbar zu machen, mit welchem dieser Entscheidungsgrund vorgetragen wird, der nicht einmal dem Baronius bey der Eindrückung der gedachten Schlüsse, (Annal. Eccl. ad a. 742. n. 21. sq. pag. 165. sq.) eingefallen ist. Sie stehen außer dem Othlo, (L. I. lib. 42.) und den Briefen des Bonifacius, (Ep. 78. pag. 110. sq. ed. Serar.) in mehrern großen Sammlungen. (z. B. in Baluzii Capitull. Regg. Franc. T. I. p. 145. sq. Harduini Actis Concill. T. III. p. 1919. sq. Harzheim. Concill. Germ. T. I. p. 48. sq. &c.) Im Eingange dieser Schlüsse sagt Karlmann, daß er auf den Rath seiner Bischöfe (servorum Dei) und weltlichen Stände, (optimatum) die Bischöfe seines Reichs nebst den Priestern zusammen berufen habe, nemlich den Erzbischof Bonifacius, den Bischof Burchard, (von Würzburg,) Regenfrid, (von Cöln) Wittra, (von Buriburg) Willibald, (von Eichstedt) Dadan, (vielleicht von einem unbestimmten Sitze, oder einen episcopum regionarium,) Ldda, (von Argentoratum oder Strassburg) und die übrigen Bischöfe, (unter welchen Eckhart, l. c. pag. 404. die von Maynz, Worms,

J. n.
E. G.
605
814.
 Worms, Lüttich, und andere versteht,) damit sie ihm rathe möchten, wie das göttliche Gesetz und die Kirchenzucht, welche unter den vorigen Fürsten umgestürzt worden, wiederhergestellt werden, und die Christen zu ihrer Seelen Heil gelangen; nicht aber durch falsche Priester verführt, umkommen möchten. Nach jenem Rathe, fährt Karlmann fort, habe er in den Städten Bischöfe bestellt, und über sie den Erzbischof Bonifacius, den Abgeordneten des heil. Petrus, (Missus S. Petri) gesetzt; auch verordnet, daß jährlich in seiner Gegenwart, zum Besten der Kirche und der Religion, eine Synode gehalten werden sollte; den Kirchen ihre entrißenen Einkünfte wiedergegeben, und die lasterhaften Cleriker abgesetzt, nicht weniger zur Buße genöthigt. Unter den übrigen sechs Schlüssen braucht hier nur der fünfte angeführt zu werden, worinne befohlen wird, jeder Bischof sollte in seinem Sprengel nach den Kirchengesetzen, und mit Hülfe des Grafen, (Gragio, welcher der königliche Richter war,) als Vertheidigers der Kirche, dafür Sorge tragen, daß das Volk keine heidnischen Gebräuche (paganias) beobachte; sondern alle solche Unreinigkeiten wegwerfe: es mögen nun Todtenopfer, oder Wahrsagungen und Zeichendeutereien, oder Zaubereien, oder Opfer, welche thörichte Menschen bey den Kirchen, nach heidnischer Art, unter dem Nahmen von heiligen Märtyrern und Bekennern darbrächten, und dadurch Gott und seine Heiligen zum Zorne reizten; oder jene gottlosen Feuer seyn, welche Nled Seor, (nach andern Noth Seur) genannt werden.

Gleich im folgenden Jahr 743. wurde eine andere Synode zur Bestätigung der vorjährigen, zu Liptinā gehalten. Man glaubt gewöhnlich, daß daraus das heutige Lestines, ein Flecken in der Nieder-

Bonifacius, der Deutschen Apostel. 207

derländischen Grafschaft Hennegau, entstanden sey; ob sich der Ostfränkische Reichstheil so weit erstreckt habe, möchte wohl erst zu untersuchen seyn. Bonifacius war auf derselben ebenfalls gegenwärtig; daß aber der Fränkische Herzog Karlmann hier wieder den Vorsitz geführt habe, wird darinne deutlich genug ausgedrückt. Von ihren vier Schlüssen, (in Bonifac. Epist. l. c. p. 112. sq. apud Baluz. l. c. p. 149. Harduin. l. c. p. 1921. sq. Harzheim. l. c. p. 50. sq.) gehört der letzte hieher, in welchem, nach Karl Martels Beispiele, auf die Beobachtung heidnischer Gebräuche eine Strafe von funfzehn Goldgülden gesetzt wird. Diesen Schlüssen ist ein Verzeichniß solcher Gattungen des heidnischen Aberglaubens beigesügt. (*Indiculus superstitionum et paganiarum*.) Eckhart, der es sehr gelehrt und ausführlich, wenn gleich oft nur durch wahrscheinliche Vermuthungen, erläutert hat, (l. c. p. 407. sq.) glaubt, es sey bereits auf der vorhergehenden Synode verfertigt worden. Aus dem vorher angeführten Schreiben des Bonifacius an den Zacharias sieht man zwar, daß jene Ueberreste des Heidenthums auch zum Theil zu Rom im Gange gewesen sind; die meisten aber scheinen doch Deutschen Ursprungs gewesen zu seyn. Unter denselben stehen folgende: *de sacrilegio ad sepulchra mortuorum*, wenn mit den Verstorbenen ihre Geräthschaften, Waffen und Schätze begraben, ihre Pferde bey ihrem Grabe getödtet, auch wohl ihre Ehefrauen gezwungen wurden, sich das Leben zu nehmen; *de sacrilegio super defunctos*, id est *Dadslas*, vielleicht vom Todtenessen, oder Begräbnißschmauß; *de spurcalibus in Februario*, von einem Feste im Februar, (der noch in Niedersachsen *Sportel*, in den Niederlanden *Sportelmaend* genannt wird, da ein Wildschwein geschlachtet wurde; *de sacris silvarum*, quae *Nimidar*

^{5.}
^{6.}
⁶⁰⁵
⁸¹⁴ vocant, welches letztere Wort, wie Eckhart muth-
 maast, aus Niunhida oder Nunhida, (einem Opfer
 von neun Menschenhäuptern, die in den Wäldern
 bis geopfert wurden,) entstanden seyn soll; de sacris Mer-
 curii vel Iovis, einer Verehrung Deutscher Gotthei-
 ten, vermuthlich des Thor und Wodan, die mit
 Römischen verglichen wurden; de sacrificio, quod fit
 alicui Sancto, Schlachtopfern bey den Gräbern der
 Heiligen; de phylacteriis et ligaturis, Anhängseln
 und Angebinden, von Metall, Holz, oder andern
 Stoff, welche hauptsächlich am Halse getragen wur-
 den, um Unglück abzuwenden; de observatione paga-
 na in foco, vel observatione alicuius rei, Anzeichen
 aus dem Feuer oder andern Merkmalen für den Aus-
 gang einer Sache; de lunae defectione, quod dicunt
 Vinceluna, wenn dem abnehmenden Monde Sieg
 über seinen vermeinten Feind, die Sonne, zugerufen
 wurde; de simulacro de consparsa farina, aus Mehl
 gebackenen Götzenbildern; de eo, quod credunt, quia
 focminae lunam comendent, quod possint corda
 hominum tollere iuxta paganos, daß die Heren dem
 Monde befehlen, und lebendigen Menschen das Herz
 verzehren könnten; und dergleichen mehr.

Noch wird den Schlüssen der ebengedachten
 Synode eine Formel der Entsagung des Teufels,
 (abrenunciatio diaboli) und ein Glaubensbekennt-
 niß angehängt; vermuthlich, weil dieses unter den
 Franken, Thüringern und Hessen damals übliche
 Taufformular mit der Abschaffung des heidnischen
 Aberglaubens, auf welche die Synode drang, genau
 zusammenhieng. Beide Aufsätze sind außer den gröf-
 fern Sammlungen, worinne man die Schlüsse selbst fin-
 det, noch in mehrere Schriften, auch in Eckharts bis-
 her oft gebrauchtes Werk (Commentar. de rebus Franc.
 orien-

oriental. T. I. p. 440.) eingerückt worden, und verdienen, als das älteste Denkmal dieser Art in der Fränkischen Sprache, auch hier einen Platz. Der Täufling wurde gefragt: Forsachistu (entsagest du) Diabolae? und antwortete: Ec (Ich) forsacho Diabolae. Weiter: End allum Diabol gelde? (Und aller Gesellschaft des Teufels?) Antw. End ec forsacho allum Diabol gelde. Endlich: End allum Diaboles Wercum? (Werken.) Antw. End ec forsacho allum Diaboles Wercum end Wordum, (Worten) Thunaer, (dem Thor) ende Woden, (Wodan) end Saxn Ote, (Sachsen Othin) ende allem them Unho!dum, (allen bösen Geistern) the hira genotas sint. (welche ihre Genossen sind.) Darauf wurde er um seinen Glauben befragt: Gelobistu in Got almehtigan Fadaer? Antw. Ec gelobo in Got almehtigan Fadaer. Gelobistu in Christ Gotes Suno? Ec gelobo in Christ Gotes Suno. Gelobistu in halogan Gast? Ec gelobo in halogan Gast. — Wenn aber Eckhart ohne Bedenken annimmt, (l. c. p. 441.) daß auch gewisse Kirchengesetze, die unter dem Namen des Bonifacius ans Licht gestellt worden sind, (Statuta quaedam S. Bonifacii, in Dacherii Spicileg. vett. Scriptt. T. I. pag. 507. sq. et inter Bonif. Epistt. pag. 140. sq. ed. Würdtw.) von ihm schon auf der Synode vom J. 742. bekannt gemacht worden sind, weil in denselben gleichfalls einige abergläubische Gewohnheiten untersagt werden: so hat er die darinne vorkommenden Spuren einer jüngern Zeit, zum Beispiel, die kaiserliche Regierung, welche es damals in den Abendländern nicht gab, theils übersehen, theils zu wenig geachtet.

J. n.
C. C.
605
bis
814

Mittlerweile hatte der Eifer des Bonifacius alles im Ostfränkischen Deutschland nach dem Willen
XIX. Theil. D der

210 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

²
^{3. n.}
^{6. 6.}
⁶⁰⁵
^{bis}
^{14.} der Römischen Bischöfe, und nach dem Muster ihrer Kirche einzurichten, eine neue und sehr merkwürdige Beschäftigung erhalten. Er war schon lange darauf bedacht gewesen, sogenannte falsche Brüder, Volksverführer, unzüchtige Priester, Ketzer, und wie sie sonst von ihm und seinen Biographen genannt werden, besonders in Baiern, zu unterdrücken; ohne daß man mit Zuverlässigkeit sagen könnte, ob diese Leute auch so sehr strafbar gewesen sind. Jetzt verklagte er zweien Irrlehrer, Adelbert und Clemens, bey dem Zacharias, von denen er umständlichere Nachrichten giebt: und eben diese Nachrichten bestärken zum Theil den Verdacht gar sehr, daß die früher von ihm verfolgten Geistlichen durch seine Abschilderung viel gelitten haben mögen.

Er nennt Adelberten, (welches vermuthlich der jezige Nahme Albrecht ist,) einen Gallier. (Epist. 135. pag. 188. sq. ed. Serar.) Darunter kann man füglich einen Westfranken verstehen: denn Bonifacius setzt bald darauf das Volk der Franken und Gallier gleichbedeutend zusammen. Dieser Mann, fährt er fort, habe so viel Eingang gefunden, daß die Leute von ihm sagten, Bonifacius habe ihnen an ihm einen sehr heiligen Apostel, einen Fürbitter und Lehrer, der an Tugenden und Wundern reich sey, ent-rissen. Allein er sey schon in seinen frühern Jahren ein Heuchler gewesen, der vorgab, ein Engel in Menschengestalt habe ihm vom Ende der Welt her Reliquien, von wunderbarer aber ungewisser Heiligkeit, gebracht; und seitdem könne er alles von Gott erhalten, was er verlangte. Durch diese Heuchelen sey er, nach der Vorhersagung des Apostels, in viele Häuser gedrungen; habe die Weiblein, mit Sünden be-laden, gefangen fortgeführt; auch eine Menge Bau-
ern

Bonifacius, der Deutschen Apostel. 211

ern, welche ihn für einen Mann von apostolischer Heiligkeit und großen Wunderthäter hielten. Er habe hierauf ungelehrte Bischöfe erkauft, welche ihn, wider die Kirchengesetze, ganz unbestimmt (absolute) zum Bischof geweiht hätten. Endlich sey er so stolz geworden, daß er sich den Aposteln gleich geschätzte, und es seiner unwürdig gehalten habe, eine Kirche auf den Namen der Apostel oder Märtyrer einzuwieihen. Er habe die Leute gefragt, was sie denn mit ihren Wallfahrten zu den Gräbern der Apostel gewollt hätten. Darnach habe er zu seiner eigenen Ehre Bethäuser geweiht; kleine Kreuze und Bethäuser auf den Felsen, an Quellen, und wo es ihm gefiel, errichtet, und daselbst öffentliche Gebete anstellen lassen; bis große Volkshausen, mit Verachtung der übrigen Bischöfe und der alten Kirchen, an jenen Orten versammelten; indem sie sagten: „die Verdienste des heiligen Adalbert werden uns helfen!“ Seine Nägel und Haare habe er den Leuten zu verehren, und zugleich mit den Reliquien des Apostels Petrus zu tragen gegeben. Ja seine Gotteslästerung sey so weit gegangen, daß er zu dem Volke, welches sich vor ihm niederwarf, und ihm seine Sünden bekennen wollte, gesagt habe: „Ich kenne alle eure Sünden, und eure Geheimnisse; es ist nicht nöthig, sie zu bekennen; eure vergangene Sünden sind euch vergeben; kehrt sicher und loßgesprochen nach Hause zurück!“

Von dem andern dieser Ketzer, dem Clemens, einem Schottländer oder Irländer, (Scotus) meldet Bonifacius dem Römischen Bischof, daß derselbe sich gegen die katholische Kirche auflehne; die Kirchengesetze verwerfe, und die Schriften der heiligen Väter, Hieronymus, Augustinus und Gregorius, widerlege. Mit Verachtung der Synodals

rechte behauptete er voll Eigendunkels, er könne, ob er
 R. n. gleich zween Söhne im Ehebruche gezeugt habe, doch
 E. S. ein wahrer christlicher Bischof seyn. Er führe dadurch
 605 das Judenthum ein, indem er lehre, es sey jeder
 bis 814. Christ berechtigt, wenn er wolle, seines verstorbenen
 Bruders Wittwe zu heyrathen. Eben derselbe be-
 hauptete auch wider den Glauben der Heiligen, daß
 Christus, als er zur Hölle hinabgefahren sey, alle, die
 dort gefangen lagen, Gläubige und Ungläubige, Ver-
 ehrer Gottes und Gözendiener, daraus befreiet habe.
 Endlich lehre er auch viele andere entseßliche Dinge
 von der Prädestination Gottes, wider den Glauben
 der katholischen Kirche. Bonifacius bat also den
 Römischen Bischof, ihm gegen diese beiden Ketzer,
 die schlimmsten von allen, und welche ihm die be-
 schwerlichsten Arbeiten, Verfolgungen und Flüche ih-
 rer Anhänger verursacht hätten, beizustehen; damit
 nicht ferner das Volk den Fabeln und eiteln Wundern
 eines Vorläufers vom Antichriste folge; es durch ein
 Schreiben an den Fürsten Karlmann dahin zu brin-
 gen, daß beide ins Gefängniß geworfen würden; daß
 niemand mit ihnen reden, oder Gemeinschaft unter-
 halten dürfe, damit ja keiner durch den Sauerteig ih-
 rer Lehre umkomme; sondern sie, nach dem Apostel,
 dem Satan zum Untergange des Fleisches übers-
 geben werden, damit der Geist am Tage des
 Herrn gerettet werde; und damit sie, weil sie die
 Gemeine nicht hören wollen, von den Christen
 wie Heyden und Zöllner geachtet werden mögen,
 bis sie lernen nicht zu lästern, und das Kleid Christi
 nicht zu zerschneiden.

Zu den Beschuldigungen, welche Bonifacius
 gegen den Adelbert und Clemens vorbrachte, ka-
 men nachmals auch gewisse anstößige Schriften, welche
 er

er dem Zacharias durch seinen Abgeordneten, zum Nachtheil des erstern, übergeben ließ. (inter Bonifac. Epist. p. 191. sq. l. c.) Die erste war eine Lebensbeschreibung Adelberts, von welcher nur ein kleiner Anfang aufbehalten worden ist; worinne gesagt wird, daß ihm die Gnade Gottes schon im Mutterleibe ertheilt worden sey, und seine Mutter, zum Merkmal davon, in einem Gesichte ein Kalb gesehen habe, das aus ihrer Seite hervorgekommen sey. Von der zweyten dieser Schriften, welche ein Brief Christi seyn sollte, der zu Jerusalem vom Himmel herabgefallen, und von dem Erzengel Michael bey dem Thore Ephraim gefunden worden wäre, ist auch nur die vorläufige Nachricht im Eingange übrig, daß derselbe von einem Priester öffentlich vorgelesen und abgeschrieben; aus einer Stadt in die andere, endlich nach Rom zu dem Grabe Petri, wo die Schlüssel des Himmelreichs lagen, gebracht worden sey; und dergleichen mehr. Endlich ist auch von dem dritten Aufsatze, einem Gebete, das Adelbert versfertigt haben soll, folgender Anfang vorhanden: „Herr, allmächtiger Gott! Christe, du Sohn Gottes! Vater unsers Herrn Jesu Christi, und Alpha und Omega! der du auf dem siebenten Throne, und über Cherubim und Seraphim sittest! große Frömmigkeit und Süßigkeit genug ist bey dir, Vater der heiligen Engel! der du Himmel und Erde, und Meer, und alles, was darinne ist, gemacht hast! Dich rufe ich an, schreie und rufe zu dir über mich höchst Elenden, weil du gewürdigt hast zu sagen: Was ihr den Vater bitten werdet in meinem Nahmen, das wird er euch geben, u. s. w. Zu euch bete ich, euch beschwöre ich, und flehe euch an, Engel Uriel! Engel Ragüel! Engel Tubuel! Engel Michael!“ (und wie noch vier andere Engel von ihm genannt werden.)

... ..

1. The first part of the document is a list of names and addresses, which appears to be a directory or a list of contacts. The names are written in a cursive script, and the addresses are listed below them.

2. The second part of the document is a list of names and addresses, which appears to be a directory or a list of contacts. The names are written in a cursive script, and the addresses are listed below them.

3. The third part of the document is a list of names and addresses, which appears to be a directory or a list of contacts. The names are written in a cursive script, and the addresses are listed below them.

4. The fourth part of the document is a list of names and addresses, which appears to be a directory or a list of contacts. The names are written in a cursive script, and the addresses are listed below them.

5. The fifth part of the document is a list of names and addresses, which appears to be a directory or a list of contacts. The names are written in a cursive script, and the addresses are listed below them.

6. The sixth part of the document is a list of names and addresses, which appears to be a directory or a list of contacts. The names are written in a cursive script, and the addresses are listed below them.

7. The seventh part of the document is a list of names and addresses, which appears to be a directory or a list of contacts. The names are written in a cursive script, and the addresses are listed below them.

8. The eighth part of the document is a list of names and addresses, which appears to be a directory or a list of contacts. The names are written in a cursive script, and the addresses are listed below them.

9. The ninth part of the document is a list of names and addresses, which appears to be a directory or a list of contacts. The names are written in a cursive script, and the addresses are listed below them.

10. The tenth part of the document is a list of names and addresses, which appears to be a directory or a list of contacts. The names are written in a cursive script, and the addresses are listed below them.

gleichen auch Bonifacius viele von Rom mitgebracht hatte, lächerlich zu machen, seine Nägel und Haare als heilige Ueberbleibsel vertheilt habe; er zeigt überdieß, (S. 41. fg.) daß Adelbert den vermeintlich vom Himmel herabgefallenen Brief Christi nicht erdacht, sondern nur einen solchen Aufsatz, der schon im sechsten Jahrhunderte bekannt gemacht worden war, um die jüdische Sabbathsfeyer am christlichen Sonntage zu empfehlen, genügt habe. Dieses alles giebt mehr als bloße Muthmaassungen ab; aber sie sind zum Vortheil eines Beklagten erlaubt, dessen Kläger den einzigen historischen Zeugen wider ihn vorstellt, und dessen Betragen einem Manne äußerst mißfallen mußte, welcher als Römischer Abgeordneter so viele Widersprüche gegen die Vorschriften seines Oberherrn wahrnahm. Doch zugegeben, daß Adelbert von Schwärmeren nicht frey gewesen sey; so war er doch kein Ketzer; kam vielmehr auf einige richtigere Spuren in Religionsübungen, als der abergläubische Bonifacius selbst zu sehen vermochte: und am wenigsten erkennt man an ihm den Verbrecher, für welchen Gefängniß und andere bürgerliche Strafen gehört hätten. Noch sichtbarer ist das Unrecht, welches Bonifacius dem Clemens zufügte. Die vermeintliche Ketzerey desselben bestand darinne, daß er die Würde und das Recht eines christlichen Lehrers kannte und ausübte; die freylich bereits seit Jahrhunderten verloren waren, unabhängig von Schlüssen der Kirchenversammlungen, Meinungen der Kirchenväter, und Verordnungen der Römischen Bischöfe, über Religion und kirchliche Verfassung zu denken. Auch hier hat die Vermuthung viele Stärke, daß der Vorwurf, Clemens habe Kinder im Ehebruche gezeugt, und dennoch sich, den Synodalgesezen zuwider, vor einen ächten Bischof gehalten wissen wollen, nichts weiter sage, als daß er

noch im Lehrstande seine eheliche Verbindung fortgesetzt habe, welche die Römischen Bischöfe und manche Synoden aufzuheben geboten. Die Beschuldigung bis von theologischen Irrthümern betrifft Lehrsätze, die an sich keinen Grund hatten, wie von der Höllenfahrt Christi und von der Prädestination; die Folgerung aber von seinem Judenthum fällt gar ins lächerliche. Bonifacius äußerte hier eine Verleegerungssucht, die man nur einem beeidigten Gesandten des Römischen Bischofs, dem alles gefährlich vorkam, was den Gefinnungen seines Herrn widersprach, vergeben kann.

Daher wurde er auch von demselben bey diesem Verfahren vollkommen unterstützt. Bonifacius hatte die beiden sogenannten Keger, wie man aus seinem erstgedachten Schreiben, und aus dem Vortrage seines nach Rom geschickten Abgeordneten, sieht, (Rom. Synod. de haereticis, p. 187. in Bonif. Epp. ed. Ser.) auf einer Synode abgesetzt, und sogar, welches Zacharias billigte, (Epist. ad Bonifac. IV. pag. 1886. in Harduini Actis Concill. T. III.) mit Karlmanns Hülfe, ins Gefängniß bringen lassen; in welchem sie aber nicht lange scheinen geblieben zu seyn. Auf der Kirchenversammlung zu Soissons, welche der Fränkische Herzog Pipin, Karlmanns Bruder, im J. 744. mit drey und zwanzig Bischöfen und einigen Fränkischen Großen hielt, wurde Adelberts Kerey verdammt, und befohlen, daß alle von ihm aufgerichtete Kreuzchen verbrannt werden sollten. (Concil. Sueffion. ap. Harduin. l. c. can. 2. 7. p. 1933. sq.) Es ist schon an sich wahrscheinlich, daß Bonifacius hieran einen Hauptantheil gehabt habe. Außerdem bezeugt ihm auch Zacharias im Jahr 745. sein Vergnügen darüber, (Ep. IX. p. 1907. l. c.) daß er auf der von Pipin und Karlmann veranstalteten Synode,

ode, wo er sein Stellvertreter gewesen sey, von denselben so viel Beistand genossen, und alles in Absicht auf die falschen Bischöfe, auch andere Geschäfte, so glücklich ausgerichtet habe. Daraus haben die meisten Gelehrten geschlossen, daß Bonifacius zu Soissons gegenwärtig gewesen sey: und die Römisch-katholischen Schriftsteller setzen hinzu, er habe daselbst als Römischer Gesandter den Vorsitz geführt. Dieser letztere Umstand ist zwar nicht glaublich. In den Verhandlungen der Synode wird seiner gar nicht gedacht; man merkt vielmehr aus denselben, und Pispins Unterschrift, daß sie unter seinem eigenen Vorsitze gehalten worden sey. Allein die Anwesenheit des Bonifacius zu Soissons kann doch kaum bezweifelt werden. Auch Walch nannte sie anfänglich gewiß; (Entwurf einer vollständig. Hist. der Kirchenversammlungen, S. 459.) nachher aber glaubte er, (Hist. der Regier. l. c. S. 57.) Basnage habe bewiesen, (Hist. de l'Eglise, T. I. pag. 403.) daß Bonifacius nicht daselbst gewesen seyn könne. Ich gestehe, daß ich in den Gründen dieses Gelehrten kein Gewicht finde. Die Weglassung des Namens vom Bonifacius in den Synodalakten ist einer von denselben; was diese anzeige, hat man schon gesehen. Am meisten stützt er sich darauf, daß Bonifacius erst lange nach der Versammlung zu Soissons zum Bevollmächtigten des Römischen Bischofs in Westfranken ernannt worden sey, nachdem er vorher nur im Ostfränkischen Theil des Reichs diese Stelle verwaltet habe. Aber aus einem Schreiben des Zacharias an ihn, vom J. 744. (Ep. V. l. c. p. 1887.) erhellt es deutlich, daß er damals schon Gesandter des Römischen Stuhls auch im Westfränkischen Reichstheil gewesen sey, weil er daselbst drey Erzbischöfe, zu Rouen, Rheims und Sens, bestellt hatte; ja Zacharias trug ihm dar-

inne ausdrücklich seine Stellvertretung und Verbesse-
 rung des Kirchenzustandes in Gallien auf. Unterdes-
 sen berichtete er, wie bereits erzählt worden ist, diesem
 Römischen Bischöfe die Noth, welche ihm Adelbert
 und Clemens verursachten; erhielt nicht allein Geneh-
 migung seines Betragens; sondern auch den Befehl,
 wenn dieselben auf einer Synode nicht gebessert wer-
 den könnten, sie ihm zuzuschicken, damit ihre Sache
 genau untersucht werden, und sie ihr verdientes Ur-
 theil empfangen möchten. (Ep. VIII. pag. 1906. l. c.)
 Zacharias hielt endlich im Jahr 745. eine Ver-
 sammlung von Bischöfen, (Concil. Roman. ap. Har-
 duin. l. c. p. 1935. sq. et in Bonif. Epist. pag. 186.
 sq. ed. Serar.) auf welcher das Schreiben des Boni-
 facius, und die von ihm übersandten Adelberten
 betreffenden Aufsätze vorgelesen; alles aber mit Ab-
 scheu gegen jene Reher angehört wurde. Das über sie
 gesprochene Urtheil lief darauf hinaus, daß beide ab-
 gesetzt seyn, und Buße thun; wenn sie aber in ihren
 Irrthümern beharren würden, mit dem Bannfluche
 belegt, und mit allen ihren Anhängern durch das ewige
 Gericht Gottes verdammt werden sollten. Eine spä-
 tere Nachricht von ungewisser Glaubwürdigkeit setzt
 hinzu, (Supplem. ad Willihaldi vitam S. Bonif. in
 Actis SS. Antverp. Mens. Jun. T. I. p. 473. sq.) daß
 Bonifacius, auf Karlmanns Erlaubniß, mit
 Adelberten eine Unterredung gehalten; ihn in der-
 selben zur völligen Beschämung überwunden; zu
 Maynz seiner Würde entsetzt, und darauf in das
 Kloster Fulda gesperrt habe, wo er lange Zeit hart
 behandelt worden sey; endlich habe er sich geflüchtet;
 sey aber von Schweinehirten erschlagen worden.

Nicht so gefällig bewies sich Zacharias gegen
 seinen Gesandten bey einer andern Gelegenheit, wo,

der-

derselbe seinen Eifer zu ungeschickt hatte ausbrechen lassen. Ein Priester in Baiern, der gar kein latein verstand, taufte einmal: Baptizo te in nomine Patria, et Filia, et Spiritus Sancti. Bonifacius wollte, daß die Taufe wegen dieses Fehlers wiederholt werden sollte. Allein der Römische Bischof, dem man dieses hinterbracht hatte, belehrte ihn, (inter Bonif. Epp. n. 134. pag. 185. sq. ed. Serar. Ep. 62. p. 154. sq. ed. Würdtw.) daß, wenn die wesentliche Taufformel selbst von einem keßerischen Geistlichen gebraucht worden wäre, keine neue Taufe; sondern nur die Auflegung der Hände zur Reinigung des Getauften nöthig sey. Sinegen billigte er es, daß Bonifacius Christen, welche von keßerischen oder gar heidnischen Religionsgebräuche beobachtenden Priestern getauft worden waren, und nicht gewiß wußten, ob diese solches im Nahmen jeder Person der göttlichen Dreieinigkeit gethan hätten, wieder taufen ließ. (Epist. 140. pag. 205. ed. Serar.)

Zugleich trat ihm Zacharias in einer andern seltsamen Streitigkeit bey, die er mit dem Priester Virgilius, nachmaligem Bischof von Salzburg, führte. (l. c. p. 208.) Dieser und ein anderer Priester in Baiern, Sidonius, waren es gewesen, welche Bonifacius hatte nöthigen wollen, die Taufe jenes unwissenden Pfarrers zu wiederholen, und sie hatten sich deswegen an den Zacharias gewandt. Bonifacius beschwerte sich hinwiederum bey ihm über dieselben, und besonders, daß Virgilius, weil er ihn eines Irrthums im katholischen Glauben überwiefen habe, sich feindseelig gegen ihn bezeige, auch zwischen ihm und dem Herzoge von Baiern Odilo Feindschaft zu erregen suche; endlich vorgebe, Zacharias habe ihm erlaubt, eines von den Baierschen Bisthümern

220 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F
n.
605
bis
814
 mern in Besiß zu nehmen. Dieser antwortete dem **Bonifacius**, (inter Bonif. Epp. n. 140. p. 208. ed. Ser.) das letztere sey falsch: und wenn es klar werden sollte, (si clarificatum fuerit) daß **Virgilius** die verkehrte Lehre, welche er wider Gott und seine Seele vorgetragen habe, noch bekenne, nemlich, daß es noch eine andere Welt, und andere Menschen unter der Erde, (in einer Handschrift findet sich noch der Zusatz: oder Sonne und Mond,) gebe: so sollte er denselben auf einer Versammlung von Bischöfen absetzen, und aus der Kirche wegiagen. **Zacharias** wollte auch an den Herzog von Baiern schreiben, er möchte ihm den **Virgilius** zuschicken, damit derselbe, wenn er irrgläubig befunden würde, nach den Kirchengesetzen bestraft werden könnte. Schwerlich ist diese vermeinte Keßerey des **Virgilius** eine andere gewesen, als daß er Antipoden oder Gegenfüßler geglaubt hat. Man hat zwar angemerkt, daß er, nach den Ausdrücken des **Zacharias** zu urtheilen, auch mehrere Welten könnte angenommen haben. In beiden Fällen aber waren **Zacharias** und **Bonifacius** gleich unwissend und verkehrungssüchtig. Die häufigen Klagen des letztern über falsche Propheten; (Ep. 144. p. 223.) über einen Schottischen Priester **Samson**; welcher behauptet haben soll, man könne auch ohne Taufe, bloß durch die Handauflegung des Bischofs, ein rechtgläubiger Christ werden; (Ep. 140. p. 207. ed. Serar.) und dergleichen mehr, werden, nach solchen Beispielen, nicht den leichtesten Eingang bey der Nachwelt finden.

Selten äußerte **Bonifacius** gegen die Römischen Bischöfe, denen er alle Vorfälle der Ostfränkischen Kirche berichtete; von denen er sich zu allem Erlaubniß, Rath und Beystand ausbat; deren Festen und

Bonifacius, der Deutschen Apostel. 221

und schlimmsten Diener er sich nannte, (Ep. 25. pag. 38. ed. Serar.) einige Freymüthigkeit; oder unterstand sich von ihren Gesezen etwas abzuweichen. Sein ehrlicher Eifer für die Frömmigkeit, so weit er die-
 selbe kannte, und für die glücklichere Verwaltung seines Amtes, machte ihm bisweilen Muth. Am meisten wagte er, als er dem Zacharias, nach dessen eigenen Worten; (inter Bonif. Epist. n. 143. p. 221.) vorwarf, wenigstens zu verstehen gab, daß er die Kirchengeseze und die Lehren der Väter vernichte, und mit den seinigen dadurch in die Kezerey der Simonie verfalle, daß er sich von denen, welchen er den bischöflichen Mantel ertheile, Geld dafür zahlen lasse. Zacharias verbat es sehr, ihm jemals wieder etwas so Beleidigendes zu schreiben; er verabscheue dieses, und sowohl er als sein Clerus wären weit davon entfernt, die Geschenke, welche sie durch die Gnade des heiligen Geistes empfangen hätten, zu verkaufen; auch für die Mäntel, welche die drey neuen Erzbischöfe in Westfranken bekommen sollten, habe er nichts begehrt; und was für ihre Bestätigung seinen Geheimschreibern gegeben würde, selbst bezahlt. Er konnte freylich nicht voraussehen, daß eine Zeit kommen werde, da seine Nachfolger, die Päpste, sich für ein einziges erzbischöfliches Pallium im neuern Ostfranken, sogar von den Nachfolgern des armen Bonifacius im Erzbisthum, sehr viele tausend Reichsthaler zahlen lassen würden. Ein andermal gestand Bonifacius, (Ep. 11. p. 15. ed. Serar.) es nicht gewußt zu haben, daß es eine Sünde sey, wie man im Fränkischen Reiche und auch zu Rom glaubte, wenn man eine Wittwe heyrathe, deren Kind man aus der Taufe gehoben habe; er habe auch in den alten Kirchengesezen, und in den Schriften der Apostel nichts davon angetroffen. Dreiste Verweise gab er selbst Fürsten desto mehr, da
 er

222 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

E
G
605
B14.
 er nicht einmal den apostolischen Stuhl ganz damit
 verschonte. So lobte er zwar den König von Mer-
 cien, Ethibald, (Ep. 19. p. 22. sq.) daß er mild-
 bis thätig sey, und eine gerechte Regierung führe; machte
 ihm aber die nachdrücklichsten Vorwürfe darüber, nicht
 ohne viele beygefügte Gründe, daß er, an Statt einer
 ordentlichen Ehe, mit Nonnen in Unzucht lebe. Un-
 ter andern stellt er ihm vor, daß selbst die Heyden den
 Ehestand ehrten; Hurer aber und Ehebrecher strafen.
 Im alten Sachsenlande, schreibt er, wenn eine Jung-
 frau ihr väterliches Haus dadurch entehrt, oder eine
 Ehefrau ihre Treue bricht, wird sie bald genöthigt, sich
 selbst zu erhenken, und über den Ort, wo sie verbrannt
 worden, auch ihr Versührer ausgehenkt; bald wird sie
 von einer Menge Weiber aus einem Gau in den an-
 dern gegeißelt, und es werden ihr mit Messern so viele
 kleine Wunden beygebracht, daß sie endlich vom Lobe
 nicht weit entfernt ist. Bey den Wenden aber, der
 schändlichsten und schlimmsten Gattung von Menschen,
 dauert die eheliche Liebe so unverbrüchlich fort, daß nur
 diejenige Wittwe gelobt wird, welche sich selbst das
 Leben nimmt, um zugleich mit dem Leichnam ihres
 Mannes verbrannt zu werden. Bonifacius zeigt
 dem Könige überdieß, daß er auch seine Nation selbst
 durch sein Benspiel verderbe; schon werde ihr überall,
 sogar von Heyden, eine zügellose Wollust vorgeworfen.
 Zuletzt warnet er den König noch vor dieser Sünde,
 und vor dem Angriffe auf die Vorrechte und Besühun-
 gen der Kirchen und Klöster, den er sich ebenfalls er-
 laube, durch das Benspiel von zween seiner Vorgän-
 ger auf dem Throne, die, indem sie sich vom Teufel zu
 diesen Sünden verleiten ließen, sich durchaus unglück-
 lich gemacht hätten.

Neben diesen Beschäftigungen des Bonifacius
 mit Regern, Kirchenversammlungen, neuerrichteten
Erg.

Bonifacius, der Deutschen Apostel. 223

Erzbischöflichen, und einem beständigen Briefwechsel mit dem Römischen Bischof über solche Angelegenheiten, giengen auch seine übrigen Anstalten, das Christenthum in Thüringen und Hessen auf die Römische Kirchenverfassung zu gründen, ihren gewöhnlichen Weg fort. Nach mehrern von ihm gestifteten Klöstern, legte er um das Jahr 744. vielleicht noch etwas früher, den Grund zu dem ansehnlichsten und berühmtesten von allen, das noch in einer sehr glänzenden Gestalt vorhanden ist: zu dem Kloster Fulda. Unter den Knaben, welche ihm manche vornehme Familien in Ostfranken zur Erziehung anvertrauten, gab es auch einen jungen Nordgauer, Sturm. Dieser begleitete ihn eine Zeit lang auf seinen Reisen; endlich übergab er ihn dem Priester Wigbert in seinem Kloster Fritzlar in Hessen, der ihn mit so gutem Erfolge in der Religionswissenschaft unterrichtete, daß er ebenfalls zum Priester geweiht werden konnte. In diesem Amte soll Sturm öfters böse Geister aus Besessenen vertrieben, und Kranke durch Gebet und Auflegung der Hände geheilt haben. Allein nach drey Jahren regte sich bey ihm ein unüberwindlicher Trieb, sein Leben in einer Einöde zu zubringen. Bonifacius genehmigte solches, und rieth ihm, sich nebst zween Gefährten, einen Ort des Aufenthalts in der großen waldigten und unbewohnten Gegend, welche Buchau (Buchonia) hieß, an den Gränzen von Hessen und Thüringen, auszusuchen. Sturm ließ sich mit ihnen zuerst zu Hersfeld, (dem heutigen Hirschfeld in Hessen,) nieder; aber Bonifacius hielt diesen Ort wegen der Nachbarschaft der barbarischen Sachsen vor gefährlich. Sein Schüler mußte also tiefer in dem Innern von Buchau sich nach einem solchen Platze umsehen; er fand ihn endlich an dem Flusse Fulda, (damals Fuldaha genannt,) in einer angenehm wilden Gegend, welche Richloch hieß, in dem Gau

J. n.
E. G.
605
bis
814.

222 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

E. G. 605 B14.
 er nicht einmal den apostolischen Stuhl ganz damit
 verschonte. So lobte er zwar den König von Mer-
 cien, Ethibald, (Ep. 19. p. 22. sq.) daß er mild-
 thätig sey, und eine gerechte Regierung führe; machte
 ihm aber die nachdrücklichsten Vorwürfe darüber, nicht
 ohne viele beygefügte Gründe, daß er, an Statt einer
 ordentlichen Ehe, mit Nonnen in Unzucht lebe. Un-
 ter andern stellt er ihm vor, daß selbst die Heyden den
 Ehestand ehrten; Hurer aber und Ehebrecher strafen.
 Im alten Sachsenlande, schreibt er, wenn eine Jung-
 frau ihr väterliches Haus dadurch entehrt, oder eine
 Ehefrau ihre Treue bricht, wird sie bald genöthigt, sich
 selbst zu erhenken, und über den Ort, wo sie verbrannt
 worden, auch ihr Versührer aufgehenkt; bald wird sie
 von einer Menge Weiber aus einem Gau in den an-
 dern gegeißelt, und es werden ihr mit Messern so viele
 kleine Wunden beygebracht, daß sie endlich vom Tode
 nicht weit entfernt ist. Bey den Wenden aber, der
 schändlichsten und schlimmsten Gattung von Menschen,
 dauert die eheliche Liebe so unverbrüchlich fort, daß nur
 diejenige Wittwe gelobt wird, welche sich selbst das
 Leben nimmt, und zugleich mit dem Leichnam ihres
 Mannes verbrannt zu werden. Bonifacius zeigt
 dem Könige überdieß, daß er auch seine Nation selbst
 durch sein Beispiel verderbe; schon werde ihr überall,
 sogar von Heyden, eine zügellose Wollust vorgeworfen.
 Zuletzt warnet er den König noch vor dieser Sünde,
 und vor dem Angriffe auf die Vorrechte und Besit-
 zungen der Kirchen und Klöster, den er sich ebenfalls er-
 laube, durch das Beispiel von zween seiner Vorgän-
 ger auf dem Throne, die, indem sie sich vom Teufel zu
 diesen Sünden verleiten ließen, sich durchaus unglück-
 lich gemacht hätten.

Neben diesen Beschäftigungen des Bonifacius
 mit Ketzern, Kirchenversammlungen, neuerrichteten
 Erz-

Bonifacius, der Deutschen Apostel. 225

ihm sogleich alles. (inter Bonif. Epp. n. 142. p. 212. fg.) Es giebt aber noch ein anderes Schreiben des Bonifacius an ihn, welches Christoph Brower (Antiqq. Fuldens. L. III. c. 10.) bekannt gemacht hat. In demselben meldet er ihm, daß bereits Gregor der Dritte dieses Kloster in den besondern Schuß des Apostels Petrus aufgenommen, und denjenigen mit dem Banne bedroht habe, der dem Unterhalte der dortigen Brüder, den Zehnten und Geschenken der Gläubigen, und andern Einkünften desselben, etwas entziehen würde. Er sagt sogar, daß er dieses Kloster durch Fürsten und andere gottseelige Leute mit Landgütern und Ehren bereichert habe. Desto mehr empfiehlt er es der Macht und Beschüzung des Zacharias und des Apostels Petrus, mit der Bitte, daß jeder, der demselben etwas Gutes erweist, mit der ewigen Seeligkeit belohnt; wer ihm aber etwas entreißt, auf ewig von dem göttlichen und ihrem Fluche getroffen werden möge. Schon Sagittarius (Antiquitt. Gentil. et Christian. Thuring. S. 289. fg.) hat gegen die Aechtheit dieses Schreibens eingewandt, daß nach demselben Gregor der Dritte, zu dessen Zeit an das Kloster Fulda noch gar nicht gedacht wurde, dasselbe in Schuß genommen, und eben dieses durch den Bonifacius ziemlich Reichtümer erlangt haben sollte; da er doch den dortigen Mönchen nur einen sehr dürftigen Unterhalt vorgeschrieben hatte. Es ist auch ein großer Theil dieses Schreibens wörtlich aus dem vorhergedachten des Bonifacius genommen. Vermuthlich hat man es also in spätern Zeiten erdichtet, um die unmittelbare Abhängigkeit des Klosters vom päpstlichen Stuhl aus den frühesten Zeiten herzuleiten. Sagittarius findet selbst die Schenkung eines weitläufigen Gebiets an das Kloster von Karlmann und dem Fränkischen Adel verdächtig; (L. c. S. 302.) man sieht wenigstens nicht, wozu es des-

F. n.
E. G.

605

bis

814

F. n.
E. G.
605
bis
814
selben bedurft habe. Doch Eckhart hat noch ausführlicher gezeigt, daß das eben angezeigte Schreiben des Bonifacius untergeschoben sey. (Comment. de reb. Franciae orient. T. I. p. 499. sq.) Eben derselbe macht gleich darauf nicht ungegründete Einwendungen gegen die Aechtheit eines Antwortschreibens vom Zacharias, (in Othlon. vita S. Bonif. L. II. c. 16.) worinne die verlangte Exemption des Klosters Fulda dergestalt zugestanden wird, daß, außer dem apostolischen Stuhl, kein Bischof die geringste Gerichtsbarkeit über dasselbe ausüben, oder ohne Einwilligung des Abts das Abendmahl daselbst seuern sollte. Hr. Prälat Würdtwein hat gleichwohl dieses Schreiben ohne alle Untersuchung in seine Ausgabe eingerückt. (Ep. 88. p. 257. sq.)

Eine dritte Urkunde von ähnlichem Inhalte und Werthe ist die Bestätigung der vom Zacharias vermeintlich ertheilten Exemption des Klosters, durch den Fränkischen König Pipin im Jahr 755. (in Othlon. vita S. Bonif. L. II. c. 20. p. 267. ed. Ioann. et inter Bonif. Epist. n. 151. p. 231. sq. ed. Serar. et n. 106. p. 281. sq. ed. Würdtw.) Es ist zu verwundern, daß sie in dieser neuesten Sammlung der Briefe des Bonifacius lange so genau und vollständig nicht abgedruckt worden ist, als es nunmehr geschehen kann, nachdem sie Johann Friedrich Schannat auf das sorgfältigste mit allen Unterschriften, Pipins, des Bonifacius selbst, und vieler andern, mit dem Siegel, und was sonst dazu gehört, hat in Kupfer stechen lassen. (Vindiciae quorundam Archivi Fuldensis diplomatum, Tab. III. Francof. ad Moen. 1728. fol.) Dieser Gelehrte, der sich um die Geschichte der Abten Fulda durch mehrere Werke (Dioecesis et Hierarchia Fuldensis, Corpus Traditionum Fuldensium, et Patrimonium S. Bonifacii, seu Buchonia vetus, una cum suis confiniis, mit einer Landcharte des alten Buchen-

denlandes,) sehr verdient gemacht hat, vertheidigte in der erstern Schrift (*Vindiciae*, p. 41. sq.) die Urkunde Pipins, deren Aechtheit Eckhart (in *Ani-madverss. hist. et criticis in Schannati Dioec. et Hie-rarch. Fuldens. p. 11. sq. Wirceb. 1727. fol.*) bestritten hatte; welches dieser auch in seinem oft genannten Werke (*Comment. de reb. Fr. orient. T. I. p. 553. sq.*) wiederholte. Eckhart verwarf überhaupt nicht wenige das Kloster Fulda betreffende, zum Theil noch in dem Archiv desselben aufbehaltene Urkunden, als unächt: und Schannat, der auf dieselben so viel gebauet hatte, suchte ihn durchgehends zu widerlegen. Es mischten sich in diesen ziemlich heftig geführten Streit von zween Gegnern, die einander wohl gewachsen waren, auch die alten Ansprüche der Bischöfe von Würzburg auf die Abtey Fulda, welche schon lange vorher einen Rechtshandel am päpstlichen Hofe veranlaßt hatten. Aber ob man gleich zugeben kann, daß Eckhart hin und wieder zu gewagte oder zu entscheidende Aussprüche gethan habe; so scheint doch im Ganzen die Diplomatif durch diese Streitigkeit mehr gewonnen zu haben, als die Abtey Fulda. Es gehört noch zur Geschichte derselben während daß Bonifacius lebte, daß er, weil die Mönche daselbst die Regel des heil. Benedikt beobachten sollten, den Abt Sturm nach Italien geschickt hat, um sich dieselbe in den dortigen Klöstern recht bekannt zu machen; ingleichen daß er dem Kloster, wenn anders Eigiln hierinne zu trauen ist, wegen seiner Armuth einige Dörfer zum Unterhalte geschenkt haben soll. (*Eigil. vita S. Sturmii, l. c. p. 276. sq.*)

~^~
F. n.
E. G.
605
bis
814.

In eben demselben Schreiben, worinne ihm Zacharias seine Einwilligung zur Stiftung dieses Klosters ertheilte, (*inter Bonif. Epp. n. 142. p. 213. sq.*)

228 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

Anmerkte er auch manche Fragen, welche ihm
 Bonifacius durch seinen Schüler Lull hatte vorle-
 gen lassen. Er wollte nicht, daß die Christen Krä-
 hen, Dohlen, Störche, Hasen, wilde Pferde
 54. und Biber essen sollten. Bonifacius hatte gefragt,
 nach wie langer Zeit es erlaubt sey, Speck zu
 essen? Hier hat Serarius in seinen Anmerkungen
 (p. 345 – 348.) eine kleine Abhandlung eingeschaltet,
 um zu beweisen, daß nicht von einer Vergünstigung
 des Speckessens in der Fastenzeit, wie einige glaub-
 ten; sondern davon die Rede sey, wie bald nach ge-
 schlachtetem Schweine der Speck desselben, den die
 Deutschen nach einer schädlichen Gewohnheit zu früh-
 zeitig roh aßen, genossen werde dürfe? und er scheint
 hierinne richtig zu urtheilen. Zacharias antwortet
 darauf sehr ernsthaft, die Kirchenväter hätten zwar hier-
 über keine Vorschrift hinterlassen; sein Rath sey aber
 dieser, der Speck müsse nicht anders als geräuchert
 oder gekocht gegessen werden. Sollten ihn aber die
 Deutschen doch roh essen wollen: so möchten sie es
 erst nach Ostern thun; — vermuthlich, um die
 große Fastenzeit nicht zu entweihen, und dem Speck
 Zeit zum Austrocknen zu lassen. Was das Oster-
 feuer betrifft: so sey der von den alten Vätern ein-
 geführte Gebrauch beizubehalten, daß am Donners-
 tage vor Ostern (feria quinta Paschae) drei Lam-
 pen von ausnehmendem Umfange mit so viel Del aus
 den übrigen Lampen der Kirche gefüllt werden, daß sie
 bis auf den dritten Tag brennen, und davon am hei-
 ligen Sabbath zur feyerlichen Taufe in der Nacht vor
 Ostern das Licht angezündet werden könne. (Dieses
 abergläubische Feuer, aus welchem die Osterkerze (Ce-
 reus paschalis) entstand, hat manche Ueberbleibsel
 hinterlassen; und selbst von dem alten heydnischen
 Wodfyr oder Nothfeuer, dessen oben (S. 206.)

Bonifacius, der Deutschen Apostel. 229

gedacht worden ist, sind vermuthlich dergleichen vorhanden.) Menschen, die von Geburt an, oder erblich mit der fallenden Sucht behaftet sind, sollen sich außer den Städten aufhalten, und Almosen bekomen; die es aber durch Krankheit geworden sind, sollen, wo möglich, geheilt, und in der Kirche unter allen zuletzt zum Abendmahl gelassen werden. Pferde, welche unheilbar davon getroffen sind, müssen in Gruben geworfen werden, um nicht andere anzustecken; und Thiere, welche von wüthenden Wölfen und Hunden gebissen werden, muß man auch von den übrigen absondern. Auf die Frage des Bonifacius: ob die Nonnen sich einander eben so wie die Mönche, am grünen Donnerstage, (in coena Domini) und an andern Tagen, die Füße waschen dürfen? bekam er die Antwort: allerdings, weil es ein Gebot des Herrn ist, das jedermann lob erwirbt, der es im Glauben erfüllt. Vor dem dreißigsten Jahre soll er zwar nicht Licht einen Priester und Kirchendiener weihen; wenn es aber die Noth erfordert, kann es auch vom fünf und zwanzigsten Jahre an geschehen. Zacharias giebt ihm ferner den Rath, wenn er eine Verfolgung der Heyden nicht ertragen könne, sich durch die Flucht zu retten, indem Christus dieses selbst befohlen habe. Endlich, um einige geringfügige Fragen zu übergehen, zum Beispiel, wie oft er das Kreuz bey Verwaltung des Abendmahls machen müsse, antwortete Zacharias in Absicht auf die Slaven, die in christlichen Ländern wohnen, daß sie allerdings Steuern bezahlen müssen, weil sie sonst diese Länder als ihre eigenen zu betrachten gereizt werden möchten.

Bonifacius, der über so viel Großes und Klei-
nes, über Ketzereyen, Kirchengebräuche, Synoden et-

230 Zwehter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. G. laubte Speifen, Krankheiten, Steuerngeben, selbst
 603 über Angelegenheiten also; welche für die Obrigkeit
 gehörten, oder willkührliche Sitten betrafen, unauf-
 bis hörlich zu Rom Verhaltungsbeehle einholte, wurde
 814 dadurch täglich mehr in eben dem Grade ein Gesezge-
 ber für die Franken, in welchem er die gebietende
 Macht des Römischen Bischofs über sie erhöhte. Zu-
 nächst drang er zwar diese Vorschriften seinen neu ge-
 stifteten oder neu eingerichteten Gemeinen im Ostfrän-
 kischen Reichthum auf; und er war dabey so wenig
 nachgebend, daß ihm Zacharias schreiben mußte, (L.
 2. p. 215.) Vort möchte es ihm vergeben, was er aus
 Glaubensselber gegen die armen Priester und Kirchen-
 diener gethan hätte, welche sich nicht zur festgesetzten
 Zeit bey ihm zur Weihung hätten einfinden können.
 Allein da er Erzbischof mit einem unbestimmten Kir-
 chensprengel war; noch mehr, da er die Würde eines
 Gesandten des heil. Petrus im ganzen Fränkischen
 Reiche bekleidete: so konnte er eine uneingeschränkte
 Gewalt über alle Gemeinen und Bischöfe desselben
 ausböhnen. Auch die Kirchenversammlungen, welche
 er nach eigener Reigung und nach Römischen Verord-
 nungen so fleißig anstellte, trugen das Ihrige dazu bey.
 Der einnehmende Ruf der sichersten Aufrehthaltung
 von kirchlicher Zucht und Ordnung gieng zwar vor
 ihnen her; sie konnten auch ihren Augen für die Sit-
 ten des Clerus haben; wiewohl der höhere Theil des-
 selben, der darinne am meisten einer Verbesserung be-
 durfte, ihren Schlüssen am wenigsten gehorchte. Im
 Grunde aber befestigten diese Versammlungen die Kir-
 chenregierung überhaupt; der Römische Bischof über-
 sandte nicht selten die Geseze, welche sie einführen soll-
 ten; und sein Bevollmächtigtter führte darinne den
 Vorsiz.

Bonifacius, der Deutschen Apostel. 231

Vielleicht geschah es in einiger Rücksicht auf dieses ungemessene kirchliche Ansehen des Bonifacius im Ständischen Reiche, daß die sämtlichen Großen desselben, wie Zacharias selbst in seiner Antwort an ihn sagt, (Epist. 138. p. 200. ed. Serar. Ep. 70. pag. 183. ed. Würdtw.) eine Stadt an den Gränzen der heydnischen Deutschen Nationen, denen er das Christenthum gepredigt hatte, wählten, die einen beständigen Metropolitansitz für ihn abgeben, und aus welcher er die übrigen Bischöfe unterrichteten, die auch in Besitze aller seiner Nachfolger bleiben sollte. Es war Maynz, oder Moguntia, wie man sie noch damals nannte. Wahrscheinlich wurde diese Verfügung im Jahr 745. getroffen. Denn daß Eckhart (l. c. p. 479. sq.) sie ins Jahr 747. versetzt, kommt wohl nur davon her, weil Zacharias in einem andern Schreiben an die Bischöfe von Rothomagus, (jetzt Rouen,) Bellovacum, (jetzt Beauvais,) Ambianum, (dem heutigen Amiens,) Noviomum, (das jetzt Noyon heißt,) Tongern, Speyer, Teroanne, Cambrai, Würzburg, Cöln, Straßburg, und andere, die er nicht nennt, auch ihren Clerus, (Ep. 136. p. 195. sq. ed. Serar.) ihnen den Bonifacius, als ihren Erzbischof, seinen Gesandten und Stellvertreter, empfiehlt. Diese Verbindung der Bischöfe im östlichen und westlichen Franken, meint Eckhart, kann nicht eher erfolgt seyn, als nachdem Karlmann im Jahr 747. ins Kloster gegangen war, und seinem Bruder Pipin das ganze Reich überlassen hatte. Allein Bonifacius hatte doch weit früher die Rechte eines Römischen Gesandten in beiden Haupttheilen jenes Reichs erhalten: und in diesem Schreiben kommt Maynz gar nicht vor. Mabillon hat auch bereits

h. n. 605 bis 814.

22 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

Die Ernennung des Bonifacius zum Erzbischof von Maynz um das Jahr 745. vorgefallen sey. Damit stimmt Luidger, ein Schüler Gregors, dieses Gefährten vom Bonifacius, überein, (in vita S. Gregor. Abb. Traiect. p. 325. ap. Mabillon. l. c.) indem er demselben das neue Erzbisthum von den Königen (so nennt er die beiden fürstlichen Brüder, Karlmann und Pipin,) ertheilen läßt. Zacharias also erklärte sich, daß er diese Veranstaltung mit Vergnügen annehme, weil sie auf Gottes Wink vorgenommen sey.

Nach dem Othlo (vita S. Bonif. L. I. c. 37. p. 51. sq.) gab es eine besondere Veranlassung zu dieser Erhebung des Bisthums von Maynz, die wahrscheinlich genug ist; wenn gleich dieser spätere Schriftsteller nicht in allem Glaubwürdigkeit hat. Gerold, Bischof der gedachten Stadt, soll in einem Treffen mit den Sachsen, welche in Thüringen eingefallen waren, das Leben verloren haben. Sein Sohn Gewillieb erhielt eben dasselbe Bisthum; und da Karlmann bald darauf wieder in einen Krieg mit den Sachsen verwickelt wurde: zog auch Gewillieb in denselben. Beide Heere wurden durch die Weser, (damals Wisaraha) von einander getrennt. Der Bischof ließ durch seinen Diener denjenigen Sachsen ausforschen, der seinen Vater getödtet hatte; sie ritten mitten im Flusse zu einer Unterredung zusammen; da durchbohrte ihn der Bischof mit seinem Schwerdte, indem er in einem lateinischen Verse sagte, er räche hiermit seinen Vater. Gleich darnach fieng die Schlacht an, welche die Sachsen gewannen, und da Gewillieb nach Maynz zurückgekommen war, fuhr er in der Verwaltung seines Amtes fort: denn niemand glaubte, daß er eine Mordthat begangen habe. Nur Bonifacius

facius hatte diesen Einfall; auf einer von seinen Synoden entschied er, ein solcher Mörder könne nicht länger Bischof bleiben; auch setzte er hinzu, mit 605 eigenen Augen gesehen zu haben, daß Gewilieb mit bis Vögeln und Hunden spielte; welches ebenfalls für ei- 814
nen Bischof unanständig sey. Dieser merkte, daß er weder der weltlichen Macht, noch der geistlichen werde widerstehen können; er unterwarf sich also dem Urtheil, welches ihn absetzte. Sogleich wurde Bonifacius von den beiden Fürsten zum Bischof von Maynz ernannt: und damit seine Würde erhabener seyn möchte, diese vorher einer andern unterworfenen Kirche zur Metropolitankirche aller Deutschen erhöht. Die Fürsten erfuchten auch den Römischen Bischof, diese Einrichtung zu bestätigen. Wirklich hat Othlo an einem andern Orte (L. II. cap. 14. pag. 79. sq.) ein Schreiben des Zacharias an den Bonifacius eingerückt, worinne er nicht allein dieses gethan; sondern auch die Bisthümer, welche dem Maynzer Erzbisthum unterworfen seyn sollten, Tongern, Cöln, Worms, Speyer, (Spiratia) und Utrecht, (Trecti) nahmhaft gemacht hat. Da jedoch dieses Schreiben erst vom Jahr 751. ist: so schickt sich dieses nicht zu der Bitte um Bestätigung, welche die Fürsten viele Jahre vorher angebracht haben sollen; vermuthlich rührte sie also nur vom Bonifacius her. Es finden sich bey dieser Erzählung überhaupt noch mehr Schwierigkeiten. Maynz ist in ältern Jahrhunderten schon eine bürgerliche Metropolis, und mithin sehr wahrscheinlich auch eine kirchliche gewesen. Es ist auch deswegen nicht wohl glaublich, daß diese Kirche anfänglich dem Erzbisthum Worms, wie einige spätere Schriftsteller vorgeben, unterworfen gewesen seyn sollte. Diese von mehreren vorgetragene, und bloß durch Muthmaassungen aufgelöste Zweifel, hat auch Sa-

234 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

gitarins (l. c. S. 288. fg.) berührt. Mabillon aber glaubt, (l. c. ad Othlon. p. 80. not. a.) vielleicht etwas gezwungen, in dem Bestätigungsschreiben des Zacharias sey gar nicht von einer neuen Metropolis; sondern nur davon die Rede, daß Bonifacius und seine Nachfolger von der längst vorhandenen Besitz nehmen dürften. Die meisten unterdessen, insonderheit die Mannzischen Schriftsteller, wie Serarius (Moguntiacar. Rer. L. I. c. 21. sq. p. 49. sq. in Ioannis Vol I. Rer. Moguntiac.) setzen sich über diese Bedenkllichkeiten weg, und erkennen den Bonifacius für den allerersten Erzbischof von Mainz; halten sich dadurch aber wieder schadlos, daß sie dieses Bisthum schon im ersten Jahrhunderte entstehen lassen. Noch ist der Umstand merkwürdig, daß einige Fränkische Bischöfe diese Erhebung des Bonifacius zu verhindern gesucht haben. Zacharias nennt sie schlechtweg falsche Lehrer und Schismatiker; (Ep. 138. inter Bonif. Epp. pag. 200. ed. Serar.) aus Luidgern aber, (vita S. Gregor. l. c.) der sie, wie zu erwarten ist, nicht besser abschilbert, sieht man nur so viel, daß sie ihn als einen Ausländer vor unwürdig erklärt haben, Bischof zu seyn. Vielleicht war sein gewaltiges Ansehen, als kirchlicher Statthalter des Römischen Bischofs, der vornehmste Grund ihres Widerspruchs.

Pipin, der, nachdem sein Bruder Karlmann ins Kloster gegangen war, allein Herr des Fränkischen Reichs blieb, stürzte endlich um das Jahr 752. den damaligen Schattenkönig desselben, Childerich den Dritten, völlig vom Throne, und eignete sich selbst den Namen und die Würde eines Königs der Franken zu. Er wurde nicht allein zu Soissons vom Bonifacius zum Könige gesalbt, wie die bald darauf geschriebenen Fränkischen Jahrbücher bezeugen;

(An-

Bonifacius, der Deutschen Apostel. 235

(Annal. Pithoeani et Fuldenfes ad a. 752. Annal. Bertiniani et Metenfes ad a. 750.) nach welchen seit dem elften Jahrhunderte Regino, Lambert von Aschaffenburg, und andere der berühmtesten Chronikenschreiber, eben dieses wiederholen; sondern es kommt auch manchen neuern Gelehrten wahrscheinlich vor, daß Bonifacius noch einen nähern Antheil an dieser Staatsveränderung genommen habe. Als erster Erzbischof des Ostfränkischen Reichs hat er freylich unter den geistlichen und weltlichen Großen desselben, seine sehr bedeutende Stimme zur Wahl Pipins gegeben. Allein man glaubt überdieß, in einem seiner Schreiben (Ep. 141. pag. 210. ed. Serar.) eine Spur entdeckt zu haben, daß darüber zwischen ihm und dem Römischen Bischof geheime Unterhandlungen gepflogen worden sind. Denn Bonifacius meldet in jenem Schreiben dem Zacharias, sein Priester Lull, der es überbringe, habe einen heimlichen Auftrag von ihm, den er ihm nur mündlich sagen könne; einiges in seinem Schreiben werde er deutlicher erklären, und sich überhaupt über einige seiner Angelegenheiten Rath ausbitten, damit er, wenn das Geschehene dem Zacharias gefiele, es fortführen; wenn es ihm aber mißfiele, entweder dafür Vergebung erlangen, oder eine Bußung übernehmen könne. Es ist allerdings nicht ganz unglaublich, daß Bonifacius und Zacharias, der dieses wichtige Staatsgeschäfte durch sein ertheiltes Gutachten befördert hat, darüber insgeheim in ein Verständniß getreten seyn mögen. Da man aber weder in dem gedachten Schreiben, noch sonst ein deutliches Merkmal davon antrifft: so läßt sich denen nicht wohl antworten, welche behaupten, daß hier von ganz andern Angelegenheiten die Rede gewesen sey. Eckhart ist noch viel weiter gegangen. (Rer. Francic. L. XXIII. p. 495. sq. 511. sq.) Er giebt

236 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

3. n. 605 814 giebt sich alle Mühe, zu zeigen, daß sich Bonifacius in dem angeführten Schreiben vielmehr über Pipin beschwert; daß er die ungerechte Absetzung Childerichs durch denselben eben so wenig als Zacharias gebilligt, ihn auch nicht zum Könige gesalbt habe, indem weder Willibald noch Othlo etwas davon wüßten, und was die Verfasser der Fränkischen Jahrbücher von der Theilnehmung des Bonifacius an dieser Thronbesteigung erzählten, entweder aus Schmeicheley, oder aus Leichtgläubigkeit geflossen sey. Man merkt wohl, daß dieser Gelehrte eine Ehrenrettung des Zacharias und Bonifacius habe schreiben wollen; sie bedurften ihrer, wenn sie die Entthronung des letzten Merovingers so würksam befördert haben, als die Fränkischen Annalisten (Annal. Bertin. Loiselian. Fuldens. ad a. 749. sq.) besonders von dem erstern melden. Allein sie müßte anders angestellt werden, wenn sie gültig seyn sollte. In dem oft genannten Schreiben des Bonifacius wird zwar über Fränkische Bischöfe und Priester, auch über die von den Franken überhaupt gehinderte Errichtung von neuen Erzbisthümern, aber nicht über Pippins Entwürfe, geklagt. Daß Willibald, der so vieles andere von der Geschichte des Bonifacius weggelassen hat, auch jener Salbung nicht gedenkt, beweiset ganz und gar nichts; noch weniger aber das Stillschweigen des Othlo aus dem eilften Jahrhunderte, der ihn meistens abgeschrieben, und durch Zusätze, die manchmal sehr zweydeutig sind, ergänzt hat. Hingegen ist das Zeugniß der Fränkischen Chronisten immer erheblich genug; sollten sie auch den Umstand von jener Salbung nur darum aufbehalten haben, um dem Karolingischen Hause, dem sie vollkommen ergeben waren, desto mehr Ansehen bey seiner Belangung auf den Thron zu verschaffen. Es läßt sich auch gar wohl begrei-

greifen, daß ein Fürst, wie Pipin, der seinen König des Reichs beraubte, nachdem ihn schon Bonifacius gesalbt hatte, noch einmal von dem Römischen Bischof Stephanus gesalbt worden ist, um die etwan aufsteigenden Bedenklichkeiten seiner neuen Unterthanen desto mehr zu zerstreuen. Bonifacius, der seit dreßsig und mehr Jahren den Karolingischen Fürsten so viel Vorschub zu danken hatte, und ihnen stets zugethan blieb, kann nicht in den Verdacht kommen, daß er ihre Thronbesteigung ungern gesehen haben sollte, die auch mit den Vortheilen seines Römischen Oberherrn in so genauer Verbindung stand.

Er hatte um diese Zeit sein siebenzigstes Lebensjahr überschritten, und fühlte sich zu schwächlich, als daß er auf Kirchenversammlungen, oder sonst sein mühsames Amt gehörig verwalten könnte. Daher wünschte er noch bey seinem Leben einen Nachfolger und Gehülfen im Erzbisthum zu erhalten. Zacharias hatte ihm diese Bitte schon ehemals abgeschlagen. Er scheint sie auch beynt Stephanus, der diesem im J. 752. im Bisthum zu Rom folgte, nicht angebracht zu haben; so sehr er sich übrigens vor demselben demüthigte, um seine sechs und dreßsigjährige Römische Gesandtschaft noch ferner bezubehalten. (Ep. 91. p. 126. ed. Serar.) Vielmehr muß man aus Willibalds Nachricht (de vita S. Bonif. c. 10. p. 245. ed. Baln.) schließen, daß er sich wenigstens zuerst an seinen König Pipin deswegen gewandt hat, der sich gegen ihn eben so gefällig, wie sein Bruder Karlmann, bewies. Man hat auch noch sein Schreiben an den Abt Fulrad, der einer besondern Gewogenheit dieses Fürsten genoß, worinne er ihn bittet, ihm die Erlaubniß zu verschaffen, daß der Priester Lull an Statt seiner zum Erzbisthum bestellt werde. Er empfiehlt zu-

gleich

238 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

gleich dem Könige seine armen Priester und Mönche, meistentheils Ausländer, die theils in Kirchen dienten, theils die Kinder lesen lehrten, und an den Gränzen (marcae) der Heyden, wo sie zwar Brodt, aber keine Kleidung erwerben konnten, ein kümmerliches Leben führten. (Ep. 92. pag. 127. sq. ed. Ser.) Seine Bitte wurde ihm bewilligt; er setzte den gedachten Priester an seine Stelle ein, und trug ihm unter andern die Ausbauung des Klosters Sulda, ingleichen die Anstalten zu einer entfernten Reise auf, die er mit einigen Gefährten unternehmen wollte. (Willibald. l. c. pag. 245. sq.)

Denn eben derselbe Mann, den die Schwachlichkeiten des Alters hinderten, seinem Amte in Deutschland vorzustehen, war doch entschlossen, nach Friesland zu reisen, und noch einmal an der Befehrung der dortigen Heyden zu arbeiten; so leicht besiegt der Geist, der sich frühzeitig ein rühmliches Ziel vorgesteckt hat, auf welches er in einem ganzen Leben vorbringt, auch den Mangel körperlicher Kräfte. Bonifacius schiffte sich also auf dem Rhein mit mehrern Priestern, Kirchendienern und Mönchen ein. Auf dieser Fahrt kam er in Friesland an den Meerbusen Helmare, (oder die heutige Zuyderzee, welche Holland und Friesland scheidet, in welche auch ein Arm des Rheins sich ergießt,) und durchzog das ganze Land. Seine und seiner Gesellschaft Unterricht in der Religion trug, nach Willibalden, (l. c. p. 246.) so große Früchte, daß er und sein Weibbischof (chorepiscopus) Loban, dem er das Bisthum Utrecht gab, viele tausend Erwachsene und Kinder taufen konnten. Als er aber im Jahr 755. an der Borne oder Burde, welche die Landschaften Oster und Wester (vermuthlich Ost- und Westfriesland,) von einander trennte, sich

Bonifacius, der Deutschen Apostel. 239

sich mit seinen Gefährten unter Gezelten aufhielt, um an einem bestimmten Tage eine Menge der Neuge-
taufen zu firmeln: wurde er an demselben von einem
Haufen heidnischer Frießländer feindseelig überfallen.
Zwar wollte sich der jüngere Theil seiner Gefährten zur
Wehre setzen; er trat aber mit seinen Clerikern, und
den Reliquien, welche er immer mit sich führte, aus
dem Gezelte heraus, und verbot es ihnen, weil die
Schrift lehre, Böses nicht mit Bösem, sondern mit
Gutem, zu vergelten; die Zeit seiner freiwilligen Auf-
lösung sey nun da, setzte er hinzu, und sie alle möchten
mit ihm, in Hoffnung ewiger Belohnungen, muthig
leiden. So wurden sie insgesamt von den Heiden
ermordet. Diese fielen darauf über ihre Bücher und
Geräthschaften her, in welchen sie viel Gold und Sil-
ber anzutreffen hofften: wahrscheinlich der vornehmste
Antrieb ihres Ueberfalls. Sie bemächtigten sich auch
auf den nahe liegenden Schiffen eines kleinen Vor-
raths von Wein, welchen die Gesellschaft mitgebracht
hatte; wurden aber von demselben so betrunken, daß
es, als sie ihre Beute theilen wollten, zum Zanke und
endlich zu einem Gefechte zwischen ihnen kam, in wel-
chem die meisten umkamen. Die übrig gebliebenen
warfen die gefundenen Bücher auf dem Felde und in
Morästen herum; gleichwohl soll man sie nach langer
Zeit alle unversehrt angetroffen haben. Othlo (de
vita S. Bonif. L. II. c. 26. p. 271. ed. Ioan.) vergrößert
das Wunderbare dabey noch durch den Umstand,
daß unter diesen Büchern ein Evangelienbuch gewesen
sey, welches Bonifacius stets bey sich getragen, und
in den letzten Augenblicken vor sich gehalten habe; die-
ses sey zwar in der Mitte durchgehauen worden, aber
ohne Beschädigung eines einzigen Buchstabens. Man
will dieses Buch noch in dem Kloster Fulda besizen,
Sein Leichnam wurde anfänglich zu Utrecht beerdigt;
allein

3. n.
E. G.
605
bis
814.

240 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n. E. G. allein da der Erzbischof Lull ihn abforderte, und man ihm denselben nicht überlassen wollte, fiengen daselbst, nach der Versicherung des Willibald und Othlo, bis die Glocken von selbst an zu lauten; dieses bewog die erschrockenen Utrechter, sich nicht länger zu widersetzen. Dabey blieb es aber nicht: Lull hätte beynah den Leichnam zu Maynz behalten, wenn nicht Bonifacius einem Priester, dem er erschien, befohlen hätte, dem Erzbischof zu sagen, daß er zu Fulda begraben seyn wollte: und Lull ließ den Priester diesen Befehl bey Reliquien beschwören. Die Maynzer eigneten sich wenigstens die Eingeweide ihres Erzbischofs zu; bey seinem Grabe aber geschahen nachmals viele Wunder. Dadurch, und schon durch seinen Märtyrertod, wurde Bonifacius einer der verehrtesten Heiligen der mittlern Zeiten in Deutschland. Unzählbar waren daher die Schenkungen, welche man dem heil. Bonifacius, oder seinem Kloster, viele Jahrhunderte hindurch machte; über siebenzehnhundert darüber ausgestellte Urkunden hat Schannat in seinem oben genannten Corpore Traditionum Fuldensium gesammelt; wenn gleich auch darunter manche unächte seyn möchten. Der Zufluß von Menschen zu diesem Kloster, und die Reichthümer desselben, gaben Gelegenheit, daß sich nach und nach die Stadt Fulda selbst bildete; die Aebte desselben wurden Reichsfürsten und Besizer eines Gebiets von zwölf bis dreizehn Meilen in die Länge, und fast eben so vielen in die Breite; sie sind endlich im Jahr 1754. auch zur bischöflichen Würde erhoben worden.

Bonifacius meinte es ohne Zweifel redlich mit der christlichen Religion; er opferte ihrem Dienste seine Kräfte und sein Leben auf; daß sie in Thüringen und Hessen, zum Theil auch in Franken und Baiern fest

Bonifatius, der Deutschen Apostel. 241

fest gegründet worden ist, war sein Werk; er milderte die Sitten von ganzen Deutschen Nationen, und legte den ersten Grund zu einigem gelehrtem Unterrichte für sie; thätig und unternehmend in einem hohen Grade, vorließ er sein Vaterland auf immer, um ein Licht, dessen es bereits genoss, in andern Ländern anzuzünden, und lebte, unter vielen Beschwerlichkeiten, fast allein für diese gewählte Bestimmung. Unterdessen waren seine Taten derselben nicht völlig angemessen. In einem sehr eingeschränkten Kopfe besaß er zwar Fertigkeit genug, rohen Menschen die ersten Anfangsgründe christlicher Religionstheorien beizubringen; oder auch Christen und Lehrer derselben auf dem gebahnten Wege des Glaubens und der Kirchengerechtigkeit streng zu erhalten; aber vorgezeichnet und vorgeschrieben mußte alles seyn, was er in dieser Rücksicht thun sollte. Seine theologische Wissenschaft bestand in einer ziemlich Bekanntheit mit dem seit dem Augustinus und Ambrosius Gregorius eingeführten Lehrbegriffe; im fleißigen Lesen der lateinischen Bibelübersetzung, und der Schriften der vornehmsten lateinischen Kirchenväter. Eigenes Untersuchen, Läutern und Urtheilen überstieg ganz und gar seine Fähigkeiten. Die reinere Religion der Christen kannte er nicht; er brachte sie mit allem Aberglauben der Heiligenverehrung, des Vertrauens auf Reliquien, des Fegeseuers, der Wirklichkeit der Seelmessen auf die Befreyung aus demselben, der Mönchsfrömmigkeit, und der Verdienstlichkeit des Kirchencarmonials, unter seine neugestifteten Gemeinden, und machte diesen Aberglauben im innern Deutschland herrschender als jemals. Seine Leichtgläubigkeit verstärkte denselben noch durch die seltsamsten Erzählungen von Gesichtern über den Zustand der abgeschiedenen Seelen. (Ep. 21. p. 29—35. Ep. 71. pag. 97. sq. ed. Serar.) Noch eigenthümlicher war

XIX. Theil. Q hm,

ihm, und vielleicht noch schädlicher für die Deutschen;
 F. n. die unumschränkte friedende Unterthänigkeit gegen die
 E. G. Römischen Bischöfe, indem sie, wenn sie nicht in die
 605 selbe mit fortgerissen wurden, sich auch des abergläu-
 bis bis 814. bischen Jochs leichter hätten entledigen können. Un-
 wissenheit und Vorurtheil verführten ihn freylich, sich
 auf die vermeinte Würde eines Gesandten des heilf.
 Petrus unbefchreiblich viel einzubilden; auch hatte er
 die gute Absicht, durch einen so mächtigen Schutz-
 herrn die Religions- und Kirchenverfassung, welche er
 vor musterhaft hielt, auf immer zu befestigen. Allein
 dieser knechtische Geist entehrte doch den Religionsleh-
 rer; Bonifacius zog die Deutschen unter eine ihnen
 bisher fremde Botmäßigkeit, welche nachmals eine
 Quelle von unsäglichem Uebel für sie wurde; und man
 kann ohne Uebertreibung sagen, daß er ihnen noch
 mehr ein Apostel des Papstthums, als des Chri-
 stenthums geworden ist. Kein Wunder war es, daß
 ein solcher in ausländischen Diensten stehender Lehrer
 Deutschlands so geblötherisch und bis zur Verfolgung
 geneigt war; er übte nur seine Vollmacht aus, nichts
 ungeahndet zu dulden, was von den Römischen kirch-
 lichen Verordnungen abwich. Die Freyheit, welche
 er sich gegen jedermann, sogar gegen seinen geistlichen
 Oberherrn erlaubte, sobald es auf Erhaltung der äuf-
 fern Sittlichkeit ankam; diese verstattete er in Reli-
 gionsangelegenheiten niemandem. Wenn ihm also
 gleich die Deutsche Nachwelt einen nicht geringen
 Dank schuldig ist; so kann doch dieser Dank nicht
 wohl, wie ein berühmter Geschichtschreiber behauptet,
 (Schmidt in der Geschichte der Deutschen, Th. I.
 S. 382. 394.) unendlich seyn. Es läßt sich auch
 sehr daran zweifeln, ob es wirklich ein Meisterstück
 der Klugheit des Bonifacius gewesen sey, wie es
 eben derselbe Gelehrte (S. 380.) nennt, daß er die
 welt-

Bonifacius, der Deutschen Apostel. 243

Westlichen Fürsten in das Interesse der Religion einzuflechten gewußt hat; indem er sie auf Kirchenversammlungen die dem Clerus so nöthigen Gesetze erneuern und zur Vollstreckung nähern ließ. Seine Klugheit kam eigentlich von Rom; die Vorschrift, häufige Synoden zu halten, hatte er eben daher erhalten: und die Karolingischen Fürsten, welche zu ihren ehrgeizigen Absichten die Fränkischen und die Römischen Bischöfe brauchten, zeigten sich desto gefälliger, solchen Maaßregeln beizutreten.

Von den unter dem Namen des Bonifacius vorhandenen Schriften, hat Mabillon das Leben des heil. Livinus, welches Serarius zuerst herausgegeben hatte, (*Vita et Martyrium S. Livini Episc. et Martyris, Gandavensium Apostoli, post Bonifacii Episc. p. 233. sq.*) mit nicht verwerflichen Gründen einem hundert Jahre ältern Bonifacius, und Zeitgenossen des Livinus, zugeeignet. (*in Actis SS. Ordinis S. Bened. Sec. II. p. 449. sq.*) Was die fünfzehn Predigten anlangt, welche ihm beigelegt werden, (*in Martenii Collect. ampliss. vet. monumentor. T. IX. pag. 185. sq.*) so glaubt Echhart, (*Rer. Franc. L. XXIV. p. 544.*) daß sich über ihren Verfasser nichts Gewisses bestimmen lasse. Auch sind die fünfte und letzte derselben fast einerley, und alle kaum mittelmäßig. Doch an seinen Briefen hat man sehr reichhaltige Quellen, um ihn ganz offen zu sehen; aber auch seine Zeiten und ihre Sitten, nebst den merkwürdigsten Menschen, mit denen er zu thun hatte, kennen zu lernen. So viele Auszüge auch hier bisher aus denselben mitgetheilt worden sind; so bleibt doch noch eine Anzahl derselben und überhaupt eine Mannichfaltigkeit von Nachrichten übrig, die nur für eine ganz vollständige Geschichte des Bonifacius benützt werden

57
 29
 605
 bis
 814

müssen. Nicht wenige dieser Briefe sind von andern
 an ihn, oder auch an einige seiner Zeitgenossen, abge-
 lassen; es giebt auch einige darunter, ohne alle Na-
 mensbezeichnung; so wie auf der andern Seite manche
 der seinigen verloren gegangen sind. Ob nicht die
 meisten ursprünglich in einer andern Sprache, als in
 der lateinischen, aufgesetzt worden? ist ein Zweifel,
 den Seinler (*Diss. de propagata per Bonifacium in
 rer Germanos relig. christ. pag. 4.*) zuerst vorgebracht
 hat. Bonifacius selbst, schreibt er, gestand Greg-
 gor dem zweyten, daß er der Kirchensprache nicht
 kundig sey; und er scheint hinwiederum die Schreiben
 des Römischen Bischofs an die Thüringer und Sach-
 sen in Deutscher Sprache verfertigt zu haben. Dazu
 kommt noch dieses, daß sie alle mit einander die größte
 Aehnlichkeit im Ausdrucke blicken lassen; es mag also
 wohl ein Mönch der folgenden Zeit manche derselben
 willkührlich verändert haben. Allein, wie man oben
 (S. 171.) gesehen hat, bekannte Bonifacius nicht
 sowohl seine Unwissenheit im Kirchenlatein; als viel-
 mehr Mangel an Fertigkeit, es zu sprechen. Die
 Schreiben Gregors an Deutsche Nationen muß er
 allerdings in ihre Mundarten übersetzt haben, wenn
 sie lesbar seyn sollten. Und wenn gleich übrigens in
 diesen Briefen durchgehends das schlechte Mönchsla-
 tein dieser Jahrhunderte herrscht, das desto unerträg-
 licher oder gar lächerlicher wird, je mehr sich diese
 Schriftsteller anstrengen, schön, erhaben und rührend
 zu schreiben; so müßte ich mich doch sehr irren, wenn
 nicht zwischen der Schreibart des verständigen Bi-
 schofs Daniel, auch der Römischen Bischöfe, und
 derjenigen auf der andern Seite, deren sich die Engli-
 schen Cleriker, Mönche, Nonnen und Bonifacius
 selbst bedienen, ein merklicher Unterschied seyn sollte.
 Der letztere überschreibt, um ein Beyspiel zu geben,
 einen

Bonifacius, der Deutschen Apostel. 245

elnen Brief an den Erzbischof von York, Egbert, (Ep. 85. p. 119. ed. Serar.) folgendergestalt: Caritatis lacertis amplectendo amico, imo spiritali germanitate copulando fratri, summi Pontificatus insula praedito Egberto Archiep. Bonifacius, exiguus Episcopus, Legatus Germanicus Catholicas et Apostolicas Ecclesiae, florentem in Christo immarcescibilis caritatis salutem. Einer seiner Schüler insonderheit schreibt noch belustigender (Ep. 69. p. 82. sq. ed. Serar.) an eine Aebtissin in England: Splendida virginitatis castimonia florentis praeditae, lymphaeque superni laticis melliflua coelitus irrigatae, nobili non solum carnali generositatis prosapia virgini, verum etiam, (quod praestantius est,) spiritali dignitatis honore insigniter comptae Christi ancillarum leve iugum Dei gestantium gubernatrici, et monasticae conversationis normam regulariter, authenticis praeceptorum Patrum formulis, commisso sibi gregi indefesso praebenti; und wie die noch einmal so lange Aufschrift weiter lautet. Er schickt ihr zugleich, weil er neulich vom Bonifacius die Dichtkunst erlernt habe, eine lange Reihe von Versen, die in ein scherzhaftes Kunststück gebracht wären; (iocistas more caraxatos,) wobei sich noch einige halb abgerissene Angelsächsische Wörter befinden. Daß man gleichwohl unter diesen Schreiben, und zum Theil öffentlichen Urkunden, hin und wieder auch etwas Verdächtiges antreffe, ist oben bereits (S. 226.) angemerkt worden. Hundert und ein und fünfzig derselben sind zuerst von dem Jesuiten Nicol Serarius gesammelt, und zu Mainz im J. 1605. ingleichen 1629. in Quart herausgegeben worden. Er hat sie zwar in Absicht auf die Zeitfolge in großer Unordnung gelassen; seiner Sammlung nicht alle mögliche Vollständigkeit gegeben; auch den Text, weil ihm mehrere Handschriften fehlten, nicht vollständig

246 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

FA- lich berichtigen können. Doch enthalten seine beyge-
5. n. fügten Anmerkungen viel Gelehrtes und Brauchba-
E. G. res; wenn gleich der Stellen, die einer Erläuterung
605 bedurft hätten, noch eine Menge übrig ist. Eine neue
814 Ausgabe dieser Schreiben hat der Hr. Bischof von
Hierapolis und Weihbischof von Worms, Ste-
phan Alexander Würdtwein, berühmt durch seine
trefflichen diplomatischen Beyträge zur Deutschen Ge-
schichte, im Jahr 1789. zu Mainz in einem Folio-
bande ans Licht gestellt. Sie ist im Außern sehr
schön ausgefallen; befriedigt aber das Bedürfniß ei-
ner mit aller Genauigkeit bearbeiteten Sammlung die-
ser für Deutschland so schätzbaren Denkmäler nicht.
Beynahe ihr einziger Vorzug vor der ältern ist die chro-
nologische Stellung der Schreiben; für die jedoch auch
nicht alles, was sich hierinne noch thun läßt, geleistet
ist. Die siebzehn Stücke mehr, welche sie enthält, wa-
ren alle schon anderswo gedruckt, und gehörten zum
Theil hieher nicht. Dagegen ist manches weggeblie-
ben, womit diese Ausgabe bereichert werden konnte.
Auf die Critik ist einige; aber lange keine hinlängliche
Sorgfalt gewandt worden: und zu den größtentheils
abgedruckten Anmerkungen des Serarius sind einige
von dem neuen Herausgeber, ohne gleichwohl beide
zu unterscheiden, und ohne eine Menge von Stellen,
die noch ein neues Licht forderten, aufzuklären, ge-
kommen. Alle diese Mängel sind weit ausführlicher
und mit ungemeiner Einsicht in einer unserer vorzüg-
lichsten Zeitschriften (Allgem. Litter. Zeitung, Jahr
1790. St. 294. und 295.) dargelegt worden.

Gleichergestalt wie man noch eine der Vollkom-
menheit sich nähernde Ausgabe dieser Schreiben ver-
misst, sind sie auch, nebst den andern Quellen zu einer
recht fruchtbaren Geschichte des Bonifacius, inglei-
chen

then der Deutschen Gemeinen und Länder seiner Zeit, noch zu wenig genützt worden. Was man aus seiner Lebensbeschreibung vom Willibald, seiner Schwester Sohn, deren beste Ausgaben schon oben (S. 163.) angezeigt worden sind, dazu schöpfen könne, das heißt, an sich zuverlässige Nachrichten, die man nur von dem Anstriche des Wunderbaren und der vollendeten Heiligkeit entblößen muß, hat man bisher gesehen. Mabillon hat auch (*Observatt. praevias*, l. c. p. 1. sq.) die Einwendungen, welche gegen die gemeine Meinung gemacht worden sind, daß er der erste Bischof von Eichstädt gewesen sey, geschickt weggeräumt. — Ohngefähr dreyhundert Jahre nach ihm, schrieb Otthilo, erstlich Mönch von St. Emmeram zu Regensburg, nachmals zu Fulda, sein Leben des Bonifacius, von dem auch bereits am gedachten Orte gemeldet worden ist, wo man es finden könne. Ob er gleich nicht mehr als Zeuge gelten kann, und eigentlich nur von den Fuldischen Mönchen gebeten worden war, Willibalds Schrift für sie in eine deutlichere Schreibart überzutragen; so hat er doch diesen Entwurf dadurch nützlich erweitert, daß er nicht allein mehr Wunder des Bonifacius erzählt, (mit welchen er freylich zu spät kommt,) sondern auch einen beträchtlichen Vorrath von Briefen desselben einrückt. Es ist wahr, daß er bey dieser letztern Sammlung die besondere Absicht hatte, die Rechte des Klosters Fulda gegen die Bischöfe zu behaupten, welche ihm seine Zehnten und andere Einkünfte entrißen; wider welche er auch einen heftigen Eingang voranschickt. Eckhart hat ihn daher als einen erklärten Feind der Bischöfe sehr herabgesetzt, und manche seiner Urkunden desto verdächtiger gemacht. (*Rer. Francicar.* L. XXIII. pag. 503. sq.) Unterdessen folgt doch daraus nur so viel, daß man gegen ihn und die von ihm beigebrach-

J. n.
L. 8.
605
bis
814

ten Freyheitsbriefe auf seiner Hut seyn müsse. —
 J. n. Lüdger im Leben des Bischofs Gregor, und Sigil
 E. G. im Leben des Abts Sturm, haben auch, wie man ge-
 605 bis sehen hat, einige brauchbare Nachrichten vom Boni-
 814. facius hinterlassen. Außerdem wurde noch sonst in
 besondern Schriften und Chroniken der mittlern Zeiten
 (Legenda S. Bonifacii, &c.) vieles zum Theil Fabel-
 haftes von diesem Heydenbefehrer zusammengetragen;
 darunter auch die Schlacht gehört, in welcher er an
 der Spitze der Thüringer die Ungarn besiegt haben
 soll. — In den neuern Zeiten wurde „das Leben und
 Leiden des heil. Erzbischofs und Martyrers Bonifa-
 cii, Apostels der Deutschen, und Patrons des hoch-
 löblichen Stifts Fuldt,“ aus Willbalds Schrift ge-
 zogen, zu Ingolstadt im Jahr 1588. 8. in der Ab-
 sicht herausgegeben, um den Protestanten zu zeigen,
 welcher Unterschied zwischen des Bonifacius, und
 ihrer Lehre und Leben sey. — Hingegen beschrieb
 Cyriacus Spangenberg sein Leben, (Bonifacius,
 oder Kirchenhistoria, u. s. w. Schmalkalden, 1603.
 4.) in der entgegengesetzten Absicht, den großen Unter-
 schied zwischen jenem Heiligen, und den Aposteln oder
 apostolischen Lehrern des Christenthums, ins Licht zu
 stellen: zwar nicht ohne Fleiß und manche richtige Be-
 urtheilungen; aber auch nach seiner Art gegen alte
 Sagen zu leichtgläubig. — In eben demselben
 Jahre gab ein anderer lutherischer Gelehrter, Jo-
 hann Legner, seine „Historia S. Bonifacii, der Deut-
 schen Apostel genannt,“ in zwey Theilen in Quart her-
 aus: auch ein mühsamer Sammler, aber noch unfri-
 tischer, und bey nahe ganz Bewunderer des Bonifa-
 cius. — Das letztere zu sehn, war an dem Jesuiten
 Serarius zu Maynz weniger unerwartet. In sei-
 nen Libris V. Rerum Moguntiacarum, welche in ge-
 machter Stadt im Jahr 1604. zum Vorschein kamen,
 und

Bonifacius, der Deutschen Apostel. 249

und vom Joannis, mit guten Anmerkungen begleitet, in seine Sammlung eingerückt wurden, (Moguntiac. Rer. Tom. I.) fügte er der Lebensbeschreibung des Othlo weisläufige und sehr gelehrte Erläuterungen bei; (Notationes LX. Libr. III. p. 274–370.) verlor sich aber auch darinne in sehr hitzige Lobreden seines Heiligen, und Anfälle auf anders Denkende. — Der erste, der die Geschichte des Bonifacius mit schärferer Prüfung zu sichten anfieng, und manches Neue darinne bemerkte, war Casp. Sagittarius. (Antiquitt. Gentilismi et Christianismi Thuringici, das ist, gründlicher und ausführlicher Bericht von dem Heiden- und Christenthum der alten Thüringer, Jena, 1685. 4.) Seine Untersuchungen sind daher noch immer brauchbar; er hat diese Geschichte mit einer gewissen Vollständigkeit bearbeitet; selbst seine Muthmaßungen, zum Beispiel, außer den bereits angeführten, daß es Bonifacius gewesen sey, der dem Fränkischen Fürsten Karlmann den Entschluß, ins Kloster zu gehen, eingeflößt habe, verdienen Aufmerksamkeit. Man könnte ihm vorwerfen, daß er diesen Heidenbefehrer bisweilen zu streng beurtheilt, auch wohl hin und wieder etwas theologisch und polemisch geschrieben habe. Allein nicht zu gedenken, daß sich dieses mit den Schriftstellersitten seiner Zeit entschuldigen läßt; so blickt doch sein Bestreben, der historischen Wahrheit treu zu verbleiben, durchgängig hervor. — Seine Erörterungen setzte Heinrich Philipp Guden (Diss. de Bonifacio, Germanorum Apostolo, Helmstad. 1720. 4.) mit vieler Geschicklichkeit fort. Er hat besonders die Gelehrsamkeit, die Sitten und die vornehmsten Lebensauftritte des Bonifacius sehr sorgfältig durchgegangen. Einige seiner Abschilderungen sind wohl zu milde oder zu vortheilhaft ausgefallen; überhaupt ließ auch er noch nicht

250 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

En wenig zu entwickeln übrig. Eine kleine Ergänzung
E. G. setzte er in eben demselben Jahre auf zwey Bogen hin-
605 zu: *Observationes miscellaneae ex historia Bonifacii*
bis *selectae*. Sie bestehen aus einem Anfange von Er-
814 läuterungen über die Befehrungsarbeiten des Boni-
facius. Der Verfasser findet Erleichterungen derselben
in dem bessern Zustande der Gelehrsamkeit, durch den
sich England damals hervorthat; in der Bekanntschaft
des Bonifacius mit der Sprache der Friesen,
Sachsen und Thüringer, und in einigen frühern
Kenntnissen des Christenthums bey diesen Nationen.
Den Römischen Bischöfen will er keine Hauptunter-
stützung jener Arbeiten zugestehen, weil sie ihn viel-
mehr gehindert hätten, den Deutschen das reinere Chri-
stenthum vorzutragen. Allein abgerechnet, daß sie
ihm die Ausbreitung ihrer Herrschaft über die Deut-
schen zur Pflicht machten, würde er wohl schwerlich,
auch sich selbst überlassen, eine vom Aberglauben freye
Religion verkündigt haben. Daß er, wie Guden
glaubt, die Unmöglichkeit, den ihm von dem Römi-
schen Bischof auferlegten harten Eid zu halten, nach-
her selbst eingesehen, und es seinen Freunden gestan-
den habe, betraf nur eine Kleinigkeit, welche ihn gar
nicht hinderte, seine beschworne Verbindlichkeit zum
Gehorsam gegen jenen Bischof in der Hauptsache stets
zu erfüllen. Er klagte nur dem Bischof Daniel von
Winchester, (Ep. 3. p. 6. ed. Ser.) auch dem Römi-
schen Zacharias selbst, (Ep. 141. p. 210.) daß er die
Gemeinschaft mit bösen Priestern, seinem Versprechen
gemäß, nicht ganz aufheben könne, ohne sich bey seinem
Lehramte Verdruß von der weltlichen Macht zuzuzie-
hen; erhielt aber auch deswegen vom Zacharias alle
erwünschte Nachsicht. (Ep. 142. p. 212.) — Die
neuesten lesenswerthen Anmerkungen über die Befeh-
rungsmethode des Bonifacius, über die Unterstü-
zung,

Erzwungene Bekehrung d. Sachsen. 251

zung, deren er genoß; über seinen Lehrbegriff und seine Handlungen, auch über die Staats- und Kirchenverfassung seiner Zeit im Fränkischen Reiche, findet man in einer, unter Semlers Anleitung, von Georg Daniel Hanisch ausgearbeiteten Abhandlung: Dissert. de propagata per Bonifacium inter Germanos relig. christ. Halae, 1770. 4. wiewohl sie nicht das Ganze seiner Geschichte umspannen.

Nichts war natürlicher, als daß Bonifacius, ein Angelsachse, unter den Deutschen Nationen, welche er so eifrig zu bekehren suchte, vorzüglich auch auf seine Altsachsen, von denen er herstammte, sein Augenmerk richtete. An Spuren davon fehlt es in der That nicht. Das oben (S. 167.) im Auszuge mitgetheilte Schreiben, welches ihm Gregor der Zweyte an die Altsachsen mitgab; der Brief eines Englischen Bischofs Torthelm an ihn, (Ep. 43. p. 56. ed. Serar.) der sich über die von ihm gegebene Nachricht freuet, daß er Tag und Nacht darauf sinne, aus den heidnischen Sachsen Christen zu machen; die alten zwar unsichern, aber doch nicht durchaus unwahrscheinlichen Sagen, die man auch bereits (oben S. 182. fg.) gelesen hat, daß er am Harze und in den benachbarten Gegenden die Götzen umgestürzt habe; die Versicherung endlich des Römischen Bischofs Zacharias, (ap. Guden. Observatt. miscellan. p. 6. 7. daß die steinernen Herzen der Sachsen durch ihn erweicht, und zur christlichen Lehre gebracht worden wären; zeugen genugsam von seinen wirklichen Arbeiten unter dieser Nation. Wie weit es ihm aber darinne geglückt sey, bleibt ungewiß. Daß schon vor seinen Zeiten bisweilen einzelne Sachsen Christen geworden sind, könnte man aus der Lebensbeschreibung des Bischofs Faro von Meldum, (jetzt Meaux,) unter dem Fränkischen Kd.

252 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. Könige Chlotar dem Zweyten, gegen den Anfang
J. n. des siebenten Jahrhunderts, (Vita S. Faronis, Episc.
2. 9. Meld. in Mabillon. Actis SS. Ord. S. Bened. Sec. II. p.
605. bis 616. sq. et in Leibnit. Scriptt. Rer. Brunsvic. T. I.
814. p. 63.) beweisen, wenn nur nicht diese ganze Erzäh-
 lung eine etwas romanhafte Gestalt hätte, wie Va-
 lesius (Rer. Francicar. L. 18. p. 59.) mit Recht ur-
 theilt. Einige Gesandte des Sächsischen Königs (so
 nennt ihn der Fränkische Schriftsteller,) oder Stamm-
 fürsten Berthoald an der Weser, waren von Chlo-
 tarn lange im Gefängnisse gehalten, und bereits zum
 Tode bestimmt worden, als sie Faro bewog, sich tau-
 fen zu lassen, und ihnen dadurch die Freyheit
 verschaffte.

Doch überhaupt waren gegen die Mitte des ach-
 ten Jahrhunderts, als Bonifacius aus der West-
 gleng, die allermeisten Sachsen noch dem Heident-
 thum zugethan. Diese große und kriegerische Nation,
 die einzige Deutsche im jezigen Deutschlande, welche
 noch gegen die alles überwältigende Eroberungssucht
 der Franken ihre Unabhängigkeit behauptete, ursprüng-
 lich vielleicht Sassen genannt, hatte sich von der Elbe
 an, über die Weser, bis an den Rhein hin, verbreitet,
 und also ohngefähr das heutige Niedersachsen und
 Westfalen in Besiß genommen. Sie wurden in die
 östlichen, westlichen und mittlern Sachsen (Ostfalen,
 Westfalen und Engern) abgetheilt. Schon lange
 waren sie mit den Franken, ihren Gränznachbarn von
 Thüringen und Hessen her, in Kriege verwickelt wor-
 den; aber seit den frühern Zeiten des achten Jahrhun-
 derts hatte sie Karl Martel mehrmals geschlagen,
 und zu einem jährlichen Tribut genöthigt; wenn sie
 gleich dadurch noch gar nicht unter Fränkische Bot-
 mäßigkeit geriethen. Auch sein Sohn Pipin befriegte
 sie glücklich; ein Theil der Sachsen mußte abermats
 eine

eine jährliche Abgabe von dreyhundert Pferden ver-
 sprechen; allein im Grunde blieben sie noch frey. „Ih-
 re ganze Anlage und Einrichtung,“ sagt ein großer
 und scharfsichtiger Kenner unserer vaterländischen Ge-
 schichte, den wir eben verloren haben, (Möser in der
 Danabrück. Geschichte, Erstem Theil, S. 195. Ber-
 lin, 1780. 8.) „Stand der Fränkischen Verfassung
 und der christlichen Religion, welche beide zugleich
 eingeführt werden sollten, schnurgerade entgegen.
 „Längst hatte sich die letztere durch die Länder ausgebrei-
 tet, worinne die Wehren (freye Krieger) sich mehr
 in Leuse, (einem Herrn unterworfen) und Völtera-
 rechte in Hofrechte vermandelt hatten. Sie war
 gerade der Linie gefolgt, welche ehemals die Cherusa-
 ter von den Chatten, oder die Reichsgenossen von
 den unbeschlottenen Sassen, geschieden hatte. Ganz
 Germanien war gewonnen; die Niederländische
 Gestirte, so weit sie beherrscht wurde, hatte sie mit
 Freuden angenommen. Allein den Sassen konnte
 keine Religion gefallen, nach welcher ein gesalbter
 König das Recht über Leben und Tod, Gehorsam,
 Geduld und Zehnten fordern konnte. Es kam ihnen
 unerträglich vor, daß ein Mann einen Schimpf nicht
 selbst rächen, und ein Held nicht seinen besondern
 Himmel haben sollte. Sie mußten erst durch die
 Macht der Waffen um ihre politische Verfassung ge-
 bracht werden, ehe das Christenthum nur einiges
 Verhältniß zu ihrem Staate gewinnen konnte.“
 Man kann hinzusetzen, daß bey ihnen in Absicht auf
 das Christenthum der Fall eben derselbe war, wie bey
 andern heydnischen Nationen, die man bisher zugleich
 zu bezwingen und zu bekehren gesucht hatte. Eine
 Religion, welche ihnen von den Feinden ihrer Freyheit
 aufgedrungen werden sollte, konnte ihnen nicht anders
 als verhaßt seyn.

Wie die ihrige beschaffen gewesen sey, davon hat man zwar keine recht genaue und ausführliche Nachrichten; aber doch eine beim ersten Anblicke merkwürdige scheinende Stelle aus einem verhornten Buche des berühmten Einhard oder Eginhard an Karls des Großen Hofe, (de adventu, moribus, bellis et superstitione Saxonum,) welche Adam von Bremen (Hist. Eccl. L. I. c. 4–6. pag. 2. sq. in Ern. Lindenbergii Scriptt. Septentr. Hamburg. 1706. fol.) aufbehalten hat. „Sie hatten sich,“ schreibt er darinne, „viel Nützliches und nach dem Naturgesetze Ehrbares, in Absicht auf gute Sitten, eigen zu machen gesucht, was ihnen zur Erwerbung der wahren Glückseligkeit hätte helfen können, wenn sie nur ihren Schöpfer gekannt und würdig verehrt hätten. Allein sie verehrten falsche Götter, besonders den Mercurius, dem sie an gewissen Tagen auch Menschenopfer schlachteten. Sie hielten es der Größe und Würde himmlischer Wesen nicht gemäß, ihre Götter in Tempel einzuschließen; oder sie in menschlicher Gestalt abzubilden.“ Wenn man aber so weit im Lesen dieser Stelle gekommen ist: so erinnert man sich, daß die letzten zwei Perioden mit eben denselben Worten in der Abschilderung vorkommen, welche Tacitus (Germania, c. 9. 10.) von der Religion der Germanier seiner Zeiten macht. Eginhard hat also, weil er nichts Eigenthümliches von dem Religionszustande der Sachsen zu sagen wußte, was sie hierinne mit allen Germaniern Gemeinschaftliches hatten, auf sie, und vermuthlich nicht ohne Grund, übertragen. Nur setzt er noch hinzu, daß sie einen aufrecht gestellten Holzstamm von nicht geringer Größe unter freiem Himmel verehrten, den sie in ihrer Sprache Irminsul, das heißt im lateinischen, universalis columna, gleichsam, welche alles unterstütze, nannten. Was die Neuern über den Götzen-

Erzwungene Bekehrung d. Sachsen. 255

pendienst der Sachsen gesammelt haben, wie Herm. Adolph Meinders, (de religione gentilium in veteri Saxonia seu Westphalia, p. 11. sq. in Tract. de statu relig. et reipubl. sub Carolo M. et Ludov. Pio in vet. Saxonia, &c. Lemgov. 1711. 4.) Job. Mich. Heineccius, (de Crœdœne Harzburgico, post Antiquitt. Goslariens. in Scriptt. Rerum Germanic. Francof. ad Moen. 1707. fol.) Casp. Calvôr, (in Saxonia infer. antiqua gentili et Christ. das ist, das alte heydnische und christliche Niedersachsen, S. 17. fg. Goslar, 1714. Fol.) und andere mehr, bedarf hier desto weniger eines Auszugs, da das allermeiste aus sehr willkührlichen Muthmaßungen, oder alten Sagen zusammengesetzt ist. Genug, diese Nation, deren Religion so fest mit ihrer Staatsverfassung verbunden war, zeichnete sich durch ihren hartnäckigen Eifer für jene so sehr aus, daß die Fränkischen Schriftsteller sie mit dem Nahmen von Erzheyden (paganissimi) belegten.

Gleichwohl, da die Fränkischen Fürsten, Karlmann und Pipin, seit dem Jahr 744. bis 747. siegreiche Einfälle ins Sachsenland thaten, um die vorgebliche Empörung dieser Nation zu rächen, welche nur für ihre Freyheit zu kämpfen glaubten, wurden mehr als einmal sehr viele derselben genöthigt, sich taufen zu lassen; oder baten gar, nach dem Ausdrücke eines Fränkischen Geschichtschreibers, (Fredegar. Scholast. Chronic. continuat. p. 683. 685. post Gregor. Turon. ed. Ruin.) daß man sie zum Christenthum einweihen möchte. Endlich kam Pipins Sohn, Karl, im Jahr 768. auf den Fränkischen Thron: und nachdem drey Jahre darauf sein Bruder und Mitregent, Karlmann, gestorben war, ließ er im Jahr 772. auf einer Versammlung seiner Stände zu Worms den Krieg

258 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

-4- Chronic. L. II. c. 18. Nic. Schatenii Hist. Westfal. L.
 5. n. VII. p. 435. sq. Neuhuf. 1690. fol.) Allein da sich
 605 Karl seit dem Jahr 773. in neue Kriege in Italien,
 bis Spanien, im südlichen Deutschlande, und bis in das
 814 heutige Ungarn hinein, verwickelte, erholten sich die
 Sachsen nicht allein in dem fortwährenden Kriege;
 sondern schlugen auch seine Feldherren, und verwüster-
 ten Fränkische Länder in Hessen und am Rhein. Die
 Fränkischen Schriftsteller, welche diesen Krieg ohne
 Zweifel als einen zum Besten der Religion unternom-
 menen ansahen, lassen es daher in demselben nicht an
 Wundern fehlen. So sollen zwar die Sachsen im J.
 774. bis nach Frislar in Hessen vorgeedrungen seyn;
 als sie aber die dortige Kirche, welche Bonifacius
 eingeweiht, und vorhergesagt hatte, daß sie niemals
 verbrennen sollte, anzünden wollten: wurden sie von
 zween Jünglingen in weißen Kleidern, welche die
 Kirche beschützten, in die Flucht getrieben. (Eginh.
 Annal. ad a. 774. p. 239. Poeta Saxo ad eund. a. p.
 5. Annales Pithoeani ap. Lambecium, Commentar.
 de Biblioth. Vindobon. L. II. c. 5. p. 347.) Unter-
 dessen traueten doch die Mönche zu Fulda, vier Jahre
 darauf, dem Schutze ihres Heiligen so wenig, daß sie
 sich aus Furcht vor den Sachsen, mit den Gebeinen
 desselben, vierzehntausend Schritte weit flüchteten.
 (Annal. Pithoean. ad a. 778. L. c.)

So oft Karl zu seinem Kriegsheere wider die
 Sachsen zurückkehrte, hatte er alles erwünschte Glück,
 und drang immer tiefer auf beiden Seiten der Weser
 in ihr Land ein. Daher ergab sich ihm eine große
 Menge derselben an der Quelle der Leppe, im heuti-
 gen Paderbornischen, im Jahr 776, von denen sich
 auch viele taufen ließen. Noch mehrere nahmen auf
 diese Art im folgenden Jahr das Christenthum zu. Das

Erzwingene Befebrung d. Sachsen. 257

(Eginh. Annal. ad a. 772. p. 238.) Viele Deutsche, besonders vom Heinr. Meiborn an, (Irminsula Saxo-
num, Helmst. 1659. 4. et in Scriptt. Rer. German. T. III. p. 8. sq.) haben ihre Meinungen über dieselbe vorgetragen, die man beyrn Grupen (Observatt. rer. antiq. German. Obl. X. p. 165. sq.) gesammelt und beurtheilt finden kann. Sie theilen sich darinne, ob es ein Abgott, oder das Bild und Dentmal des berühmten Arminius oder Hermann, Befreyers von Deutschland, gewesen sey? Diese letztere Erklärung hat wegen der Aehnlichkeit beider Nahmen nicht wenige Anhänger bekommen; auch Vercot (du Dieu Irminsul, adoré chez les anciens Saxons, p. 291. sq. Histoire de l'Acad. Roy. des Inscript. et des Belles Lettres, T. II. à la Haye, 1724. 12.) glaubt, aber ohne genugsame Kenntniß des Deutschen und der Quellen, daß Arminius eine einheimische Gottheit unter diesem Nahmen geworden sey. Allerdings muß man, wenn die aus Adam von Bremen angebrachte Stelle Eginhards gelten soll, eine Sächsische Gottheit annehmen; über welche auch Möser (l. c. S. 201.) seine Vermuthung mitgetheilt hat. Das Fußgestelle der Irmensäule soll noch in einer Kirche zu Sildesshelm vorhanden seyn.

Nach diesem glücklichen Anfange des Kriegs rückte Karl bis an die Weser vor, und die Sachsen dieser Gegenden mußten ihm zur Versicherung ihrer Unterwürfigkeit zwölf Geißeln stellen. Diese, worunter vornehme Jünglinge waren, soll er zum Theil Burcharden, Bischof von Würzburg, übergeben haben, um sie im Christenthum zu unterrichten; andere solcher Geißeln bekam in der Folge der Erzbischof von Rheims zu gleicher Absicht, die so sehr glückte, daß Bischöfe aus denselben geworden sind. (Flodoard.

J. n.
E. G.
605
814
bet, welche ihnen angeboten worden wären. Sie wurden zu Atmach oder Attrigny im heutigen Champagne getauft. Wie freygebüg Wittetind nachher bis gegen christliche Kirchen gewesen seyn soll, nebst andern Umständen seiner spätern Jahre; die vorgebliche Abstammung großer noch regierender Häuser von ihm, und dergleichen mehr, haben viele Neuere, zum Theil auch der Jesuit Schaten, in einem sonst gelehrten und brauchbaren Werke, (l. c. p. 502.) sehr zuversichtlich erzählt; an Statt daß man hätte gestehen sollen, man wisse nichts von seiner Geschichte mit Gewißheit, als was die Schriftsteller des neunten Jahrhunderts berichten.

Der Uebergang dieser beiden Feldherren zum Christenthum und unter die Fränkische Oberherrschaft, war zugleich der Anfang einer achtjährigen Ruhe im Sachsenlande, von welchem nunmehr Karl ungestörter Besizer zu seyn schien. Seit dem Jahr 793. empörten sie sich zwar abermals und öfters; weder seine Regierung, noch die ihnen aufgenöthigte Religion hatten noch einen tiefen Eingang bey ihnen gefunden. Zuletzt waren es die Nordalbingischen, oder die jenseits der Elbe im heutigen Holstein wohnenden Sachsen, welche noch für ihre Freyheit stritten. Aber die erschöpfenden vieljährigen Verheerungen ihres Vaterlandes; der Tod von so vielen Tausenden; die vielleicht schon damals angefangene Versezung einer großen Menge Sächsischer Familien in das Fränkische Reich, und die bereits unzähligen angewohnte christliche Religion; alles dieses konnte auch den Uebrigen Gefinnungen des Friedens und der Unterwerfung einflößen. Doch die Bedingungen, welche ihnen Karl dazu vorschlug, waren ihrer unüberwindlichen Freyheitsliebe, und ihres dreißigjährigen Kampfs für alles,

les,

Erzwungene Bekehrung d. Sachsen. 259

Herborn (damals Hadrabrunna) an, wo er von einem starken Kriegsheere begleitet, eine allgemeine Versammlung der Franken und Sachsen hielt. (Eginhard. Annal. ad a. 776. 777. p. 240. Poeta Saxo, p. 7.) Aber ihr vornehmster Heerführer in Westfalen, Wittekind, (vielleicht richtiger Wido Kind oder Wido Kind,) den viele zu einem eigentlichen Herzoge in der spätern Bedeutung des Worts, oder gar zu einem Könige gemacht haben, feuerte noch lange den Muth eines großen Theils der Nation zum heftigsten Widerstande an. Es ließ sich zwar im Jahr 780. wieder ein starker Haufe der Sachsen in Ostfalen an der Oster- taufen; doch, wie die beiden oft genannten Schriftsteller (Eginh. ad a. 780. p. 241. Poeta Saxo, p. 9.) behaupten, nur aus Verstellung. Ein anderer Fränkischer Chronist (in Annal. Petav. p. 9. ap. Duchesne. l. c.) setzt noch hinzu, daß auch viele tausend Wenden damals sich bekehrten und Karln unterworfen haben; wenigstens ist es wahrscheinlich, daß die benachbarten Slavischen Nationen damals mit den Sachsen verbündet gewesen sind. Allein da diese immer von neuem die Waffen ergriffen, und den Franken im Jahr 782. eine große Niederlage beibrachten: wurden fünfstehalb- tausend Sächsische Gefangene auf seinen Befehl ent- hauptet; eine grausame Rache, welche, an Statt ihnen Furcht einzujagen, vielmehr ihre kriegerische Wuth verstärkte. (Eginh. ad a. 782. p. 242. Poeta Saxo, p. 11.) Endlich erklärten sich Wittekind und Albion oder Abbo, Heerführer der Ostfalen, im Jahr 785. geneigt, die Vorschläge anzunehmen, welche ihnen Karl that, der bereits ganz Sachsenland bis an die Elbe als Sieger durchstreifte. Vermuthlich wurden ihnen ihre Güter wiedergegeben, oder auch besondere Geschenke ertheilt, weil der Schriftsteller ihrer Nation (Poeta Saxo ad a. 785. p. 13.) von Belohnungen re-

3. n. liche verpflanzte Meinung,) war seit einiger Zeit auf
 605 Synoden völlig festgesetzt worden. Wie dieses zu
 bis Maçon oder Marisconum im Jahr 585. geschehen
 814 sey, ist an einem andern Orte (Th. XVI. S. 418.) ge-
 zeigt worden. Aber Alcuins Briefe beweisen es, daß
 sich die Sachsen nicht so leicht davon haben überzeugen
 lassen. Er überläßt es im Jahr 796. der Beurthei-
 lung des Königs Karl, ob er diesem rohen Volke,
 beym Anfange seines Glaubens, das Joch des
 Zehnten auflegen wolle, so daß derselbe in jedem
 Hause genau eingefordert werde. „Man muß doch
 auch in Betrachtung ziehen“, fährt er fort, ob die Apo-
 stel, welche von Christo, dem Gott, selbst belehrt
 und abgesandt worden sind, den Zehnten gefordert, oder
 irgendwo zu geben befohlen haben. Den zehnten Theil
 von unserm Vermögen zu schenken, ist zwar etwas
 sehr Gutes; doch ist es besser, denselben, als den
 Glauben, zu verlieren. Wir, die wir im katholischen
 Glauben geböhren und erzogen sind, willigen kaum in
 das Verzehnten unsers Vermögens; wie weit weniger
 wird ein zarter Glaube, ein kindisches Gemüth, und
 ein habgüchtiger Sinn eine so reichliche Gabe bewilli-
 gen! Bei gestärktem Glauben und angewohntem
 Christenthum, muß man ihnen, als vollkommenen
 Männern, auch stärkere Geböte ertheilen.“ Dieser
 verständige Lehrer empfiehlt es ferner Karln, keine
 Sachsen taufen zu lassen, die nicht bereits einige
 Kenntniß des Christenthums erlangt hätten; besonders
 aber, sie nach der vom Augustinus vorgeschlagenen
 Methode, zuerst von der Unsterblichkeit der Seele,
 vom künftigen Leben und ewigen Belohnungen und
 Strafen; sodann von den guten und bösen Handlun-
 gen belehren zu lassen, für welche sie dieselben zu er-
 warten haben; damit sie weiter zu der Lehre von der
 Dreieinigkeit, von Christo, und von der Auferste-
 hung

Erzwungene Bekehrung d. Sachsen. 263

hung geleitet werden können. (Alcuini Ep. 28. p. 38. T. I. Opp. ed. Froben.) Aus den Worten eines andern Briefs, welchen er um gleiche Zeit an den königlichen Hofbedienten Megefrid abließ: (Ep. 37. p. 51.) „Wenn man den sehr hartherzigen Sachsen eben so dringend das angenehme Joch und die leichte Last Christi predigte, als die Einrichtung der Zehnten, und der gesetzmäßigsten Strafen für die geringsten Vergehungen, von ihnen eingetrieben worden ist: so würden sie vielleicht die Taufe (baptismatis sacramenta) nicht verabscheuen. Möchte es doch endlich einmal apostolische Lehrer des Glaubens, Prediger, und nicht Beutemacher geben!“ sieht man noch deutlicher, wie viel die Eierligkeit des Fränkischen Clerus der wirklichen Bekehrung der Sachsen hinderlich gewesen sey. Zwen Jahre darauf schrieb er dieses auch dem Erzbischof von Salzburg, Arno: „Man sagt, daß der Zehnte den Glauben der Sachsen umgestürzt habe. Wozu soll dem Nacken der Unwissenden ein Joch aufgelegt werden, das weder wir, noch unsere Brüder haben ertragen können?“ (Ep. 72. pag. 104.) Und noch einmal erinnert er den König selbst im Jahr 799. daran, (Ep. 86. p. 117.) daß es besser seyn dürfte, das Einfordern des Zehnten bey den Sachsen eine Zeit lang auszusetzen, bis der Glaube eingewurzelt wäre; wenn anders ihr Vaterland von Gott dazu erwählt sey; indem diejenigen, welche es verlassen hätten, die besten Christen geworden wären.

Eine solche Bekehrung, die mit den Waffen in der Hand durchgesetzt, oder, wie Alcuin an einem andern Orte gesteht, (Ep. 3. p. 6.) durch Belohnungen und Drohungen bewürkt; zugleich aber durch habgierige Forderungen verhaßt würde, konnte nicht die aufrichtigste und dauerhafteste seyn. Obgleich also, nach dem

264 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n.
 2. 8.
 605
 bis
 814

 dem Berichte des Sächsischen Dichters, (L. IV. ad
 2. 803. p. 29.) die Freygebigkeit Karls mehr dabey
 that, als das Schröcken seiner Waffen; die armen
 Sachsen nun erst den Ueberfluß der Fränkischen Län-
 der kennen lernten; auch die vornehmsten unter ihnen
 mit Gütern, und von denselben mit kostbaren Kleidern,
 vielem Gelde und Wein von ihm beschenkt wurden;
 die übrigen aber sich vor ihm fürchten mußten; so be-
 fand er doch nicht lange darnach vor nöthig, ein sehr
 strenges, zum Theil grausames Gesetz zu geben, um
 das Christenthum bey den Sachsen durchgängig fest zu
 stellen. (Capitulatio de partibus Saxoniae, p. 251.
 sq. in Baluzii Capitull. Regg. Francor. T. I. Paris.
 1677. fol.) Er verordnet darinne ausdrücklich, (c.
 8.) daß künftig jeder nicht getaufte Sachse, der
 sich verstecken würde, um nicht getauft zu werden, und
 ein Heyde bleiben wollte, des Todes sterben
 sollte. Sogar derjenige, der den Leichnam eines
 Verstorbenen nach heydnischer Art verbrennen,
 und seine Gebeine in Asche verwandeln würde, soll
 am Leben gestraft werden, (c. 7.) und eben diese
 Strafe wird denen gedroht, welche in der großen
 Fastenzeit, aus Verachtung des Christenthums,
 Fleisch essen; (c. 4.) doch sollte der Bischof unter-
 suchen, ob sie es nicht wegen körperlicher Schwäche
 gethan haben. Weniger befremdet es schon, zu sehen,
 daß Karl die Todesstrafe wider diejenigen festsetzt, der
 einen Kirchenraub begeht, oder eine Kirche anzündet;
 (c. 3.) der einen Bischof, Priester oder Kirchendiener
 umbringt; (c. 5.) oder, vom Teufel betrogen, mit
 den Händen glaubt, daß es Zauberer und Hexen (stri-
 ga an Statt strix) gebe, welche Menschen fressen, und
 sie daher verbrennt, ihr Fleisch andern zu verzehren
 giebt, oder selbst verzehrt; (c. 6.) oder einen Men-
 schen dem Teufel opfert; (c. 9.) oder sich mit den Händen

Erzwungene Befebrung d. Sachsen. 265

gegen Christen, besonders gegen den König, verschwört; (cap. 10.) und auf andere solche grobe Verbrechen. Doch kommt die Milde rung hinzu, (c. 14.) daß wer solche heimlich begangene Todsünden dem Priester beichten, und dafür Kirchenbuße thun wollte, durch das Zeugniß des Priesters vom Tode befreyet werden sollte. Ja der Mörder eines Grafen (oder königlichen Richters) wird nicht einmal zum Tode verurtheilt; wohl aber soll sein Vermögen an die königliche Kammer fallen. (c. 30.) Uebrigens suchte Karl den neubefehrten Sachsen auch dadurch Ehrerbietung gegen das Christenthum einzuprägen, daß er in eben diesem Gesetze befohl, (c. 1.) christliche Kirchen in ihrem Lande sollten noch mehr verehrt werden, als ehemals die Göztempel; auch sollte keiner, der sich in eine Kirche geflüchtet hätte, aus derselben vertrieben werden; sondern, zur Ehre Gottes und der Heiligen der Kirche, sicher und unbeschädigt darinne bis zum nächsten Gerichtstage (placitum) verbleiben. (c. 2.) Den Zehnten an Kirche und Priester vor allen der Kammer anheim gegebenen Gütern, ingleichen von dem Vermögen eines jeden, bestätigte er, als Gottes Befehl. (c. 16. 17.) Jeder Kirche wollte er ein gewisses Grundstück, überdieß einen Knecht und eine Magd, geschenkt wissen. (c. 15.) An Sonn- und Festtagen sollte keine öffentliche Versammlung und kein Gericht gehalten werden, ausgenommen bey einer dringenden Noth, oder feindlichem Einfall. (c. 18.) Jeder Eid sollte in einer Kirche abgelegt werden. (c. 32.) Endlich werden diejenigen mit Geldstrafen belegt, welche ihre Kinder innerhalb eines Jahres nicht taufen lassen; (c. 19.) oder heidnische Gebräuche beobachten; (cap. 21.) wer aber das Geld nicht zahlen kann, soll, bis zur Abtragung desselben, der Kirche zu Dienstleistungen geschenkt werden. (c. 21.)

F. n. E. G. Ehemals glaubte man allgemein, daß Karl der Große, zur Aufrechthaltung der christlichen Religion unter den Sachsen, besonders bey den Westfalen, noch eine andere gewaltsame Anstalt getroffen habe: die Einführung der so berühmt und furchtbar gewordenen Westfälischen Frey- und Fehm, das heißt, heimlichen Gerichte. Unter andern erzählt Aeneas Sylvius (Hist. de Europa, c. 37. p. 296. sq. in Opp. geograph. et historic. Helmst. 1699. 4.) den Ursprung derselben folgendergestalt: „Weil die Westfalen, von Karl gezwungen, die christliche Religion anzunehmen, dieselbe so oft verleugneten, und keinen Eid achteten: so bestellte er, um ihre Empörung durch Furcht vor der Strafe zu verhindern, geheime Richter, denen er die Macht ertheilte, sobald sie erführen, daß jemand meineidig oder treulos geworden sey, oder irgend ein Verbrechen begangen habe, denselben, sobald sie sich seiner bemächtigen könnten, ohne Vorladung oder Vertheidigung hinrichten zu lassen. Er wählte dazu rechtschaffene und Gerechtigkeit liebende Männer, von denen es gar nicht glaublich war, daß sie Unschuldige bestrafen würden. Dieses schrockte die Westfalen, und erhielt sie endlich in der Treue, (oder im Glauben, in fide,) da öfters Bornehme und Geringere in Wäldern aufgehängt gefunden wurden, ohne daß man gehört hatte, daß sie angeklagt worden wären; man erfuhr aber, die Ursache sey Treulosigkeit, (vielleicht Uebertretung des Glaubens,) oder ein schweres Verbrechen gewesen.“ Aber in den neuern Zeiten, da der Ursprung und Fortgang dieser Gerichte in vielen besondern Schriften untersucht worden ist, hat man sie nicht auf gleiche Art von Karl dem Großen hergeleitet. Heinr. Christ. Freyherr von Senkenberg (Abhandl. der wichtigen Lehre von der kaiserl. höchsten Gerichtsbarkeit in Deutschland, S.

Erzwungene Befebrung d. Sachsen. 267

55. fg. Franff. am Mann, 1767. 4. und in der ^{n.} Epistola de Iudiciis Westfalicis, pag. 137. sq. post ^{E. G.} Marqu. Freheri Commentariol. de secretis iudiciis, 605 olim in Westfalia usitatis, Ratisb. 1762. 4.) behauptete, weil Karl in dem gedachten Gesetze gewisse Richter bestimmt habe, welche die Ungläubigen ausforschen und zum Tode verurtheilen sollten, welches nachher auch auf Keger ausgedehnt worden sey: so habe er solches den Grafen oder königlichen Richtern aufgetragen; doch hätten auch seine bevollmächtigten Gesandten oder Sendgrafen (Missi) daran Theil genommen. Es scheint jedoch die Bestellung eigener Inquisitoren in der Stelle jenes Gesetzes nicht so gar sichtbar zu liegen; vermuthlich hat es nur nach und nach eine Veranlassung zu denselben gegeben. Freylich nannten die Freygrafen oder Westfälischen Richter selbst nachher Karln ihren Stifter. Doch es ist nur so viel höchst wahrscheinlich, wie Möser (in der kurzen Nachricht von den Westfälischen Frengerichten, S. 194. fg. im vierten Theil seiner Patriotischen Phantasien) gezeigt hat, daß sie ihr Daseyn den kaiserlichen Commissarien (Missis per tempora discurrentibus) zu danken haben. Diese reisten des Jahrs einmal oder mehrmal in die ihnen angewiesenen Landstriche, und hielten daselbst ihre Sitzungen im Nahmen des Kaisers, oder unter des Königs Bann. Sie untersuchten und bestraften hauptsächlich diejenigen Verbrechen, deren Bestrafung der Kaiser sich selbst vorbehalten hatte. Die Natur dieser Anstalt erforderte theils eine öffentliche Sitzung, theils eine geheime, weil unter den unablässlichen Verbrechen, (oder, für welches sich keine Genugthuung mit Gelde leisten ließ,) Kegeren, Zauberen und Kirchenraub mit begriffen waren, worüber nicht vor dem ganzen Volke inquirirt werden konnte. So bildete sich bereits von diesem
Zeit-

268 Zweunter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n. E. G. Zeitalter an, eine zugleich geistliche und weltliche In-
605 quisition in Deutschland: und daß auch Geistliche an
bis derselben Antheil genommen haben, hat Sentenberg
814. (Abhandl. von der kaiserlichen höchsten Gerichtsbarkeit, S. 57.) nicht unbemerkt gelassen. Glimpflich unter-
 dessen, als man nach solchen Gesetzen und Anstalten
 erwarten sollte, betrug sich Karl gegen die Sachsen,
 welche vom Christenthum zum Götzendienste zurückge-
 fallen waren; er ließ den Römischen Bischof Adrian
 im Jahr 796. nur befragen, welche Kirchenbuße ih-
 nen auferlegt werden sollte. Dieser aber gab zur Ant-
 wort, (Cod. Carol. Epist. 80. p. 465. sq. in Cennii
 Monument. dominat. Pontif. T. I.) die Bischöfe ei-
 nes jeden Orts mußten solches nach den dabei vorkom-
 menden Umständen bestimmen.

Ueberhaupt hat Karl allerdings seit dem ersten
 ausgebreiteten, wiewohl bewaffneten Fortschritte des
 Christenthums unter den Sachsen, auch gelindere Mit-
 tel zur Befestigung dieser Religion angewandt. Vor-
 züglich gehört darunter die Errichtung von Bisthüm-
 ern zur Aufsicht über die neugepflanzten Gemeinen,
 und Erweiterung derselben. Man schreibt ihm eine
 ziemliche Reihe derselben in Westfalen und Nieder-
 sachsen zu. Daß weder Eginhard in seiner Lebens-
 geschichte, noch irgend ein anderer Fränkischer Schrift-
 steller, der dieselbe beschrieben hat, ihrer gedenken, be-
 fremdet zwar nicht so sehr, weil sie auch manche andere
 Merkwürdigkeiten seiner Regierung vorbeigelassen ha-
 ben. Allein wenigstens kann man, bey ihrem Still-
 schweigen, spätern Geschichtschreibern und unbekann-
 ten Biographen von Heiligen nicht alles glauben, was
 sie von der Anzahl jener Bisthümer, der Zeit ihrer
 Stiftung, und andern Umständen, darunter manche
 sehr unwahrscheinlich sind, erzählen. Auch hat es
 völlig

Wollig das Ansehen, daß die Sächsischen nachmals alle das Alterthum ihrer Würde, so weit es nur möglich war, zurückzuführen, und darinne besonders eine Ehre gesetzt haben, Karln als den Urheber derselben preisen zu können. Westfalen war das erste Land, wo er bleibende Eroberungen über die Sachsen zu machen anfieng; aber diese Eroberungen waren bis zum Jahr 783., ja fast noch einige Jahre länger, so unsicher, daß die frühere Anlegung von Bisthümern in diesen Gegenden, welche man sonst bereits vom sechsten oder siebenten Jahre des Sächsischen Kriegs her rechnete, auch auf einem schwankenden Boden ruht. Schaszen hat sich insonderheit viele Mühe gegeben, (Hist. Westfal. L. VII. p. 465. sq. p. 470. sq.) wenigstens seit dem Jahr 779. den Ursprung der Westfälischen Bisthümer zu gründen; scheint aber auch auf gewisse Nachrichten, Muthmaßungen, selbst Urkunden, zu viel gebaut zu haben. Schärfere Untersuchungen darüber hat Eckhart (Commentar. de rebus Francie orientalis, T. I. p. 721. sq. T. II. p. 23. sq.) angestellt. Die größern allgemeinen, oder die besondern Werke über die Geschichte dieser Bisthümer, seit dem ersten derselben, worinne sie Albrecht Kranz mit nicht geringem Fleiße, aber sehr mäßiger Kritik, alle umfaßte, (Metropolis, de primis christianae religionis in Saxonia initiis, deque eius episcopis, &c. Basil. 1548. fol. Francof. ad Moenum, 1576. fol. sq.) auch die Streitigkeiten über die Rechttheit ihrer Stiftungsbriefe, so weit noch einige davon vorgezeigt werden, genau zu beschreiben, würde über die Gränzen der Bestimmung von gegenwärtiger Geschichte hinausführen. Joh. Georg Walch, der dieses in seinen Nachrichten über die theologische Litteratur (Biblioth. theol. selecta, T. III. p. 251. sq.) hätte thun sollen, ist darinne ziemlich unvollständig geblieben.

Adam

J. G.
605
bis
814

F. n.
E. G.
605
814
 Adam von Bremen, dieser Schriftsteller des
 eilften Jahrhunderts im alten Sachsenlande, der ein
 eigenes Werk für die älteste Sächsishe Kirchenges-
 chichte, vorzüglich aber für die Geschichte der Erz-
 bischümer Hamburg und Bremen, hinterlassen hat,
 versichert, (Hist. Eccl. L. I. c. 9. p. 4. in Lindenbrog.
 Scriptt. Septentr. ed. Fabric.) Karl habe, nachdem
 sich Wittekind taufen lassen, Sachsen in eine Frän-
 kische Provinz verwandelt, und in acht Bischümer ab-
 getheilt, welche er den Erzbischöfen von Maynz und
 Cöln unterworfen habe. Man hat auch in der Folge
 die Nahmen dieser Bischümer ergänzt, welche Osa-
 nabrück, Halberstadt, Paderborn, Minden,
 Münster, Bremen, Verden und Hildesheim
 seyn sollten. Wenn diese Nachricht so viel heißen soll,
 daß Karl gleich nach Wittekind's Unterwerfung jene
 Bischümer angelegt habe: so verdient sie wenig Glau-
 ben. Denn es ist nicht allein von manchem derselben
 ausgemacht, daß es weit später gegründet worden sey;
 sondern eines und das andere möchte wohl gar erst sei-
 nen Sohn Ludwig zum Stifter haben. Ueberdem
 ist es nicht einmal wahrscheinlich, daß Karl bereits
 seit dem Jahr 785., da Sachsen lange noch nicht völ-
 lig bezwungen war, daraus einen so ordentlich abge-
 theilten Kirchensprengel gemacht haben sollte. Eine
 Anzahl Gemeinen und bleibende Lehrer derselben, nebst
 der Grundlage von einigen wenigen Bischümern in
 Westfalen, könnte er um diese Zeit wohl errichtet ha-
 ben. Es kommt endlich hinzu, daß Adam von Bres-
 men die Zeitrechnung nicht eben genau beobachtet,
 und zum Beweise seiner angeführten Nachricht eine
 Urkunde einrückt, die ziemlich verdächtig ist. Ob-
 gleich Schaten (l. c. p. 471. sq.) behauptet, unzäh-
 liche andere Schriftsteller berichteten eben dieses; so
 sind es doch nur solche, die vom zwölften Jahrhun-
derte

berst an geschrieben haben; unter den übrigen aber, die er nennt, gesteht ein ungenannter Legendenschreiber, daß Karl zwar in der Geschwindigkeit viele Kirchen habe bauen lassen; daß es aber an Städten gefehlt habe, die einen Sitz für Bisthümer hätten abgeben können. Darnach ist es also auch zu erklären, was Schaten vor so entscheidend hält, (l. c. p. 455.) daß Eigil oder Aegil, Abt zu Fulda seit dem Jahr 818., in dem Leben Sturms, ersten Abts von jenem Kloster, und eines der eifrigsten Lehrers der Sachsen in Karls Gefolge, bis an seinen Tod im Jahr 779., schreibt, (vita S. Sturmii. p. 283. in Mabillon. Actis SS. Ord. S. Bened. S. III. P. II.) dieser Fürst habe das ganze Land in bischöfliche Pfarren vertheilt, sie Lehrern anvertrauet, und den größten Theil Sturms Verwaltung übergeben. Eben so meldet ein altes Jahrbuch, (Chronic. Nibelungi ad a. 780. p. 22. in Duchesn. Scriptt. Hist. Francor.) Karl habe Sachsen unter Priester, Bischöfe und Aebte zum Tausen und Predigen vertheilt: und es sind offenbar nur Missionsanstalten; nicht eigentliche Bisthümer.

Osnaabrück wird gewöhnlich für das erste der von Karl gestifteten Bisthümer gehalten. Dieser ohngefähr in der Mitte von Westfalen liegende Ort kommt in der ganzen Geschichte des Sächsischen Kriegs nicht vor. Vermuthlich ist auch erst kurz vor dem J. 780. eine christliche Kirche daselbst erbauet worden. Bresburg, oder das jetzige Stadtberg an der Dismel, war der erste Sitz christlicher Lehrer in Sachsen, unter welchen sich Sturm besonders auszeichnete. Nach und nach zog sich die Verkündigung des Christenthums längs der Lippe und Ems hin; doch blieb sie eine Zeit lang mit vieler Gefahr verbunden. Als daher ein gewisser Bernhard, der diesseits der Ems die-

272 Zweunter Zeitraum. Fünftes Buch.

1. dieses Geschäfte verwaltet hatte, gestorben war, fand
 J. n. sich unter den Fränkischen Clerikern nicht sogleich ein
 605 G. anderer, der es übernommen hätte. (Vita Lüdgeri, in
 bis Broweri Annal. Trevir. L. VIII. pag. 394.) Nach
 814 dem großen Siege aber, welchen Karl im Jahr 783.
 an der Hase erfocht, ist wahrscheinlich, wie Möser
 (Osnabrück. Gesch. Th. I. S. 275.) gezeigt hat, das
 Bisthum Osnabrück von ihm bald angelegt wor-
 den. Der Bischof Egilfrid von Lüttich, welches
 vielleicht damals das Fränkische Heer als Felzbischof
 begleitete, hat den ersten Altar daselbst geweiht, und
 ist noch vor dem Jahr 784. verstorben. Karl wid-
 mete dieses Bisthum dem Apostel Petrus und den
 beiden Heiligen, Crispinus und Crispinianus, wel-
 che daher sämmtlich noch in den Siegeln des dortigen
 Domkapitels erscheinen; er wies ihm auch den Zehn-
 ten aus einem ansehnlichen Sprengel an. Wiho, der
 ein Friesländer gewesen, und in der berühmten Schule
 zu Utrecht gebildet worden seyn soll, ward der erste
 Bischof. Zwar fehlt der Stiftungsbrief dieses Bist-
 thums; dagegen aber hat man zwei Urkunden Karls
 vom Jahr 804. in deren erstern er die Vorrechte und
 Freyheiten dieses Stifts, in der andern aber auch die
 Güter und Einkünfte desselben bestätigt. Sie stehen
 unter andern in den Beylagen zu einem erst gerühm-
 ten Werke. (Mösers Osnabr. Gesch. Erst. Theil, Ur-
 kunden, S. 3 – 5.) Noch giebt es auch eine Urkunde
 Ludwigs des Frommen vom Jahr 825., (ebendas.
 S. 6. 7.) worinne er seines Vaters Karl Schenkun-
 gen an das Bisthum bekräftigt. In dieser und in der
 zweiten Urkunde Karls wird die Kirche von Osnab-
 rück die erste unter allen genannt, welche dieser Kö-
 nig in Sachsen erbauet habe. Dieses Vorgeben, und
 einige andere Umstände oder Ausdrücke, möchten wohl
 der Aechtheit der gedachten Urkunden nicht sehr günstig
 seyn

seyn. Eine offenbar unächte Verordnung Karls wegen der zu Osnabrück zu haltenden Schulen, die Eckhart, wie oben (S. 58.) erzählt worden ist, in ihrer Blöße dargestellt hat, vermehrt diesen Argwohn. Der eben genannte Gelehrte, der ihn auch blößen ließ, setzte daher die Stiftung des Bisthums Osnabrück erst ins J. 803. (Commentar. de reb. Franc. Orient. T. II. pag. 29.) Daß Möser, der zu Osnabrück schrieb, sich in diese Untersuchungen nicht eingelassen hat, ist ihm freylich nicht zu verargen; und seine ausnehmende Kunst, sinnreich erdachte Hypothesen historisch wahrscheinlich zu machen, hat er auch hier angebracht. Die Wahrheit zu sagen, kann man es wohl nicht sehr wahrscheinlich nennen, daß das erste Bisthum oder gar die erste Kirche in Sachsen so weit von den Fränkischen Gränzen angelegt worden seyn sollte.

Wie bald das Bisthum Paderborn, welches innerhalb der ersten Eroberungen Karls über die Sachsen lag, gestiftet worden sey, kann auch nicht völlig ausgemacht werden. Schaten (l. c. p. 469.) beweiset getrost aus einem Schriftsteller des funfzehnten Jahrhunderts, Gobelinus Persona, daß es bereits im Jahr 780. seinen Ursprung genommen habe; ob er gleich hinzusetzt, daß sein erster Sitz zu Herstatt, einem festen Schlosse an der Weser, nicht weit von der Hessischen Gränze, gewesen sey. Hingegen hat Eckhart (l. c. T. II. pag. 24. sq.) aus eines weit ältern Sächsischen Priesters, Ido, ziemlich gut zusammenhängenden Nachrichten es glaublich vorgestellt, daß der erste Bischof von Paderborn, Zachumar, erst im Jahr 803. wo nicht gar etliche Jahre später, bestellt worden sey. Diesen Nachrichten zu Folge, hatte zwar Karl zeitig Kirchen im Sachsenlande bauen lassen; aber Bischöfe, theils aus Mangel an Städten,

theils, weil sich für die zu rohen Sachsen noch keine finden wollten, so bald nicht eingeführt; sondern die dazu bestimmten Gemeinen der Aufsicht benachbarter Fränkischer Bischöfe anvertrauet. So stand auch die Kirche zu Paderborn eine geraume Zeit hindurch unter dem Bischof von Würzburg, bis Hathumar, der als ein Sächsischer Knabe Karl zum Geißel gegeben worden war, dieses Bisthum erlangte.

Ein anderer Sachse, Erchambert oder Hercambert, der ebenfalls auf Karls Befehl zu Würzburg erzogen worden war, mag auch um den Anfang des neunten Jahrhunderts das Bisthum Minden erhalten haben. Wenigstens ist dieses die wahrscheinlichste Nachricht, welche der erstgedachte Gelehrte (p. 25.) aussindig gemacht. Die alten lateinischen Werke, aus welchen Schaten (l. c.) dardun will, die Stiftung desselben gehöre in das Jahr 780., sind dazu nicht hinreichend.

Vor dem Jahr 803. oder 804. scheint auch der Ursprung des Bisthums Münster nicht angesetzt werden zu können. Mimigerneford, oder Mimigarsdeford, war damals noch der älteste Name dieses Orts; der neuere, Münster, ist aus dem daselbst angelegten Kloster (Monasterium, Münster,) entstanden. Man hat das Leben des ersten Bischofs daselbst, Lüdger, von dem dritten seiner Nachfolger, Alfrid oder Altfrid, beschrieben, welches Mabillon, mit einer Einleitung begleitet, in die Heiligengeschichte seines Ordens; (Acta SS. Ord. S. Bened. Sec. IV. p. 15. sq.) Leibniz aber, verbessert und vermehrt, in seine treffliche Sammlung (Scriptt. Rer. Brunsvicens. T. I. p. 85. sq.) eingerückt hat. Lüdger lehrte viele Jahre hindurch als Abt in jener Gegend Westfalens. Außer dem schon gedachten Kloster, und der jezigen Reichsfreyen

freyen Abten Werden in der Grafschaft Mark, soll er auch das noch von ihm genannte Kloster zu Helms-
 stadt gestiftet haben. Das letztere könnte jedoch nur
 ihm zu Ehren, seinen Namen von einem spätern Stif-
 ter bekommen haben; aber es ist gewiß, daß Helms-
 stadt ehemals den Abten von Werden zugehört hat,
 bis sie diese Stadt im Jahr 1489. an die Herzoge von
 Braunschweig, jedoch mit der Bedingung, die bis auf
 unsere Zeiten erfüllt wird, verkauft haben, daß diese
 Fürsten mit jener Stadt und mit der Vogten oder
 Schußgerechtigkeit über das Kloster des heil. Lüdger,
 von dem Abte zu Werden belehnt werden sollen.
 Endlich erlangte Lüdger, der in den Schenkungsbriefen
 an sein Kloster Werden, bis zum Jahr 801. nur
 Abt und Priester, öbrr im Jahr 805. Bischof genannt
 wird, (Chartularium seu Tradit. Werthineas. apud
 Leibnit. l. c. p. 101. sq.) um diese Zeit das gedachte
 Bisthum. Er führte auch eine solche Aufsicht über
 fünf benachbarte Friesische Gauen, die er zum Chris-
 genthum gebracht hatte. (Altfrid. in vita S. Ludgeri,
 l. l. c. 20. 21. apud Leibnit. l. c. p. 91.) Daß er
 in einer Urkunde Karls vom J. 802. (beym Schae-
 ten, l. c. p. 601.) nicht allein Bischof, sondern sogar
 seligen Andenkens heißt; dieses und andere Merk-
 male des Untergeschobenen, welche schon Bolland,
 und noch mehr Eckhart, (l. c. p. 28.) anerkannt ha-
 ben, hat Schaten vergebens zu retten gesucht.

Seht man von diesen Westfälischen Bisthü-
 mern zu den Niedersächsischen über, welche von
 Karl dem Großen errichtet worden seyn sollen: so
 scheint es, daß bey zweyen derselben, Bremen und Ver-
 den, gar kein Zweifel Statt finden könne, wenn und nach
 welcher Einrichtung sie entstanden seyen, da selbst ihre
 Stiftungsurkunden noch vorhanden sind. Die Bres-

276 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

7.
 11.
 E. (3).
 605
 bi
 814

 mische vom Jahr 788. hat Adam von Bremen
 (Hist. Eccl. L. I. c. 10. p. 4. sq. ap. Lindenbrog. ed. Fa-
 bric.) aufbehalten. Der König kündigt darinne als
 den christlichen getreuen Sachsen, die er sich nach
 langer Empörung unterworfen, mit ihrer alten Frey-
 heit beschenkt, von allen Steuern losgespro-
 chen, und bloß Gotte steuerpflichtig gemacht habe, so
 daß sie insgesamt, Reiche und Arme, Christo und
 seinen Priestern den Zehnten von Vieh und Früchten
 abtragen mußten, an, daß er, nachdem er ihr Land,
 auf Altrömische Art, in eine Provinz verwand-
 elt, und nach gewissen Gränzbestimmungen unter
 die Bischöfe vertheilt hätte, den mitternächtigen Theil
 desselben, der an Fischen sehr reich, und zur Viehzucht
 sehr geschickt wäre, Christo und dem Apostel Petrus
 dankbarlich gewiedmet habe. Er habe daher in Wig-
 modia, an dem Orte Bremen, beym Flusse Wirs-
 raha, eine Kirche und einen bischöflichen Stuhl er-
 richtet. Dazu habe er zehn Gauen geschlagen, die er,
 mit Aufhebung ihrer alten Nahmen, in die zwei Pro-
 vinzen Wigmodia und Lotgō abgetheilt habe. Zur
 Erbauung dieser Kirche habe er in jenen Gauen sich-
 zig Hufen Landes mit den dazu gehörigen Bauern be-
 stimmt, und den Einwohnern des ganzen Sprengels
 befohlen, den Zehnten an dieselbe zu entrichten. Diese
 Bremische Kirche, fährt er fort, habe er auf Bes-
 fehl des höchsten Bischofs und allgemeinen
 Vaters, (universalis Papae) Adrians, ingleichen
 nach dem Rathe des Bischofs von Maynz, Lullo,
 und aller gegenwärtigen Bischöfe, mit allem, was ihr
 zugehöre, Willehaden, einem Manne von rühmi-
 chen Sitten, vor Gott und den Heiligen anvertrauet,
 und ihn zum Bischof derselben weihen lassen, damit
 er nach canonischer Ordnung und klösterlicher Strenge
 diese neue Kirche anbauen möchte. Weil auch eben
die-

dieser ehrwürdige Mann ihm gemeldet habe, daß der gedachte Kirchensprengel wegen der gefährlichen Anfälle der Barbaren, zur Unterhaltung der Knechte Gottes daselbst nicht hinreiche: so habe er auch einen Theil des angränzenden Frießlands, wo gleichfalls eine Thüre des Glaubens eröffnet worden sey, der Bremischen Kirche zugeeignet. Hierauf folgt noch eine genaue Bezeichnung des Umfangs von diesem Kirchensprengel, hauptsächlich zwischen der Nordsee, der Elbe und Weser. Aber bloß der angezeigte Inhalt und die Ausdrücke dieser Urkunde machen es unglaublich, daß sie im Jahr 788. ausgefertigt worden seyn könnte: in einem Jahre, da nichts weniger als ganz Sachsenland bezwungen, oder mit seiner ältern Freiheit beschenkt, und von aller Steuer entbunden war; da das Gebiet des neuen Bisthums sich tief in das Land der heidnischen Ostfalen erstreckt haben würde; anderer Zweifel nicht zu gedenken, die von selbst in die Augen fallen. Bereits Calvdr, in seinem oben (S. 255.) angeführtem Werke, (S. 233. fg.) hat sie recht geschickt und umständlich entwickelt. Nachher ist dieses auch von Eckharten (Rer. Francicar. L. XXIV. p. 721. sq. T. I.) bündig geschehen. Unterdessen wenn gleich diese Urkunde offenbar eine Erdichtung späterer Zeiten ist, durch welche dem Bisthum, und nachmaligem Erzbisthum Bremen ein ungeheurer Kirchensprengel mit wichtigen Rechten und Einkünften zugesprochen werden sollte; so hat doch ihr Urheber auf keinen ganz leichten Grund sein Gebäude aufgeführt. Man sieht aus Anshars, oder Ansgars, ersten Erzbischofs von Bremen im neunten Jahrhunderte, Leben Willehads, (in Mabillon. Actis SS. Ord. S. Bened. Sec. III. P. II. p. 404. sq.) daß dieser Angelsachse allerdings um das Jahr 780. von Karl in den Sächsischen Gau Wigmodia, im heutigen Bremischen, zur Ausbreitung

F. II.
C. 9.
605
bis
814

278 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

J. n. E. G. des Christenthums abgeschiedt worden sey; daß er dieses zwar sehr glücklich betrieben; aber auch eine Zeit lang sich habe wegflüchten müssen, weil in einer von **605** Witterinden erregten Verfolgung einige seiner Gehülfen und Schüler das Leben verloren hätten, bis er **814** nach sieben Jahren solcher Arbeiten, mithin im Jahr 787. erst zum Bischof jener Gegenden habe geweiht werden können; indem die Sachsen vorher nicht einmal einen christlichen Priester, geschweige denn einen Bischof, geduldet hätten. Verwundern muß man sich übrigens, daß Mabillon gegen jene Urkunde, die er auch größtentheils abschrieb, (l. c. p. 402. sq.) gar keine Erinnerung gemacht hat.

Nicht viel günstiger kann man von dem Stiftungsbrieфе des Bisthums Verden urtheilen, den **Calvör** (l. c. S. 223. sq.) aus **Christian Schöpfens Chronico**, oder Beschreibung der Stadt und des Stiftes **Hardenwick**, (Lübeck, 1704. 4. S. 128. sq.) eingerückt und verdächtig befunden; den aber bereits **Scharn** (Hist. Westfalicæ L. VIII. pag. 505. sq.) mitgetheilt, und eben so wie den **Bremischen**, (pag. 514. sq.) vor ächt erklärt hat. Hingegen hat ihn auch **Rechart** (l. c. pag. 722.) in Gesellschaft mit diesem letztern verworfen. Beide müssen in der That mit einander stehen oder fallen; und wenn sie nicht ganz untergeschoben sind, können sie wohl nicht anders als sehr verfälscht heißen. In der **Verdenschen Urkunde**, welche mit dem Jahre 786. bezeichnet, und von den drey Erzbischöfen, **Lullo** zu **Maynz**, **Sildebald** zu **Cöln**, und **Amalhar** zu **Trier**, unterschrieben ist, unter welchen doch der dritte gewöhnlich erst um das Jahr 800. als Erzbischof von **Trier** angenommen wird, finden sich, wie in der **Bremischen**, die seltsamen Nachrichten, daß bereits damals das ganze be-

zwun-

fröungent Sachsenland, nach Römischer Gewohnheit
 zu einer Fränkischen Provinz gemacht, und in Bis-
 thümer eingetheilt worden sey; auch darinne wird
 Adrians Befehl, mit völlig gleicher Titulatur, ge-
 nannt. Uebrigens läßt man Karli in dieser Urkunde,
 in deren Unterschrift er Rex sanctissimus genannt wird,
 sagen, daß er einen Theil vom mitternächigen Sach-
 sen Erbkiste und seiner heiligsten Mutter gewidmet,
 und an dem Orte Gardium, am Flusse Aller, im
 Gau Sturmit, eine bischöfliche Kirche angelegt habe,
 welche der Erzbischöflichen Maynzischen unterworfen
 seyn sollte. Es werden ihr ferner im gedachten Gau
 zweyhundert Morgen Landes mit allem darinne be-
 findlichen geschenkt, und Swibert (vir immortalis
 memoriae coram Deo et apud homines,) wird zu
 ihrem ersten Bischof bestellt. Gleichwohl war Swi-
 bert oder Suidbert, wie oben (S. 150. fg.) erzählt
 worden ist, schon im Jahr 713. gestorben; worauf
 auch das ihm zugeschriebene unsterbliche Andenken
 leitet: und Kranz hat sich vergeblich bemüht, (Nie-
 trop L. II. c. 6.) einen jüngern Swibert ausfindig
 zu machen. Eine alte Lebensbeschreibung Swi-
 berts, als des ersten Bischofs von Verden, (in Leib-
 nit. Scriptt. Ker. Brunsvicens. T. II. p. 222. sq.) kennt
 keinen andern, als von welchem Beda Nachricht
 giebt, und den Willibrord unter seinen Gehülffen
 hatte. Doch Leibnitz ist bereits auf eine Spur dieses
 fabelhaften Irrthums gekommen. (L. 2. Introduct. in
 Collect. Scriptt. Hist. Brunsvic. pag. 23.) Man hat
 die Insel im Rhein, Werth oder Woerd im dama-
 ligen Deutschen, mit Verden vermengt, und ihn vor
 den ersten Bischof daselbst gehalten, wie auch eine von
 Leibnizen bekannt gemachte Chronik der Bischöfe
 von Verden (L. c. p. 211.) zeigt. Man muß also
 wohl einige Schritte weiter thun, und da sie eben ge-

bachte Chronik ohnedem gesteht, Swibert sey von den Henden aus seinem Bisthum vertrieben, und genöthigt worden, sich an den Rhein zu flüchten, entweder den Nachfolger, welchen ihm die Chronik giebt, **814. Spatto**, (vielleicht der heil. Patto, S. Patto, wie Eckhart muthmaast,) als den ersten Bischof annehmen; oder, weil sie hinzusetzt, er sey es fast nur dem Nahmen nach gewesen, und nebst mehrern, die auf ihn folgten, durch die Henden verjagt worden, befehlen, daß man von dem Ursprunge dieses Bisthums nicht mehr wisse, als daß Karl auch für die Gegenden der Aller ein Bisthum bestimmt habe; das aber erst in seinen letzten Jahren, wie mehrere andere, ganz zu Stande gekommen sey.

Lesern, welche eben nicht Ursache haben, sich mit den Urkunden der mittlern Jahrhunderte genauer zu beschäftigen, könnte es sonderbar vorkommen, daß bisher in dieser Geschichte so manche derselben als unächt bezweifelt, oder ganz verworfen worden ist: und die Anzahl derer, welche sich einen gleichen Verdacht, oder noch mehr als diesen, zuziehen, wird in der Folge immer wachsen. Schaten, der zu einer Zeit schrieb, da die Diplomantik kaum anfieng, sich durch eine Reihe von Beobachtungen und Untersuchungen zu einer wissenschaftlichen Stärke zu erheben, beschwert sich öfters über die sogenannten Keger, daß sie die Aechtheit von Karls Stiftungsbriefen bestritten; ja wohl gar leugneten, daß er Bisthümer errichtet habe. Gleichwohl war es bald darauf Schatens Orden hauptsächlich, der eine Menge Klosterurkunden, und ganze Archive derselben des Betrugs und der Verfälschung anklagte. Und Eckhart hat, nachdem er zur Römischkatholischen Kirche übergegangen war, noch mehr solcher, bischöflicher und Mönchsurkunden, als vor-

vorher, angegriffen. Ja, welches das Merkwürdigste ist, Schaten selbst mußte die Aechtheit der von seinem Bischof Serdinianus zu Paderborn dessen schätzbaren Monumentis Paderbornensibus (p. 325. sq. Amstel. 1672. 4.) angehängten Osnabrückischen Urkunden Karls des Großen, unter andern gegen seinen eigenen Ordensgenossen Papebroch vertheidigen. In der That macht es, außer dem geschichtswidrigen Inhalte und Ausdrücke vieler von jenen Urkunden, auch der allgemeine Zustand der Gelehrsamkeit und des Clerus, nothwendig, gegen dieselben stets auf seiner Hut zu seyn. Sie wurden alle in lateinischer Sprache ausgefertigt, die, außer dem Clerus, beynahe niemand verstand; er war es daher auch, der sie aufsetzte, und unzählige derselben in seinen eigenen Angelegenheiten, die er mit der äußersten Eiligkeit nach Vergrößerung und Bereicherung betrieb. Schon dieses also war Reizes genug für ihn, seine unzähligen Erwerbungen durch Urkunden zu besessigen, die nicht immer gerade auf die Zeiten paßten, in welchen sie gemacht worden waren; oder wohl gar nach der herrschenden Denkart, daß vermeinte fromme Betrügereyen, welche zur Ehre und zum Besten der Kirche, ihrer Schutzheiligen, und Gottes selbst, vorgenommen würden, verdienstlich wären, Freiheits- und Schenkungsbriefe für Kirchen und Klöster zu erdichten. Nicht allemal mögen auch gewisse Stiftungen durch feyerliche Aufträge bestärkt worden seyn; andere mögen sich verloren haben; zur Ergänzung oder Ersetzung derselben wurden in spätern Jahrhunderten neue ausgearbeitet, an welche sich die Kritik, wenn sie auch vorhanden gewesen wäre, dennoch, als an ein Heiligthum, nicht hätte wagen dürfen. Da es Beispiele von jeder Gattung giebt, welche auch diejenigen, denen an ihrer Aechtheit nicht wenig gelegen ist, eingestehen mußten: so

282 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n.
E. G.
605
bis
814. werden nicht allein wahrscheinliche Vermuthungen zu Thatsachen; sondern streuen auch auf mehrere Seiten einen Verdacht aus, der nur zu viele Nahrung findet.

Noch werden zween andere Bisthümer in Niedersachsen, Halberstadt und Hildesheim, von Karl dem Großen hergeleitet. Wenn man einer Chronik des dreyzehnten Jahrhunderts glauben darf: (Chronicon Ecclesiae Halberstad. in Leibnitii Scriptt. Rer. Brunsvic. T. II. p. 110.) so hat Karl im Jahr 781. erstlich zu Selungenstadt, (oder Seligenstadt) welches nachmals Osterwick genannt wurde, ein Kloster gebauet, und zugleich ein Bisthum daseibst angelegt, welches er, auf Befehl des Römischen Bischofs Adrian, Hildegrinen, einem Bruder Lüdgers, des einen Bischofs von Nimitz gardeford (oder Münster) anvertraute. Aber Hildegrin verlegte es in eben demselben Jahre nach Halberstadt, indem er und der König, als sie an dem Orte beisammen waren, wo die Ohra in die Elbe fällt, und über jene Verlegung berathschlagten, von den beiden Flüssen der Stadt den Nahmen Halberstadt, gleichsam Alb-Ohra-Stadt, ertheilten. Doch nicht zu gedenken, daß die gedachten Flüsse etliche Meilen weiter zusammenfließen; so hat Leibnitz bereits bemerkt, (Introduct. in Collect. Scriptt. Brunsvic. ad Chartular. Werthin. n. 6. T. I. et T. II. p. 15. Introduct. in Scriptt. Brunsv. ad Chron. Halberstad.) daß Hildegrin zur genannten Zeit nicht wohl habe Bischof zu Halberstadt seyn können, indem Lüdger, dessen Bruder er war, erst nach dem Jahr 800. das Bisthum Münster erhalten habe; er aber noch im Jahr 796. Diaconus genannt werde. Leibnitz vermuthet sogar nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß Hildegrin erst nach Karls Tode dieses Bisthum erlangt habe;

habe; ob er gleich nicht leugnen will, daß dieser Fürst, schon da er den Frieden mit den Sachsen schloß, den Umfang des Bisthums bestimmt habe, wie solcher in der angeführten Chronik (p. 111.) zwischen der Elbe, Saale und Unstrut angegeben wird. Eckhart hingegen (l. c. T. II. p. 26. sq.) sucht zu zeigen, daß Hildegwin zwar Bischof von Catalaunum (oder Châlons) im heutigen Frankreich; aber von Halberstadt nur eine kurze Zeit bischöflicher Verweser; und der erste Bischof daselbst Thiatgrim, sein Nefse, gewesen sey.

Hildesheim endlich ist erst unter Karls Sohne, Ludwig dem Frommen, ein Bisthum geworden. In einer dort selbst aufgesetzten Chronik (Chron. Episcop. Hildeshem. apud Leibnit. l. c. T. I. p. 742.) wird erzählt, daß Karl zwar, zur Befestigung des Christenthums unter den Sachsen, die Kirchen zu Patherburne, Corvey, Minden, Hildenesheim, Herstelle, und andere, erbauet, auch sie zu künftigen Bisthümern bestimmt; daß diese aber erst Ludwig nach seinem Willen errichtet, und zu Hildenesheim insonderheit Gunthahn (oder Günthern) zum ersten Bischof bestellt habe. Diese einheimische Nachricht benimmt nicht allein andern alten Mönchsberichten, welche Karln zum eigentlichen Stifter des Bisthums machen, ihre Glaubwürdigkeit; sondern bestätigt es auch, was man nach den bisher gemeldeten Umständen schon wahrscheinlich finden muß, daß in dem an Städten armen und so verwüsteten Sachsenlande, wo die Nation selbst so abgeneigt war, Bischöfe anzunehmen, und ihnen den Zehnten zu entrichten, mehrere der bisher beschriebenen Bisthümer kaum in Karls letzten Jahren, zumal in dem Umfange, und im Besitze der Einkünfte, die ihnen bengelegt werden, völlig zu Stande gekommen sind.

Desto

282 Zweuter Zeitraum. Fünftes Buch.

werden nicht allein wahrscheinliche Vermuthungen zu Thatsachen; sondern streuen auch auf mehrere Seiten einen Verdacht aus, der nur zu viele Nahrung findet.

605
bis
814.

Noch werden zween andere Bisthümer in Niedersachsen, Halberstadt und Hildesheim, von Karl dem Großen hergeleitet. Wenn man einer Chronik des dreizehnten Jahrhunderts glauben darf: (*Chronicon Ecclesiae Halberstad. in Leibnitii Scriptt. Rer. Brunsvic. T. II. p. 110.*) so hat Karl im Jahr 781. erslich zu Selengensstadt, (oder Seligenstadt) welches nachmals Osterwick genannt wurde, ein Kloster gebauet, und zugleich ein Bisthum baseibst angelegt, welches er, auf Befehl des Römischen Bischofs Adrian, Hildegrinen, einem Bruder Lüdgers, des eignen Bischofs von Minden gardeford (oder Münster) anvertrauete. Aber Hildegrin verlegte es in eben demselben Jahre nach Halberstadt, indem er und der König, als sie an dem Orte beisammen waren, wo die Ohra in die Elbe fällt, und über jene Verlegung berathschlagten, von den beiden Flüssen der Stadt den Nahmen Halberstadt, gleichsam Alb. Ohra. Stadt, ertheilten. Doch nicht zu gedenken, daß die gedachten Flüsse etliche Meilen weiter zusammenfließen; so hat Leibnitz bereits bemerkt, (*Introduc. in Collect. Scriptt. Brunsvic. ad Chartular. Werthin. n. 6. T. I. et T. II. p. 15. Introduc. in Scriptt. Brunsv. ad Chron. Halberstad.*) daß Hildegrin zur genannten Zeit nicht wohl habe Bischof zu Halberstadt seyn können, indem Lüdger, dessen Bruder er war, erst nach dem Jahr 800. das Bisthum Münster erhalten habe; er aber noch im Jahr 796. Diaconus genannt werde. Leibnitz vermuthet sogar nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß Hildegrin erst nach Karls Tode dieses Bisthum erlange habe;

sag, daß es aus denselben von siebzig Hufen den Zehnten erhalten sollte, wie wenig auch hier von einer Regierling des Landes die Rede sey. Der einzige Freyherrbrief Karls für das Osnabrückische Bisthum vom Jahr 803: (in Monument. Paderborn. p. 325.) würde hier einen Beweis abgeben, wenn er nur nicht selbst auf so schwachen Füßen ruhte. Dehn dieser Fürst erklärt sich darinn, er habe der Kirche zu Osnabrück alles königliche und weltliche Gericht über ihre Knechte, Angehörige, Freye, Steuerpflichtige und Klienten; (Malman et Mundman) und alle Leute beiderley Geschlechts, welche ihr zugehörten, oder künftig zugehören würden; überhaupt völlige Freyheit von königlicher Gewalt dergestalt ertheilt, daß kein öffentlicher Richter, Herzog, Graf oder Verweser desselben, oder Schulze, oder königliche Commissarien, (Missi dominici) welche zu gewissen Zeiten herumreisen, die Dörfer des Bisthums zu Gerichtsversammlungen oder zu Lieferungen nöthigen, auch keinen der ihr Angehörigen vor ihr Gericht fordern, oder irgendwo zum Tode verurtheilen, oder sonst beschweren sollten. Vielmehr soll es dem Bischof, und seinen Nachfolgern; auch seinem Wogte (Advocato) frey stehen, die Angelegenheiten ihrer Kirche mit allen ihren Verfügungen, ungestört zu ordnen und einzurichten. — Das wäre freylich ein so königliches Priestertum, als sonst nirgendwo, wie es Schaten nennt; (l. c. p. 529.) es bleibt aber besonders für diese neue Eroberung sehr unwahrscheinlich.

Außer der Bekehrung der Sachsen, welche Karl größtentheils mit dem Schwerdte in der Hand vollendete, nöthigte er auf gleiche Art große Haufen von andern an sein Reich gränzenden Nationen, sich zum Christenthum zu bekennen. Da er mit den Slavis

286 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

3. n. ſchen Völkern, die noch die ganzen öſtlichen, zum
 E. S. Theil auch nördlichen Länder des heutigen Deutschlands
 605 beſetzt hatten, mit den Wilzen im jezigen Pommern,
 bis mit den Obotriten im nunmehrigen Mecklenburgi-
 814 ſchen, mit den Sorben zwiſchen der Saale und Elbe,
 ingleichen mit den Böhmen, öfters, und nicht ohne
 ſiegreichen Fortgang, Kriege führte, wie unter andern
 Einhard (de vita Car. M. c. 12. pag. 62.) meldet:
 ſo konnte es nicht fehlen, daß, ohngeachtet ſeine Er-
 oberungen unter ihnen noch nicht ſehr ausgebreitet oder
 durchgehends dauerhaft waren, doch viele der Ueber-
 wundenen ſich zugleich, welches er ſich zur vorzügli-
 chen Ehre anrechnete, Chriſto ergaben. Oben (S.
 259.) iſt bereits ein Beyſpiel von mehreren tauſend
 Wenden, Nachbarn des Sachſenlandes, die ſich
 tauſen ließen, angeführt worden. Die völlige Be-
 zwingung dieſes Landes öffnete eben den Franken den
 Weg zu den Wenden jenseits der Elbe. „Ihre Glau-
 bensboten, ſchreibt Helmold, (Chron. Slavor. L. I.
 c. 3. pag. 540. in Leibnit. Scriptt. Brunſvic. T. II.)
 giengen nun, gleich ſchnellen Engeln, in den ganzen
 Norden aus. Und da zu gleicher Zeit auch die Sla-
 viſchen Nationen ſich den Franken unterwarfen: ſo ſoll
 Karl Sammenburg (nachmals Hamburg,) eine
 Stadt in Nordalbingien, nachdem er eine Kirche da-
 ſelbſt erbauet hatte, einem heiligen Manne Heridag,
 den er dahin zum Biſchof beſtimmt hatte, zu regieren
 anvertrauet haben: und dieſe Kirche von Sammen-
 burg ſollte die Hauptkirche (metropolis) für alle Sla-
 ven und Dänen werden. Allein der Tod des Pres-
 byters Heridag, und Karls Kriege hinderten ihn,
 dieſen Entwurf auszuführen.“

Karls Krieg mit den Avarn im heutigen Un-
 garn, ſeit dem Jahr 791. wurde für ihn eine neue
 Ge

Gelegenheit, nach seiner Art Heyden zu befehren. Es haben zwar mehrere unter den Neuern, besonders Ungarische Schriftsteller, wie Bonfinius, (Rer. Vagari. Dec. I. L. 9. p. 140. sq. ed. Bel.) und Paul Ember (in Hist. Eccl. Reformatae in Hungaria et Transylvania, ed. a Frid. Adolph. Lampio, Traj. ad Rhen. 1728. 4. p. 10. sqq.) behauptet, daß es Ungarn gewesen wären, welche damals im alten Pannonien bereits ihren Sitz gehabt hätten. Aber Eginhard allein widerlegt sie schon hinlänglich; (l. c. c. 13. pag. 65.) ob er gleich, mit andern Schriftstellern dieser Zeiten, Avarer und Hunnen vor einerley Nation hält: und in unsern Zeiten hat besonders Hr. Pray (Annal. vet. Hunnorum. Avar. et Hungarorum. p. 269. sq. Vindob. 1761. fol.) die Geschichte dieses Kriegs und der Nation, mit der er geführt wurde, wohl aufgeklärt. Er wurde durch die Verbindung der Avarer mit dem Herzoge von Baiern Tassilo, der sich wider Karl empört hatte, und durch ihre Gränzstreitigkeiten mit den Franken, (indem sie bis in das jezige Oesterreich vorgedrungen waren,) veranlaßt. (Eginh. Annal. de gestis Caroli M. ad a. 788. pag. 245. ad a. 791. p. 246. in Duchesn. Hist. Francor. Scriptt. T. II. Poeta Saxo ad a. 788. pag. 137. ad a. 790. sq. p. 139. sq. in Leibnit. Scriptt. Brunsv. T. I.) Es ist bloß eine neuere Muthmaßung, daß Karl denselben wegen der Ausbreitung des Christenthums unternommen habe. Wenigstens aber ließ er, nachdem der Krieg glücklich angefangen worden war, um noch mehr Fortgang zu gewinnen, nach der Vorschrift des Clerus, drey Tage lang Litaneyen in seinem Lager singen; jedermann, den nicht Krankheit oder Alter daran hinderte, mußte sich, nach der Vorschrift des Clerus, während dieser Zeit des Fleisches und Weins enthalten; und wer diesen dennoch trinken wollte, mußte Geld dafür zahlen; Almo-

J. n.
E. G.
605
bis
814

288 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

Almosen mußte jedermann geben, und jeder Priester eine besondere Messe halten; jeder Cleriker aber, der Psalmen wußte, funfzig derselben absingen. (Caroli Epist. ad Fastradam Reginam, p. 255. sq. in Baluz. Capitull. Regg. Fränc. Tom. I. Eginh. Annal. ad a. 791. l. c.) Bald wurden auch so viele Siege über die Awaren erfochten, daß das Fränkische Heer tief in Pannonien einbrang, und endlich im Jahr 796. selbst der königliche Sitz, der Ring, oder Spring genannt, mit unermesslichen Schätzen erobert wurde, von welchen Karl einen ansehnlichen Theil an den heil. Petrus nach Rom schenkte. Sogar der Chagan (oder Khan) der Awaren, Tudun, kam im gedachten Jahre mit vielen von seiner Nation zu dem Könige; wurde nebst denselben zu Aachen getauft, und schwor ihm unverbrüchliche Treue. Allein dieser Fürst war nicht lange in sein Vaterland zurückgekehrt, als er wieder vom Christenthum abfiel. (Eginh. Annal. ad a. 796. p. 248. Poeta Saxo ad a. eund. p. 145.) Unterdeffen erhielt sich doch diese Religion unter den Awaren selbst; obgleich mit einiger Mühe. Man schickte Colonieen von Baiern und Kärnthischen Slaven in ihr verödetes Land. Pipin, Karls Sohn, der an ihrer Besiegung großen Antheil gehabt hatte, übergab die fernere Ausbreitung des Christenthums daselbst dem Erzbischof von Juvavium, (nachmals Salzburg,) Arno: und Karl bestätigte dieses im Jahr 803. Arno schickte auch eine Anzahl Lehrer unter die Slaven in Kärnthen, und nach Nieder-Pannonien, von denen einer, Ingo, dort so beliebt wurde, daß man ihm in allem gehorchte. Er ließ die christlichen Knechte mit sich speisen; ihren heydnischen Herren aber setzte er das Essen, wie Hunden, vor der Thüre hin; und da er ihnen die Ursache dieses Unterschieds erklärte, ließen sie sich haufenweise taufen. Doch

Befehrung der Wenden u. Awaren. 289

Doch Arno selbst war schon im Jahr 798. auf Karls Befehl dahin gereist, und hatte einen Bischof für die neuen Gemeinen in Kärnthen, ingleichen an der westlichen Seite der Drau, bis sie sich in die Donau ergießt, geweiht. (S. Eberhardi vita S. Rudberti, primi Episc. Salzburg. pag. 343. in Canis. Lectt. Antiq. T. III. P. II. ed. Balsag.) Im Jahr 805. trat ein anderer Fürst der Awaren zum christlichen Glauben; (Eginh. Annal. ad h. a. p. 252.) Karl schützte sie auch gegen die Anfälle der Böhmen, und es entstand zwischen dieser Nation und seinen Franken eine Verbindung der Handelschaft; bis endlich die Awaren, deren größtentheils christlich gewordener Theil von der Oesterreichischen Gränze bis an den Raabfluß seine eingeschränkten Wohnplätze hatte, von der Mitte des neunten Jahrhunderts an, aus der Geschichte nach und nach verschwanden, und den neu ankommenden Ungarn Platz machten. Alcuins Briefe (Ep. 28. pag. 37. Ep. 30. p. 40. Ep. 34. p. 45. T. I. Opp. ed. Froben.) gedenken auch dieser Befehrung der Awaren, die er zugleich Sunnen nennt; und Theodulf, Bischof von Orleans, wünschte Karln in einem überhaupt nicht schlechten Gedichte (Carmin. L. III. carm. 1. pag. 790. in Sirmondi Opp. T. II. edit. Venet.) dazu Glück.

So viele Verdienste Karls um die Fortpflanzung des Christenthums unter heydnischen Nationen, verbunden mit seiner übrigen Thätigkeit für das Beste der Religion, der Kirche, der Römischen und andern Bischöfe, haben ihm endlich gar den feyerlich erklärten Nahmen eines Heiligen und Fürbitters bey Gott erworben. Da diese Ehre allen wiederfahren ist, welche den ersten Grund zur Befehrung ganzer Nationen gelegt haben, und die daher ihre Apostel genannt

290 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

worden sind: so konnte sie ihm, den schon der Sächsische Dichter (ad 2. 814. p. 171. ed. Leibnit.) den eigentlichen Aposteln an die Seite stellte, auch nicht entgehen. Der Kaiser Friedrich der erste war es, der diesen seinen großen Vorgänger im Reiche, wahrscheinlich bald nach dem Jahr 1164. durch den Papst Paschalis den Dritten canonisiren ließ. (Frid. I. Dipl. in Actis SS. Antwerp. mens. Januar. T. II. p. 888. Theodor. Engelhus. Chron. p. 1104. in Leibnit. Scr. Brunsv. T. III.) Paschalis wird zwar in der Römischen Kirche als ein schismatischer Papst angesehen; seine Heiligsprechung ist also in derselben nicht angenommen, und Karl ist kein Platz im Römischen Martyrologium angewiesen worden. Allein, wie Baronius, nach dem Urtheil der Canonisten, bemerkt, (Annal. Eccl. ad a. 814. n. 63. p. 664. T. VIII. ed. Colon.) weil doch die rechtmäßigen Päpste jene Canonisation nicht ausdrücklich vor ungültig erklärt haben: so hat sich die Verehrung Karls in Französischen, Deutschen und Niederländischen Gemeinden erhalten. Sein Name ist auch in des Jesuiten Canisius Deutsches Martyrologium am 28sten Jänner eingerückt worden. Es giebt selbst alte Gebetsformeln, und andere gottesdienstliche Vorschriften, welche an seinem Festtage in der Kirche zu Zürich (Thuregum) gebraucht wurden, und worinne er Fürbitter im Himmel und Bekenner (Confessor) genannt wird; man rief ihn unter andern mit den Worten an: O Rex mundi triumphator! Iesu Christi congregator! Sis pro nobis exorator, Sancte pater Carole! Emundati a peccatis, Vt in regno claritatis, Nos plebs tua cum beatis, Coeli simus incolae! (Officium de S. Carolo, p. 208. in Canis. Lect. ant. T. III. P. II. ed. Basn.) Zu Aachen, wo Karl so gern sich aufhielt, und wo er begraben liegt, dauert seine Verehrung

ehrung noch fort. In der Spanischen Stadt **Gerona**, welche ihm zu Ehren einen vollständigen Gottesdienst zu halten pflegte, ist derselbe durch die Tridentinische Kirchenversammlung sehr eingeschränkt worden. (Petr. de Marca Hispan. L. III. c. 6. p. 251. 814 Paris. 1688. fol.) Daß er auch in den Kirchen zu **Paris**, **Rheims** und **Rouen** ehemals angerufen; sein Fest zwar aus den liturgischen Büchern von **Paris** weggestrichen worden; aber doch in dem dortigen Collegium von **Navarra** noch bis gegen die Mitte dieses Jahrhunderts im Gange geblieben sey, hat **Longueval** (Hist. de l'Eglise Gallicane, T. V. pag. 210.) gezeigt. Die vollständige Geschichte dieser zweideutigen Heiligsprechung von **C. W. S. Walch**, (Hist. canonisationis Caroli M. Ienae, 1750. 8.) habe ich nicht zu Gesichte bekommen.

Weniger zahlreich und berühmt, als diese Bekehrungen in den Abendländern, sind die um gleiche Zeit in **Asien** bewürkten; dagegen aber erstrecken sie sich in Weltgegenden hin, welche dem größten Theil des menschlichen Geschlechts noch unbekannt waren. Ob bereits in frühern Jahrhunderten das Christenthum in **Sina** Eingang gefunden habe? darüber lassen sich nur wahrscheinliche Muthmaassungen anbringen. Solche hat auch **Deguignes** vorgetragen. (Allgem. Gesch. der Hunnen und Türken, der Mogols, u. s. w. Genealogisch - chronologische Einleitung, S. 32. Greifswald, 1770. 4. und im dritten Bande, Untersuchung über die im siebenten Jahrhunderte in **Sina** sich aufhaltende Christen, S. 37. fg. S. 55. 56. Greifsw. 1769. 4.) Er findet am erstern Orte Spuren davon, daß schon unter der Dynastie der **Han**, welche bis in die ersten Zeiten des dritten Jahrhunderts über **Sina** regiert haben, Juden und Christen dahin

A. n.
S. 31.
605
bis
814.
 dahin gekommen sind. Am zweenen aber tritt er da-
 nen bey, welche, wie Trigault und La Croze, in der
 Religion des So, oder der Indianischen Weisen, in
 der Tataren, in Sina und Japan, nichts anders als
 ein unförmliches Christenthum entdeckt haben; und
 glaubt sogar, daß die Christen, Nestorianer, und
 andere ihrer Partheyen, in den Sinesischen Büchern
 mit den Bonzen des So vermischt, ja mit eben die-
 sem Nahmen belegt worden sind. Da überdieß im er-
 sten Jahrhunderte nach Christi Geburt, die Sineser
 mit den westlichen Völkern in Verbindung standen, und
 ihre Kriegsheere bis zu dem Caspischen Meere gedrun-
 gen waren, mithin die christlichen Glaubensboten,
 ohne durch Indien zu gehen, durch die Tataren zu ih-
 nen kommen konnten, weil sich das Sinesische Gebiet
 bis in die Gegend von Kaschgar und Bactriana er-
 streckte: so zweifelt er nicht daran, daß die ersten Chri-
 sten, die sich in Persien und Indien ausgebreitet hat-
 ten, die Kenntniß des Evangeliums nach Sina ge-
 bracht haben werden, wohin damals schon eine Menge
 Handelsleute ihre Waaren führte. Die christlichen
 Partheyen, setzt er hinzu, die in Indien viele Irr-
 thümer eingesogen hatten, giengen in der Folge nach
 Sina, und verunstalteten das erste Christenthum, in-
 dem sie es mit dem Indianischen vermengten. Wenn
 nicht bereits vom Jahr 65. an die Kenntniß dieser
 Religion sich in jenem Reiche verbreitet habe; so wä-
 ren doch gewiß um das Jahr 337. die Christen daselbst
 sehr zahlreich gewesen, indem sich damals ein Unter-
 than des Römischen Kaiserthums, der sich vor einen
 Nachfolger des So, das heißt, Christi, ausgab, an
 der Spitze eines großen Haufens, zum Kaiser von Sina
 aufgeworfen habe.

Doch sicherer als diese Vermuthungen, ist für
 die älteste Grundlage jener Religion in Sina, ein im
 Jahr

Jahr 1623. daselbst in dem Städtchen Sanxuer, nicht weit von Siganfu, der Hauptstadt der Provinz Fensi, gefundenes, nachmals auf Befehl der Obrigkeit in einem Tempel der Bonzen gebrachtes Denkmal. Es ist ein sehr großer bey der Grundlegung einer Mauer ausgegrabener Stein, auf welchem oben ein Kreuz, und darunter eine Inschrift steht, welche den ganzen Stein einnimmt, theils in Sinesischer Schrift, theils in großen Syrischen Buchstaben, welche Estrangelo heißen. Die Jesuiten, welche damals den christlichen Glauben in Sina verkündigten, schickten diese abgeschriebene und übersezte Inschrift nach Europa, wo sie seit dem Jahr 1631. lateinisch und Italianisch im Drucke erschien. Ihr Ordensgenosse, Athanas. Kircher, rückte sie darauf in zwey seiner Werke (Prodrom. Sin. p. 74. China illustrata, |p. 43.) ein. Seiner nicht ganz richtigen Uebersetzung und Erklärung folgte der Propst zu Berlin, Andreas Müller, der dieses Denkmal besonders herausgab. (Diss. de monumento Sinico, Berol. 1672. 4.) Mit einigen Verbesserungen und neuen Anmerkungen stellte es Juseb. Renaudot (Anciennes Relations des Indes et de la Chine, des deux Voyageurs Mahometans, qui y allèrent dans le neuvième Siècle, p. 228—271. à Paris, 1718. 8.) ans. Licht; es blieb aber noch genug daran zu berichtigen und zu erläutern; übrig. Dieses leistete Joseph Simon Assemani theils in neuen Abdrücken der Syrischen Aufschrift, aus den Urschriften; (Biblioth. Orient. Clement. Vatic. T. II. p. 253. sq. T. III. P. II. p. 482.) theils in vollständigen Auszügen und Erläuterungen. (T. III. P. II. p. 539. sq.) Da jedoch La Croze, (Dissertations historiques sur divers sujets, n. 3.) und Beausobre (Hist. crit. de Manichée et du Manichéisme, T. I. p. 295.) dieses Denkmal vor eilt von den Jesu-

ten untergeschobenes Werk erklärten: so hat Deguignes (in der oben gedachten Untersuchung, S. 39. fg.) nicht allein ihre vornehmsten Einwürfe gegen dasselbe beantwortet; sondern auch die darauf befindlichen Nachrichten durch Zeugnisse Sinesischer Geschichtschreiber zu bestätigen gesucht.

Der Syrischen Inschrift zu Folge, ist dieses Denkmal zu der Zeit, als Ananjesu Katholischer (oder allgemeiner) Patriarch der Nestorianer war, im Jahr 1092. nach der Griechischen Zeitrechnung, oder nach der christlichen, im Jahr 781. vom Jazedabuzid, Aeltesten und Ehorbischof der königlichen Stadt Chumdan, errichtet worden. Man weiß auch, daß Ananjesu vom Jahr 774. bis 778. Patriarch gewesen ist; und wenn er noch drey Jahre nach seinem Tode davor ausgegeben wird: so läßt es sich, bey der ungemeinen Entfernung Assyriens, wo er seinen Sitz hatte, von Sina, wohl begreifen, daß man ihn damals in diesem Lande noch vor lebend gehalten hat. Außer dem Stifter des Denkmals, werden noch mehrere Cleriker, vorzüglich aber Adam, Aeltester, Ehorbischof und Papa von Zinestan, (ܐܕܡܐ ܕܝܢܝܨܬܐܢ) vermuthlich also der oberste kirchliche Vorsteher der Christen in Sina, genannt. Endlich findet man auch die Nahmen von siebenzig Lehrern des Christenthums in diesem Reiche seit dem Jahr 635. angegeben.

Die Sinesische Aufschrift ist weit ausführlicher. Sie meldet, daß dieses Denkmal zur Ehre des berühmten Gesetzes von Tatsin von dem Priester Kims tein gesetzt worden sey. Tatsin aber bedeutete bey den Sinesern die ihnen gegen Westen zugelegenen Länder, oder den östlichen Theil des Römischen Reichs, wo eben die Nestorianer sich festgesetzt hatten. Darauf werden die vornehmsten Lehren der christlichen Religion

Religion vorgetragen: von Gott und der Dreieinigkeit, ingleichen von der Schöpfung; (wo Gott mit dem Syrischen Namen Alobo angezeigt wird, vielleicht, weil die Sineser für ihn kein eigenes Wort haben;) von dem Falle der Menschen durch Verführung des Satans, woraus dreihundert fünf und sechzig ketzerische Parteyen entstanden wären; von dem Messias, der Anbetung desselben, und seiner übrigen Geschichte auf der Welt; von der heil. Schrift, Taufe, dem Kreuzeszeichen, und Gebet gegen Morgen. Bey der Menschwerdung des Sohnes Gottes blickt, wie es scheint, die Nestorianische Vorstellungsart etwas durch. Christus soll sieben und zwanzig Bücher hinterlassen haben; die zum Neuen Testamente gehören werden also auf eine etwas ungewöhnliche Art berechnet. Es wird ferner von der Predigt der Apostel, und einigen Sitten und Cerimonien der Christen Nachricht gegeben. Die Diener ihrer Religion, heißt es, lassen zur Zierde den Bart wachsen, und beschneiden ihre Haare in eine Krone. Selbige haben die Christen nicht. Sie fasten, theils um die Leidenschaften zu unterdrücken; theils wegen des göttlichen Gebots. Sie beten einmal des Tags, sowohl für Lebende, als Verstorbene. Auch halten sie einmal in sieben Tagen Gottesdienst, um die Seele von Sünden zu reinigen. Selbst des hölzernen Werkzeugs wird gedacht, dessen sich die Morgenländer in ihren Kirchen an Statt der Glocken bedienen.

In eben dieser Aufschrift wird erzählt, daß unter der Regierung des Kaisers Taitfong, im neunten der Jahre Tschinkuang, mithin, nach Deguignes Ausrechnung, im Jahr Christi 635. ein sehr tugendhafter Mann, Olopuen, aus Tatsin nach Siganfu gekommen sey. Der Kaiser habe ihm einen Hof-

296 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

^{314.} Hofbedienten entgegen geschickt, der ihn in den Palast geführt habe, wo seine Bücher untersucht, gebilligt, und daher im Jahr 638. eine Verordnung zum Vortheil der Christen ertheilt worden wäre. Die Sinesischen Jahrbücher gedenken ebenfalls eines Bonzen aus den westlichen Ländern, der um diese Zeit, mit Vorfall des Kaisers, die Religion des Fo in Sina. ausgebreitet habe; sie lassen auch im Jahr 643. Gefangene aus Tarsin in dieses Reich kommen. Beide, die Aufschrift und die Geschichtsbücher der Sineser, stellen den folgenden Kaiser als einen großen Freund der Christen vor; wiederum berichten beide, daß die Religion derselben um das Jahr 698. widrige Schicksale erlitten habe. Aber im achten Jahrhunderte waren ihr die Kaiser, wie man aus der Inschrift sieht, so günstig, daß sie viele christliche Kirchen zu bauen befohlen; zur Feyer des Geburtstages Christi Räucherwerk schenkten, und für den Unterhalt der christlichen Lehrer sorgten. Dieses wird abermals von den Sinesischen Schriftstellern bestätigt: und noch in den nächsten Jahrhunderten finden sich Spuren des Christenthums genug in Sina. Deguignes zeigt überdieß auch, (l. c. S. 45. fg.) daß die vom Cosmas beschriebene Insel Taprobana, oder Ceylan, (wenn diese nicht vielmehr sein Silediva war, wie im Sechszehnten Theil, S. 195. bemerkt worden ist,) eine Niederlagsstelle für die zwischen Sina und Persien handelnden Kaufleute, folglich es den Christen leicht gewesen ist, aus diesem Lande, wo sie so zahlreich waren, in das erstere zu reisen. Mit einem Worte, die Nachrichten dieses Denkmals haben gar nichts Verdächtiges an sich. Nur alsdann könnte man die Jesuiten in einigen Verdacht wegen desselben ziehen, wenn es ihrer Kirche und dessen Oberhaupte, nicht dem Bekehrungseifer der Nestorianer, Ehre machte.

Diese

Diese Parthey, welche durch ihre Lage und starke Verbreitung in Chaldäa, Persien und andern Ländern Afrens, mehr als sonst eine christliche in den Stand gesetzt war, ihre Religion in die entferntesten Gegenden jenes Welttheils fortzupflanzen, benützte auch diese Vortheile immer mehr. Der Nestorianische Patriarch Timotheus, der diese Würde vom Jahr 778. bis 820. verwaltete, schickte, wie Asséman aus der handschriftlichen Mönchsgeschichte des Thomas, Bischofs von Marga, im Gebiete von Mosul, unter eben dieser Parthey, gegen den Anfang des neunten Jahrhunderts, bewiesen hat, (Biblioth. Orient. T. III. P. I. p. 491. sq. P. II. p. 478. sq.) den Mönch Subchaljesu, der Syrisch, Arabisch und Persisch verstand, zu den Völkern ans Caspische Meer, den Gabarestanern, Gelen, Dailamiten, Moghaniten und Gergianern, welche das Christenthum wieder verlassen hatten, das ihnen, nach einer alten Sage, von dem Apostel Thomas bekannt gemacht worden war. Subchaljesu war auch so glücklich, viele Heiden zu bekehren, und Kirchen für sie zu erbauen, denen er, als ihr ernannter Bischof, von seinen mitgenommenen Mönchen Lehrer bestellte. Nachdem er bis zu den östlichen Türken, bis an die Gränzen von Chataja und Sina auf seinen Reisen gekommen war, auch, außer Heiden, nicht wenige Marcioniten und Manichäer zum reinern Glauben gebracht hatte: kehrte er nach Assyrien in sein Kloster zurück; wurde aber unterwegs von den Barbaren ermordet. Timotheus sandte also zween andere Mönche, Kardag und Jaballaba, die er auch zu Bischöfen geweiht hatte, zu den Gelen und Dailamiten, welche, von funfzehn ihrer Mitbrüder begleitet, einen noch größern Fortgang bis in Indien, Chataja und Sina hatten, wo manche dieser Mönche Metropolitnen und Bischöfe wurden. In

^{3. n.}
^{E. G.}
Allen diesen Ländern, besonders im nördlichen Asien,
im alten Hyrcania, Bactriana, Margiana und Sog-
diana, erhielten sich diese Nestorianischen Gemei-
den eine geraume Zeit; sie sind erst mit dem vierzehn-
ten Jahrhunderte ganz untergegangen.



Schicksale

und

Befehrungen der Juden.

Zu allen diesen Befehrungen, unter welchen manche so uneigentlich einen solchen Namen führten, und von welchen die schätzbarste Folge, die Veredlung der Sitten christlich gewordenen Nationen, meistens eine der letzten gewesen zu seyn scheint, die Schuld davon mag nun an der Religion, welche man ihnen predigte; oder an den Fehlern, welche ihre Lehrer dabey begiengen; oder an ihnen selbst gelegen haben, kamen auch die verschiedenen Mittel, die man anwandte, die Juden zum Christenthum zu bringen. Sie gelangen im Großen nicht besser, als es bis zum Anfange des siebenten Jahrhunderts geschehen war. Es gewinnt sogar das Ansehen, daß Juden und Christen sich in diesem Zeitalter, noch mehr als vorher, von einander entfernt haben: sie, welche beide eine so nahe verwandte Religion, von den frühesten Zeiten an, hätte verbinden sollen.

Folgt man den christlichen Schriftstellern: so sind es die Juden allein gewesen, welche diese Scheidewand

berwand durch ihren unversöhnlichen Haß gegen das Christenthum, ihre Treulosigkeit gegen die christlichen Nationen, unter welchen sie wohnten, und ihren auf- rührerischen Geist, immer undurchdringlicher gemacht haben. Allein da die ältere Geschichte seit den ersten christlichen Kaisern so viele Mißhandlungen der Juden durch die Christen, erzwungene Befehrungen derselben, selbst ungerechte Geseze, die wider sie gegeben wurden, enthält: so darf man es den Geschichtschreibern der Christen nicht ohne scharfe Prüfung glauben, was sie von jener Nation Schändliches erzählen; zumal, wenn es auf eine nicht historisch begreifliche Art hingeworfen ist, und die Gestalt von gehässigen Gerüchten hat. So versichert Zonaras, (Annall. L. XIV. pag. 80. ed. Paris.) die Juden hätten sich unter der Regierung des Phokas zu Antiochien wider die Christen empört, viele derselben, darunter auch der Patriarch Anastasius war, umgebracht, und seinen Leichnam auf dem Markte verbrannt. Gleichwohl weiß der Verfasser der Osterchronik, welche gewöhnlich die Alexandrinische genannt wird, von dieser Begebenheit nicht mehr, als daß Anastasius von den Soldaten getödtet worden sey; ohne eines Auf- rufes der Juden zu gedenken. (Chronic. Paschal. ad a. 610. pag. 382. ed. du Fresne, Paris.) Und dieser Schriftsteller, der unter dem Nachfolger des Phokas schrieb, muß doch glaubwürdiger seyn, als der fast fünfhundert Jahr jüngere Zonaras. Eben diesem letztern (l. c. p. 83.) haben es die Neuern ohne Beden- ken nachgeschrieben, daß, als der Persische König Khosru im Jahr 614. Jerusalem eingenommen, die Juden von seinen Soldaten die christlichen Ein- wohner für ein geringes Geld gekauft, und alle, ge- gen neunzigtausend, ums Leben gebracht hätten. Auch hieran ist es erlaubt gar sehr zu zweifeln, weil der

vor-

er bereits oben (S. 62. fg.) beschrieben worden ist;
 J. n. mißbilligt in seinem Jahrbuche (l. c.) dieses Verfah-
 E. G. ren. Er nennt es einen Eifer ohne Einsicht; (acmu-
 605 latio non secundum scientiam,) Sisebut hätte, nach
 bis 814. seiner Meinung, den Glauben nicht mit Gewalt auf-
 dringen, sondern durch Gründe empfehlen sollen. Ein
 noch wichtigeres Denkmal dieser zu seiner Zeit selte-
 nen Denkungsart stiftete er sich auf der Kirchensam-
 mlung zu Toledo im Jahr 633. auf welcher er,
 in Gegenwart des Königs Sisenand, den Vor-
 stand führte. Denn ihm ist ohne Zweifel der daselbst ge-
 faßte Schluß zuzuschreiben, (Concil. Tolet. IV. can. 57.
 p. 590. in Harduini Actis Concil. T. III.) daß künf-
 tig kein Jude zum christlichen Glauben gezwungen wer-
 den sollte. Die Synode beruft sich auf die Worte
 der Schrift: Gott erbarmt sich, wessen er will;
 er verhärtet auch wen er will, und fährt fort:
 „Denn man muß sie nicht wider ihren Willen; sondern
 freiwillig selig machen, damit die Gestalt der Gerech-
 tigkeit unverfehrt sey, weil jeder Mensch eben so,
 wie er aus freyem Willen der Schlange gehorcht
 und sich unglücklich gemacht hat, auch auf dem Ruß
 der göttlichen Gnade, durch Befehrung seines ei-
 genen Gemuths, glaubt und selig wird.“ Doch,
 setzt sie hinzu, diejenigen, welche schon längst genöthigt
 worden sind, Christen zu werden, wie es zur Zeit des
 gottseeligsten Fürsten Sisebut geschah, sollen, weil
 sie Taufe, Salbung und Abendmahl empfangen ha-
 ben, selbst den aufgezwungenen Glauben beybehalten;
 damit nicht der Name Gottes gelästert, und jener
 Glaube verächtlich werde. Ganz konnte also diese
 Versammlung die herrschenden Grundsätze nicht ver-
 leugnen; das zeigen auch ihre folgenden Schlüsse. (can.
 58–66.) Diesen zu Folge sollte jeder Priester oder
 Late, der den Juden für ein Geschenk Schutz und Bey-
 stand

stand wider den christlichen Glauben leisten würde; (Wahrscheinlich heißt dieses so viel, als sie schrieben, daß sie nicht zur Taufe gezwungen werden,) aus der Kirchengemeinschaft gestossen werden; getaufte Juden, welche noch ferner ihre abscheuliche Beschneidung, und andere ihrer Gebräuche verrichteten, sollten von den Bischöfen zur Ketterschaft gezogen, und mit Gewalt davon abgehalten; wenn sie ihre Söhne beschnitten haben, dieselben den Aeltern entrisen; wenn es aber Knechte sind, diese in Freyheit gesetzt werden; überhaupt sollte man alle Kinder der Juden von ihren Aeltern trennen, damit sie nicht in die Irrthümer derselben verwickelt werden, und sie entweder in Klöstern, oder unter der Aufsicht frommer Personen beiderley Geschlechts, sowohl im wahren Glauben, als zu guten Sitten, erziehen lassen; hingegen sollten Kinder von getauften Juden, welche treulos gegen Christum handeln, ihre Väter dennoch beerben; bekönte Juden sollten mit den übrigen von ihrer Nation keine Verbindung unterhalten; bey Strafe öffentlichen Zuchtgangs; Juden, welche christliche Ehefrauen hätten, sollten von den Bischöfen erinnert werden, diesen Glauben anzunehmen; und, wenn sie sich dessen weigerten, sollte ihre Ehe aufgehoben werden; getaufte Juden, welche im Glauben verdächtig sind, sollten nicht als Zeugen zugelassen werden; auch sollte, nach dem Befehl des Königs, gar kein Jude ein öffentliches Amt bekommen; oder christliche Leibeigene und Knechte haben.

Von dieser Zeit an häuften sich die Gesetze der Westgothischen Könige und der Kirchenversammlungen in Spanien, wegen der Juden, und wider dieselben immer mehr; Isidors mildere Gesinnungen, die ohnedem nur die äußerste Gewalthätigkeit verworfen,

302 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

Darauf stellte ihm der Patriarch von Jerusalem mit
 einem gesammten Clerus vor, die Juden verdienten
 keine Erlaubniß ganz und gar nicht, indem sie mit den
 Christen, ihren Kirchen und Häusern grausam verfahren,
 selbst das Grab Christi mit Mist und anderm Un-
 flat bedeckt hätten; um es unkenntlich zu machen.
 Der Kaiser wandte dagegen ein, er habe den Juden
 die eibliche Versicherung gegeben, daß sie für ihr Leben
 und ihr Vermögen nichts zu befürchten haben sollten;
 wenn er dieses nicht hielte, so werde künftig niemand
 seinen Worten trauen. Doch der Clerus erbot sich,
 alle Schuld, welche sich der Kaiser dadurch zuziehen
 könnte, auf sich zu nehmen, und die Sünde, die er
 etwan begienge, durch ein jährliches Fasten zu tilgen;
 wenn er nur verstaten wollte, daß die Juden, wie sie
 es verdienten, behandelt würden. Er willigte auch
 darein: und nunmehr wurden alle Juden, die sich zu
 Jerusalem blieben ließen, niedergehauen; eine An-
 zahl derselben rettete sich mit der Flucht. Das Sün-
 denreinigende Fasten wurde ebenfalls von dem Clerus
 eingeführt; es nahm die erste Woche der großen Fa-
 stenzeit ein, und bekam den Namen, das Fasten
 des Heraclius. — Es braucht wohl nicht erst er-
 innert zu werden, daß dieser, obgleich jüngere Bericht,
 der nach der damaligen Denkungsart weder dem Kai-
 ser, noch dem Clerus zur Schande gereichen sollte,
 und doch beide entehrt, den Vorzug vor dem ältern
 behauptete.

Mariana, und andere, welche es diesem Spa-
 nischen Geschichtschreiber glauben, auch Jac. Basna-
 ge, (Hist. des Juifs, T. VIII. pag. 389. à la Haye,
 1716. 12.) nehmen es als gewiß an, daß Heraclius,
 als er mit dem Westgothischen Könige Sisebut in
 Spanien im Jahr 616. Friede schloß, durch welchen

er demselben die noch übrigen Römischen Besitzungen in jenem Lande größtentheils abtrat, die Bedingung hinzugesetzt habe, Sisebut sollte keine Juden mehr in seinem Reiche dulden. Doch Ferreras hat bereits dagegen gezeigt, (Allgem. Historie von Spanien, Zweyter Band, S. 340. Halle, 1754. 4.) daß dieser König noch vor dem Frieden die gedachte Nation ihrer Religion wegen verfolgt habe. Vermuthlich waren es sein Religionseifer, und der Antheil der Bischöfe an Regierungsangelegenheiten, welche solches bewürkten: zwei Triebfedern, welche bey den Westgothischen Fürsten nicht wenig vermochten, seitdem vor kurzem Recared von der Arianischen zur Katholischen Parthey übergetreten war. In der Sammlung ihrer Gesetze finden sich daher schon frühere wider die Juden. Der eben gedachte Reccared, der bis zum Jahr 601. regierte, verbot den getauften Juden, (und man merke wohl, daß sie es zum Theil auf eine gezwungene Art waren,) sich weder durch Reden, noch durch Handlungen, feindseelig gegen das Christenthum zu betragen; nicht etwan demselben zu entfliehen, oder dasselbe verlassen zu wollen. (Codex Legis Wisigothor. L. XII. tit. 2. leg. 4. p. 2153. in Georgisch. Corp. Iur. German. antiq. Halae, 1738. 4.) Er untersagte den Juden überhaupt, ihr Osterfest, den Sabbath, und andere ihrer Feste zu feyern; Trauungen nach ihrer Art vorzunehmen; sich der Beschneidung zu bedienen; einen Unterschied zwischen reinen und unreinen Speisen zu machen; Zeugen gegen Christen abzugeben, auch wenn sie getauft sind, oder einen Christen zu verklagen; alles bey Strafe der Steinigung oder des Scheiterhäufens; wenn ihnen aber der König das Leben schenken wollte, so sollten sie Leibeigene werden, und ihr Vermögen einbüßen. (l. c. l. 5 - 11. p. 2154. sq.) Sie sollten auch nach seinem Willen keinen christlichen

3. n. ner den Juden, welche Christen werden, ein abzulef-
 E. G. gendes Glaubensbekenntniß vorgeschrieben. (l. 14.) Der
 605 Eid, welchen eben dieselben schwören sollten; ist sehr
 bis weitläufig, weil ein Theil der biblischen Geschichte ein-
 814 geflochten ist; sie sollten ihn auch bey allen himmlischen
 Kräften, bey den Reliquien aller Heiligen und Apo-
 stel, und bey den vier Evangelien leisten. (l. 15.) Dier-
 fer König verordnete ferner, daß kein Jude, ohne kö-
 niglichen Befehl, das geringste Ansehen, Gewalt oder
 Bestrafungsrecht über einen Christen haben sollte; (l.
 17.) ihre Knechte, wenn sie Christen würden; sollten
 frey seyn; (l. 18.) die Juden werden überhaupt der
 Aufsicht der Bischöfe untergeben, welche auch über die
 Vollstreckung dieser Geseze; und Bestrafung der Ue-
 bertréter urtheilen sollten. (l. 21-23.) Der härteste
 Schlag aber traf die Juden im Jahr 694. unter dem
 Könige Egiza. Er ließ in diesem Jahre die sechs-
 zehnte Kirchenversammlung zu Toledo halten,
 und übergab selbst den anwesenden Bischöfen einen Auf-
 satz, der hauptsächlich die Juden betraf. Da er ent-
 deckt haben wollte, daß sie mit denen von ihrer Na-
 tion, welche in dem Spanien gegen über liegenden
 Africa wohnten, eine heimliche Verschwörung wider
 die Christen seines Reichs gestiftet hätten; ob er gleich,
 vom Antritte seiner Regierung an; sie bloß durch sanf-
 te Mittel zum Christenthum zu bringen gesucht habe,
 und ihnen sogar in dieser Absicht, den Gesezen zumi-
 der, christliche Leibeigene verstattet worden wären; von
 ihnen hingegen ihr eidliches Versprechen übertreten
 worden wäre: so übertrug er es der Synode, ein
 Urtheil über sie zu fällen, welches er bestätigen wollte;
 nur die Juden in seiner Gallischen Landschaft ausge-
 nommen, welche durch feindliche Einfälle und eine
 Seuche ohnedem viel gelitten hätten. Die Kirchen-
 versammlung verordnete also, (c. 8. p. 1816. sq.) daß
 alle

alle diese abgefallene und treulose Juden in ganz Spanien auf immer Sklaven seyn, ihre Güter eingezogen, und zum Theil ihren christlichen Knechten ertheilt werden sollten; auch sollte man ihnen ihre Kinder vom siebenten Jahre an wegnehmen, und im Christenthum erziehen.

— 11 —
F. D.
2. G.
608
bis
814

Man hat aus dem Zusammenhange aller diesen Gesetze und Begebenheiten mit Recht geschlossen, daß schon seit dem Jahr 638. keine andere Juden in Spanien geduldet worden sind, als welche sich taufen ließen. Aber diese neuen Christen, befehrt durch Schläge und andere Strafen oder Drohungen, blieben eben darum im Herzen größtentheils Jüdisch, und man muß also das Urtheil über sie ziemlich mäßigen, wenn so viel von ihrer Treulosigkeit gegen das Christenthum, oder von der Verletzung des ihnen aufgedrungenen Eides, in heftigen Klagen erzählt wird. Auch solche Mittel, die nichts weniger als gelinde waren, wurden doch davor gehalten, weil sie der falsche Religionseifer den Bischöfen zur Unterstützung ihres Glaubens eingab. Es war eine merkwürdige Seltenheit, daß der König Erwig durch den Erzbischof von Toledo, Julianus, im Jahr 686. ein Buch wider die Juden schreiben ließ. Dieser Schriftsteller, von dem sein Nachfolger im Amte, Felix, Nachricht giebt, (Append. ad Udefonsi. Tolet. de Scriptt. Eccles. p. 66. 1q. ed. Fabric.) wird zwar zuweilen auch mit dem Beynahmen Posmerius angeführt; aber alsdann mit einem oder mehreren aus ältern Zeiten vermischt, denen derselbe eigentlich gebührt, wie Fabricius (Biblioth. Lat. med. et inf. aetat. T. IV. p. 197. 198. ed. Pat.) gezeigt hat. Er wird von seinem Nachfolger als ein Muster aller bischöflichen Tugenden gerühmt. Man weiß von eben demselben, daß er auch ein fleißiger Schriftsteller ge-

7. n. wesen ist, von dem sich nicht alle Arbeiten erhalten ha-
 2. G. ben. Außer der oben (S. 100.) genannten Abschilder-
 605 rung seines berühmtesten Vorgängers, Ildesonsus,
 bis und einem Beytrage zu der Geschichte des Westgothli-
 814 schen Königs Wamba, seines Zeitgenossen, (in Du-
 chesne Scriptt. Rer. Franc. T. I. p. 821. sq.) hat er
 einige theologische Schriften hinterlassen, die an an-
 dern Stellen dieser Geschichte vorkommen werden. Zu
 der hier angeführten gab der Einwurf der Juden Ver-
 anlassung, daß Christus nicht in dem sechsten Jahr-
 tausend der Welt geboren worden sey, wie es doch
 die Schrift von dem Messias geweißagt habe; son-
 dern schon im fünften. In seiner Widerlegungsschrift
 also (*Demonstratio sextae aetatis, sive de Christi ad-
 ventu adversus Iudaeos Libri tres*, unter andern in
 der Biblioth. vett. Patrum, T. II. Colon. 1618. fol.
 p. 495. sq.) beweiset er im ersten Buche, daß die
 Juden jene Berechnungsart willkührlich in die Schrift
 hineingetragen haben, und daß in dem Alten Testa-
 mente solche Zeitmerkmale der Geburt des Messias,
 (wie die Zerstörung des Jüdischen Staats, des Mo-
 saischen Gottesdienstes, die Bekehrung der Heiden,
 und andere mehr,) angegeben sind, aus welchen mit der
 größten Ueberzeugung geschlossen werden könne, daß
 sie schon längst erfolgt sey. Er berührt dabey das
 Vorgeben der Juden, daß noch immer in den entfern-
 testen Morgenländern ein König von Jüdischer Her-
 kunft regiere. Im zweyten Buche thut er aus dem
 Neuen Testamente dar, daß Christus alle Kennzei-
 chen des Messias an sich habe, und daß die Apostel
 die Juden ihrer Zeit davon überzeugt haben. Unter-
 dessen besand er doch vor dienlich, im dritten Buche
 zu zeigen, daß Christus wirklich im sechsten Jahr-
 tausende unter den Menschen erschienen sey. Nur er-
 innert er gleich anfänglich die Christen, (p. 506.) daß
 sie

sie sich, bey der Ausrechnung der Juden, nicht an ih-
 ren Hebräischen Text lehren dürften. Es gebe aller-
 dings sechs Weltalter; die nicht nach Jahren; son-
 dern nach Zeugungen bestimmt werden müßten: vom
 Adam bis auf die Sündfluth; ferner bis auf Abra-
 ham, David, die Babylonische Gefangenschaft
 Christum, und das Ende der Welt. Mithin sey
 Christus im sechsten, eigentlich 5200. Jahre nach
 der Schöpfung, geboren worden. Dem in dieser
 Zeitrechnung müsse man den zwey und siebenzig Alexan-
 drinischen Uebersetzern, welche unter Eingebung des
 heiligen Geistes geschrieben hätten, wie Epiphantius
 und Augustinus bezeugten, folgen; nicht aber dem
 Hebräischen Texte, der von den Juden verfälscht wor-
 den sey. Man sieht wohl, daß Julianus dieses drit-
 te Buch des Werks zu seiner Ehre, und um auch sei-
 nen Gründen mehr Wirksamkeit zu verschaffen, hätte
 weglassen sollen.

Aus Spanien flüchteten sich viele Juden in das
 benachbarte Fränkische Reich: und hier scheint ihr
 Schicksal, wenigstens in den spätern Zeiten dieses
 Zeitalters, etwas erträglicher gewesen zu seyn. Zwar
 im Jahr 629. ließ der Kaiser Heraclius, nach Fre-
 degars Erzählung, (in Chronic. c. 65. p. 639. post
 Gregor. Turon. ed. Ruin.) den Fränkischen König
 Dagobert ersuchen, daß er alle Juden in seinem Rei-
 che zur Taufe nöthigen möchte; denn er hatte durch
 Hülfe der Sterndeuteren erfahren, daß Gott das Grie-
 chische Kaiserthum durch eine beschnittene Nation wer-
 de verwüsten lassen: und Dagobert erfüllte auch die-
 ses Verlangen. Aber ob seine Verordnung darüber
 von den Juden beobachtet worden sey? läßt sich nicht
 sagen. Schon vierzehn oder funfzehn Jahre vorher
 hatte die Synode zu Paris den Juden allen Zutritt

314 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

zu öffentlichen Aemtern verschlossen; (Concil. Paris. c. 15. p. 553. sq. ap. Harduin. T. III.) und Eblotar der Zweyte hatte dieses bestätigt. Unterdessen erhielten sie sich doch in diesem Reiche, ohne eben ihre Religion verändern zu dürfen. :: Handelschaft war auch hier ihre Hauptbeschäftigung; besonders nahmen sie am Menschenhandel, der von den Christen selbst stark getrieben wurde, nicht geringen Antheil, und verkauften kleine Kinder, die sie armen Aeltern abgekauft hatten, an ausländische Nationen. Die Königin Bathildis schnitt ihnen eine Hauptgelegenheit dazu ab, indem sie im Jahr 655. die drückende Kopfsteuer aufhob, welche viele Eltern zu einem so unnatürlichen Schritte genöthigt hatte. (Vita S. Bathildis.) Zu Karls des Großen Zeiten rühmten sich die Jüdischen Kaufleute seines Reichs, wie er selbst sagt, (Capitul. V. a. 806. sive Capit. Noviomag. c. 5. p. 453. in Baluz. Capitull. Regg. Francor. T. I.), daß sie den Bischöfen und Aebten von ihren Kirchenschätzen abkaufen könnten; was ihnen gefiele. Der erstgenannte Fürst schickte sogar um das Jahr 797. mit seinen Gesandten Lantfrid und Sigmund, auch einen Juden Isaak an den Chalifen Sarun Al Raschid. (Eginhart. Annal. p. 251. in Duchesn. Scriptt. Rer. Francic. T. II.) Man braucht zwar diesen Juden nicht mit Basnage (Hist. des Juifs, T. IX. P. I. p. 40. sq.) einen Ambassadeur zu nennen: denn der Verfasser der ebengedachten Jahrbücher unterscheidet ihn von den Gesandten; und er scheint ihnen bloß als Kenner der Morgenländer und Dolmetscher des Arabischen mitgegeben worden zu seyn. Unterdessen da die beiden Gesandten unterwegs starben: so mag Isaak, wenn anders ihr Tod schon auf der Himreise erfolgt ist, den ihnen gegebenen Auftrag erfüllt haben. Wahrscheinlich bestand dieser hauptsächlich darinne, ein freundschaft-

schafftliches Vernehmen zwischen den beiden Fürsten zu unterhalten, an welchem dem Chalifen, dem beständigen Feinde der Griechischen Kaiser, am meisten gelegen war. Noch eine besondere Absicht suchte Karl bey dieser Gelegenheit zu erreichen, wie Eginhart (de vita Car. M. c. 16. p. 80. sq. ed. Schminck.) zu verstehen giebt. Er hatte durch einige Abgeordnete zu dem vorgebliehen Grabe und Auferstehungsorte Christi Geschenke abgeschickt. Diese kamen auch zum Al Raschid, der ihnen nicht allein das Verlangen ihres Herrn bewilligte; sondern ihm auch jenen heiligen Ort zum Eigenthum überließ. Es war allem Ansehen nach bloß die Erlaubniß für ihn und alle seine Unterthanen, zu dem heiligen Grabe ungehindert zu wallfahrten, und ihren Gottesdienst daselbst mit aller Freiheit zu verrichten. Daraus ist aber die Erdichtung der nächstfolgenden Jahre entstanden, daß Karl den Besitz von ganz Palästina erlangt habe; zumal da ihm die Schlüssel zu jenem Grabe, ja gar von Jerusalem selbst, übersandt worden seyn sollen. Isaac brachte dem Kaiser, unter andern kostbaren Geschenken des Chalifen, auch den einzigen Elephanten mit, welchen er damals hatte, Abulabaz genannt; und dessen Tod zu Aachen, nach einigen Jahren, die Fränkischen Annalisten zu bemerken nicht vergessen haben. (Eginh. l. c. p. 82. Annales Francor. Tiliani, ad a. 801. et 803. pag. 18. sq. in Duchesn. Scriptt. Rec. Franc. T. II. Annal. Eginh. p. 251. ibid. Annal. Fuldenf. ad a. 802. p. 539. a. 819. p. 541. l. c.)

In den Morgenländern hingegen befohl der Kaiser Leo, der Isaurier, um das Jahr 723. daß die Juden zur Taufe genöthigt werden sollten; aber mit keinem andern Erfolge, als daß diejenigen, welche hatten gehorchen müssen, sich gleich darauf abwuschen, als wenn

zu öffentlichen Aemtern verschlossen; (Concil. Paris. c. 15. p. 553. sq. ap. Harduin. T. III.) und Eblotar der Zweyte hatte dieses bestätigt. Unterdessen erhielten sie sich doch in diesem Reiche, ohne eben ihre Religion verändern zu dürfen. Handelschaft war auch hier ihre Hauptbeschäftigung; besonders nahmen sie am Menschenhandel, der von den Christen selbst stark getrieben wurde, nicht geringen Antheil, und verkauften kleine Kinder, die sie armen Aeltern abgekauft hatten; an ausländische Nationen. Die Königin Bathildis schnitt ihnen eine Hauptgelegenheit dazu ab, indem sie im Jahr 655. die drückende Kopfsteuer aufhob, welche viele Eltern zu einem so unnatürlichen Schritte genöthigt hatte. (Vita S. Bathildis.) Zu Karls des Großen Zeiten rühmten sich die Jüdischen Kaufleute seines Reichs, wie er selbst sagt, (Capitul. V. a. 806. live Capit. Noviomag. c. 5. p. 453. in Baluz. Capitull. Regg. Francor. T. I.) daß sie den Bischöfen und Aebten von ihren Kirchenschätzen abkaufen könnten; was ihnen gefiele. Der erstgenannte Fürst schickte sogar um das Jahr 797. mit seinen Gesandten Lantfrid und Sigmund, auch einen Juden Isaak an den Chalifen Harun Al Raschid. (Eginhart. Annal. p. 251. in Duchesn. Scriptt. Rer. Francic. T. II.) Man braucht zwar diesen Juden nicht mit Basnage (Hist. des Juifs. T. IX. P. I. p. 40. sq.) einen Ambassadeur zu nennen: denn der Verfasser der ebengedachten Jahrbücher unterscheidet ihn von den Gesandten; und er scheint ihnen bloß als Kenner der Morgenländer und Dollmetscher des Arabischen mitgegeben worden zu seyn. Unterdessen da die beiden Gesandten unterwegs starben: so mag Isaak, wenn anders ihr Tod schon auf der Hinreise erfolgt ist, den ihnen gegebenen Auftrag erfüllt haben. Wahrscheinlich bestand dieser hauptsächlich darinne, die freundschaft-

706. Opp, T. II. P. II.). Allein dessen nicht zu gedenken, worauf doch alles bey der Beurtheilung dieser Frage ankommt, daß jene Bekehrungsart den Grundsätzen des Christenthums, und selbst den Rechten der Vernunft widerspricht: so erklärt sie auch gewissermaßen die Geschichte vor unbrauchbar und schädlich. Unter den Nachkommen der durch Zwang getauften Juden, haben sich die Abneigung gegen das Christenthum, die zur Nothwendigkeit gewordene Verstellung, und die zum Unglücke eines großen Theils der Nation ausschlagenden Bestrebungen, ihren ursprünglichen Glauben zu behaupten, oft viele Menschenalter hindurch erhalten.

F. u.
C. G.
608
bis
814

Beispiele eines freiwilligen Uebertritts von Juden zum Christenthum in diesem Zeitalter dürfen desto weniger gesammelt werden, da sie nicht allein selten sind; sondern es auch meistens ungewiß bleibt, ob sie wirklich zu dieser Gattung gehören. Aber berühmt und sonderbar ist die Erzählung, welche die Juden von einem heidnischen Könige des Reichs Cosar um die Mitte des achten Jahrhunderts machen, der zu ihrer Religion getreten sey. Freylich, wo man dieses Königreich zu suchen habe, das ist von ihnen niemals befriedigend gezeigt worden. Nach ihren Beschreibungen mußte es zwar in der ehemals sogenannten großen Tarey, gegen das Caspische Meer zu, seinen Sitz gehabt haben; allein dem ohngeachtet weiß weder die Erdkunde, noch die Geschichte etwas von demselben: und die Jüdischen Nachrichten darüber fallen ins Fabelhafte. Genug, der König desselben soll sich, durch einen Engel im Traum aufgefordert, entschlossen haben, nach einer bessern Religion, als die seinige war, zu forschen. Er unterredete sich deswegen mit einem Philosophen, Christen und Muhammedaner, mit jedem

318 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n. dem nur überaus kurz; und doch überzeugt, daß ihre
E. G. Religion nicht den Vorzug verdiene. Darauf ließ er
605 den Rabbi Isaak Sangar kommen. Dieser mußte
814 ihm begreiflich zu machen, daß seine Nation, ihr ver-
heißenes Land, und ihr Glaube, von Gott selbst den
ersten Rang unter allen bekommen hätten; er belehrte
ihn, daß Adam in diesem Lande erschaffen worden sey;
daß Abel und Cain sich eigentlich darum gestritten
hätten, welcher von ihnen beiden dasselbe zu seinem
Antheil erhalten sollte, und dergleichen mehr. Der
König, der sich noch vor seinen Unterthanen scheute,
sich für diese Religion zu erklären, reiste heimlich mit
seinem Feldherrn in eine Wüste am Meere ab, wo sie
in einer Höhle Juden antrafen, welche den Sabbath
feierten. Von diesen ließen sie sich beschneiden: und
nach ihrer Zurückkunft in das Reich gelang es dem
Könige durch Jüdischgesinnte, die es bisher daselbst
gegeben hatte, und durch Rabbinen, die er hinkom-
men ließ, über hunderttausend Einwohner zum Jüdi-
schen Glauben zu bekehren. Bald ließ er eine Stifts-
hütte anlegen, wie sie ehemals Moses errichtet hatte;
sein Reich wurde ganz Jüdisch; und er selbst ein mäch-
tiger und glücklicher Fürst. Noch drittehalb hundert
Jahre darauf, gegen das Ende des zehnten Jahrhun-
derts, war einer seiner Nachfolger auf dem Throne,
Joseph, mit seinen Unterthanen der Jüdischen Reli-
gion eben so getreu. Er meldete dieses, die Geschich-
te, den Umfang und die Verfassung seines Reichs, ei-
nem Spanischen Rabbinen, der ihn darum befragt
hatte, schriftlich. Es befinden sich unter diesen Nach-
richten, Erscheinungen eines Engels, der einen seiner
königlichen Vorfahren im wahren Glauben erhält;
Siege über die Nachbarn bis gegen Constantinopel
hin; und andere sehr unwahrscheinliche Umstände mehr.

Zwar

Zwar giebt es noch ein Buch, welches die Unterredung des R. Sangart mit dem ersten jener bekehrten Könige von Cosar enthält; und eben deswegen den Namen Cosri (eigentlich ^{קורי} ^{קורי}) führt. Es soll nemlich zuerst in der dortigen Landesprache geschrieben; sodann im zwölften Jahrhunderte von dem Rabbi Juda Sallevi ins Arabische, und endlich von dem R. Juda, Sohn des Paul Tibbon, ins Hebräische, oder vielmehr Rabbinische, übersetzt worden seyn. In dieser Uebersetzung haben es zweymal Jüdische Gelehrte; und zuletzt der jüngere Johann Buxtorf zu Basel; mit einer lateinischen Uebersetzung, Anmerkungen, und Rabbinischen Abhandlungen, im Jahr 1660. in Quarta drucken lassen. Die genauere Prüfung seines Inhalts hat mehrere Meinungen über die Entstehung desselben erzeugt, welche von Joh. Christoph Wolf, (Biblioth. Hebraea, Vol. I. p. 440. sq.) nebst den Handschriften und Ausgaben des Werks, angezeigt worden sind. Allerdings ist diejenige die wahrscheinlichste; die er selbst angenommen, und worinne er, außer dem Rabbi Asaria, auch Christliche Gelehrte zu Vorgängern hat. Juda Sallevi scheint nemlich aus bloßem Hörensagen, wie er selbst sich merken läßt, die Erzählung von jenem Gespräche des Königs von Cosar, die vielleicht, unter andern Umständen, nicht ganz erdichtet war, dazu benützt zu haben; um die Gründe zu entwickeln, durch welche die Jüdische Religion in ihrem Vorzuge von andern behauptet werden könnte: ohngefähr wie Platon und andere Nachahmer des Sokrates Unterredungen merkwürdiger Männer schrieben, um durch ihren Namen gewissen philosophischen Lehrsätzen mehr Ansehen zu verschaffen. Man trifft daher in diesem Buche manches von der fabbalistischen Weisheit der Juden, und andern ihrer spißfindigen Lehren, den Unter-

320 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n.
E. G.
605
214. unterschied der Karäer und Rabbaniten, die Vocal-
punkte, kurz, die Summe der Gelehrsamkeit an, wel-
che bey den Spanischen Rabbinen im zehnten Jahr-
bis hundert üblich seyn mochte. Man hat auch richtig
angemerkt, daß die unter den Juden verbreitete Er-
zählung von dem Königreiche Cosar gar wohl durch
die besondere Absicht hervorgebracht worden seyn könn-
te, das Daseyn eines Jüdischen Reichs gegen die Chri-
sten erweislich zu machen, welche so sehr darauf dran-
gen, das geweissagte Aufhören einer Jüdischen Regie-
rung, als ein Merkmal der Ankunft des Messias,
seyn längst eingetroffen. Basnage, der diese ganze
Geschichte, und einen kleinen Theil des Buchs selbst
in einen Auszug gebracht hat, ist ebenfalls dieser Mei-
nung zugethan. (Hist. des Juifs, T. IX. P. I. pag. 2.
sq.) Buxtorf, der Herausgeber des Buchs, läßt
zwar alles unentschieden; hält aber den Verfasser des-
selben vor einen großen Philosophen und Theologen;
giebt sich auch alle Mühe, darzuthun, daß darinn der
späte Ursprung der Hebräischen Vocalzeichen nicht an-
genommen werde. (Praef. ad Libr. Cosri, et Tract.
de Punctor. Vocall. &c. origine, pag. 26. sq. pag.
209. sq.)

Es hatte sich unterdessen, während aller bisher
erzählten Schicksale der Juden, eine Hauptverändere-
rung im Zustande der Welt ereignet, welche ihre Nei-
gung, wenn sie auch einige empfanden, zum Christen-
thum zu treten, eher schwächte, als beförderte. Die-
ses war die Stiftung und Ausbreitung von Muhams-
meds Religion und neuem Reiche. Die erstere
schien sich der übrigen ungemein zu nähern; in dem
zweiten genossen sie einen dauerhaftern Schutz, als
bisher in irgend einem christlichen Lande. Muhams-
med gab sich das Ansehen, daß er die Religion der
von

Schicksale u. Besehr. der Juden. 321

von den Juden so verehrten Patriarchen herstellen wolle; er borgte nicht wenig von ihnen, und aus ihren heiligsten Schriften; Moses und ihre übrigen Propheten wurden von ihm vor Gesandte Gottes erkannt. Sein unterscheidender Lehrsatz von der Einheit Gottes stimmte vollkommen mit ihrem Glauben überein; mit dem sie hingegen die christliche Dreieinigkeitslehre nicht vereinigen konnten. Er befehlt für seine Anhänger die Beschneidung, welche schon seit vielen hundert Jahren in Arabien eingeführt war, eben sowohl als ein eigenthümliches Merkmal bey, als sie es bey den Juden war. In demjenigen, was er vom häufigen Gebete, vom Fasten, Almosen, und andern Beobachtungen, lehrte, schien er sie auch zum Muster genommen zu haben. Sogar wie sie bey dem Gebete ihr Gesicht gegen Jerusalem zu wenden gewohnt waren: so ließ er auch seine Religionsgenossen anfänglich eben das thun; bis er im zweyten Jahre seiner Flucht, oder seit der Mitte des Jahrs 623., sich betend gegen die Caaba, dieses heilige Gebäude zu Mecca, fehrete, und dadurch auch die Richtung aller betenden Muhammedaner, oder ihre Kebla, verändert wurde. (Abulfedae Annal. Muslem. T. I. p. 76. ed. Adler.)

So viele Ähnlichkeiten zwischen beiden Religionspartheyen könnten es wohl gar glaublich machen, daß die Juden in Arabien entweder dem Muhamed zur Ausbildung seiner Religion behülflich gewesen seyn; oder dieselbe anfänglich mit günstigen Augen betrachtet haben möchten. Es fehlt auch nicht an Erzählungen dieser Art. Bald sollen es zween Juden, Phineas und Abdias, (von den Arabern mit dem gleichbedeutenden Namen Abdallah bezeichnet,) gewesen seyn, von denen er die Grundsätze seines Glaubens erlernt habe; ohne daß man aus seiner Bekann-

F. n.
E. G.
605
bis
314. verschied der Karäer und Rabbaniten, die Vocal-
punkte, kurz, die Summe der Gelehrsamkeit an, wel-
che bey den Spanischen Rabbinen im zehnten Jahr-
hunde üblich seyn mochte. Man hat auch richtig
angemerkt, daß die unter den Juden verbreitete Er-
zählung von dem Königreiche Cosar gar wohl durch
die besondere Absicht hervorgebracht worden seyn könn-
te, das Daseyn eines Jüdischen Reichs gegen die Chris-
ten erweislich zu machen, welche so sehr darauf dran-
gen, das geweissagte Aufhören einer Jüdischen Regie-
rung, als ein Merkmal der Ankunft des Messias,
seyn längst eingetroffen. Basnage, der diese ganze
Geschichte, und einen kleinen Theil des Buchs selbst
in einen Auszug gebracht hat, ist ebenfalls dieser Mei-
nung zugethan. (Hist. des Juifs, T. IX. P. I. pag. 2.
sq.) Burdorf, der Herausgeber des Buchs, läßt
zwar alles unentschieden; hält aber den Verfasser be-
selben vor einen großen Philosophen und Theologen;
giebt sich auch alle Mühe, darzuthun, daß darinne der
späte Ursprung der Hebräischen Vocalzeichen nicht an-
genommen werde. (Praef. ad Libr. Cosri, et Tract.
de Punctor. Vocall. &c. origine, pag. 26. sq. pag.
309. sq.)

Es hatte sich unterdessen, während aller bisher
erzählten Schicksale der Juden, eine Hauptverände-
rung im Zustande der Welt ereignet, welche ihre Nei-
gung, wenn sie auch einige empfanden, zum Christen-
thum zu treten, eher schwächte, als beförderte. Die-
ses war die Stiftung und Ausbreitung von Muham-
meds Religion und neuem Reiche. Die erstere
schien sich der übrigen ungemein zu nähern; in dem
griechen genossen sie einen dauerhaftern Schutz, als
bisher in irgend einem christlichen Lande. Muham-
med gab sich das Ansehen, daß er die Religion der
von

Schicksale u. Befehr. der Juden. 323

und von ihrer Religion nur so viel zu nützen suchte, als ihm beliebte, mit vieler Hefigkeit. Er bekriegte sie also mit desto mehr Erbitterung, da er mit den Juden zu Medina ein Bündniß der Verträglichkeit geschlossen hatte, das sie zuerst im Jahr 623. aufzuheben schienen. Endlich wurden sie bezwungen, und zum Theil aus Arabien vertrieben. Seitdem haßte sie Muhammed mehr als eine andere Religionspartey; die Spuren davon erblickt man oft im Koran. Er gedenkt darinnne der Juden kaum anders, als auf eine schimpfliche und verächtliche Art: sie werden als Ungläubige, Mörder der Propheten, von Gott, von David und Jesu Verfluchte, bennähe lauter Betrüger, Verfälscher der Offenbarung, und unter andern solchen Abbildungen, vorgestellt. (Der Koran, übersetzt von Friedr. Eberh. Boysen, C. III. S. 55. sq. C. IV. S. 82. C. V. S. 103. 111–114. 2c. Zweyte Ausg. Halle, 1775. 8. Abulfeda de vita Mohammedis, c. 28. p. 61. Oxon. 1723. fol. Eiusd. Annal. Muslem. T. I. p. 87. 91. ed. Adler. Hottingeri Hist. Orient. L. II. c. 2. p. 214. sq. Salens Vorläuf. Einleitung in den Koran, S. 28. 44. La vie de Mahomet par I. Gagnier, T. I. p. 346. sq. à Amsterd. 1732. 12. Hist. des Juifs par Basnage, T. VIII. p. 304. sq.)

Dennoch wollte Muhammed auch die Juden geduldet wissen, wenn sie sich erst unterworfen hätten, und eine jährliche Steuer bezahlten. (Koran, C. IX. S. 181.) Nachdem er im Jahr 632. gestorben war, genossen sie unter den folgenden Regenten der Araber immer mehr Schuß und Ruhe. Sie werden zwar von den christlichen Schriftstellern beschuldigt, daß sie ihre Freude über die Eroberungen der Araber nur zu laut an den Tag gelegt, sich mit ihnen verbunden, und sie zur Fortsetzung des Kriegs wider die Christen auf-

321^a schaft mit ihnen mehr schließen kann, als daß sie ihm
 605ⁿ genauere Nachrichten von der Jüdischen Religion und
 61^G Geschichte verschafft haben, die er sonst schwerlich er-
 844^b langt hätte. Aber selbst die Nachrichten davon sind
 ungewiß und verdächtig. (La vie de Mahomet par M.
 Prideaux, p. 42. sq. à Amsterd. 1698. 8. Koran, von
 Georg Sale, übers. von Arnold, S. 315. Lemgo,
 1746. 4.) Bald melden Griechische Geschichtschrei-
 ber, die Juden hätten, als Muhammed austrat,
 ihn vor den erwarteten Messias angesehen; zehn der-
 selben hätten wirklich seine Religion angenommen,
 bis er ermordet worden sey. (Und gleichwohl ist er
 nicht ermordet worden.) Als sie aber sahen, daß er
 Cameelfleisch esse, hätten sie zwar das Unrichtige ih-
 res Urtheils erkannt; sich jedoch nicht entschließen kön-
 nen, die Verbindung mit ihm aufzugeben, und daher
 sich feindseelig gegen die Christen betragen. (Theo-
 phan. Chronogr. pag. 276. sq. ed. Paris.) Wie viel
 von diesen Umständen wahr sey, ist ebenfalls schwer zu
 sagen; obgleich die meisten nicht unwahrscheinlich sind.

Allein es giebt doch eigentliche Quellen, aus wel-
 chen sich die Verhältnisse zwischen den Juden in Ara-
 bien und Muhammed sicher erkennen lassen. Sie
 waren in dieser Halbinsel zahlreich und mächtig. Ver-
 folgt in den Ländern des Griechischen Kaiserthums,
 hatten sie sich häufig dahin geflüchtet; verschiedene Ara-
 bische Stämme zu ihrer Religion gebracht, sogar
 Städte und Festungen in Besiß genommen. Daher
 suchte Muhammed sich mit ihnen zu vereinigen.
 Sein Religionsentwurf erlaubte dieses gewissermaas-
 sen: und daraus entstand die Nachahmung ihrer got-
 tesdienstlichen Gebräuche. Sie aber widersezten sich
 einem Manne, der nicht nur Unterwerfung forderte;
 sondern sich auch über alle ihre Propheten zu erheben,
 und

Schicksale u. Befehr. der Juden. 323

und von ihrer Religion nur so viel zu nützen suchte, als ihm beliebte, mit vieler Hestigkeit. Er bekriegte sie also mit desto mehr Erbitterung, da er mit den Juden zu Medina ein Bündniß der Verträglichkeit geschlossen hatte, das sie zuerst im Jahr 623. aufzuheben schienen. Endlich wurden sie bezwungen, und zum Theil aus Arabien vertrieben. Seitdem haßte sie Muhammed mehr als eine andere Religionspartey; die Spuren davon erblickt man oft im Koran. Er gedenkt darinnne der Juden kaum anders, als auf eine schimpfliche und verächtliche Art: sie werden als Ungläubige, Mörder der Propheten, von Gott, von David und Jesu Verfluchte, beynähe lauter Betrüger, Verfälscher der Offenbarung, und unter andern solchen Abbildungen, vorgestellt. (Der Koran, übersetzt von Friedr. Eberh. Boysen, C. III. S. 55. sq. C. IV. S. 82. C. V. S. 103. 111–114. 2c. Zweyte Ausg. Halle, 1775. 8. Abulfeda de vita Mohammedis, c. 28. p. 61. Oxon. 1723. fol. Eiusd. Annal. Muslem. T. I. p. 87. 91. ed. Adler. Hottingeri Hist. Orient. L. II. c. 2. p. 214. sq. Salens Vorläuf. Einleitung in den Koran, S. 28. 44. La vie de Mahomet par I. Gagnier, T. I. p. 346. sq. à Amsterd. 1732. 12. Hist. des Juifs par Basnage, T. VIII. p. 304. sq.)

Dennoch wollte Muhammed auch die Juden geduldet wissen, wenn sie sich erst unterworfen hätten, und eine jährliche Steuer bezahlten. (Koran, C. IX. S. 181.) Nachdem er im Jahr 632. gestorben war, genossen sie unter den folgenden Regenten der Araber immer mehr Schutz und Ruhe. Sie werden zwar von den christlichen Schriftstellern beschuldigt, daß sie ihre Freude über die Eroberungen der Araber nur zu laut an den Tag gelegt, sich mit ihnen verbunden, und sie zur Fortsetzung des Kriegs wider die Christen auf-

324 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

gemuntert hätten. Aber, wie schon Basnage (l. c. J. n. pag. 323.) angemerkt hat, war eine solche Aufmunterung, so natürlich auch sonst das Vergnügen der Juden über eine Staatsveränderung seyn mochte, die ihre bisherigen harten Herren unterdrückte, und ihnen mehr Freyheit versprach, sehr überflüssig. Wie wenig man hier überhaupt den Geschichtschreibern der Christen allein trauen dürfe, zeigt die Vergleichung einer Nachricht des Theophanes (Chronogr. p. 281. 284. ed. Paris.) mit der von den Arabern über eben dieselbe Begebenheit hinterlassenen. Nach jener kam der Chalif Omar, im Jahr 637. aus einer gottlosen Heuchelei, in schmutzigen und zerrissenen Kleidern, nach Jerusalem, das sich ihm eben ergeben hatte, und verlangte von dem dortigen Patriarchen Sophronius, ihm den Tempel Salomons zu zeigen, um es in ein Bethaus seiner Gottlosigkeit verwandeln zu können. Der Patriarch, der sich nicht enthalten konnte, zu sagen, dieses sey wahrhaftig der von dem Propheten geweissagte Greuel der Verwüstung an der heiligen Stätte, durfte ihm solches nicht abschlagen. Allein das Bethaus, welches Omar bald darauf dort bauen ließ, konnte keine Festigkeit erhalten, und fiel über den Haufen. Als er die Juden um die Ursache davon befragte, antworteten sie ihm, er werde seine Absicht nicht eher erreichen, bis er das auf dem Delberge errichtete Kreuz hätte niederreißen lassen. Er that dieses; sein Gebäude blieb stehen: und seitdem wurden auf seinen Befehl unzählige Kreuze umgeworfen. Dagegen versichern die Araber, (beym Ockley, Gesch. der Saracenen, Th. I. S. 272. fg.) Omar habe den Christen zu Jerusalem so wenig eine Kirche zu entreißen gesucht, daß er vielmehr nur auf den Stufen einer von denselben sein Gebet verrichtet habe, damit seine Araber nicht, wenn er es in derselben

ben

Schicksale u. Bekehr. der Juden. 325

ben späte, wie ihm der Patriarch anbot, davon Gelegenheit nehmen möchte, sich ihrer zu bemächtigen; daß er aber an dem Orte, wo Jakob auf einem Steine geschlafen haben sollte, ein Bethaus habe erbauen lassen, und daß es bereits in dem Vergleiche wegen der Uebergabe von Jerusalem ausgemacht worden sey, die Christen sollten weder auf ihre Kirchen Kreuze setzen; noch diese vor den Augen der Araber herumtragen,

Arabien durfte freylich kein Jude mehr bewohnen, der sich nicht zur Muhammedanischen Religion bekennen wollte: und davon sind die Beispiele äußerst selten. Aber in den weitläufigen Eroberungen, welche die Chalifen in den ersten achtzig Jahren ihres Reichs in drey Welttheilen machten, im bisherigen Griechischkaiserlichen, Persischen und Westgothischen Gebiete, wo die Juden am stärksten ausgebreitet waren, wurden sie unter dieser neuen Herrschaft nicht beunruhigt. Basnage erzählt (L. c. p. 325.) aus des Abulfaradsch Geschichte der Dynastien, die Juden hätten sich sogar die Freyheit genommen, dem vierten Chalifen Ali Wormürfe darüber zu machen, daß die Muhammedaner, so bald nach der Entstehung ihrer Religion, sich in mehrere Parteyen getheilt hätten; und er habe sie dadurch zum Stillstehen gebracht, daß er ihnen ihre so frühe Abweichung von der Religion Moses vorrückte. Aber bey dem Abulfaradsch steht nichts davon. Häufiger hingegen liest man bey spätern christlichen Schriftstellern, (wie bey dem Fortsezer der Hist. Miscella des Paul. Diaconus, L. XXI. p. 656. ed. Ingolst. und besonders bey dem Zonaras, Annal. L. XV. p. 103. T. II. ed. Paris. und andern Griechen, die er ausschrieb,) die Nachricht, daß der Chalif Nezd der erste, in den letzten Zeiten des siebenten Jahrhunderts, von einem

F. n. E. G. Juden gereizt worden sey, den Christen seines Reichs den Gebrauch aller Bilder in ihren Kirchen zu verbieten: eine Nachricht, die mit der bald folgenden Geschichte der Bilderstreitigkeiten in Verbindung steht. **605 bis 814.** Gegen den Anfang des achten Jahrhunderts stiftete ein Spanischer Jude Serenus dadurch eine vorübergehende Unruhe in Spanien, daß er sich vor den Messias ausgab, und viele Juden beredete, mit ihm in sein vermeintes Reich fortzuziehen. Ihre Güter wurden von den Arabern, die damals schon Spanien besaßen, eingezogen. (Petr. de Marca in Marca Hispanica, L. III. c. 1. pag. 230.)

Ein Merkmal des nicht unglücklichen Zustandes der Juden unter der Regierung der Chalifen war das Fortblühen ihrer berühmtesten Schulen, und die sich erhaltende Reihe ihrer angesehenen Lehrer. Jene vorzügliche Classe von Rabbinen, welche schon seit dem sechsten Jahrhunderte angefangen hatte, die **חכמים**, die Erhabenen oder Vortrefflichen, eine Art von Schul-Excellenzen, führte ferner das Vorsteheramt an den höhern Schulen von Sora und Pumbeditha. Unter diesen Jüdischen Gelehrten ist der Rabbi Schimon Ben Ratira, oder Rairo, um die Mitte des achten Jahrhunderts, der aber gerade nicht zu der gedachten ehrwürdigen Classe gerechnet wurde, durch die großen Entscheidungen (**הלכות גדולות**) bekannt: ein Buch, worinne er lehrte, daß es nur einen Grundartikel des Glaubens, den von dem Daseyn Gottes, gebe. Manche dieser Lehrer mögen sogar von der eben genannten Zeit an etwas dazu beigetragen haben, daß sich unter den Arabern einige Liebe zu den Wissenschaften regte. (Hotting. H. Eccl. Sec. VII. p. 424. Sec. VIII. p. 529–531. Basnag. l. c. T. VIII. p. 324. 331. T. IX. P. I. p. 30. sq. Wolfii Bibl. Hebr. Vol. I. p. 1146. sq.)

Verhältniß
des
Muhammedanismus
gegen das
Christenthum.

Doch wichtiger für diese Geschichte, als die Verhältnisse, in welchen sich die Juden gegen die Religion und das Reich Muhammeds befanden, ist der große und dauerhafte Einfluß, welchen beide auf den Zustand des Christenthums geäußert haben. Selbst die Vergleichung zwischen dieser neuentstehenden Religion, und der seit sechshundert Jahren so fest gegründeten christlichen, kann nicht anders als sehr lehrreich werden. Daß eine Jahrtausende alte, so sehr empfohlne und so tief eingewurzelte Religion, wie die Jüdische, die Vorläuferinn und Grundlage der christlichen, die von dieser nicht einmal bestritten, sondern nur vervollkommen wurde, sich neben derselben auch alsdann erhalten hat, nachdem die einzige Nation, welche ihr zugethan war, ihre Freyheit, ihr Vaterland, ihre ganze eigenthümliche Verfassung, alles nicht, was diese Religion unterstützen konnte, verloren hatte; das ist eben nicht schwer zu begreifen. Aber desto mehr befremdet es, zu sehen, daß die von einem ungelehrten Araber jetzt erst erfommene Religion, welche alles ihr Gutes entweder der Jüdischen oder der christlichen verdankte; eine vergleichende Prüfung in der Gesellschaft von keiner derselben ausblieb; sich nicht mit dem

dem sanftern Gange von neuen Religionserkenntnissen, sondern durch Waffen und Blutvergießen fortpflanzte und festsetzte; daß diese Religion gleichwohl unter die bis am meisten in der Welt ausgebreiteten gehört, vielleicht an Zahl der Anhänger alle andern übertrifft; daß sie nicht nur dem äußern Wohlstande des Christenthums so vielen Abbruch gethan; sondern sogar einen und den andern scheinbaren Vorzug vor ihr behauptet hat. Eine Geschichte also dieser Religion, die nur in so fern vollständig seyn darf, als sie zu jener Beziehung nöthig ist, steht hier an ihrem Platze.

Ihr Stifter Muhammed oder Mohammed, (aus welchem Nahmen die Griechen Μαχμūd, und die übrigen Europäer Mahomet gemacht haben,) kam gegen das Jahr 570. zu Mecca, der Hauptstadt des heiligsten Arabiens, auf die Welt. Obgleich von fürstlicher Herkunft, indem seine Familie das Haupt des vornehmen Stamms der Koreischiten war; hatte ihn doch sein Vater in seiner ersten Kindheit ziemlich arm hinterlassen. Seines Vaters Bruder Abu Talib, der ihn erzog, führte ihn zu Leibesübungen, zum kriegerischen Muth, und, welches zu Mecca, der vornehmsten Handelsstadt von Arabien, das rühmlichste Geschäfte war, zur Kaufmannschaft an. Einen gelehrten Unterricht erhielt er gar nicht. Denn obgleich die Araber seit langer Zeit Dichtkunst und Beredsamkeit, vaterländische Geschichte und Sternkunde liebten; auch die erstere jener Künste bey ihnen mehrmals zu einem öffentlichen Wettstreite Gelegenheit gab; so beruhte doch alles dieses bey ihnen nur auf mündlich erworbenen und erhaltenen Kenntnissen und Uebungen. Sehr wenige Araber konnten damals lesen und schreiben. Die Arabische Schreibekunst soll nicht lange vor Muhammeds Zeiten, nach andern, erst da er fünf-

zehn

zehn Jahre alt war, erfunden worden seyn; und die jetzigen schönern Arabischen Schriftzüge sind erst dreihundert Jahre nach ihm aufgetommen. Nach der gemeinen Erzählung der Araber, und nach seinem eigenen Vorgeben, war Muhammed eben so wenig mit Lesen und Schreiben bekannt. Er that frühzeitig mit seinem Oheim eine Handlungsreise nach Syrien; zeichnete sich in einem innern Kriege seines Vaterlandes aus, und wurde auch sonst wegen seiner Gaben geschätzt. Eine reiche Kaufmannswittwe Radidschab vertraute ihm daher ihre Geschäfte in dem gedachten Lande an. Diese besorgte er auch so geschickt, daß sie ihm bald nach seiner Zurückkunft ihre Hand anbot. Sie war vierzig Jahre alt, und Muhammed fünf und zwanzig, als diese Ehe geschlossen wurde. (Abulfeda de vita Mohammedis, c. 1–5. p. 1–12. Eiusd. Annales Muslem. T. I. pag. 1–23. Specimen Historiae Arabum, sive Gregor. Abulfaraji de orig. et morib. Arabum succincta narratio, arab. et latine, cum notis Ed. Pocockii, pag. 6. sq. 150. sq. Oxon. 1650. 4. La Vie de Mahomet, par Jean Gagnier, T. I. p. 76–102. à Amsterd. 1732. 12. Geschichte des Mohammed, mit Reiskens und Seynens Anmerkungen, in Gutherie's Allgem. Weltgeschichte, Band VI. Th. I. S. 54. fg.)

Fünfzehn Jahre hindurch erfährt man nunmehr nichts von seiner Lebensgeschichte, bis er in einem vierzigjährigen Alter, also um das Jahr 610. oder etwas später, als der Lehrer einer neuen Religion austrat. Unterdessen ist es sehr wahrscheinlich, daß er während dieser Zeit weiter keine Handlungsangelegenheiten getrieben; sondern sich immer mehr tiefsinnigen Religionsbetrachtungen überlassen habe. Denn nach dem Abulfeda, (de vita Moh. c. 7. p. 14. 15.) hatte ihm

330 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n.
E. G. Gott Liebe zur Einsamkeit eingeflößt; er brachte daher
605 jährlich einen Monath in der Höhle eines nicht weit
von Mecca liegenden Berges zu. Als er dieses mit
bis einigen seiner Hausgenossen im erstgenannten Jahre
814 wiederum that: soll ihm des Nachts der Engel Ga-
briel erschienen seyn, und befohlen haben, zu lesen.
Er entschuldigte sich, daß er nicht lesen könne; darauf
sagte der Engel: „lies im Namen deines Herrn, der
„alles erschaffen, der auch den Menschen aus etwas ge-
„ronnenem Blute geschaffen hat. Lies, und verherr-
„liche deinen Herrn, der dem Menschen den Gebrauch
„der Schreibfeder gezeigt, der ihn gelehrt hat, was
„er noch nicht wußte.“ Nachdem Muhammed diese
Worte, welche den Anfang des 96sten Kapitels vom
Koran ausmachen, nachgesprochen hatte, hörte er
bald darauf eine Stimme vom Himmel ihm zurufen:
„O Muhammed! du bist der Gesandte Gottes, und
„ich bin Gabriel.“ Bey seiner Ankunft in Mecca,
erzählte er dieses seiner Frau, welche sogleich mit ei-
nem Schwur betheuerte, er werde der Prophet der
Nation werden. Sie meldete solches auch einem ih-
rer Anverwandten, der ihr darinne beyrat. Mus-
hammed verrichtete hierauf sein Gebet, und gieng
siebenmal um die Caaba, einen alten Tempel zu
Mecca, herum, den, nach der Sage der Araber,
Abraham und Ismael gestiftet haben sollten. Bald
folgten auch mehrere göttliche Offenbarungen, die er
bekam. Seine Frau war die erste, welche seine neue
Religion annahm. Nach ihr erklärte sich sein Wetter
Ali, Sohn des Abu Taleb, ein Knabe von neun bis
elf Jahren, den er bey sich erzog, für dieselbe. Ei-
ner seiner Slaven; ingleichen Abubeker, ein ange-
sehener Mann zu Mecca, nebst fünf andern, die er
zum Muhammed führte, waren seine nächsten An-
hänger; wozu bald noch etliche andere kamen. (Abul-
feda

feda l. c. p. 15–18. et in Annal. Muslem. T. I. p. 27–33. Gagnier l. c. p. 104–112.)

3. n.
E. G.

605

So hatte er in drey Jahren heimlich Mitglieder für seine neue Religionsgesellschaft gesammelt. Allein nach dem Verlauf derselben befohl ihm Gott, alle seine Mitbürger öffentlich dazu einzuladen. Es fielen die Worte vom Himmel, die nachmals in den Koran (C. 74.) eingerückt worden sind: „O du Bedeckter! „stehe auf! predige! verherrliche deinen Herrn!“ u. so weiter. Denn Muhammed, der, betrübt darüber, daß ihm keine Offenbarungen mehr ertheilt würden, seinen gewöhnlichen Gang am Berge vornahm, hatte plötzlich, unter der ehemaligen Zurufung, er sey der Gesandte Gottes, den Engel gesehen, und, erschrocken darüber, zu seiner Frau gesagt, sie möchte ihn mit einen Mantel bedecken. Er bat also vierzig seiner Anverwandten zu einer Mahlzeit, an deren Ende er ihnen erklärte, kein Mensch in Arabien könne seiner Nation etwas Vortrefflicheres anbieten, als was er ihnen antrage. „Ich bringe euch, fuhr er fort, „sowohl die Güter dieses als des zukünftigen Lebens. „Gott hat mir befohlen, euch zu ihm zu rufen. „Wer will unter euch in diesem Geschäfte mein „Wezir,“ (eigentlich ein Lastträger, sodann ein Gehülfe oder Theilnehmer an der Bürde eines Amts,) „mein Bruder, Vertrauter und Verweser seyn?“ Alle bedachten sich; der einzige Ali versprach sogleich, daß er es werden wolle: damals noch ein triefäugichter Knabe, mit geschwellenem Leibe, und geschwundenen Schenkeln. Muhammed erkannte ihn gleichwohl vor seinen Bruder und Stellvertreter unter ihnen; er verlangte, daß sie ihm Gehorsam leisten sollten. Allein die Anwesenden lachten nur über diese Zumuthung, und sagten zum Abu Taleb, er werde

332 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

werde künftig seinem Sohne gehorchen müssen. (Abulf. de vita Moh. p. 18–20. Ei. Ann. Muslem. T. I. p. 33. sq. Gagnier l. c. p. 112–117.)

814.

Unbekümmert darüber, gieng Muhammed seinen Weg fort; warf ihnen ihre Abgötterey, und den hartnäckigen Hang vor, den sie und ihre Vorfahren zum Unglauben hätten, und kündigte ihnen auch dafür die Strafen der Hölle an. Daraus entstand eine offene Feindschaft zwischen ihm und den Vornehmsten seines Stamms. Sie beschwerten sich gegen den Abu Taleb, daß sein Nefse ihre Religion beschimpfe, und ihre Vorfahren als thörichte und unwissende Leute vorstelle; er möchte ihn also im Zaum halten. Da er sie aber besänftigen wollte, indem er zwar nicht völlig Muhammeds Anhänger war; aber ihn doch zu schützen suchte, drohten sie beiden mit Feindseeligkeiten. In der That obgleich noch mehr vornehme Meccaner zum Muhammed übergiengen; drückten doch die Koreischiten seine Parthen so sehr, daß sich drey und achtzig von derselben, mit einigen Weibern und Kindern, in das benachbarte Aethiopien flüchten mußten. Er selbst verbarg sich eine Zeit lang in der Nähe von Mecca. Die Koreischiten beschloßen in einem feyerlichen Bündnisse, wovon sie die Urkunde in der Caaba aufhingen, alle Gemeinschaft mit seiner Familie aufzuheben; allein da er ihnen durch seinen Oheim anzeigen ließ, daß Gott durch einen Wurm alle Buchstaben der Urkunde, diejenigen ausgenommen, welche den Namen Gottes ausmachten, habe zerfressen lassen, und sie solches wahr befanden, hörte das Bündniß wieder auf. Unterdessen vertheidigte sein Oheim selbst die väterliche Religion wider ihn. Ein Versuch, den er machte, seine Religion in der Stadt Al, Tasef auszubreiten, schlug ihm gänzlich fehl.

fehl. Er litt außerdem manthe Verfolgungen; man stellte ihm nach dem Leben, und es wurde ihm vor Gericht auferlegt, seine göttliche Sendung durch Wunder zu beweisen. Hier war es jedoch, wo er vollkommen siegte. Der Engel Gabriel erschien ihm, und stärkte ihn; Mohammed ließ nunmehr vor den Augen von ganz Mecca eine dicke Finsterniß entstehen; sodann den Mond zum Vorschein kommen, der sich vor ihm bückte, ihn mit vernehmlicher Stimme den Gesandten Gottes nannte; darauf mehrmals durch seine Kleider schlüpfte, und sich endlich in zwey Theile spaltete, die am Himmel vereint wurden. Die heftigsten seiner Gegner erklärten zwar dieses alles vor Zauberey; aber der oberste Richter, und gegen fünfhundert Meccaner erkannten ihn jetzt vor einen göttlichen Lehrer. Auch zwölf Einwohner von Jatschreb nahmen seine Religion an, indem sie eidlich der Abgötterey entsagten; und bald kamen noch mehrere aus dieser Stadt hinzu. (Koran, K. 54. Abulf. de vita Mohamm. pag. 20-32. Eiusd. Annal. Musl. l. c. p. 33-53. Gagnier l. c. p. 117-194. 266. sq.)

Er stärkte um diese Zeit den Glauben und die Bewunderung seiner Anhänger noch durch die Nachricht von der Reise, welche er in einer Nacht von Mecca nach Jerusalem, und aus dieser Stadt in den Himmel wollte gethan haben. Die Muhammedanischen Lehrer stritten zwar darüber, sagt Abulfeda, (de vita Mohamm. c. 18. pag. 33.) ob er dieselbe körperlich vorgenommen habe? oder ob es nur ein nächtlicher Traum gewesen sey? Allein, obgleich selbst seine zweyte Ehefrau die letztere Meinung behauptete; so waren doch die meisten für die erstere. Genug, welcher man auch folgen mag, Mohammed wollte durch diese Erzählung, deren auch der Koran (im

334 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

En (im Anfange des siebzehnten Kapitels) gedenkt, erhaben
bene Begriffe von Gott und sich verbreiten, die ihm
eigen waren. Der Engel Gabriel, der in einem
bis von Perlen und Goldfäden durchflochtenem Kleide, ei-
814 ne Platte auf seiner Stirne trug, an welcher folgende
glänzende Worte geschrieben waren: Es ist kein
Gott, als nur der einzige Gott; Muhammed
ist sein Gesandter, weckte ihn auf, und ließ ihn einen
Grauschimmel (Al Borak) besteigen, der, unter vielen
andern wundervollen Eigenschaften, auch die Gabe zu
reden besaß; auf dessen Bitte er ihm versprach, daß
er durch seine Fürsprache an der Auferstehung Theil ha-
ben, auch mit ihm ins Paradies kommen sollte. Die-
ser trug ihn, von dem Engel begleitet, mit der äußer-
sten Schnelligkeit durch die Luft fort; nur mußte er
auf dem Berge Sinai, wegen Moses, und zu
Bethlehem, wegen der Geburt Christi, sein Gebet
verrichten. Zu Jerusalem that er eben dieses in der
Auferstehungskirche mit Abraham, Moses und Jes-
sus. Hierauf führte ihn der Engel auf einer Leiter,
deren Stufen von Gold, Silber, Perlen, und andern
Kostbarkeiten waren, in den ersten, zweiten, und nach
und nach bis in den siebenten Himmel. Jeder war
fünfhundert Jahrreisen von dem andern entfernt; er
aber machte den Uebergang in einem Augenblicke.
Außer einer Menge von Engeln und Herrlichkeiten traf
er in diesen Himmeln Adam, Johannes, (Mahia)
Jesus, (Isa) Joseph, Senoch, (Edris) Aaron,
Moses (Musa) und Abraham (Ibrahim) an. Im
siebenten hörte er schon Gott selbst abwechselnd mit ei-
nem Engel, der unter seinem Throne stand, bald sein
Lob, bald die Sendung seines Dieners Muhammed
an die Menschen, preisen. Weiter aber durfte ihn
Gabriel selbst nicht begleiten. Gleichwohl kam er
über diesen höchsten Himmel hinaus; sah den Engel
Asras

Asrafel, der Gottes Thron trägt, groß wie der ganze Raum zwischen Morgen und Abend; sah den Thron selbst von Engeln umgeben, und vier Flüsse unter demselben hervorquellen, worunter auch der Nil war; bis wurde endlich von Gott angeredet, nachdem er sich seinem Throne bis kaum zwei Bogen weit genähert hatte, wie auch im Koran (Kap. 53.) erzählt wird, und hielt mit demselben ein langes Gespräch, unter welchem die Engel zuweilen sangen, daß nur Ein Gott; Muhammed aber sein Diener und Gesandter sey. Gott sprach von seiner Größe: und da ihn Muhammed auch um einen Vorzug bat, wie ihn alle die ehrwürdigen Männer bekommen hatten, welche er in den verschiedenen Himmeln sah: so bewilligte er ihm denselben. Jesus, sagte Gott unter andern, sey von ihm aus seinem Geiste und Worte erschaffen worden; aber Muhammeds Name sollte nie von dem Namen Gottes auf der Welt getrennt, stets der Einzige Gott, und Muhammed sein Gesandter zusammen genannt werden; und so wie unter den göttlichen Namen auch Mahmud (der Gelobte) sey, so heiße er Muhammed, (der lobenswürdige) und die Araber hießen Alhamedun, (die lobenden.) Unter andern befahl ihm auch Gott, daß er und seine Nation allemal innerhalb vier und zwanzig Stunden fünfzig Gebete verrichten sollten. Als er aber dieses auf seinem Herabsteigen von dem Throne, dem Moses meldete: beredete ihn dieser, unter dem Vorwande, für seine Nation, die schwächste von allen, sey diese Anzahl täglicher Gebete zu groß, noch einigemal vor den göttlichen Thron zurückzukehren, bis sie Gott nach und nach auf fünf herabsetzte. Gabriel zeigte ihm noch das Paradies; er kam wieder auf die Erde herab, und landete in eben derselben Nacht auf seinem Grauschimmel, den er zu Jerusalem gelassen hatte,

zu

336 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

3. n. zu Mecca an. Am folgenden Tage erzählte er diese
E. 8. nächste Reise nach Jerusalem öffentlich. Seine
605 Gegner beschuldigten ihn der Lügen; allein Abubekers
bis Zeugniß, daß alles wahr seyn müsse, was der Gesandte
814 Gottes berichte, und viele Umstände, welche Mu-
hammed von dem dortigen Tempel zu melden mußte,
dienten ihm zur Unterstützung; wiewohl ihn doch eini-
ge seiner Anhänger verließen. Dieser Reise wird auch
im Koran (Kap. 17.) gedacht: und da es überhaupt
eine Erzählung war, welche Muhammed zur Bestäti-
gung seiner göttlichen Vollmacht gebrauchte: so ge-
hörten die wesentlichsten Umstände derselben allerdings
in seine Religionsgeschichte. Einer seiner Vertrauten
hat die kurze Nachricht, die Abulfeda davon ertheilt,
aus Muhammeds Munde sehr erweitert; wozu noch
spätere Zusätze gekommen seyn mögen. (Abulfeda l. c.
c. 19. p. 33–42. Eiusd. Annal. Musl. T. I. p. 53–
55. Gagnier l. c. p. 195–261.)

Durch die erste Verbindung mit einer Anzahl Einwohner von Jatschreb, hatte sich Muhammed bereits treue und muthige Anhänger erworben; in einer zweyten Versammlung, welche er mit ihnen des Nachts auf einem Hügel bey Mecca hielt, schwor er auch ihnen völlige Ergebenheit, mit der Bedingung, daß sie ihn gegen jeden Angriff, eben so wie ihre Weiber und Kinder, vertheidigen sollten. Sie versprachen dieses und allen Gehorsam ebenfalls eidlich, nachdem sie vorher auf ihre Frage, welche Belohnung sie zu erwarten hätten, wenn sie um seinerwillen umkämen, die Antwort erhalten hatten: das Paradies. Vorher, sagen die Muhammedanischen Schriftsteller, war es ihm nicht erlaubt, Krieg zu führen; er durfte nur die Menschen zu Gott führen, und der Verfolgung Geduld entgegensetzen. Jetzt aber, da
die

Die Koreischiten Gott selbst lästerten, seinen Gesandten zum Lügner machten, und die gläubigen Anhänger desselben drückten: verstattete ihm Gott, die Waffen wider sie zu gebrauchen, und sich auch um anderer Hülfe zu bewerben. Die Spuren dieses göttlichen Befehls werden auch in mehrern Stellen des Korans (Kap. 8. v. 39. K. 9. v. 75. besonders K. 22. v. 41.) nachgelesen. Zugleich verlangte Muhammed von diesen seinen Bundesgenossen, daß sie ihm aus ihrem Mittel zwölf der Vornehmsten darstellen sollten, welche ihr Volk regieren sollten. Dieses geschah; er ernannte sie zu solchen Fürsten, mit gleicher Macht, als die Apostel Jesu, des Sohns Mariä, gehabt hätten; und sich behielt er die oberste Regierung vor. (Abulf. de vita Moham. c. 21. p. 42. sq. et Gaguier in notis ad h. l. Eiusd. Annal. Moslem. T. I. p. 59. Gagnier l. c. p. 272. sq.)

Muhammed hatte sich hiermit einen desto sichern Zufluchtsort verschafft, da die Einwohner von Jatschreb erklärte Feinde derer von Mecca waren. Hier wurde die Gefahr für ihn immer größer; schon ließ er daher seine meisten Anhänger in jene Stadt flüchten. Die Koreischiten, welche befürchteten, daß er dieses auch selbst thun möchte, beschloßen, ihn einzubringen. Allein er rettete sich nebst Abubekern zuerst in eine Höhle bey Mecca, und sodann nach Jatschreb; wohin ihnen auch Ali folgte. Warum diese Stadt seitdem den Namen Medina bekommen habe, und daß alle Muhammedaner in der Folge ihre Jahrrechnung vom Jahr dieser Flucht (oder Hedschra) 622. anfangen haben; ist oben (S. 11. 12.) bereits gemeldet worden. Man empfing ihn daselbst mit Ehrerbietung und Frohlocken; er bauete ein Bethaus, oder Mesdschid; (aus welchem Namen man den jetzt ge-

2. A. wöhnlichen Moschee für Muhammedanische Tem-
 3. n. pel gebildet hat,) und Medina wurde sowohl der Sitz
 605 seiner Religion, als der Parthey, welche bereit war,
 bis für dieselbe und für ihn zu sechten. Wirklich schickte
 814 er auch nummehr kleine Haufen zu Streifereien in das
 Gebiet von Mecca, und zum Angriffe auf die Karawas-
 nen, oder auf die zahlreiche Gesellschaften Koreischis-
 tischer Kaufleute, welche bewaffnet mit ihren Waa-
 ren in fremde Länder zogen. Eine derselben wurde
 überwältigt und geplündert; Muhammed bekam
 auch seinen Antheil von der Beute. Anfanglich wel-
 gerte er sich, denselben anzunehmen, weil das Gefechte
 in einem von den heiligen Monaten vorgefallen war,
 in welchen man bey den Arabern nicht kriegen durfte.
 Doch da ihm von Gott die auch im Koran (K. 2. v.
 217. S. 35. der Boys. Uebers.) aufbehaltene Ent-
 scheidung geoffenbart wurde, daß es zwar unerlaubt
 sey, in jenem Monate Krieg zu führen; aber in Got-
 tes Augen noch erschrocklicher, die wahre Religion zu
 hindern, und die Menschen von seinem heiligen Hause
 zu Mecca zu vertreiben: so machte er weiter darüber
 keine Schwierigkeiten. Er führte jetzt für seine An-
 hänger die bereits oben (S. 321.) angezeigte Wen-
 dung des Gesichts der Betenden nach Mecca, oder ge-
 gen die heilige Caaba, ein; oder folgte vielmehr dem,
 was ihm Gott darüber (Koran, K. 3. v. 96.) offen-
 barte. Da sich die Einwohner von Medina mit ihm
 häufig zum Gebete versammelten: so wählte er, um ihnen
 das Zeichen dazu zu geben, nach Jüdischer Art eine Trom-
 pete. Bald aber setzte er an die Stelle derselben eine
 Klapper. Endlich bekam einer seiner Anhänger im
 Traum eine Offenbarung, wie das Zusammenberufen
 zum Gebete angestellt werden sollte, nemlich durch das
 öffentliche wiederholte Abrufen folgender Worte: „Gott
 ist groß! Ich bezeuge, daß kein Gott ist, als der ein-
 zige!

„Sage! Ich bezeuge, daß Muhammed der Gesandte Gottes ist!“ Muhammed erkannte hieran den Willen Gottes: und seitdem vertritt dieser laute Ruf von einem Thurme herab, bey seinen Glaubensgenossen die Stelle unserer Glocken. (Abulf. de vita Moh. c. 22. pag. 45. 46. c. 24. p. 50. sq. c. 26. p. 54. sq. Eiusd. Annal. Muslem. T. I. p. 61. sq. p. 69–79. Gagnier l. c. p. 280–314.)

Noch mehr wurden er und seine Verehrer darin bestärkt, daß Gott ihre Religion gefalle, als sie im Jahr 623. ein Treffen gegen die dreyimal zahlreichen Koreischen gewannen; die von ihrer Seite darinne fielen, wurden als Märtyrer angesehen. Muhammed ließ auch noch Gefangene, welche heftige Feinde seines Glaubens waren, niederhauen. In vielen andern Kriegen mit Arabischen Stämmen, behielt er fast immer die Oberhand. Er bezwang auch einen Jüdischen Stamm, weil ihm die Juden nach dem Leben getrachtet hatten; eignete sich aber allein, gegen die von ihm selbst eingeführte Theilungsordnung, alle die reiche ihnen abgenommene Beute zu: und eine göttliche Entscheidung, welche im Koran (Kap. 59.) enthalten ist, rechtfertigte diesen Schritt. Von einem andern Stamm dieser Nation in Arabien ließ er gegen siebenhundert Gefangene, die sich ergeben hatten, hinrichten. Mitten unter seinen Siegen, bey welchen ihm öfters Engel beystanden, geschahen auch mehrere Wunder zu seiner Ehre; unter welchen die Vervielfältigung weniger Lebensmittel zur Speisung einer großen Menge Menschen bemerkt zu werden verdient. (Abulf. de vita Moh. pag. 56–82. Eiusd. Annal. Muslem. T. I. p. 79–135. Gagnier l. c. p. 217–437.)

346 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

Z. n.
L. n.
605
p. 14
814.
 Nachdem er in wenigen Jahren einen großen Theil von Arabien erobert, und überall seine Religion herrschend gemacht, auch schon eine glückliche Eitelkeit in Syrien unternommen hatte: glaubte er, Ansehen genug erworben zu haben, um auch die benachbarten Fürsten zur Annahme derselben einladen zu können. Er ließ diesen Auftrag im Jahr 628. dem Könige von Persien Khosru durch einen Abgeordneten thun. Der König zerriß zwar das Schreiben Muhammeds, den er seinen Knecht nannte, und trug seinem Befehlshaber im glücklichen Arabien auf, diesen Frevlersender ihm zuzuschicken. Allein da Muhammed durch eine Offenbarung erfuhr, daß Khosru von seinem Sohne Schirwla (oder Siros) umgebracht werden sey, auch sein Reich bald zerstört werden würde, und dieses dem Befehlshaber mit der Verordnung melden ließ, zu seiner Religion überzutreten: gehorchte dieser nebst andern Persern in Arabien, weil sie die Bestätigung jener Nachricht erhielten. Eben dieses ließ er dem Kaiser Heraclius antragen, von dem er wenigstens eine höfliche Antwort und ansehnliche Geschenke erhielt. Auf gleiche Art erwiederte Mokawkas, Oberaufseher der kaiserlichen Einkünfte in Aegypten, der aber ein Jakobit war, und sich, während der bedrängten Schicksale des Kaisers im Persischen Kriege, daselbst unabhängig gemacht hatte, Muhammeds Aufforderung. Nagrasch, oder Aschama, König von Aethiopien, der schon vor einiger Zeit sich zu Muhammeds Glauben bekannt hatte, als Anhänger desselben sich in sein Reich flüchteten, that dieses jetzt, auf seine Ermahnung, noch feyerlicher. Die ähnlichen Zumuthungen Muhammeds an einige Arabische Fürsten hatten nur zum Theil den gewünschten Erfolg. (Abulf. de vita Mohamm. c. 46. pag. 93–97. Eiusd. Annal. Musl. l. c. p. 137. sq. Gagnier l. c. T. II. pag. 30–42.)

Mitt.

Mittlerweile war Muhammed mit vierzehnhundert theils Meccanern, theils Medinensern, gegen die erstere dieser Städte bloß in der friedlichen Absicht gezogen, damit sie endlich einmal wieder den Tempel zu Mecca, oder heilige Caaba besuchen könnten. Die Koreischiten widersezten sich ihnen zwar; schlossen aber doch im J. 627. einen zehnjährigen Stillstand mit ihnen: und der Besuch, der außer Gebet, Opfern, und einem siebenfachen Umgange um die Caaba bestand, gieng bald darauf von Statten. Allein das große Ziel von Muhammeds und seiner Anhänger Wünschen war die Eroberung von Mecca. Er bediente sich also im Jahr 629. des Vorwands, daß die Koreischiten den Stillstand gebrochen hätten, obgleich diese alle Genügehuung dafür anboten, und übertrug Mecca mit einem Heere von zehntausend Mann. Die Stadt wurde von demselben bald eingenommen; er erklärte die Einwohner, bisher seine ärgsten Feinde, vor Freigelassene. Doch nahm er sechs Männer und vier Frauenspersonen aus, welche schlechterdings das Leben verlieren sollten. Eine seiner ersten Verrichtungen daselbst war es, daß er siebenmal auf seinem Kameel um die Caaba herumritt, und ehrfurchtsvoll mit seinem Stabe die Ecke des schwarzen Steins an derselben berührte, den Gabriel ganz weiß vom Himmel gebracht haben soll, und dessen Geschichte Porock (Specim. Hist. Arabum, p. 118. sq.) ausführlich erzählt. Als er oben in den Tempel hineingehen wollte, und Götzenbilder darinne erblickte: ließ er sie sogleich herausschleppen und zerschmeißen. Darauf betete er in der Caaba nachdem er mehrmals ausgerufen hatte: Gott ist groß. Al! mußte selbst auf seine Schultern steigen, um ein Götzenbild, das über der Caaba stand, herabzureißen; dreihundert und sechzig andere, welche sie umgaben, stürzten bloß auf seine Berührung nieder. Auch hielt

3. P.
2. 8.
605
114
114

342 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

Er an der Thüre eine Anrede an die Koreischiten, in welcher er ihnen vorhielt, daß sie Gott zu seiner Erkenntniß geführt, ihm, seinem Diener, den Sieg bis verliehen, und sie von der abgöttischen Verehrung des Abraham, Jomael, und anderer vermeinter Gottheiten, befrehet habe. Er ließ überdieß durch seine Kriegsvölker alle Götzen der umliegenden Gegenden vernichten. (Abulf. de vita Mohamm. p. 84. sq. 86. sq. 97. sq. 102. sq. Eiusd. Annal. Muslem. T. I. p. 121. sq. 143. sq. Gagnier l. c. p. 13. sq. 103. sq.)

Seit der Besitznehmung von Mecca konnte man ihn bereits ziemlich als Herrn von ganz Arabien betrachten. Die Koreischiten, welche den vornehmsten Stamm der Nation ausmachten, waren ihm nicht allein unterworfen; sondern bekannten sich auch zu seiner Religion; die allen Arabern so ehrwürdige Caaba befand sich in seinen Händen; ihre übrigen Stämme erkannten ihn theils freywillig vor den Gesandten Gottes und ihren Oberherrn; theils wurden sie nun leichter dazu genöthigt. Ein Griechischkaiserliches Kriegsheer war von seinen Feldherren schon zurückgeschlagen worden; jetzt zog er an der Spitze von dreyßigtausend Mann nach Syrien: und die Griechen wagten es nicht einmal, ihm ein Treffen zu liefern. Selbst wenn nicht jede seiner Kriegsunternehmungen glücklich ablief; oder wenn seine getreuesten Verehrer mißvergnügt über ihn wurden; war sein geheiligtes Ansehen doch so groß, daß ein Nachtspruch, oder eine Wendung von der Religion entlehnt, alles im Gehorsam erhielt: immer waren unzählliche bereit, auf seinen Wink diejenigen zu tödten, welche ihm widersprachen, oder an ihn nicht glauben wollten. Einst da er eine reiche Beute unter seine Soldaten von allen Stämmen vertheilt hatte, nur die Medinenser ausgenommen,

men,

men, die doch seine eifrigsten, um ihn verdientesten Anhänger waren, und daher unter dem Namen seiner Gehülften (Ansariten) ausgezeichnet wurden: mußten sie laut darüber. Muhammed ließ sie in sein Zelt kommen, und sagte zu ihnen: „Ihr seyd also unwillig darüber, meine Gehülften! daß ich durch solche geringe zeitliche Güter andere zu meinem Glauben gelockt und gewöhnt habe, die mir sonst nicht würden gefolgt seyn. Ich glaubte nicht, daß ihr einer solchen Lockspeise bedürftet, indem ich mich auf eure Standhaftigkeit im wahren Glauben verließ. Scheint es euch eine Kleinigkeit zu seyn, daß, da andere mit Kameelen und Heerden von Vieh in ihr Vaterland zurückreisen, ihr den Gesandten Gottes dahin mit euch nehmen könnt? Ich bezeuge vor dem, in dessen Hand meine Seele ist, daß, wenn ich nicht nach göttlichem Willen aus Mecca hätte flüchten müssen, ich gewiß ein Ansarit geworden wäre; andere möchten eine Parthei ergriffen haben, welche sie wollten, ich würde mich nur zur Ansaritischen geschlagen haben. O Gott! erbarme dich doch der Ansariten, ihrer Kinder und Enkel!“ Diese Anrede that die Wirkung, daß sie ihn aufs neue ihrer Unterwürfigkeit versicherten. (Abulf. de vita Mohamm. p. 112. — 127. Eiusd. Annal. Muslim. l. c. p. 159 — 179. Gagnier. l. c. p. 156 — 255.)

Im Besitze eines so glänzenden Ruhms, das Oberhaupt eines neuen sehr ansehnlichen Staats, und einer eben so zahlreichen neuen Religionsgesellschaft zu seyn, starb Muhammed zu Medina, am 17ten Junius des Jahrs 632. oder im elften Jahre der Hedschra, in seinem drey und sechzigsten, oder, nach andern, fünf und sechzigsten Lebensjahre, an den Folgen von Gifte, welches ihm eine Frauensperson vor ge-

raumer Zeit, in der Absicht hergebracht hatte, um dar-
 an, wenn es ihm nichts schadete, zu erkennen, daß
 er ein göttlicher Gesandter sey: Kurz vor seinem Tode
 erbot er sich öffentlich in der Moschee zur Ersetzung
 alles andern zugesügten Unrechts: ja wenn es Schläge
 wären, wollte er sie selbst leiden: und er zahlte, da
 einer seiner Zuhörer eine kleine Geldsumme von ihm
 zurückforderte, solche alsbald mit den Zinsen aus. Sei-
 nen getreuen Ansatiten hinterließ er besonders die
 Verordnungen: keinen Abgötter in ganz Arabien zu
 dulden; allen, die seinen Glauben annehmen würden,
 gleiche Rechte, als sie hätten, einzuräumen; und sich
 das Gebet über alles empfohlen seyn zu lassen. Er
 verlangte noch Dinte und Papier, um eine untrüg-
 liche Vorschrift für seine Anhänger aufzusetzen. Aber
 einige der Umstehenden hielten dieses vor Wahnsinn;
 andere brangen darauf, daß er einen solchen Aufsatz
 verfertigen möchte, bis er ihnen allen mit dem Bedeu-
 ten Stillschweigen auferlegte, es schiede sich nicht, in
 Gegenwart eines Propheten zu lachen. Andere, zum
 Theil wundervolle Umstände seines Todes, wie die
 Erscheinung des Todesengels, der sich durch den Engel
 Gabriel die Erlaubniß von ihm ausbitten ließ, ihn abzu-
 holen, haben die Muhammedanischen Geschichtschrei-
 ber gesammelt. (Abulf. de vita Mohamm. p. 133. sq.
 Eiusd. Annal. Muslem. T. I. pag. 183. sq. Gagnier
 pag. 275. sq.)

Denn bloß aus diesen Schriftstellern ist bisher
 eine sehr ins Kurze gezogene Lebensbeschreibung Mu-
 hammeds entworfen worden, um den historischen Be-
 griff, den seine Glaubensgenossen von ihm gegeben
 haben, desto reiner darzustellen. Freylich reicht kei-
 ner von denselben nur in die Nähe von dem Jahrhun-
 derte ihres Religionsstifters. Allein außerdem daß

es Araber, und also einheimische, mit der Sprache, der Erdbeschreibung, den Alterthümern und der Geschichte der Morgenländer wohlbekannte Schriftsteller waren; auch die Begebenheiten so umständlich, und in einem so wahrscheinlichen Zusammenhange dargestellt haben, daß sie schon dadurch begreiflich und glaubwürdig werden: so haben sie auch aus alten Quellen geschöpft; selbst die Tradition, der sie folgen, enthält Spuren genug, daß ansehnliche Männer, sogar von Muhammeds Zeitgenossen, sie gesammelt und fortgepflanzt haben. Es schadet nichts, daß Wunder, göttliche Offenbarungen, Weissagungen, und ähnliche Erzählungen, darinne so häufig vorkommen. Es ist einmal der Gang, den, nach der unüberbrochenen Meinung der Araber, ihre Religion genommen haben soll; und jedem Leser bleibt sein Recht vorbehalten, Begebenheiten, die von dem gewöhnlichen Lauf so weit abweichen, auf das schärfste zu prüfen. Der vornehmste unter ihnen ist Ismael Abulfeda, Sultan oder Fürst zu Hama in Syrien, der sich in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts um die morgenländische Erdbeschreibung und Geschichte so verdient gemacht hat. Nachdem mehrere Gelehrte des vorigen Jahrhunderts, besonders Pocock in dem schon angeführten vortrefflichen Werke, (*Specimen Historiae Arabum*) seine Moslemischen Jahrbücher, oder Geschichte der Araber und anderer Muhammedanischen Nationen, in der Handschrift benützt hatten: stellte Johann Gagnier denjenigen Theil davon, welcher Muhammeds Leben begreift, mit sehr gelehrten und weitläufigen Anmerkungen, in denen er aus vielen andern Arabischen Schriftstellern und aus dem Koran Erläuterungen mittheilte, zu Oxford, 1723. Fol. ans Licht. Johann Jacob Reiske, der dieses ganze Werk, die ersten weniger

brauch-

N 5

346 Zweiter Zeitraum: Fünftes Buch.

F. 5.
603
bis
814
 bräuchbaren Bücher vor Muhammeds Zeiten aus-
 genommen, lateinisch übersezt herausgeben wollte,
 konnte davon nur die gedachte Lebensbeschreibung mit der
 Fortsetzung der Jahrbücher bis ins eilfte Jahrhundert,
 (Abulfeda's Annales Moslemici; Lips. 1734: 4.) ab-
 drucken lassen. Endlich hat der Dr. Hosprediger Ad-
 ler das vollständige Werk des Abulfeda, von Mu-
 hammeds Geburt an, in der Arabischen Urschrift,
 mit Reiskens Uebersetzung und Anmerkungen, aus
 dessen Handschriften, seit dem Jahr 1789. zu Kopen-
 hagen in Quart bekannt gemacht, auch mit einigen ei-
 genen Zusätzen begleitet. Was Gagner bey dem
 Leben Muhammeds durch Abulfeda gesehen hatte,
 das leistete er noch in einem vollkommnern Umfange,
 in der von ihm selbst aufgesetzten Lebensbeschreibung des-
 selben. (La vie de Mahomet, à Amsterd. 1733. 2
 Tome, 12.) Ja der vorzügliche Werth seines
 Buchs besteht eben darinn, daß dieser Lehrer der inor-
 genländischen Sprachen zu Orford, ohne seine Vor-
 stellungsarten und Urtheile einzumischen, lediglich die
 reichhaltigsten Auszüge aus den Arabischen Quellen,
 dem Koran, den Traditionen der Sunna, dem
 Abulfeda, und vielen andern Schriftstellern, mit ei-
 ner in dieser Geschichte sonst ungewöhnlichen Unpar-
 theillichkeit, in ihren Zusammenhang gebracht hat. Ken-
 net des Arabischen haben ihm zwar nicht wenige un-
 richtige Uebersetzungen der Quellen vorgeworfen. Al-
 lein nicht zu gedenken, daß auch sie in der Ueberset-
 zung mancher Stellen unelns sind; so gesteht doch
 Reiske selbst, der jenen Vorwurf am stärksten aus-
 drückt, (Anmerk. zur Geschichte Muhammeds in Bus-
 chle's Allgem. Weltgesch. B. VI. Th. I. S. 67.)
 auch in seiner Uebersetzung des Abulfeda manches von
 dieser Art verbessert hat, an einem andern Orte, (Prae-
 fat. ad Abulf. Annal. Moslem. p. 3.) daß man haupt-
sach-

sächlich beym Gagnier etwas Gewisses vom Muhammed finde. Außerdem haben auch die schon genannten Schriftsteller, Hottinger, (in Hist. Orient.) und noch mehr Sale (in der Vorläuf. Einleitung zum Koran,) die Arabischen Quellen fleißig gebraucht. Unter diesen letztern giebt es auch Werke christlicher Araber, die zwar mit den Nachrichten der Muhammedanischen großentheils übereinstimmen; aber erst im dreizehnten Jahrhunderte geschrieben haben, und Muhammeds Leben nur in einen kleinen Abriss bringen. Ein solcher ist Georg Elmatin, Geheimschreiber eines Muhammedanischen Fürsten, dessen Saracenische Geschichte von Thomas Erpenius zur Herausgabe bereitet, nach seinem Tode im Jahr 1625. zu Leyden, theils in Folio Arabisch und Lateinisch, mit Anmerkungen und Tabellen, theils sowohl in der Urschrift, als in der Uebersetzung besonders, in Quatt gedruckt worden ist. Er hat aus ältern Arabischen Geschichtschreibern Auszüge gemacht, und spricht, seines Amtes wegen, vom Muhammed mit vieler Hochachtung. Darunter gehört auch Gregor. Abulfaradsch, Primas der Jakobiten in den Morgenländern. Sein schon öfters angeführtes Buch (Historia Dynastiarum, Oxon. 1663. 4.) enthält (p. 101–103.) ein sehr kurzes Leben Muhammeds; aber eine desto vollständigere Nachricht von den unter seinen Religionsgenossen entsprungenen Partheyen.

Von den Griechischen Geschichtschreibern, die einige Zeit nach dem Muhammed im Byzantinischen Reiche austraten, könnte man als von den ältesten, die seine Geschichte aufgezeichnet haben, auch wegen der vielen kriegerischen und friedlichen Verhältnisse zwischen Griechen und Arabern, am ersten einige genauere Nachrichten erwarten. Doch Mangel an Kennt-

2. n. Kenntniß von der Sprache und dem Vaterlande der
 2. 6. Araber; Religionshaß gegen diese neuentstandene Par-
 603 then, und daher auch Vereinnilligkeit, jedes schimpf-
 214 liche Gerücht von derselben und ihrem Stifter zu glau-
 ben, sind ihrer Zuverlässigkeit beynahe noch hinderli-
 cher geworden, als bey Arabern die schwärmerische
 Bewunderung ihres göttlichen Gesandten. Die Grie-
 chen reden von ihm gern mit Schimpfwörtern; sie ha-
 ben seine und die Geschichte seiner Religion in ihre
 Streittheologie eingewebt; dadurch ist sie desto mehr
 entstellt und fabelhaft geworden. Der einzige Theo-
 phanes verdient unter ihnen darüber zu Rathe gezo-
 gen zu werden, weil er bessere Nachrichten als andere
 von den Arabern gehabt hat; das wenige Eigene, was
 er in seiner kleinen Abschilderung Muhammeds be-
 bringt, muß auch hier bemerkt werden. Nach ihm
 (Chronogr. p. 277. sq. ed. Paris.) war dieser Araber
 mit der fallenden Sucht geplagt. Als er einst einen
 Anfall davon bekam, betrubte sich seine Frau sehr dar-
 über, daß sie, von so ansehnlichem Stande, einen
 nicht allein armen, sondern auch elenden Mann geheu-
 ratet hätte. Um sie deswegen zu beruhigen, erzählte
 er ihr, der Engel Gabriel erscheine ihm; und da er
 den Anblick desselben nicht ertragen könne, sinke er in
 Ohnmacht darnieder. Radidscha kannte einen
 Mönch, der wegen seiner Glaubensirrhümer verjagt
 worden war; diesem meldete sie alles, um seine Meinung
 darüber zu erfahren. Er bestätigte, was Muham-
 med gesagt hatte, mit dem Zusaze, jener Engel werde
 zu allen Propheten gesandt. Nunmehr glaubte sie ih-
 rem Manne; streuete es auch unter andern Weibern
 aus, daß er ein Prophet sey: und von diesen kam es
 erst unter die Männer. Man hat dieses nachher un-
 ter den Christen durchgehends als bekannt angenom-
 men. Zonaras (Annal. L. IV. p. 86. T. II. ed. Pa-
 ris.)

ria) und andere, mögen es aus dem Theophrastes in ihre Schriften übergetragen haben; wenn dieser nicht selbst schon eine gemeine Sage fortgepflanzt hat. Relste versichert, (Anmerk. zum Euthyle, L. c. S. 37. 38.) daß sich in den Schriften der Araber hiervon kein entscheidender Beweis finde. Sie sagten nur von ihrem Propheten, daß er zuweilen das Kopsweh (Sodea) gehabt habe. Da nun der Buchstabe Dal mit dem Buchstaben Ra in den Arabischen Handschriften eine so große Aehnlichkeit habe, daß öfters bloß der Zusammenhang und der Sinn bestimmen müsse, welcher von beiden gemeint sey: so könne gar leicht der erste, welcher vom Muhammed vorgegeben habe, er sey der fallenden Sucht unterworfen gewesen, gelesen haben: Sodea; welches eben dieses bedeute. Vielleicht habe sogar Bosheit daran Antheil gehabt. Man wird vermuthlich noch dazu denken, daß die Erzählungen der Araber vom Muhammed es gar leicht begreiflich machen, er könne eine solche Krankheit gar wohl zum Behuf seiner göttlichen Offenbarungen genützt haben.

Wenn es aber auch keine gleichzeitigen Geschichtschreiber seines Lebens giebt: so hat er dagegen ein Denkmal seines Glaubens hinterlassen, das seine bisher beschriebene Lebensgeschichte bestätigt, und aus derselben wiederum sein volles Licht empfängt. Seine mündlichen Religionsvorträge sind ohngefähr ein Jahr nach seinem Tode, oder etwas später, in ein Buch zusammengetragen worden, das eben haben den Arabischen Namen Koran, oder mit dem Artikel Det, Alkoran, das heißt, die Sammlung, führt: gerade wie die Juden die Sammlung ihrer Religionschriften, oder das Alte Testament, mit einem Nahmen von gleicher Abstammung (NPD) belegen. Da unterdessen das Stammwort beider Nahmen (NP) auch

auch Lesen bedeutet: so haben einige neuere Gelehrte
den Koran ein Lesebuch übersetzt. Einer von Mu-
hammeds Schwiegervätern, Abubeker, der ihm
bis in der Regierung seines Reichs und seiner Religions-
gesellschaft nachfolgte, veranstaltete diese Sammlung
ohngesähr ein Jahr nach dessen Tode. Viele Ab-
schnitte und einzelne Stellen dieses Buchs waren gleich
aus seinem Munde aufgezeichnet, und in Abschriften
vermehrt worden, die sich auf Palmblättern und Häu-
ten fanden; nicht wenige hatten seine Anhänger bloß
auswendig gelernt. Damit also nichts von diesen ach-
ten Lehren Muhammeds untergehen möchte, ließ sie
Abubeker aus diesen beiden Quellen zusammentra-
gen. Er legte darauf das Buch bey einer von Mus-
hammeds Wittwen, Haffa, Omars Tochter, nie-
der. Da aber in der Folge viele und von einander
sehr abweichende Exemplare desselben unter den Ara-
bern verbreitet wurden, woraus manche Streitigkeiten
entstanden: so befahl der zweyte Chalife, Orhman,
daß von jener Urschrift eine Menge Abschriften ge-
macht, und in seinem Reiche vertheilt; die andern
aber alle verbrannt werden sollten. Seitdem stimmen die
Handschriften des Korans zugleich mit einander über-
ein. Ältere besitzen bloß die Türken, und andere Mus-
hammedanische Nationen; einige mit den Charak-
teren des Orhman und seiner Nachfolger, Omar und
Ali, befinden sich in der von dem letztverstorbenen Sul-
tan Abdul Samid gestifteten Bibliothek zu Cons-
tantinopel. (Abulfedae Annal. Muslem. T. I. pag.
213. sq. Elmacini Hist. Saracen. L. I. pag. 21. 22.
Vorläuf. Einleit. in den Koran, von G. Sale, S.
83. sq. Allgem. Schilderung des Orhoman. Reichs
von Muradgea d' Ohsson, durch C. D. Beck, Er-
ster Theil, S. 55. 57. 58. 580. Leipzig, 1788. 8.)
Die Christen haben meistens nur neuere Hand-
schrif-

schriften des Korans, die sich hauptsächlich von ihren Türkenkriegen herschreiben. Aus diesen sind die wenigen Ausgaben desselben geflossen, unter welchen die von Abraham Stinckmann, zu Hamburg im Jahr 1694. 4. besorgte selten mehr zu bekommen; die andere, welche Ludov. Marracci zu Padua im Jahr 1698. in Folio ans Licht gestellt hat, zwar schöner und richtiger, mit gelehrten Erläuterungen, auch einer lateinischen Uebersetzung begleitet; hingegen zugleich durch eine unnöthige und weitläufige Widerlegung vertheuert worden ist. Einzelne Kapitel des Korans sind in Deutschland und in den Vereinigten Niederlanden oft besonders abgedruckt worden. Das erste und in Ansehung des trefflichen Drucks, auch der brauchbaren Anmerkungen, eines der schönsten Beispiele gab der Stifter des Arabischen Sprachstudiums in Europa, Thomas Erpenius, an dem zwölften Hauptstücke. *Historia Iosephi Patriarchae*, Leidae, 1617. 4.) Eine neue Ausgabe dieses wichtigen Werks ist also längst Bedürfnis. Johann David Michaelis hatte sie in einer lesenswürdigen Probe von Uebersetzung und Anmerkungen, (*Nova versio Partis Surae II. Corani, cum illustrationibus subiectis*, Goetting, 1754. 4.) versprochen; schätzbare Anmerkungen über eine solche Ausgabe hat Reiske (in den Erinnerungen und Zusätzen zu den zehn Bänden der Geschichte der Pariser Akademie der schönen Wissenschaften, S. 189. fg. Leipzig 1757. 8.) mitgetheilt. Uebersetzungen des Korans giebt es desto mehrere; aber nur zwei zeichnen sich vor den übrigen aus. Die eine, welche Georg Sale zu London im Jahr 1734. 4. in Englischer Sprache herausgegeben, und Theodor Arnold zu Lemgo 1746. 4. schlecht genug wieder ins Deutsche übergetragen hat, übertrifft alle übrigen. Sie drückt die Urschrift getreu, und doch in einer feinen Sprache aus; es sind sehr

352 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. H. E. G. sehr zahlreiche Anmerkungen aus den besten Muhammedanischen Auslegern des Korans, und andern Schriften, hinzugekommen; wenn gleich Sale bis hin und wieder dem polemischen Marraeci zu sehr gefolgt ist; insonderheit aber ist die vorgesezte lange Einleitung eine sehr wohl gerathene Vorbereitung zum Lesen des Werks, und zur Kenntniß der Religion Muhammeds. Dieser Uebersetzung kömmt die von dem Hrn. Oberhofprediger Boysen zum zweytenmal zu Halle im Jahr 1775. 8. ausgefertigte sehr nahe. Sie trifft, nach dem Urtheil Arabischer Sprachkenner, den Sinn der Urschrift größtentheils sehr wohl; ihr Ausdruck ist deutlich und nicht unangenehm; bisweilen sucht sie auch das Original zu verschönern. Etwas zu selten und zu kurz sind die erläuternden Anmerkungen, ohne welche die meisten mit Muhammeds Geschichte und dem Zustande der Araber nicht genau bekannten Leser ihn kaum verstehen können. Vielleicht ist auch in der übrigens lehrreichen Vorrede von seinen Entwürfen mehr gesagt, als sich aus der Geschichte erweisen läßt.

Der Koran besteht aus hundert und vierzehn Abschnitten oder Kapiteln, von den Arabern Suren genannt. Diese sind von so ungleicher Länge, daß manche derselben nur einige Zeilen, andere eine oder mehrere Seiten, auch wohl ganze Bogen, ausmachen. Sie haben alle ihre besondern Aufschriften, zum Beispiel: die Kuh, das Geschlecht Amram, die Weiber, das Vieh, Jonas, Joseph, Abraham, Maria, die Ameise, die Geschichte, die Spinne, der Schöpfer, Muhammed, die Auferstehung, der Berg, der Elephant, der Mond, der Bedeckte, und dergleichen mehr. Nicht oft zeigen diese Aufschriften den Hauptinhalt der Sure an; sie be-

beziehen sich häufig nur auf eine darinne angeführte Person oder Geschichte; oder gar nur auf ein Wort, das im Anfange, oder weiterhin vorkommt. Sie folgen auch in keiner Zeitordnung, oder in einer Verbindung von Materien, auf einander. Die erste Sure der Zeit nach, in welcher sie geoffenbart worden seyn soll, ist jetzt die sechs und neunzigste; und die zweyte nimmt die vier und siebenzigste Stelle ein. Da Muhammed nicht allein jede Sure, sondern auch eine Menge einzelner Verse, in dem Lauf vieler Jahre, durch besondere göttliche Offenbarungen empfangen haben wollte: so hat man alles dieses so gut zusammengefügt, als es sich nach seiner Entstehungsart und Bestimmung thun ließ; an einen allgemeinen Zusammenhang eines entwickelten Lehrgebäudes, oder eines historischen Ganzen, war gar nicht zu denken. Wie also eine Handlung oder Begebenheit in Muhammeds Leben; oder eine seiner Vorschriften göttliche Bestätigung erforderten; wie er aus der Verlegenheit gerissen werden mußte, in welche ihn nicht selten Widersprüche, Bedenklichkeiten, oder Aergerniß an seinem Betragen, unter seinen Anhängern selbst, versetzten; und wie überhaupt sein Ansehen und seine Religion unterstützt werden mußten: so fielen diese Blätter nach und nach vom Himmel, wurden von ihm bekannt gemacht, und zum Theil in die Feder gegeben. Daher wechseln Glaubens- und Sittenlehren; Anpreisungen des Korans und Muhammeds; Zeitgeschichten, biblische Erzählungen, Entscheidungen aller Art; Bestreitungen von Götzendkernern, und andern Religionspartheyen; Lobsprüche Gottes, und allerley Abschilderungen mit einander beständig ab. Der herrschende Inhalt bleibt unterdessen dieser, Muhammeds Religion zu erklären, und von Gott selbst, als die beste von allen, bestätigen zu lassen.

J. n.
E. G.
605
bis
814.
 Ueber die Schreibart des Korans ist es auch nicht schwer zu urtheilen; und dennoch sind die neuern Gelehrten in diesem Urtheil sehr weit von einander abgegangen. Muhammed selbst wollte jene Schreibart vor unnachahmlich schön gehalten wissen. Da es himmlische Offenbarungen seyn sollen, welche vom Engel Gabriel darein eingekleidet wurden: so ward es eine Religionsangelegenheit, solches zu glauben; und alle Muhammedaner sind noch fest davon überzeugt. Was noch mehr ist, der letzte von den sieben Dichtern, denen man vor Muhammeds Zeiten die Ehre erwiesen hat, eines ihrer Gedichte an dem Eingange des Tempels zu Mecca aufzuhängen, Labid, sein Zeitgenosse, bewunderte die Schönheit der zweyten Sure so sehr, daß er sein eigenes Preisgedicht von dem gedachten Orte wegnahm, und diese dafür aufhieng; auch sich sogleich zu Muhammeds Glauben bekannte. Die Stelle selbst in jener Sure, welche den Dichter bekehrte, (v. 16–19.) ist, wie ein Mann versichert, dessen Geschmacke man trauen kann, (J. D. Michaelis, in der Vorrede zur ersten Ausgabe seiner Arabischen Grammatik, vom Arabischen Geschmacke, in der zweyten Ausgabe, S. 39. Göttingen, 1781. 8.) die schönste im ganzen Koran. Nach seiner Uebersetzung, (S. 40. fg.) sagt Muhammed darinne von denen, die eine Zeit lang Gläubige, aber auch wieder abtrünnig geworden wären: „Sie sind dem gleich, der sich ein Licht anzündet. Sobald es zu scheinen anfängt, nimmt ihnen Gott ihr Licht, und läßt sie im Dunkeln, daß sie nichts sehen. Taub sind sie, stumm und blind, und kehren nie wieder auf den rechten Weg. Oder es geht ihnen, als wenn eine Wolke voll Finsterniß, Donner und Blitz den Himmel bedeckt; wegen des Krachens steckt man mit Todesfurcht die Finger in die Ohren, und Gott hat die

„die Ungläubigen in seiner Gewalt. Bennahe raubt
 „der Bliß die Augen; so oft er leuchtet, gehen sie bey
 „seinem Schein; und wenn er in Dunkelheit verschwin-
 „det, stehen sie stille. Wollte es Gott: so behielten
 „sie weder Gehör, noch Gesicht.“ Aber weder auf
 dieser Höhe, noch auf einer weit niedrigeren, erhält
 sich der Koran im Ganzen betrachtet; und Labid,
 der durch jene Stelle befehrt worden seyn wollte, ließ
 sich in der That mit sehr wenigem befriedigen. Selbst
 diese Stelle ist, nach der Bemerkung des eben genann-
 ten Gelehrten, (S. 41.) nicht einmal eigentliche Poe-
 sie; sondern eine Mischung von Poesie, Prose und
 Reim. Die Gedanken sind zwar poetisch; aber an
 ein Sylbenmaaß, oder etwas ihm ähnliches, ist hier
 und im übrigen Koran nicht zu denken. Muham-
 med hielt sich allerdings vor einen trefflichen Dichter;
 und die Anlage dazu war bey ihm in nicht geringem
 Maasse vorhanden; aber daß er sie nicht genugsam
 ausgebaut habe, lehrt eben sein Koran. Man er-
 blickt darinne einen Mann von feurriger Einbildungs-
 kraft, einigem Wiße, vieler Menschenkenntniß, mit
 den besten Gedichten seiner Nation sehr wohl bekannt,
 und seiner Sprache so mächtig, daß er sie angenehm
 und fließend, auch in mehrern Gestalten, schreiben
 konnte. Unter den, wenn gleich selten, poetischen
 Stellen seines Werks giebt es einige erhabene, wo
 er die Majestät Gottes zu schildern versucht, und man-
 che kühne morgenländische Bilder; er ist auch im Aus-
 drucke der Empfindungen, und in sittlichen, spruch-
 reichen Lehren nicht unglücklich. Aber Gelehrsamkeit
 fehlt ihm gänzlich; Beurtheilung und Geschmaç größ-
 tentheils; die Kunst der Anordnung und Zusam-
 mensetzung war ihm fremd; es ist nur das wechsels-
 weise Emporschwingen und noch öftere Sinken eines
 rohen, obgleich kraftvollen Geistes, das einige Be-

— 22
 J. n.
 E. S.
 605
 bis
 814

J. n.
 605
 bis
 814.

 Ueber die Schreibart des Korans ist es auch nicht schwer zu urtheilen; und dennoch sind die neuern Gelehrten in diesem Urtheil sehr weit von einander abgegangen. Muhammed selbst wollte jene Schreibart vor unnachahmlich schön gehalten wissen. Da es himmlische Offenbarungen seyn sollen, welche vom Engel Gabriel darein eingefleidet wurden: so ward es eine Religionsangelegenheit, solches zu glauben; und alle Muhammedaner sind noch fest davon überzeugt. Was noch mehr ist, der letzte von den sieben Dichtern, denen man vor Muhammeds Zeiten die Ehre erwiesen hat, eines ihrer Gedichte an dem Eingange des Tempels zu Mecca aufzuhängen, Labid, sein Zeitgenosse, bewunderte die Schönheit der zweyten Sure so sehr, daß er sein eigenes Preisgedicht von dem gedachten Orte wegnahm, und diese dafür aufhieng; auch sich sogleich zu Muhammeds Glauben bekannte. Die Stelle selbst in jener Sure, welche den Dichter bekehrte, (v. 16–19.) ist, wie ein Mann versichert, dessen Geschmacke man trauen kann, (J. D. Michaelis, in der Vorrede zur ersten Ausgabe seiner Arabischen Grammatik, vom Arabischen Geschmacke, in der zweyten Ausgabe, S. 39. Göttingen, 1781. 8.) die schönste im ganzen Koran. Nach seiner Uebersetzung, (S. 40. fg.) sagt Muhammed darinne von denen, die eine Zeit lang Gläubige, aber auch wieder abtrünnig geworden wären: „Sie sind dem gleich, der sich ein Licht anzündet. Sobald es zu scheinen anfängt, nimmt ihnen Gott ihr Licht, und läßt sie im Dunkeln, daß sie nichts sehen. Taub sind sie, stumm und blind, und kehren nie wieder auf den rechten Weg. Oder es geht ihnen, als wenn eine Wolke voll Finsterniß, Donner und Blitz den Himmel bedeckt; wegen des Krachens steckt man mit Todesfurcht die Finger in die Ohren, und Gott hat die

„die Ungläubigen in seiner Gewalt. Beynahe raubt
 „der Bliß die Augen; so oft er leuchtet, gehen sie bey
 „seinem Schein; und wenn er in Dunkelheit verschwin-
 „det, stehen sie stille. Wollte es Gott: so behielten
 „sie weder Gehör, noch Gesicht.“ Aber weder auf
 dieser Höhe, noch auf einer weit niedrigeren, erhält
 sich der Koran im Ganzen betrachtet; und Labid,
 der durch jene Stelle bekehrt worden seyn wollte, ließ
 sich in der That mit sehr wenigem befriedigen. Selbst
 diese Stelle ist, nach der Bemerkung des eben genann-
 ten Gelehrten, (S. 41.) nicht einmal eigentliche Poe-
 sie; sondern eine Mischung von Poesie, Prose und
 Reim. Die Gedanken sind zwar poetisch; aber an
 ein Sylbenmaaß, oder etwas ihm ähnliches, ist hier
 und im übrigen Koran nicht zu denken. Muham-
 med hielt sich allerdings vor einen trefflichen Dichter;
 und die Anlage dazu war bey ihm in nicht geringem
 Maasse vorhanden; aber daß er sie nicht genugsam
 ausgebaut habe, lehrt eben sein Koran. Man er-
 blickt darinne einen Mann von feuriger Einbildungs-
 kraft, einigem Wiße, vieler Menschenkenntniß, mit
 den besten Gedichten seiner Nation sehr wohl bekannt,
 und seiner Sprache so mächtig, daß er sie angenehm
 und fließend, auch in mehrern Gestalten, schreiben
 konnte. Unter den, wenn gleich seltnern, poetischen
 Stellen seines Werks giebt es einige erhabene, wo
 er die Majestät Gottes zu schildern versucht, und man-
 che kühne morgenländische Bilder; er ist auch im Aus-
 drucke der Empfindungen, und in sittlichen, spruch-
 reichen Lehren nicht unglücklich. Aber Gelehrsamkeit
 fehlt ihm gänzlich; Beurtheilung und Geschmaç größ-
 tentheils; die Kunst der Anordnung und Zusam-
 mensetzung war ihm fremd; es ist nur das wechsels-
 weise Emporschwingen und noch öftere Sinken eines
 rohen, obgleich kraftvollen Geistes, das einige Be-

3. 2.
 605
 bis
 814

356 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

2. 11.
 E. 3.
 605
 bis
 814.

 wunderung verdient. Eigentlich schreibt er zwar Prose, die oft ziemlich nachlässig, gedöhnt und wiederholend wird; er sucht ihr aber durch Reime am Ende der Verse, (die freylich bald zehn bis zwölf, bald gleich darauf vierzig bis fünfzig Sylben haben,) ein dichterisches Ansehen zu geben. Und oft kommen eben dieselben Reime von der gemeinsten Gattung wieder; auch pflegt er wohl die bekanntesten Dinge von der Welt mit einem poetischen Gepränge zu sagen, oder gar zu beschwören. Kurz, dieses Werk ist sich äußerst ungleich; wenn man dadurch bisweilen hingerissen, noch öfters angenehm unterhalten wird: so legt man es auch eben so oft vollkommen gesättigt auf die Seite. Die Araber, deren Geschmack es ausnehmend traf, kündigten es hauptsächlich wegen seines Reimgeflingels der übrigen Welt als ein unvergleichlich melodisches und harmonisches Buch an. Außer dem, was ihre Religion zur Empfehlung desselben sagte, gefielen ihnen so viele einzelne Schönheiten darinne mit Recht, zum Theil sogar aus Pflicht, wie die erste Sure, welche das Hauptgebet der Muhammedaner worden ist, und deren Uebersetzung hier daher billig steht: „Im Nahmen des allerbarmherzigsten Gottes! (der Anfang aller Suren.) Gelobt sey Gott! der Herr der Welten, der König des Gerichtstags, der Allerbarmherzigste! Dich beten wir an; dich flehen wir um Hülfe an. Führe uns den geraden Weg! (Oder: lehre uns die wahre Religion!) den Weg derer, denen du gnädig warst! (die Muhammedanischen Ausleger verstehen darunter die Propheten, die ältern Juden, und ersten Christen,) nicht derer, über die du zürnest! (dieses sollen die neuern Juden seyn;) noch derer, die da irren! (der damaligen Christen.)“

Aus einem so abgefaßten Buche den Glauben des Schriftstellers herzuholen, scheint sehr beschwerlich zu seyn.

seyn. Allein Muhammed hat dieses dadurch etwas erleichtert, daß er die wenigen Hauptlehren seiner Religion darinne, und auch sonst in seinem Leben, vorzüglich eingeschärft hat. Eigentlich beruht sein wesentlichlicher Glaube nur auf dem Bekenntnisse: „Es ist kein Gott, als der einzige, und Muhammed ist der Gesandte dieses Gottes.“ Damit sind die Vorschriften vom Gebet, vom Almosengeben, vom Fasten im Monate Ramadan, und von der Wallfahrt nach Mecca, unzertrennlich verbunden. Diese fünf Lehren machen im strengern Verstande den Islam aus. Denn so nannte Muhammed selbst im Koran (Sur. III. S. 51. der Boys. Uebersetzung; wiewohl eben in dieser das Wort nicht so nahmentlich ausgedrückt ist, als in Salens seiner, S. 50. der Deutsch. Ausg.) seine Religion, von einem Worte, welches eine völlige Ergebung an Gott bezeichnet: und davon wollte er auch seine Anhänger die Gott gläubig ergebenen, Moslemin, (wofür man gemeiniglich Muselmänner sagt,) genannt wissen. (Sur. II. S. 20. 21. d. Boys. Uebers.) Unterdessen gehören doch zum vollständigen Begriff des Islam noch viele andere Religionslehren, welche Muhammed im Koran ausgestreuet hat. Mehrere haben in den neuern Zeiten einen genauen Abriss seiner ganzen Religion zu geben versucht. Darunter verdienen insonderheit Sadrian Reland, (de Relig. Mohammedica Libri duo, Edit. alt. Traj. ad Rhen. 1717. 8. wo er L. I. p. 1–121. ein Arabisch geschriebenes Lehrbuch der Muhammedanischen Theologie eingerückt, übersetzt und gelehrt erläutert hat,) Sale, (in der Vorläuf. Einleit. zum Koran, Vierte Abtheil. S. 89. fg.) und Job. Andr. Cramer (Abb. von der Mohamm. Religion, in der Fortsetzung von Bosquets Geschichte, B. IV. S. 522. fg.) angeführt zu

358 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. G. werden. Allein der erste, der einen solchen Abriß lediglich, wie es sich gebührt, aus dem Koran entworfen hat, ist Hr. Prof. Beck. (Kurze systematische Darstellung der Lehren des Koran, als Einleitung zu dem Muham. Gesetzbuche, S. 533–563. bey Muradgea d'Ohson Allgem. Schilderung des Othom. Reichs, Erstem Theil.) Was hier, mit Bemühung dieses in seiner Art einzigen Auffasses, als Entwicklung von Muhammeds Religion, noch hinzugesetzt werden muß, darf sich nicht weiter erstrecken, als daß dadurch ihre Uebereinstimmung mit dem Judenthum und Christenthum, oder Entfernung von demselben, in das nöthige Licht gesetzt werde.

Muhammeds Lieblingslehre, diejenige, durch welche er sich am vortheilhaftesten zu unterscheiden suchte, auf deren Einführung er alle seine Kräfte verwandte, war die Lehre von der Einheit Gottes. Eine eigene Sure (die 112te, S. 649. d. Boysf. Uebers.) führt davon die Ueberschrift, und besteht aus den Worten: „Sage den Ungläubigen: Es ist nur Ein Gott, der ewige Gott! Er zeugt nicht, und er ist nicht gezeugt worden. Ihm ist niemand gleich.“ Gott selbst hat es bezeugt, wie er in einer andern Stelle aus dessen Offenbarung sagt, (Sur. II. S. 51.) daß nur Er Gott sey; die Engel haben es bezeugt, und alle vernünftige Menschen bezeugen es. Diese Lehre ist schon allen ältern Gesandten Gottes geoffenbart worden; aber die meisten Menschen haben sie verleugnet. (Sur. XXI. S. 317.) Die Abgötterey ist von Gott verflucht; er vergiebt alle andere Sünden, nur diese nicht. (Sur. IV. S. 82. 91.) Es giebt also auch nicht drey Götter. Fern sey es, daß Gott einen Sohn habe; der Einige Gott ist zur Beschützung des Himmels und der Erde hinlänglich, ohne daß

daß ihm ein Sohn dabey helfen müßte. Christus Jesus, der Sohn Maria, und der Gesandte Gottes, und sein Wort, das er in die Maria versetzt hat, und sein Geist, ist nicht so stolz, daß er sich weigern sollte, ein Knecht Gottes zu seyn. (Sur. IV. S. 98.) Wenn Gott einen Sohn hätte haben wollen: so würde er gewiß, nach seinem Wohlgefallen, eines seiner Geschöpfe dazu gewählt haben. (Sur. XXXII. S. 468.) Er ist allmächtig, allwissend, allgegenwärtig; es können nicht drey heimlich mit einander sprechen, daß Gott nicht der vierte wäre. (Sur. II. S. 4. 19. LVIII. S. 566.) Tausend Jahre sind bey ihm so viel Zeit, als nach unserer Rechnung ein Tag beträgt. (Sur. XXII. S. 333.) Er ist streng im Strafen; zugleich aber barmherzig und verzeßnlich; was ehemals geschehen ist, hat er vergeben; allein wer die alte Sünde wiederholen wird, an dem wird er sich rächen. (Sur. V. S. 115.) Er ist von uneingeschränkter Güte. (Sur. II. v. 17) Alles in der Natur, Regen, Fruchtbarkeit, Winde, das erste und das zweite Leben des Menschen, rührt von ihm her. (Sur. XXVII. S. 382.) Der Donner verkündigt sein Lob; seine Blitze läßt er schießen: und sie treffen, wenn er will. Alle Geschöpfe im Himmel und auf Erden, verehren ihn freywillig oder gezwungen; selbst ihr Schatten muß dieses des Morgens und des Abends thun. (Sur. XIII. S. 238. fg.) Er hat Himmel und Erde in sechs Tagen gemacht; dannach hat er sich auf den Thron gesetzt, der vorher auf den Wassern stand. (Sur. VII. S. 148. XI. S. 209.) In zwey Tagen hat er sieben Himmel geschaffen, und jedem seine Berrichtungen angewiesen. (Sur. XLI. S. 487.) Den Menschen hat er aus geronnenem Blute, aus weggeschüttetem Wasser und aus Thon erschaffen; hernach gab er ihm die Fort-

356 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

J. n.
 E. G.
 605
 bis
 814

 wunderung verdient. Eigentlich schreibt er zwar Prose, die oft ziemlich nachlässig, gezähnt und wiederholend wird; er sucht ihr aber durch Reime am Ende der Verse, (die freylich bald zehn bis zwölf, bald gleich darauf vierzig bis fünfzig Sylben haben,) ein dichterisches Ansehen zu geben. Und oft kommen eben dieselben Reime von der gemeinsten Gattung wieder; auch pflegt er wohl die bekanntesten Dinge von der Welt mit einem poetischen Gepränge zu sagen, oder gar zu beschwören. Kurz, dieses Werk ist sich äußerst ungleich; wenn man dadurch bisweilen hingerissen, noch öfters angenehm unterhalten wird: so legt man es auch eben so oft vollkommen gesättigt auf die Seite. Die Araber, deren Geschmack es ausnehmend traf, kündigten es hauptsächlich wegen seines Reimgeflingels der übrigen Welt als ein unvergleichlich melodisches und harmonisches Buch an. Außer dem, was ihre Religion zur Empfehlung desselben sagte, gefielen ihnen so viele einzelne Schönheiten darinne mit Recht, zum Theil sogar aus Pflicht, wie die erste Sure, welche das Hauptgebet der Muhammedaner worden ist, und deren Uebersetzung hier daher billig steht: „Im Nahmen des allerbarmherzigsten Gottes! (der Anfang aller Suren.) Gelobt sey Gott! der Herr der Welten, der König des Gerichtstags, der Allerbarmherzigste! Dich beten wir an; dich flehen wir um Hülfe an. Führe uns den geraden Weg! (Oder: lehre uns die wahre Religion!) den Weg derer, denen du gnädig warst! (die Muhammedanischen Ausleger verstehen darunter die Propheten, die ältern Juden, und ersten Christen,) nicht derer, über die du zürnest! (dieses sollen die neuern Juden seyn;) noch derer, die da irren! (der damaligen Christen.)“

Aus einem so abgefaßten Buche den Glauben des Schriftstellers herzuholen, scheint sehr beschwerlich zu seyn.

seyn. Allein Muhammed hat dieses dadurch etwas erleichtert, daß er die wenigen Hauptlehren seiner Religion darinne, und auch sonst in seinem Leben, vorzüglich eingeschärft hat. Eigentlich beruht sein wesentlichster Glaube nur auf dem Bekenntnisse: „Es ist kein Gott, als der einzige, und Muhammed ist der Gesandte dieses Gottes.“ Damit sind die Vorschriften vom Gebet, vom Almosengeben, vom Fasten im Monathe Ramadan, und von der Wallfahrt nach Mecca, unzertrennlich verbunden. Diese fünf Lehren machen im strengern Verstande den Islam aus. Denn so nannte Muhammed selbst im Koran (Sur. III. S. 51. der Boys. Uebersetzung; wiewohl eben in dieser das Wort nicht so nahmentlich ausgedrückt ist, als in Salens seiner, S. 50. der Deutsch. Ausg.) seine Religion, von einem Worte, welches eine völlige Ergebung an Gott bezeichnet: und davon wollte er auch seine Anhänger die Gott gläubig ergebenen, Moslemin, (wofür man gemeiniglich Muselmänner sagt,) genannt wissen. (Sur. II. S. 20. 21. d. Boys. Uebers.) Unter dessen gehören doch zum vollständigen Begriff des Islam noch viele andere Religionslehren, welche Muhammed im Koran ausgestreuet hat. Mehrere haben in den neuern Zeiten einen genauen Abriss seiner ganzen Religion zu geben versucht. Darunter verdienen insonderheit Sadrian Keland, (de Relig. Mohammedica Libri duo, Edit. alt. Traj. ad Rhen. 1717. 8. wo er L. I. p. 1–121. ein Arabisch geschriebenes Lehrbuch der Muhammedanischen Theologie eingerückt, übersetzt und gelehrt erläutert hat,) Sale, (in der Vorläuf. Einleit. zum Koran, Vierte Abtheil. S. 89. fg.) und Job. Andr. Cramer (Abh. von der Mohamm. Religion, in der Fortsetzung von Bosquets Geschichte, B. IV. S. 522. fg.) angeführt zu werden.

358 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

werden. Allein der erste, der einen solchen Abriß lediglich, wie es sich gebührt, aus dem Koran entworfen hat, ist Hr. Prof. Beck. (Kurze systematische Darstellung der Lehren des Koran, als Einleitung zu dem Muham. Gesetzbuche, S. 533–563. bey Muradgea d'Ohson Allgem. Schilderung des Othom. Reichs, Erstem Theil.) Was hier, mit Bemerkung dieses in seiner Art einzigen Aufsatzes, als Entwicklung von Muhammeds Religion, noch hinzugesetzt werden muß, darf sich nicht weiter erstrecken, als daß dadurch ihre Uebereinstimmung mit dem Judenthum und Christenthum, oder Entfernung von demselben, in das nöthige Licht gesetzt werde.

Muhammeds Lieblingslehre, diejenige, durch welche er sich am vortheilhaftesten zu unterscheiden suchte, auf deren Einführung er alle seine Kräfte verwandte, war die Lehre von der Einheit Gottes. Eine eigene Sure (die 112te, S. 649. d. Boyss. Uebers.) führt davon die Ueberschrift, und besteht aus den Worten: „Sage den Ungläubigen: Es ist nur Ein Gott, der ewige Gott! Er zeugt nicht, und er ist nicht gezeugt worden. Ihm ist niemand gleich.“ Gott selbst hat es bezeugt, wie er in einer andern Stelle aus dessen Offenbarung sagt, (Sur. II. S. 51.) daß nur Er Gott sey; die Engel haben es bezeugt, und alle vernünftige Menschen bezeugen es. Diese Lehre ist schon allen ältern Gesandten Gottes geoffenbart worden; aber die meisten Menschen haben sie verleugnet. (Sur. XXI. S. 317.) Die Abgötterey ist von Gott verflucht; er vergiebt alle andere Sünden, nur diese nicht. (Sur. IV. S. 82. 91.) Es giebt also auch nicht drey Götter. Fern sey es, daß Gott einen Sohn habe; der Einige Gott ist zur Beschützung des Himmels und der Erde hinlänglich, ohne daß

daß ihm ein Sohn dabey helfen müßte. Christus Jesus, der Sohn Maria, und der Gesandte Gottes, und sein Wort, das er in die Maria versetzt hat, und sein Geist, ist nicht so stolz, daß er sich weigern sollte; ein Knecht Gottes zu seyn. (Sur. IV. S. 314. 98.) Wenn Gott einen Sohn hätte haben wollen: so würde er gewiß, nach seinem Wohlgefallen, eines seiner Geschöpfe dazu gewählt haben. (Sur. XXXIX. S. 468.) Er ist allmächtig; allwissend, allgegenwärtig; es können nicht drey heimlich mit einander sprechen, daß Gott nicht der vierte wäre. (Sur. II. S. 4. 19. LVIII. S. 566.) Tausend Jahre sind bey ihm so viel Zeit, als nach unserer Rechnung ein Tag beträgt. (Sur. XXII. S. 333.) Er ist streng im Strafen; zugleich aber barmherzig und versöhnlich; was ehemals geschehen ist, hat er vergeben; allein wer die alte Sünde wiederholen wird, an dem wird er sich rächen. (Sur. V. S. 115.) Er ist von uneingeschränkter Güte. (Sur. II. v. 17.) Alles in der Natur, Regen, Fruchtbarkeit, Winde, das erste und das zweite Leben des Menschen, rührt von ihm her. (Sur. XXVII. S. 382.) Der Donner verkündigt sein Lob; seine Blitze läßt er schießen: und sie treffen, wenn er will. Alle Geschöpfe im Himmel und auf Erden, verehren ihn freywillig oder gezwungen; selbst ihr Schatten muß dieses des Morgens und des Abends thun. (Sur. XIII. S. 238. fg.) Er hat Himmel und Erde in sechs Tagen gemacht; darnach hat er sich auf den Thron gesetzt, der vorher auf den Wassern stand. (Sur. VII. S. 148. XI. S. 209.) In zwey Tagen hat er sieben Himmel geschaffen, und jedem seine Berrichtungen angewiesen. (Sur. XLI. S. 487.) Den Menschen hat er aus geronnenem Blute, aus weggeschüttetem Wasser und aus Thon erschaffen; hernach gab er ihm die Fort-

5. n.
2. 6. pflanzung aus Saamen; bildete seine Gestalt, und
hauchte ihm von seinem Geiste ein. (Sur. XXXII. S.
605 418. LXXXVI. S. 631. XCVI. S. 639.)
bis

814

Von den Engeln wußte Muhammed aus vorgegebener göttlicher Offenbarung, daß sie Gottes vornehmste Diener und Boten sind, auch dazu zwey und mehrere Flügel erhalten haben; (Sur. XXI. S. 317. XXXV. S. 440.) daß sie ihn in tiefer Ehrerbietung preisen, und seinen Thron tragen. (Sur. XIII. S. 238. LXIX. S. 598.) Jeder Mensch hat, nach ihm, seinen Engel, der entweder vor ihm hergeht, oder ihm folgt, und ihn beschützen soll, auf Gottes Befehl. Besonders giebt er seinen Gesandten Engel zu, welche auf allen Seiten auf sie Acht haben. (Sur. XIII. S. 238. LXXII. S. 607.) Sie zeichnen alle Handlungen der Menschen auf. (Sur. L. S. 536.) Sie beten aber auch für dieselben, daß er sie aus der Finsterniß ans Licht bringe, ihnen vergebe, und sie zur Seeligkeit führe. (Sur. XXXIII. S. 427. XL. S. 477.) Unter den Engeln nennt er vorzüglich den Gabriel; und es scheint völlig, daß er denselben vor den heiligen Geist gehalten habe, von dem Jesus gestärkt worden sey. (Sur. II. S. 42.) Den Teufel läßt er aus einem von heißem Winde angeblasenem Feuer erschaffen. Gott verlangte von den Engeln, daß sie vor dem neugeschaffenen Menschen niederfallen, und ihn verehren sollten. Alle thaten es bis auf den Teufel, (oder Iblis,) der zu Gott sagte, er könne den aus dürrem Leim und schwarzer Erde geschaffenen Menschen nicht verehren. Darauf befahl ihm Gott, sich wegzubeben, und belegte ihn mit dem Fluche bis zum Tage des Gerichts. Auf seine Bitte gab ihm Gott noch Frist bis zum Tage der Auferstehung, und der Teufel er-

erklärte sich nunmehr, daß er, da ihn Gott einmal zum Guten verdorben habe, die Menschen auch zur Sünde reizen wolle; nur an die rechtschaffenen Knechte Gottes wolle er sich nicht wagen; und dieses billigte Gott. (Sur. II. S. 6. VII. S. 143. XV. S. 253. XVII. S. 277. fg. XXXVIII. S. 466. fg.) Das ist auch seitdem geschehen; Satan ist der Hauptbetrüger der Menschen; er verheißet ihnen viel, ohne es zu erfüllen. (Sur. IV. S. 92. XXXI. S. 417.) Er ist ihr Feind, und verführt sie, damit sie ihm in der Hölle Gesellschaft leisten mögen. (Sur. XXXV. S. 440.)

Durch den Teufel, so lehrte Muhammed weiter, wurden Adam und Eva im Paradiese gestürzt. Er versprach ihnen, sie sollten ihre noch verborgene Blöße kennen lernen; Gott, sagte er, hat euch diesen Baum der Ewigkeit nur deswegen verboten, damit ihr keine Engel und nicht unsterblich werden möget: und er beschwor dieses. Nachdem sie von dem Baum gegessen hatten, erkannten sie ihre Blöße, und flochten sich von den Blättern im Garten Schürzen. Da rief ihnen Gott zu: Habe ich es euch nicht verboten, von diesem Baume zu essen? habe ich es euch nicht gesagt, daß der Satan euer abgesagter Feind sey? Sie antworteten: O Herr! wir haben an unsern eigenen Seelen ungerecht gehandelt; verzeihst du uns nicht, und bist nicht barmherzig gegen uns: so sind wir verloren. Allein Gott sprach: macht euch fort! einer sey des andern Feind! Auf der Erde sollt ihr wohnen, einige Zeit Nahrung haben, auf derselben leben und sterben; aus ihr sollt ihr wieder hervorgezogen werden. Gleichwohl nahm Gott den Adam wieder zu Gnaden an, und leitete ihn. (Sur. VII. S. 143. fg. XX. S. 312. fg.) Uebrigens sorgt zwar Gott für alle Menschen; seegnet aber nur

362 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

den, welchen er segnen will; er straft, wen er will; und erbarmt sich, wessen er will. (Sur. XXIX. S. 605. 400. XXXIX. S. 474.) Er leitet in den Irrthum bis und in die Wahrheit, wen er will; einen Theil der Menschen hat er, Kraft eines Schlusses, dem Irrthum auf ewig übergeben, weil sie Gott verleugnet, und die Teufel zu Beschützern angenommen haben. Diese Ungläubigen hat er so eingeschränkt, daß sie ihr Haupt nicht in die Höhe richten, auch nicht sehen können; sie werden also niemals glauben, wenn ihnen gleich gepredigt wird; wen Gott zum Irrthum ersehen hat, den wird kein Mensch auf den rechten Weg bringen. (Sur. VII. S. 144. XVI. S. 267. XXXVI. S. 446. XLII. S. 498.) Gott hat das Schicksal eines jeden Menschen unwiderruflich bestimmt; in seinem Buche der Vorsehung und der Rathschlüsse ist alles, was ihnen begegnen soll, festgesetzt. (Sur. III. S. 65. X. S. 202. XVII. S. 272. 277.) Doch hat er nie eine Stadt, oder ein Volk gestraft, ohne sie vorher durch seine Gesandten gewarnet zu haben. (Sur. VI. S. 135. XVII. S. 273. XXVIII. S. 393.) Wer Buße thut, glaubt, und gute Werke verrichtet, dem vergiebt er. (Sur. XXV. S. 363. fg. XLII. S. 496.)

Ausführlich und oft genug erklärt sich Muhamed besonders darüber, wie Gott die Menschen zu seiner Erkenntniß und Verehrung geleitet habe. Hätte Gott gewollt, sagt er, (Sur. XLII. S. 493.) so hätte er alle Menschen zu Verwandten einer einzigen Religion gemacht; allein er erzeigt seine Gnade, wem er will. Im ersten Weltalter blieben sie auch so lange bey Einer Religion, bis sie mehr Unterricht von der Einheit Gottes bekamen; darauf wurden sie uneins: und Gott hat bis auf eine bestimmte Zeit mit ihnen Geduld getragen. Er hat
aber

aber in jedem Zeitalter, und an jedes Volk, Gesandte von verschiedener Art geschickt, bald Engel, bald Menschen, die es in seiner Sprache von dem göttlichen Willen belehren mußten. (Sur. IV. S. 97. XIV. S. 244. XXII. S. 336.) Diese Gesandten haben die Menschen immer verlacht, gemißhandelt, vor Lügner und Betrüger ausgegeben, und sogar ermürgt, wenn dieselben gleich mit den deutlichsten Beweisen ihrer Sendung kamen. (Sur. III. S. 70. XIII. S. 241. XXI. S. 319. XXII. S. 332. XXXIV. S. 437. XXXVI. S. 447.) Schon Noah war von Gott in dieser Absicht an sein Volk geschickt worden, und sagte zu demselben, er verlange für seine Ermahnungen keine Belohnung; Gott sey sein Lohn; die Verehrer der Götzen möchten nur mit denselben einen Versuch wider ihn wagen; sie aber forderten ihn auf, seine Drohungen an ihnen zu erfüllen. (Sur. X. S. 203. XI. S. 211. fg.) Enoch, (oder Edris) Loth und Joseph waren unter vielen andern ebenfalls solche Gesandten; (Sur. XIX. S. 300. XXIX. S. 401. fg.) ihre Geschichte, besonders Josephs (Sur. XII. S. 222. fg.) wird zum Theil mit vielen sonst unbekannten Umständen bereichert. Einer der vorzüglichsten war Abraham, dem Gott den Tempel der Caaba zu bauen anbefahl, um welchen die Verehrer des einzigen Gottes herumgehen, und darinne beten sollten; (Sur. XXII. S. 329.) er hat den Götzendienst zerstören helfen; (Sur. III. S. 57. VI. S. 128. XIX. S. 299.) sein Sohn Ismael, der Stammvater der Araber, gehört auch darunter. (Sur. II. S. 20. XIX. S. 300.) Darauf bekam Moses einen der ehrenvollsten Aufträge von Gott an die Menschen; seine Geschichte wird ebenfalls mit einer Menge der seltsamsten Zusätze, die unter andern den Pharao und die Aegyptischen Zauberer betreffen, erzählt. (Sur. VII. S. 154. fg. X.

364 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

X. S. 204. fg. XVIII. S. 290. fg. XX. S. 304. fg.
XXVI. S. 365. fg. XXXII. S. 420.)

605
bis

814. Auf diese Art, wie Muhammed ferner be-
hauptet, (Sur. II. S. 21. fg.) kamen nach und nach
viele göttliche Offenbarungen zum Vorschein, un-
ter denen, und den göttlichen Gesandten, welche sie
bekannt machten, kein Unterschied beobachtet werden
darf. Der Koran hat sie alle bestätigt. Doch
die vornehmsten darunter sind das Gesetz und das
Evangelium. Juden und Christen heißen davon
die Schriftbesitzer, weil diese ihre Offenbarungen
schriftlich abgefaßt sind: und sie erkennen die Wahr-
heit des Korans, weil er ihre Religion enthält. (Sur.
II. v. 18. XXVIII. S. 392. XXXIV. S. 432.) Auf-
ser dem Buche des Gesetzes, hat Gott den Juden Weis-
heit, die Gabe der Weissagung, gute Speisen und ein
hervorstechendes Ansehen, mitgetheilt; sie sind nicht
eher unter einander uneinig geworden, bis sich die Er-
kenntniß unter ihnen vermehrt hat. (Sur. XLV. S.
513.) Durch die Erinnerung an die vielen Wohl-
thaten, mit welchen sie Gott vor allen andern Natio-
nen begnadigt hat, werden sie zum Glauben an seine
neue Offenbarung aufgemuntert. (Sur. II. S. 7. fg.)
Aber weil sie ihre Bundesversicherung nicht gehalten;
den göttlichen Offenbarungen nicht geglaubt; die Prophe-
ten unverantwortlich getödtet, und spottend gesagt haben:
unsere Herzen sind nicht beschnitten, (wie sie denn Gott
ihres Unglaubens wegen versiegelt hat, so daß nur
wenige von ihnen glauben werden;) und weil sie Jes-
su nicht geglaubt, auch wider die Maria eine erschrock-
liche Lasterung ausgestoßen haben: so hat sie Gott ver-
flucht. (Sur. IV. S. 96.) Jesus war der Sohn der
Maria, zu der Gott seinen Geist, (den Engel Ga-
briel) den sie vor einen wahrhaften Menschen ansah,
schickte,

schickte, um ihr zu melden, daß ihr Gott mit diesem heiligen Sohne, dem Unterpfande seiner Barmherzigkeit gegen die Menschen, ein Geschenk mache. Sie empfing ihn; bekam bey einem abgestorbenen Palmbaum Geburtsschmerzen; dort sprach ihr Gabriel Trost zu; sie mußte den Baum berühren, worauf reife Datteln zu ihrer Erquickung herabfielen: und als sie den Knaben gebohren hatte, trug sie ihn zu ihren Anverwandten, gegen welche er sich sogleich erklärte, er sey ein Knecht Gottes, dem Gott das Evangelium gegeben habe; den überall sein Segen begleiten; der nach Gottes Befehl Gebet und Almosen beobachten; dessen Todes- und Auferstehungstag eben so gesegnet seyn werde, als seine Geburt. (Sur. XIX. S. 297. fg.) Diesen Jesum rüstete Gott mit der Kraft, Wunder zu thun, aus, und erhöhte seine Natur durch den heiligen Geist. (Sur. II. S. 14. 42.) Unter seinen Wundern war auch dieses, daß er, da er noch ein Kind war, einen Vogel aus Thon bildete, und in denselben hauchte, worauf er, nach Gottes Willen, lebendig wurde. (Sur. III. S. 55.) Aber er ist doch nicht Gottes Sohn, wie die Christen vorgeben; so wenig als es Esra ist, wie die Juden behaupten. Diese sind durch ihre Priester, jene durch ihre Mönche verführt worden; da doch beiden geboten worden ist, Gott allein zu dienen. (Sur. IX. S. 181.) Er hat auch niemals zu den Menschen gesagt, daß sie ihn und seine Mutter neben dem einigen Gotte zu zwey Göttern annehmen sollten. (Sur. V. S. 118.) Hingegen haben ihn auch die Juden nicht gekreuzigt; sondern es ist ihrer Rache ein Mensch übergeben worden, der eine Aehnlichkeit mit Jesu hatte, den Gott vielmehr zu sich erhöht hat. (Sur. IV. S. 96. fg.) Die Christen, welche ihn vor einen Gott halten, sind Ungläubige: und da sie mehrere göttliche Erinnerungen im

J. n.
E. G.
605
bis
814

366 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

¹
²
³
⁴
⁵
⁶
⁷
⁸
⁹
¹⁰
¹¹
¹²
¹³
¹⁴
¹⁵
¹⁶
¹⁷
¹⁸
¹⁹
²⁰
²¹
²²
²³
²⁴
²⁵
²⁶
²⁷
²⁸
²⁹
³⁰
³¹
³²
³³
³⁴
³⁵
³⁶
³⁷
³⁸
³⁹
⁴⁰
⁴¹
⁴²
⁴³
⁴⁴
⁴⁵
⁴⁶
⁴⁷
⁴⁸
⁴⁹
⁵⁰
⁵¹
⁵²
⁵³
⁵⁴
⁵⁵
⁵⁶
⁵⁷
⁵⁸
⁵⁹
⁶⁰
⁶¹
⁶²
⁶³
⁶⁴
⁶⁵
⁶⁶
⁶⁷
⁶⁸
⁶⁹
⁷⁰
⁷¹
⁷²
⁷³
⁷⁴
⁷⁵
⁷⁶
⁷⁷
⁷⁸
⁷⁹
⁸⁰
⁸¹
⁸²
⁸³
⁸⁴
⁸⁵
⁸⁶
⁸⁷
⁸⁸
⁸⁹
⁹⁰
⁹¹
⁹²
⁹³
⁹⁴
⁹⁵
⁹⁶
⁹⁷
⁹⁸
⁹⁹
¹⁰⁰
¹⁰¹
¹⁰²
¹⁰³
¹⁰⁴
¹⁰⁵
¹⁰⁶
¹⁰⁷
¹⁰⁸
¹⁰⁹
¹¹⁰
¹¹¹
¹¹²
¹¹³
¹¹⁴
¹¹⁵
¹¹⁶
¹¹⁷
¹¹⁸
¹¹⁹
¹²⁰
¹²¹
¹²²
¹²³
¹²⁴
¹²⁵
¹²⁶
¹²⁷
¹²⁸
¹²⁹
¹³⁰
¹³¹
¹³²
¹³³
¹³⁴
¹³⁵
¹³⁶
¹³⁷
¹³⁸
¹³⁹
¹⁴⁰
¹⁴¹
¹⁴²
¹⁴³
¹⁴⁴
¹⁴⁵
¹⁴⁶
¹⁴⁷
¹⁴⁸
¹⁴⁹
¹⁵⁰
¹⁵¹
¹⁵²
¹⁵³
¹⁵⁴
¹⁵⁵
¹⁵⁶
¹⁵⁷
¹⁵⁸
¹⁵⁹
¹⁶⁰
¹⁶¹
¹⁶²
¹⁶³
¹⁶⁴
¹⁶⁵
¹⁶⁶
¹⁶⁷
¹⁶⁸
¹⁶⁹
¹⁷⁰
¹⁷¹
¹⁷²
¹⁷³
¹⁷⁴
¹⁷⁵
¹⁷⁶
¹⁷⁷
¹⁷⁸
¹⁷⁹
¹⁸⁰
¹⁸¹
¹⁸²
¹⁸³
¹⁸⁴
¹⁸⁵
¹⁸⁶
¹⁸⁷
¹⁸⁸
¹⁸⁹
¹⁹⁰
¹⁹¹
¹⁹²
¹⁹³
¹⁹⁴
¹⁹⁵
¹⁹⁶
¹⁹⁷
¹⁹⁸
¹⁹⁹
²⁰⁰
²⁰¹
²⁰²
²⁰³
²⁰⁴
²⁰⁵
²⁰⁶
²⁰⁷
²⁰⁸
²⁰⁹
²¹⁰
²¹¹
²¹²
²¹³
²¹⁴
²¹⁵
²¹⁶
²¹⁷
²¹⁸
²¹⁹
²²⁰
²²¹
²²²
²²³
²²⁴
²²⁵
²²⁶
²²⁷
²²⁸
²²⁹
²³⁰
²³¹
²³²
²³³
²³⁴
²³⁵
²³⁶
²³⁷
²³⁸
²³⁹
²⁴⁰
²⁴¹
²⁴²
²⁴³
²⁴⁴
²⁴⁵
²⁴⁶
²⁴⁷
²⁴⁸
²⁴⁹
²⁵⁰
²⁵¹
²⁵²
²⁵³
²⁵⁴
²⁵⁵
²⁵⁶
²⁵⁷
²⁵⁸
²⁵⁹
²⁶⁰
²⁶¹
²⁶²
²⁶³
²⁶⁴
²⁶⁵
²⁶⁶
²⁶⁷
²⁶⁸
²⁶⁹
²⁷⁰
²⁷¹
²⁷²
²⁷³
²⁷⁴
²⁷⁵
²⁷⁶
²⁷⁷
²⁷⁸
²⁷⁹
²⁸⁰
²⁸¹
²⁸²
²⁸³
²⁸⁴
²⁸⁵
²⁸⁶
²⁸⁷
²⁸⁸
²⁸⁹
²⁹⁰
²⁹¹
²⁹²
²⁹³
²⁹⁴
²⁹⁵
²⁹⁶
²⁹⁷
²⁹⁸
²⁹⁹
³⁰⁰
³⁰¹
³⁰²
³⁰³
³⁰⁴
³⁰⁵
³⁰⁶
³⁰⁷
³⁰⁸
³⁰⁹
³¹⁰
³¹¹
³¹²
³¹³
³¹⁴
³¹⁵
³¹⁶
³¹⁷
³¹⁸
³¹⁹
³²⁰
³²¹
³²²
³²³
³²⁴
³²⁵
³²⁶
³²⁷
³²⁸
³²⁹
³³⁰
³³¹
³³²
³³³
³³⁴
³³⁵
³³⁶
³³⁷
³³⁸
³³⁹
³⁴⁰
³⁴¹
³⁴²
³⁴³
³⁴⁴
³⁴⁵
³⁴⁶
³⁴⁷
³⁴⁸
³⁴⁹
³⁵⁰
³⁵¹
³⁵²
³⁵³
³⁵⁴
³⁵⁵
³⁵⁶
³⁵⁷
³⁵⁸
³⁵⁹
³⁶⁰
³⁶¹
³⁶²
³⁶³
³⁶⁴
³⁶⁵
³⁶⁶
³⁶⁷
³⁶⁸
³⁶⁹
³⁷⁰
³⁷¹
³⁷²
³⁷³
³⁷⁴
³⁷⁵
³⁷⁶
³⁷⁷
³⁷⁸
³⁷⁹
³⁸⁰
³⁸¹
³⁸²
³⁸³
³⁸⁴
³⁸⁵
³⁸⁶
³⁸⁷
³⁸⁸
³⁸⁹
³⁹⁰
³⁹¹
³⁹²
³⁹³
³⁹⁴
³⁹⁵
³⁹⁶
³⁹⁷
³⁹⁸
³⁹⁹
⁴⁰⁰
⁴⁰¹
⁴⁰²
⁴⁰³
⁴⁰⁴
⁴⁰⁵
⁴⁰⁶
⁴⁰⁷
⁴⁰⁸
⁴⁰⁹
⁴¹⁰
⁴¹¹
⁴¹²
⁴¹³
⁴¹⁴
⁴¹⁵
⁴¹⁶
⁴¹⁷
⁴¹⁸
⁴¹⁹
⁴²⁰
⁴²¹
⁴²²
⁴²³
⁴²⁴
⁴²⁵
⁴²⁶
⁴²⁷
⁴²⁸
⁴²⁹
⁴³⁰
⁴³¹
⁴³²
⁴³³
⁴³⁴
⁴³⁵
⁴³⁶
⁴³⁷
⁴³⁸
⁴³⁹
⁴⁴⁰
⁴⁴¹
⁴⁴²
⁴⁴³
⁴⁴⁴
⁴⁴⁵
⁴⁴⁶
⁴⁴⁷
⁴⁴⁸
⁴⁴⁹
⁴⁵⁰
⁴⁵¹
⁴⁵²
⁴⁵³
⁴⁵⁴
⁴⁵⁵
⁴⁵⁶
⁴⁵⁷
⁴⁵⁸
⁴⁵⁹
⁴⁶⁰
⁴⁶¹
⁴⁶²
⁴⁶³
⁴⁶⁴
⁴⁶⁵
⁴⁶⁶
⁴⁶⁷
⁴⁶⁸
⁴⁶⁹
⁴⁷⁰
⁴⁷¹
⁴⁷²
⁴⁷³
⁴⁷⁴
⁴⁷⁵
⁴⁷⁶
⁴⁷⁷
⁴⁷⁸
⁴⁷⁹
⁴⁸⁰
⁴⁸¹
⁴⁸²
⁴⁸³
⁴⁸⁴
⁴⁸⁵
⁴⁸⁶
⁴⁸⁷
⁴⁸⁸
⁴⁸⁹
⁴⁹⁰
⁴⁹¹
⁴⁹²
⁴⁹³
⁴⁹⁴
⁴⁹⁵
⁴⁹⁶
⁴⁹⁷
⁴⁹⁸
⁴⁹⁹
⁵⁰⁰
⁵⁰¹
⁵⁰²
⁵⁰³
⁵⁰⁴
⁵⁰⁵
⁵⁰⁶
⁵⁰⁷
⁵⁰⁸
⁵⁰⁹
⁵¹⁰
⁵¹¹
⁵¹²
⁵¹³
⁵¹⁴
⁵¹⁵
⁵¹⁶
⁵¹⁷
⁵¹⁸
⁵¹⁹
⁵²⁰
⁵²¹
⁵²²
⁵²³
⁵²⁴
⁵²⁵
⁵²⁶
⁵²⁷
⁵²⁸
⁵²⁹
⁵³⁰
⁵³¹
⁵³²
⁵³³
⁵³⁴
⁵³⁵
⁵³⁶
⁵³⁷
⁵³⁸
⁵³⁹
⁵⁴⁰
⁵⁴¹
⁵⁴²
⁵⁴³
⁵⁴⁴
⁵⁴⁵
⁵⁴⁶
⁵⁴⁷
⁵⁴⁸
⁵⁴⁹
⁵⁵⁰
⁵⁵¹
⁵⁵²
⁵⁵³
⁵⁵⁴
⁵⁵⁵
⁵⁵⁶
⁵⁵⁷
⁵⁵⁸
⁵⁵⁹
⁵⁶⁰
⁵⁶¹
⁵⁶²
⁵⁶³
⁵⁶⁴
⁵⁶⁵
⁵⁶⁶
⁵⁶⁷
⁵⁶⁸
⁵⁶⁹
⁵⁷⁰
⁵⁷¹
⁵⁷²
⁵⁷³
⁵⁷⁴
⁵⁷⁵
⁵⁷⁶
⁵⁷⁷
⁵⁷⁸
⁵⁷⁹
⁵⁸⁰
⁵⁸¹
⁵⁸²
⁵⁸³
⁵⁸⁴
⁵⁸⁵
⁵⁸⁶
⁵⁸⁷
⁵⁸⁸
⁵⁸⁹
⁵⁹⁰
⁵⁹¹
⁵⁹²
⁵⁹³
⁵⁹⁴
⁵⁹⁵
⁵⁹⁶
⁵⁹⁷
⁵⁹⁸
⁵⁹⁹
⁶⁰⁰
⁶⁰¹
⁶⁰²
⁶⁰³
⁶⁰⁴
⁶⁰⁵
⁶⁰⁶
⁶⁰⁷
⁶⁰⁸
⁶⁰⁹
⁶¹⁰
⁶¹¹
⁶¹²
⁶¹³
⁶¹⁴
⁶¹⁵
⁶¹⁶
⁶¹⁷
⁶¹⁸
⁶¹⁹
⁶²⁰
⁶²¹
⁶²²
⁶²³
⁶²⁴
⁶²⁵
⁶²⁶
⁶²⁷
⁶²⁸
⁶²⁹
⁶³⁰
⁶³¹
⁶³²
⁶³³
⁶³⁴
⁶³⁵
⁶³⁶
⁶³⁷
⁶³⁸
⁶³⁹
⁶⁴⁰
⁶⁴¹
⁶⁴²
⁶⁴³
⁶⁴⁴
⁶⁴⁵
⁶⁴⁶
⁶⁴⁷
⁶⁴⁸
⁶⁴⁹
⁶⁵⁰
⁶⁵¹
⁶⁵²
⁶⁵³
⁶⁵⁴
⁶⁵⁵
⁶⁵⁶
⁶⁵⁷
⁶⁵⁸
⁶⁵⁹
⁶⁶⁰
⁶⁶¹
⁶⁶²
⁶⁶³
⁶⁶⁴
⁶⁶⁵
⁶⁶⁶
⁶⁶⁷
⁶⁶⁸
⁶⁶⁹
⁶⁷⁰
⁶⁷¹
⁶⁷²
⁶⁷³
⁶⁷⁴
⁶⁷⁵
⁶⁷⁶
⁶⁷⁷
⁶⁷⁸
⁶⁷⁹
⁶⁸⁰
⁶⁸¹
⁶⁸²
⁶⁸³
⁶⁸⁴
⁶⁸⁵
⁶⁸⁶
⁶⁸⁷
⁶⁸⁸
⁶⁸⁹
⁶⁹⁰
⁶⁹¹
⁶⁹²
⁶⁹³
⁶⁹⁴
⁶⁹⁵
⁶⁹⁶
⁶⁹⁷
⁶⁹⁸
⁶⁹⁹
⁷⁰⁰
⁷⁰¹
⁷⁰²
⁷⁰³
⁷⁰⁴
⁷⁰⁵
⁷⁰⁶
⁷⁰⁷
⁷⁰⁸
⁷⁰⁹
⁷¹⁰
⁷¹¹
⁷¹²
⁷¹³
⁷¹⁴
⁷¹⁵
⁷¹⁶
⁷¹⁷
⁷¹⁸
⁷¹⁹
⁷²⁰
⁷²¹
⁷²²
⁷²³
⁷²⁴
⁷²⁵
⁷²⁶
⁷²⁷
⁷²⁸
⁷²⁹
⁷³⁰
⁷³¹
⁷³²
⁷³³
⁷³⁴
⁷³⁵
⁷³⁶
⁷³⁷
⁷³⁸
⁷³⁹
⁷⁴⁰
⁷⁴¹
⁷⁴²
⁷⁴³
⁷⁴⁴
⁷⁴⁵
⁷⁴⁶
⁷⁴⁷
⁷⁴⁸
⁷⁴⁹
⁷⁵⁰
⁷⁵¹
⁷⁵²
⁷⁵³
⁷⁵⁴
⁷⁵⁵
⁷⁵⁶
⁷⁵⁷
⁷⁵⁸
⁷⁵⁹
⁷⁶⁰
⁷⁶¹
⁷⁶²
⁷⁶³
⁷⁶⁴
⁷⁶⁵
⁷⁶⁶
⁷⁶⁷
⁷⁶⁸
⁷⁶⁹
⁷⁷⁰
⁷⁷¹
⁷⁷²
⁷⁷³
⁷⁷⁴
⁷⁷⁵
⁷⁷⁶
⁷⁷⁷
⁷⁷⁸
⁷⁷⁹
⁷⁸⁰
⁷⁸¹
⁷⁸²
⁷⁸³
⁷⁸⁴
⁷⁸⁵
⁷⁸⁶
⁷⁸⁷
⁷⁸⁸
⁷⁸⁹
⁷⁹⁰
⁷⁹¹
⁷⁹²
⁷⁹³
⁷⁹⁴
⁷⁹⁵
⁷⁹⁶
⁷⁹⁷
⁷⁹⁸
⁷⁹⁹
⁸⁰⁰
⁸⁰¹
⁸⁰²
⁸⁰³
⁸⁰⁴
⁸⁰⁵
⁸⁰⁶
⁸⁰⁷
⁸⁰⁸
⁸⁰⁹
⁸¹⁰
⁸¹¹
⁸¹²
⁸¹³
⁸¹⁴
⁸¹⁵
⁸¹⁶
⁸¹⁷
⁸¹⁸
⁸¹⁹
⁸²⁰
⁸²¹
⁸²²
⁸²³
⁸²⁴
⁸²⁵
⁸²⁶
⁸²⁷
⁸²⁸
⁸²⁹
⁸³⁰
⁸³¹
⁸³²
⁸³³
⁸³⁴
⁸³⁵
⁸³⁶
⁸³⁷
⁸³⁸
⁸³⁹
⁸⁴⁰
⁸⁴¹
⁸⁴²
⁸⁴³
⁸⁴⁴
⁸⁴⁵
⁸⁴⁶
⁸⁴⁷
⁸⁴⁸
⁸⁴⁹
⁸⁵⁰
⁸⁵¹
⁸⁵²
⁸⁵³
⁸⁵⁴
⁸⁵⁵
⁸⁵⁶
⁸⁵⁷
⁸⁵⁸
⁸⁵⁹
⁸⁶⁰
⁸⁶¹
⁸⁶²
⁸⁶³
⁸⁶⁴
⁸⁶⁵
⁸⁶⁶
⁸⁶⁷
⁸⁶⁸
⁸⁶⁹
⁸⁷⁰
⁸⁷¹
⁸⁷²
⁸⁷³
⁸⁷⁴
⁸⁷⁵
⁸⁷⁶
⁸⁷⁷
⁸⁷⁸
⁸⁷⁹
⁸⁸⁰
⁸⁸¹
⁸⁸²
⁸⁸³
⁸⁸⁴
⁸⁸⁵
⁸⁸⁶
⁸⁸⁷
⁸⁸⁸
⁸⁸⁹
⁸⁹⁰
⁸⁹¹
⁸⁹²
⁸⁹³
⁸⁹⁴
⁸⁹⁵
⁸⁹⁶
⁸⁹⁷
⁸⁹⁸
⁸⁹⁹
⁹⁰⁰
⁹⁰¹
⁹⁰²
⁹⁰³
⁹⁰⁴
⁹⁰⁵
⁹⁰⁶
⁹⁰⁷
⁹⁰⁸
⁹⁰⁹
⁹¹⁰
⁹¹¹
⁹¹²
⁹¹³
⁹¹⁴
⁹¹⁵
⁹¹⁶
⁹¹⁷
⁹¹⁸
⁹¹⁹
⁹²⁰
⁹²¹
⁹²²
⁹²³
⁹²⁴
⁹²⁵
⁹²⁶
⁹²⁷
⁹²⁸
⁹²⁹
⁹³⁰
⁹³¹
⁹³²
⁹³³
⁹³⁴
⁹³⁵
⁹³⁶
⁹³⁷
⁹³⁸
⁹³⁹
⁹⁴⁰
⁹⁴¹
⁹⁴²
⁹⁴³
⁹⁴⁴
⁹⁴⁵
⁹⁴⁶
⁹⁴⁷
⁹⁴⁸
⁹⁴⁹
⁹⁵⁰
⁹⁵¹
⁹⁵²
⁹⁵³
⁹⁵⁴
⁹⁵⁵
⁹⁵⁶
⁹⁵⁷
⁹⁵⁸
⁹⁵⁹
⁹⁶⁰
⁹⁶¹
⁹⁶²
⁹⁶³
⁹⁶⁴
⁹⁶⁵
⁹⁶⁶
⁹⁶⁷
⁹⁶⁸
⁹⁶⁹
⁹⁷⁰
⁹⁷¹
⁹⁷²
⁹⁷³
⁹⁷⁴
⁹⁷⁵
⁹⁷⁶
⁹⁷⁷
⁹⁷⁸
⁹⁷⁹
⁹⁸⁰
⁹⁸¹
⁹⁸²
⁹⁸³
⁹⁸⁴
⁹⁸⁵
⁹⁸⁶
⁹⁸⁷
⁹⁸⁸
⁹⁸⁹
⁹⁹⁰
⁹⁹¹
⁹⁹²
⁹⁹³
⁹⁹⁴
⁹⁹⁵
⁹⁹⁶
⁹⁹⁷
⁹⁹⁸
⁹⁹⁹
¹⁰⁰⁰
¹⁰⁰¹
¹⁰⁰²
¹⁰⁰³
¹⁰⁰⁴
¹⁰⁰⁵
¹⁰⁰⁶
¹⁰⁰⁷
¹⁰⁰⁸
¹⁰⁰⁹
¹⁰¹⁰
¹⁰¹¹
¹⁰¹²
¹⁰¹³
¹⁰¹⁴
¹⁰¹⁵
¹⁰¹⁶
¹⁰¹⁷
¹⁰¹⁸
¹⁰¹⁹
¹⁰²⁰
¹⁰²¹
¹⁰²²
¹⁰²³
¹⁰²⁴
¹⁰²⁵
¹⁰²⁶
¹⁰²⁷
¹⁰²⁸
¹⁰²⁹
¹⁰³⁰
¹⁰³¹
¹⁰³²
¹⁰³³
¹⁰³⁴
¹⁰³⁵
¹⁰³⁶
¹⁰³⁷
¹⁰³⁸
¹⁰³⁹
¹⁰⁴⁰
¹⁰⁴¹
¹⁰⁴²
¹⁰⁴³
¹⁰⁴⁴
¹⁰⁴⁵
¹⁰⁴⁶
¹⁰⁴⁷
¹⁰⁴⁸
¹⁰⁴⁹
¹⁰⁵⁰
¹⁰⁵¹
¹⁰⁵²
¹⁰⁵³
¹⁰⁵⁴
¹⁰⁵⁵
¹⁰⁵⁶
¹⁰⁵⁷
¹⁰⁵⁸
¹⁰⁵⁹
¹⁰⁶⁰
¹⁰⁶¹
¹⁰⁶²
¹⁰⁶³
¹⁰⁶⁴
¹⁰⁶⁵
¹⁰⁶⁶
¹⁰⁶⁷
¹⁰⁶⁸
¹⁰⁶⁹
¹⁰⁷⁰
¹⁰⁷¹
¹⁰⁷²
¹⁰⁷³
¹⁰⁷⁴
¹⁰⁷⁵
¹⁰⁷⁶
¹⁰⁷⁷
¹⁰⁷⁸
¹⁰⁷⁹
¹⁰⁸⁰
¹⁰⁸¹
¹⁰⁸²
¹⁰⁸³
¹⁰⁸⁴
¹⁰⁸⁵
¹⁰⁸⁶
¹⁰⁸⁷
¹⁰⁸⁸
¹⁰⁸⁹
¹⁰⁹⁰
¹⁰⁹¹
¹⁰⁹²
¹⁰⁹³
¹⁰⁹⁴
¹⁰⁹⁵
¹⁰⁹⁶
¹⁰⁹⁷
¹⁰⁹⁸
¹⁰⁹⁹
¹¹⁰⁰
¹¹⁰¹
¹¹⁰²
¹¹⁰³
¹¹⁰⁴
¹¹⁰⁵
¹¹⁰⁶
¹¹⁰⁷
¹¹⁰⁸
¹¹⁰⁹
¹¹¹⁰
¹¹¹¹
¹¹¹²
¹¹¹³
¹¹¹⁴
¹¹¹⁵
¹¹¹⁶
¹¹¹⁷
¹¹¹⁸
¹¹¹⁹
¹¹²⁰
¹¹²¹
¹¹²²
¹¹²³
¹¹²⁴
¹¹²⁵
¹¹²⁶
¹¹²⁷
¹¹²⁸
¹¹²⁹
¹¹³⁰
¹¹³¹
¹¹³²
¹¹³³
¹¹³⁴
¹¹³⁵
¹¹³⁶
¹¹³⁷
¹¹³⁸
¹¹³⁹
¹¹⁴⁰
¹¹⁴¹
¹¹⁴²
¹¹⁴³
¹¹⁴⁴
¹¹⁴⁵
¹¹⁴⁶
¹¹⁴⁷
¹¹⁴⁸
¹¹⁴⁹
¹¹⁵⁰
¹¹⁵¹
¹¹⁵²
¹¹⁵³
¹¹⁵⁴
¹¹⁵⁵
¹¹⁵⁶
¹¹⁵⁷
¹¹⁵⁸
¹¹⁵⁹
¹¹⁶⁰
¹¹⁶¹
¹¹⁶²
¹¹⁶³
¹¹⁶⁴
¹¹⁶⁵
¹¹⁶⁶
¹¹⁶⁷
¹¹⁶⁸
¹¹⁶⁹
¹¹⁷⁰
¹¹⁷¹
¹¹⁷²
¹¹⁷³
¹¹⁷⁴
¹¹⁷⁵
¹¹⁷⁶
¹¹⁷⁷
¹¹⁷⁸
¹¹⁷⁹
¹¹⁸⁰
¹¹⁸¹
¹¹⁸²
¹¹⁸³
¹¹⁸⁴
¹¹⁸⁵
¹¹⁸⁶
¹¹⁸⁷
¹¹⁸⁸
¹¹⁸⁹
¹¹⁹⁰
¹¹⁹¹
¹¹⁹²
¹¹⁹³
¹¹⁹⁴
¹¹⁹⁵
¹¹⁹⁶
¹¹⁹⁷
¹¹⁹⁸
¹¹⁹⁹
¹²⁰⁰
¹²⁰¹
¹²⁰²
¹²⁰³
¹²⁰⁴
¹²⁰⁵
¹²⁰⁶
¹²⁰⁷
¹²⁰⁸
¹²⁰⁹
¹²¹⁰
¹²¹¹
¹²¹²
¹²¹³
¹²¹⁴
¹²¹⁵
¹²¹⁶
¹²¹⁷
¹²¹⁸
¹²¹⁹
¹²²⁰<

wenn sein Vorgeben gegründet wäre: denn diese werden nicht ohne wichtige Ursachen auf die Welt gesandt, ^{F. n.} ^{E. S.} und geben keinen längern Aufschub der Bestrafung. 605
 Siengen sie so auf der Erde herum, wie die gemeinen bis
 heute: so würde Gott einen Engel zu seinem Gesand- 814
 ten gemacht haben. (Sur. XV. S. 251. XVII. S.
 281.) Auch Wunder haben die Meccaner be-
 gehrt, wenn sie an ihn glauben sollten. Er sollte aus
 der Erde einen Quell hervorbringen; oder einen Gar-
 ten voll Palmbäume und Weinstöcke, und mit Ströh-
 men in der Mitte schaffen; oder den Himmel in Stü-
 cken herabfallen lassen; und dergleichen mehr. Allein
 Wunderwerke gehören nur für die göttliche Macht; er
 ist bloß ein öffentlicher Lehrer. Die Ungläubigen ha-
 ben auch solche Lehrer verworfen, welche mit überzeu-
 genden Wunderwerken und schriftlichen Offenbarungen,
 besonders mit dem lichtvollen Geseze und Evangelium,
 zu ihnen kamen. (Sur. VI. S. 123. XIII. S. 237.
 XIV. S. 245. XVII. S. 280. XXI. S. 315. XXIX.
 S. 403. XXXV. S. 442. fg.) Dagegen ist dem
 Muhammed der Koran erteilt worden: ein so
 vortreffliches Buch, daß Engel und Menschen mit
 vereinigten Kräften kein demselben gleiches verferti-
 gen könnten. Die Geister bewundern ihn; die Got-
 tesfürchtigen ergreift Schauer und Rührung, wenn
 sie ihn vorlesen hören. Er bestätigt die ältern Offen-
 barungen; er erklärt Gesez und Evangelium; mithin
 muß er von Gott kommen. Wer sich untersteht, zu be-
 haupten, Muhammed habe ihn gemacht, der ver-
 suche es, nur eine Sure zu schreiben, wie die darinne
 enthaltenen. (Sur. II. S. 5. X. S. 200. XVII. S.
 280. XXXIX. S. 604. LXXII. S. 604.) Wenn
 auch Gott einen Vers aus demselben zurücknehmen
 sollte: so wird dessen Stelle mit einem bessern ersetzt.
 (Sur. II. S. 17.) Muhammed soll sich auch in
 frei-

^{3. n.}
^{E. G.}
⁶⁰⁵ keinen Streit über den Koran einlassen; und wenn ihm der Satan dieses Gebot aus dem Gedächtnisse bringt: so soll er sich, wenn es ihm wieder einfällt, bis nicht zu streitsüchtigen Leuten setzen. (Sur. VI. S. 814. 127.) Die Araber sagten zwar, wenn der Koran einem ansehnlichen Manne ihres Landes anvertrauet worden wäre: so wollten sie ihn annehmen; aber Gott theilt solche Vorzüge nach seiner freyen Barmherzigkeit aus. (Sur. XLIII. S. 502.) Sie sagten auch wohl: der Koran enthält nur alte fromme Fabeln; Muhammed hat ihn gedichtet; er ist ein Besessener. (Sur. VIII. S. 170. XXI. S. 315. LII. S. 544.) Aber es ist vielmehr eine Offenbarung des Herrn der Welten; der gute Geist (Gabriel) hat ihn in sein Herz gebracht; diesen Engel hat Muhammed selbst gesehen. Nur Ungläubige können zweifeln, ob es eine göttliche Urkunde sey; einige Stellen sind zwar darinne, ihrer Bilder wegen, etwas dunkel, und die Uebelgesinnten bleiben bey denselben stehen; aber Gott kann sie allein erklären: und er würde den Muhammed auch bestraft haben, wenn dieser etwas von Gott aus seinem Gehirne aufgezeichnet hätte. (Sur. II. S. 16. III. S. 49. XXVI. S. 373. fg. XXXII. S. 418. LIII. S. 546. LXIX. S. 599.)

Alles dieses muß also von denen geglaubt werden, welche sich zu der wahren vor Gott geltenden Religion, oder zu der völligen Ergebung an Gott, bekennen. (Sur. III. S. 51.) Aber ihre Pflichten werden vom Muhammed eben so oft und umständlich entwickelt. Ehrfurcht, Gehorsam und Vertrauen gegen Gott, schärft er beynähe unaufhörlich ein: und darunter giebt es manche treffliche Erinnerungen. So sagt er: „Betheuert es nicht immer durch einen an Gott gerichteten Eid, daß ihr Gerechtigkeit ausüben, an

andächtig seyn, und unter andern Menschen Frieden stiften wollt! Denn Gott hört ja und weiß alles. Ein unbedachtsames Wort will, das ihr in euren Eiden fallen laßt, will euch Gott nicht strafen; aber strafen will er jeden Vorsatz, worein euer Herz gewilligt hat.“ (Sur. II. S. 36. fg.) Wirklich dringt Muhammed hauptsächlich auf rechtschaffene Gesinnungen, die sich vor der Allwissenheit Gottes nicht zu fürchten haben. Nach seinen Lehren ist Buße nöthig, um Vergebung von Gott zu erlangen; besonders, wenn man es bereuet, in Unwissenheit gesündigt zu haben. Aber die Buße derer, die in der Sünde bis an den Tod beharren; oder die im Unglauben sterben, findet nicht Statt. (Sur. IV. S. 76.) Sehr fleißig empfiehlt er das Gebet: „denn, sagt er, (Sur. XXIX. S. 403.) es schreckt vom Laster und von allem Verbotenen ab; und wie herrlich ist es, an Gott zu denken, welches im Beten geschieht!“ Täglich soll es dreymal, des Morgens, des Abends, und in der Nacht, verrichtet werden. (Sur. XX. S. 313. fg. L. S. 538.) Man muß um Vergebung der Sünden bitten: und Gott erhört die Gläubigen und Rechtschaffenen. (Sur. XL. S. 483. XLII. S. 496.) Auch gegen teuflische Antriebe ist das Gebet nützlich. (Sur. XXIII. S. 344.) Ueberhaupt wird man wenige Tugenden vermissen, die Muhammed nicht einprägen, und wenige Laster, vor denen er nicht warnen sollte. Mit dem Gebete stellt er meistentheils das Almosengeben, als eine Pflicht von gleichem Werthe, zusammen; es ist ein Kauf, der nie vergehen wird; ein gutes Darlehn an Gott, das er doppelt wiedergeben wird. (Sur. II. S. 7. 18. XXXV. S. 443. LVII. S. 562.) Man darf auch nicht das Schlechteste zum Almosen bestimmen; kann es zwar bekannt machen; besser aber ist es, wenn man die Armen, zur Versöhnung seiner Sün-

zeigen gesucht, daß dieses Verbot des Weins nicht aus kriegerischen Absichten; sondern aus Folgsamkeit gegen eine in Aegypten politische, und nach Arabien übergetragene Philosophie, geflossen sey. Unterdeffen scheint doch der Grund, welchen Muhammed selbst angiebt, die Zänkereyen und Händel, welche aus dem Weintrinken und Spielen entstanden, die nächste Veranlassung zu jenem Verbote zu verrathen. Daß schon in weit frühern Jahrhunderten manche Parthenen in den Morgenländern, aus ähnlichen oder davon verschiedenen Ursachen, sich den Gebrauch des Weins untersagt haben, ist bekannt. Aber auch die Beobachtung ist längst gemacht worden, daß die Muhammedaner, indem sie an die Stelle des verbotenen Weins das Opium oder den Mohnsaft setzten, sich mehr Nachtheil zugefügt haben, als jemals durch jenen geschehen seyn möchte. Was man in der Sittenlehre Muhammeds besonders vermist hat, sind die Pflichten gegen die Obrigkeit. Er übergeht sie freylich deswegen, weil er bloß den Gehorsam gegen sich, nicht nur als den göttlichen Gesandten und Religionsstifter; sondern auch als den obersten Regenten der Nation, einzuschärfen vor nöthig fand. Doch da er, in Voraussetzung der Gültigkeit der bürgerlichen Geseze seines Vaterlandes, manche bey denselben vorkommende Fragen noch genauer bestimmte: so glaubte er wohl jenem Mangel dadurch einigermaßen abgeholfen zu haben.

Seine Religion gieng aber auch mit einem gewissen Schritte über das gegenwärtige Leben hinaus. Er nennt dieses eine betrügliche Versorgung, einen dürstigen Hausrath, das für die Gottesfürchtigen unbedeutend sey. Güter und Kinder sind ein Schmuck dieses Lebens; gute Werke aber, die nicht vergehen, haben das Vortreffliche, daß sie bey Gott

Gott Belohnung auswürfen, und Hoffnung in dem Menschen erzeugen. Wer sich den Acter dieses Lebens wählt, welches nur ein Scherz und ein Spiel ist, der bekommt keinen Antheil an dem zweiten, das eigentlich das wahre Leben ist. (Sur. III. S. 71. IV. S. 85. XIII. S. 240. XVIII. S. 288. fg. XXXI. S. 405.) Zwar erhalten die Ungläubigen ihren Theil an den Gütern dieser Welt; allein dafür werden sie auch von dem Todesengel ermordet, der hingegen den Frommen zuruft: Heil euch! Geht eurer guten Werke wegen in das Paradies ein! (Sur. VII. S. 145. XIII. S. 260.) Ueberhaupt muß alles durch die Auferstehung zu Gott zurückkehren. (Sur. III. S. 59. 61.) Wenn dem Hög und Magog der Weg geöffnet wird, dann werden die Menschen aus den Gräbern herbeyeilen. (Sur. XXI. S. 324.) Auch wird die Zukunft Jesu ein Zeichen seyn, daß die Stunde des Gerichts bald schlagen werde. (Sur. XLIII. S. 505.) Ein Bild der künftigen Auferstehung ist schon die todte Erde, die Gott durch Regen lebendig und fruchtbar macht; die Nacht, auf welche der Tag folgt; ingleichen Sonne und Mond; alles schwimmt in einem gewissen Kreise herum. (Sur. XXXVI. S. 448.) Die Allmacht Gottes, des Schöpfers, und seine Wunder, machen auch die Wahrheit dieser zweiten Schöpfung begreiflich. (Sur. XVII. S. 276. XXX. S. 407. 411.) Der allgemeine Gerichtstag Gottes, da jedermann das Gute gegenwärtig finden wird, das er erarbeitet hat, und von dem Bösen wünschen wird, daß zwischen demselben und ihm eine große Kluft befestigt seyn möchte, ist ebenfalls gewiß. (Sur. III. S. 52. XXV. S. 358.) Die Zeit dieses Tags, an dem kein Mensch etwas zu seiner Entschuldigung vorbringen, keiner für den andern bitten darf, es sey denn, daß es ihm Gott erlaube, ist ihm allein bekannt. (Sur.

374 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n. XI. S. 220. LXVII. S. 593.) Es wird aber fünfzigtausend Jahre dauern. (Sur. LXX. S. 600.)
E. S. 605 Nach einem vorübergehenden Erdbeben wird die Posau bis ne zweymal erschallen; die Sonne wird sich zusammenwickeln; die Sterne werden herunter fallen, und die Berge wandeln, und die Meere brennen, und die Seelen wieder mit den Leibern vereinigt werden. (Sur. XXII. S. 326. LXXXI. S. 624. LXXXII. S. 626.)
814. Es werden Engel herabsteigen, denen alle zum Gerichte folgen müssen. (Sur. XX. S. 311. XXV. S. 359.) Aus jeder Nation wird ein Zeuge wider dieselbe auftreten; Muhammed gegen die Araber. (Sur. XVI. S. 266.) Einige Gesichter werden alsdann weiß seyn; andere schwarz gefärbt erscheinen. Jenen wird ein Buch in die rechte Hand gegeben werden; diesen eines in die linke. (Sur. III. S. 61. LXIX. S. 598.) Alsdann werden alle Heimlichkeiten des Herzens klar werden. (Sur. C. S. 643.) Jedermann wird zwar empfangen, was er gewonnen hat; es werden aber auch Stufen der Belohnungen und Strafen seyn. (Sur. III. S. 68.) Am meisten werden diejenigen bey Gott gelten, welche für die Religion ihre Personen und ihr zeitliches Glück gewagt haben. (Sur. III. S. 179. fg.) Die Frommen werden in das Paradies eingeführt werden, in diese Gärten Edens, wo Flüsse von einem Wasser sind, das nicht verderben kann; Flüsse von Milch, die ihren Geschmack behält; von Wein, der lieblich in die Kehle geht, und von dem reinsten Honige. (Sur. XLVII. S. 523.) Dasselbst werden die Seeligen auf seidenen Kissen ruhen, die mit Gold durchwirkt sind. Herrliche Früchte, Fleisch und Vögel werden zu ihrem Genuß vorhanden seyn. In ihrer Gesellschaft werden sich züchtige Mägdchen, mit großen schwarzen Augen, schön wie Rubinen und Perlen, die noch in ihren Muscheln
scheln

scheln liegen, befinden. Diese werden in ihrem Ehe-
 Stande nie aufhören; Mädchen zu seyn. Das wird die
 Belohnung der Frommen für ihre guten Werke seyn; 605
 sie werden kein schlechtes Geschwätz hören, und keinen
 Vorwurf von Sünden; wohl aber die süße Stimme, 814
 welche ihnen Heil zuruft. (Sur. XVIII. S. 287.
 XLIV. S. 511. LV. S. 555 - 557. LXXVIII. S.
 620.) Was aber unendlich mehr als dieses alles ist,
 sie werden das heiligste Wohlgefallen Gottes genießen,
 (Sur. IX. S. 187.) Daß überhaupt diese sinnlichrei-
 genden Beschreibungen des Paradieses nicht wörtlich,
 sondern von einem ganz unvergleichlichen Zustande der
 Glückseligkeit zu verstehen sind, behaupten nicht bloß
 viele Ausleger des Korans; (ap. Reland. de relig.
 Mohammed. L. II. p. 202. sq.) sondern es wird auch
 ein Ausspruch Muhammeds selbst zur Erläuterung
 angeführt. (in Pocockii Notis miscellan., ad Portam
 Mosis, p. 304. Oxon. 1655. A.) „Auf der untersten
 Stufe, sagt er, stehen diejenigen Einwohner des Pa-
 radieses, welche ihre Gärten, Weiber, Güter,
 Knechte und Sänften, auf einen Raum von einer tau-
 sendjährigen Reise hinaus sehen; (denn so scharf wird
 alsdann das Gesicht seyn, daß es die entferntesten
 Dinge eben sowohl als die gegenwärtigen erblicken
 wird,) aber in der größten Ehre bey Gott steht derje-
 nige, der sein Angesicht des Morgens und des Abends
 schauen wird.“ Auf der andern Seite macht er auch
 von den Quaalen der Hölle für die Gottlosen die
 fürchterlichsten Abschilderungen. Sie soll sieben Thore
 haben, von denen jedes einen Theil der Verdammten
 aufnimmt. (Sur. XV. S. 253.) So oft ihre Haut
 von dem Höllenseuer durchgebrannt ist, wird sie Gott,
 um ihre Marter zu vermehren, mit einer neuen Haut
 überziehen. (Sur. IV. S. 82.) In diesem ewigem
 Feuer werden sie weder leben noch sterben können; wenn

374 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

XI. S. 220. LXVII. S. 593.) Es wird aber fünf-
 zigtausend Jahre dauern. (Sur. LXX. S. 600.)
 Nach einem vorhergehenden Erdbeben wird die Posau-
 bis ne zweymal erschallen; die Sonne wird sich zusammen-
 wickeln; die Sterne werden herunter fallen, und die
 Berge wandeln, und die Meere brennen, und die See-
 len wieder mit den Leibern vereinigt werden. (Sur.
 XXII. S. 326. LXXXI. S. 624. LXXXII. S. 626.)
 Es werden Engel herabsteigen, denen alle zum Ge-
 richte folgen müssen. (Sur. XX. S. 311. XXV. S.
 359.) Aus jeder Nation wird ein Zeuge wider die-
 selbe auftreten; Muhammed gegen die Araber. (Sur.
 XVI. S. 266.) Einige Gesichter werden alsdann
 weiß seyn; andere schwarz gefärbt erscheinen. Jenen
 wird ein Buch in die rechte Hand gegeben werden; die-
 sen eines in die linke. (Sur. III. S. 61. LXIX.
 S. 598.) Alsdann werden alle Heimlichkeiten des
 Herzens klar werden. (Sur. C. S. 643.) Jeder-
 mann wird zwar empfangen, was er gewonnen hat;
 es werden aber auch Stufen der Belohnungen und
 Strafen seyn. (Sur. III. S. 68.) Am meisten
 werden diejenigen bey Gott gelten, welche für die
 Religion ihre Personen und ihr zeitliches Glück ge-
 wagt haben. (Sur. III. S. 179. fg.) Die From-
 men werden in das Paradies eingeführt werden, in
 diese Gärten Edens, wo Flüsse von einem Wasser
 sind, das nicht verderben kann; Flüsse von Milch, die
 ihren Geschmack behält; von Wein, der lieblich in die
 Kehle geht, und von dem reinsten Honige. (Sur.
 XLVII. S. 523.) Dasselbst werden die Seeligen auf
 seidenen Kissen ruhen, die mit Gold durchwirkt sind.
 Herrliche Früchte, Fleisch und Vögel werden zu ihrem
 Genuß vorhanden seyn. In ihrer Gesellschaft werden
 sich züchtige Mägdchen, mit großen schwarzen Augen,
 schön wie Rubinen und Perlen, die noch in ihren Mu-
 scheln

Gott durch den Engel Gabriel nach und nach zu-
 gefertigt worden, ist deutlich und vollständig, und
 stimmt mit der Jüdischen und christlichen Offenbarung
 überein. Seine Anhänger haben diese Vorzüge des
 Korans auch immer als den Hauptbeweis angesehen.
 (Abulfar. Hist. Dynastiar. p. 104.) Daß er außer-
 dem auch darauf viel Vertrauen gesetzt habe, Moses
 nebst andern Jüdischen Propheten, und Christus
 hätten Weissagungen von ihm hinterlassen, (wie-
 wohl er die Juden beschuldigte, diese Stellen in den
 Schriften des erstern weggelassen oder verfälscht zu ha-
 ben,) ist ebenfalls schon oben (S. 366.) angezeigt wor-
 den. Abulfaradsch hat jene Stellen, nach der Aus-
 legung der Lehrer des Islam, genannt. (l. c.) Die
 erste derselben steht 5 B. Mos. C. XXXIII. v. 2. „Gott
 kam vom Sina; entsprang vom Seir, und wurde
 vom Berge Pbaran geoffenbart.“ Worte, welche
 die Herablassung des Gesetzes zu Moses; des E-
 vangeliiums zu Christo, und des Korans zum Mu-
 hammed andeuten sollen. In der zweyten, (Psalin
 L. v. 2.) „Gott läßt aus Zion einen vollkommenen
 Glanz hervorschimmern,“ hat die Syrische Ueberset-
 zung dafür „eine herrliche Krone“ angenommen: und
 daraus hat wieder ein Arabischer Uebersetzer „ein
 ruhmwürdiges (Mahmud) Reich“ gemacht: auf
 welche Aehnlichkeit des Worts mit Muhammed,
 eine Weissagung von diesem gegründet worden ist. Be-
 sonders aber soll ihn Christus in dem versprochenen
 παράκλητος (Joh. C. XVI. v. 7.) verkündigt haben:
 entweder, weil dadurch ein neuer göttlicher Lehrer ver-
 heißen wurde; oder, nach einer neuern Muthmaas-
 sung, weil das erstgenannte Wort mit einer kleinen
 Veränderung, (παράκλητος oder παρακλυτός, bes-
 rühmt,) gleichbedeutend mit dem Namen Mu-
 hammed gemacht werden könnte. Noch mehr solche

F. biblische Stellen, welche die Muhammedanischen
E. G. Lehrer von ihrem Religionsstifter erklären, wie Jes.
 60, E. XXI. v. 7. (wo er der auf einem Kameel reis-
 sende seyn soll, haben Marracci, (ad Koran. p. 26.
 814. sq.) und Prideaux (La vie de Mahomet, pag. 160.
 sq.) gesammelt.

Jetzt braucht man das Urtheil vom Muhammed nicht länger zurück zu halten, nachdem man ihm bis zum Ende seiner Laufbahn so nahe gefolgt ist, daß man aus seinen eigenen Reden und Handlungen, aus den Erzählungen und Geständnissen seiner Freunde und Anhänger, ein durchaus historisches Bild von ihm zeichnen kann; ob es gleich noch treuer und vollständiger seyn würde, wenn Zeitgenossen von beiden Seiten die Züge dazu darböten. Er war ohne Zweifel ein Mann von großen Gaben: und er hat dieselben auf eine Art angewandt, die auch sein erklärter Gegner nicht ganz tadeln darf. Die Wichtigkeit des Entwurfs, welchen er machte, den Götzendienst in seinem Vaterlande umzustürzen; die Schwierigkeiten, welche sich ihm dabei entgegen stellten; die Verbindung von Mitteln, durch die er sie glücklich überwand; der eigene Weg überhaupt, den er gieng, und der Grund, den er zu einer Hauptveränderung im Zustande der Welt legte; alles dieses konnte nicht Beschäftigung für einen gemeinen Geist seyn. Sein scharfsinniger Verstand leuchtet desto vortheilhafter hervor, je weniger er ihn durch Gelehrsamkeit veredelt hatte. Wenn gleich seine Weltkenntniß gering war; so kannte er doch seine Araber sehr wohl; er zog aus ihrer Verfassung, aus dem Zustande der Juden und Christen seiner Zeit, auch aus seinen eigenen Kräften, alle Vortheile, deren sich der geschickteste Kopf bemächtigen konnte. Wohlgebildet, mit einer natürlichen Fertigkeit und Anmuth im Reden begabt; von einer so glühenden Ein-

Einbildungskraft, daß sie seinem Vortrage, so oft er wollte, dichterischen Schwung und Begeisterung mittheilte; entschlossen und standhaft, muthig und kriegerisch; voll Gegenwart des Geistes und Hilfsmittel des Augenblicks; überaus fähig, die Menschen fast wider ihren Willen nach seinen Absichten zu leiten, fand er in sich selbst schon die Eigenschaften, welche den Stifter und unumschränkten Anführer einer neuen und mächtigen Parthen bilden. Die Nation, unter welcher er auftrat, war, nach ihrem größten oder heidnischen Theil, unwissend, leichtgläubig und abergläubisch; obgleich nicht ohne lebhaftes Gefühl für die Schönheiten, die ihrer Phantasie näher gerückt wurden, und für Religionschwärmeren sehr empfänglich. Eine solche göttliche Vollmacht, wie er diesen seinen Mitbürgern im entscheidendsten Ton und gebietendem Selbstvertrauen vorlegte, konnte gerade bey ihnen den stärksten Eindruck machen. Religionswahrheiten zu untersuchen, war ihre Sache eben nicht; aber einem Manne von überlegenem Geiste zu folgen, der stets aus himmlischen Gesichtern und Offenbarungen zu ihnen sprach; der zwar ihre herrschende Religion aufhob, aber nur mit dem Versprechen, die ursprüngliche und reinere, zu welcher sich ihre ehrwürdigsten Vorfahren bekannt hätten, wieder herzustellen; wurde ihnen schon etwas leichter. Sein Religionsplan und seine politischen Absichten unterstützten einander wechselsweise; er benützte die Feindschaft einzelner Arabischer Stämme und Städte gegen einander: und das Schwerdt vollendete, was die Ueberredung allein nicht ausgeführt haben würde. Die Juden und Christen, welche er in seinem Vaterlande zahlreich, und jene sogar mächtig antraf, schonte er, bey allen Vorzügen, die seine Religion vor der ihrigen haben sollte, dennoch merklich, weil er der ihrigen so viel zu danken hatte. Er be-

J. n.
E. G.
605
bis
814 begegnete den Juden nur alsdann feindselig, da sie jede Verbindung mit ihm zerrissen; allein ihnen sowohl als den Christen ließ er doch einen so bequemen Zugang zu seiner Religionsgesellschaft offen, daß sie, seiner Meinung nach, ihren ächten Glauben dabei gar nicht verleugnen durften. Wenn gleich diese beiden Religionspartheyen ihn und seine heidnischen Araber an Aufklärung und Wissenschaft weit hinter sich zurück zu lassen schienen; so waren sie doch zugleich so ausgeartet, lasterhaft, und in die ärgerlichsten Glaubensstreitigkeiten verwickelt, daß er sie nicht allein verachtete, sondern sich auch das Ansehen geben konnte, ihre Religion zu läutern, und durch die seinige tugendhaftere Menschen zu erzeugen, als sie hatten. Die damalige Schwäche des Griechischen Reichthums, und die Zerrüttung des Persischen Reichs, begünstigten ihn zwar von selbst; aber er mußte sich auch derselben zur Errichtung eines Staats zu bedienen, der sich recht eigentlich auf seine Religion gründen sollte.

Man hat oft gefragt, und darüber gestritten, ob Muhammed bloß aus Schwärmerey gehandelt habe? oder ob er nicht vielmehr ein Betrüger gewesen sey? So mißlich es ist, die geheimen Triebfedern unternehmender Köpfe aus entfernten Jahrhunderten, und die man äußerst widersprechend abgebildet hat, zuverlässig angeben zu wollen; so sind doch auch hier ihre ausgemachten Maaßregeln, Hülfquellen und Thaten eben so viele Zeugnisse, die sie von sich selbst abgelegt haben. Muhammed zeigte sich von seinen ersten Versuchen an, vor einen göttlichen Gesandten gehalten zu werden, so enthusiastisch für diesen Beruf, und für die große Lehre von der Einheit Gottes, deren Wiederaufweckung in Arabien ihm anvertrauet worden seyn sollte, eingenommen, und blieb

es bis an sein Ende, daß man nicht zweifeln kann, er habe sich davon fest überzeugt. Ein Mann, der Hauptgebrechen in seinem Vaterlande entdeckt hat, und es lebhaft fühlt, daß er vor andern denselben abzuheben im Stande wäre, kann sich gar leicht, zumal wenn jene Gebrechen die Religion betreffen, den Gedanken sehr tief einprägen, er sey auch allein von Gott dazu bestimmt, dieses zu bewürken. Setzt man noch hinzu, daß sich Muhammed zum Antritte dieser hohen Bestimmung durch einen jährlichen Aufenthalt in einer Berghöhle unter Gebet und Betrachtungen vorbereitet hat; zwanzig Jahre hindurch seinen Grundsätzen treu geblieben ist; zur Unterstützung derselben manche untadelhafte Belehrung, besonders eine größtentheils edle Sittenlehre gewählt, und mit unverdächtigem Eifer empfohlen hat: so wird es mehr als wahrscheinlich, daß er die wesentlichen Lehren seiner Religion wirklich geglaubt hat. Anfänglich war auch wohl sein Entwurf nur eingeschränkt: er wollte seine verbesserte Religion so gut und so weit ausbreiten, als er konnte. Allein der heftige Widerstand mag ihn desto mehr gereizt; der eingebildete Ruhm, um Gottes Willen verfolgt zu werden, angefeuert, und der erste glücklichere Erfolg zur Erweiterung seiner Absichten und Hülfsmittel aufgemuntert haben. Der ehrliche Schwärmer sieng nach und nach an, auch betrügerische Kunstgriffe und offenbare Gewalt zu gebrauchen. Wem dieses mit einander unvereinbar vorkommt, der muß sich weder an die hießig redlichen Verehrer des Christenthums in den ersten Jahrhunderten erinnern, unter welchen nicht wenige einen sogenannten frommen Betrug vor erlaubt gehalten, und selbst erdacht haben; oder muß überhaupt nicht bemerkt haben, daß der Enthusiast in Religionsangelegenheiten sich gar leicht überredet, jedes Mittel, das gute Wirkungen

J. a.
C. G.
605
bis
814.

für

382 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

605
 bis
 814.

 für dieselben thut, sey erlaubt und rühmlich; selbst Betrug und Zwang seyen nur eine heilsam täuschende und zur Glückseligkeit nöthigende Leitung der Verirrten. Viele Jahrhunderte hindurch hatte man am Muhammed nichts als den Betrüger gesehen. Auch Pridcaur behauptete in seinem Leben desselben, (l. c. p. 155. sq.) daß er sich bloß deswegen zum göttlichen Lehrer einer neuen Religion aufgeworfen habe, die er selbst vor falsch hielt, damit er unter dem Schutze derselben sich allen seinen Lüsten, seiner unbegrenzten Herrschsucht, der Vielweiberey, und dergleichen mehr, desto sicherer überlassen könnte. Ein den Wissenschaften zu früh entrittener Gelehrter, Christian Kortholt, hat ihn in einer eigenen Abhandlung widerlegt. (de Enthusiasmo Mohammedis. Goetting. 1745. 4.) Er zeigt, daß Muhammed, wenn er gleich einige seiner Offenbarungen und Lehrsätze einer solchen Absicht gemäß eingerichtet oder genützt habe, doch darum nicht beschuldigt werden könne, seine ganze Religion habe diesen Endzweck gehabt; daß dieses eben so wenig aus einigen Ausschweifungen seiner Sitten folge; daß die Vielweiberey lange vor ihm unter Juden und Heiden in Arabien üblich gewesen sey; und dergleichen mehr. Dennoch neigt sich eben dieser Gelehrte so sehr auf die entgegen gesetzte Seite, daß ihm Muhammed bloß ein Schwärmer, und durchaus kein Betrüger ist; sondern sich vollkommen selbst überredet hat, daß er wirklich göttliche Offenbarungen empfangen habe. Aber keinen von beiden Charakteren glaubte der Graf von Boulainvilliers am Muhammed anzutreffen. (La vie de Mahomet, à Londres, 1730. 8.) Nach seiner Meinung hatte ihn Gott dazu bestimmt, die lasterhaften Christen seiner Zeit zu beschämen und zu strafen; die Eroberungen der Römer zu zernichten; das Persische Reich zu zerstören; und die Kenntniß von
 der

der Einheit Gottes vom Indus bis nach Spanien zu verbreiten; mithin in allen diesen Gegenden jede andere Verehrung als die seinige aufzuheben. (p. 164.) Er brachte auch, sagt der Verfasser an einem andern Orte, (p. 133. sq.) nicht etwa plumpe Köpfe so weit, daß sie eine geheimnißvolle, unerklärbare und gleichwohl die Einbildungskraft rührende Lehre annahmen; sondern nöthigte die erhabensten Helden seines Jahrhunderts an Tapferkeit, Großmuth, Mäßigung und Weisheit, lediglich durch die Macht seiner Beredsamkeit, und auf eine beleidigend gebieterische Art, seinem Glauben beizutreten. Man merkt es schon aus dieser Stelle, daß Boulainvilliers die Geschichte Muhammeds willkürlich verändert, und ihn, mit allzu fühlbaren Anspielungen, dem Stifter des Christenthums weit vorgezogen hat. Aber diese letztere Absicht scheint auch eine Hauptveranlassung seines ganzen Buchs gewesen zu seyn, das übrigens mehr einen angenehmen Roman, als eine wahre Lebensgeschichte ausmacht; wie Gagnier (Préface à la Vie de Mahomet, p. 9. sq. T. I.) kurz dargethan hat. Unterdessen ist es auch ohne diese Veranlassung nöthig, hier den wahren Werth von Muhammeds Religion, besonders in Vergleichung mit der Jüdischen und christlichen, mit möglichster Unpartheylichkeit, darzustellen. Denn auch die Frage von seinem Charakter wird dadurch erst ihr völliges Licht gewinnen.

Unleugbar hat Muhammed dem menschlichen Geschlechte, durch die in einem großen Theil der Welt wiederhergestellte Verehrung des einzigen höchsten Gottes, einen sehr wichtigen Dienst geleistet. Wie er in seinem Vaterlande den Götzendienst gänzlich zerstörte: so haben seine Anhänger in vielen andern Ländern von Asia und Africa denselben entweder völlig aus-

F. II.
C. 9.
605
bis
814.

J. n.
E. G.
605
bis
814 begegnete den Juden nur alsdann feindselig, da sie jede Verbindung mit ihm zerrissen; allein ihnen sowohl als den Christen ließ er doch einen so bequemen Zugang zu seiner Religionsgesellschaft offen, daß sie, seiner Meinung nach, ihren ächten Glauben dabei gar nicht verleugnen durften. Wenn gleich diese beiden Religionspartheyen ihn und seine heidnischen Araber an Aufklärung und Wissenschaft weit hinter sich zurück zu lassen schienen; so waren sie doch zugleich so ausgeartet, lasterhaft, und in die ärgerlichsten Glaubensstreitigkeiten verwickelt, daß er sie nicht allein verachtete, sondern sich auch das Ansehen geben konnte, ihre Religion zu läutern, und durch die seinige tugendhaftere Menschen zu erzeugen, als sie hatten. Die damalige Schwäche des Griechischen Reichthums, und die Zerrüttung des Persischen Reichs, begünstigten ihn zwar von selbst; aber er mußte sich auch derselben zur Errichtung eines Staats zu bedienen, der sich recht eigentlich auf seine Religion gründen sollte.

Man hat oft gefragt, und darüber gestritten, ob Muhammed bloß aus Schwärmerey gehandelt habe? oder ob er nicht vielmehr ein Betrüger gewesen sey? So mißlich es ist, die geheimen Triebfedern unternehmender Köpfe aus entfernten Jahrhunderten, und die man äußerst widersprechend abgebildet hat, zuverlässig angeben zu wollen; so sind doch auch hier ihre ausgemachten Maaßregeln, Hülfquellen und Thaten eben so viele Zeugnisse, die sie von sich selbst abgelegt haben. Muhammed zeigte sich von seinen ersten Versuchen an, vor einen göttlichen Gesandten gehalten zu werden, so enthusiastisch für diesen Beruf, und für die große Lehre von der Einheit Gottes, deren Wiederaufweckung in Arabien ihm anvertrauet worden seyn sollte, eingenommen, und blieb

ertheilt werde. Füglicher könnte man ihr den Namen einer Nationalreligion der Araber beylegen. Sie wurde recht unmittelbar für sie errichtet; ihre mannichfaltigen Gattungen der Abgötterey, worunter die Gestirnanbetung die älteste war, wurden durch dieselbe vernichtet; sie benützte die unter ihnen fortgepflanzten Sagen vom Aufenthalte und Gottesdienste der Patriarchen, von der Caaba, und dergleichen mehr; nahm häufige Rücksichten auf ihre Gewohnheiten, und erklärte sie vor die vornehmste Nation der Welt, der daher auch der Vorzug einer solchen Offenbarung wiederfahren wäre; über die aber auch Muhammed, vermöge dieser Religion, zu herrschen mußte. Michaelis geht hierinne noch etwas weiter. (Oriental. und Exeget. Biblioth. Achter Theil, S. 82. fg.) Er glaubt, Muhammed habe seine Religion bereits unter einer philosophischen Sekte in Arabien vorgefunden: religiösen Naturalisten, die seit langer Zeit Chanisim (profani, irreligiös) von den Götzendienern, auch wohl von Juden und Christen, genannt worden seyn mochten; welcher Name aber nach und nach sein Schimpfliches so sehr verloren hätte, daß ihn diejenigen, welche Einen Gott und eine Auferstehung der Todten glaubten, nun selbst gebrauchten.

Weit mehr fällt es jedoch in die Augen, daß Muhammed aus der Religion der Juden und Christen ungemein viel geschöpft hat: beynahe alles Empfehlungswürdige der feintigen, eine Menge biblischer Erzählungen, einzelner Stellen, Lebensarten und Bilder. Beim Anblicke derselben, auch so vieler Nachahmungen der Bibel, die er in seinem Leben und im Koran angebracht hat, (worunter die Erscheinungen des Engels Gabriel, seine Unterredung mit Gott, eine Art von zwölf Aposteln, welche er sich wählte, die

386 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. G. Speisung einer großen Anzahl Menschen mit sehr wenigen Lebensmitteln, und dergleichen mehr, gehören,) kann man sich kaum der Vermuthung erwehren, daß er jene Sammlung von Religionschriften gelesen habe. Sie fällt aber weg, wenn man, außer seiner Versicherung, des Lesens wie des Schreibens unfundig zu seyn, ihn sich, als auf ein Merkmal seiner göttlichen Sendung, darauf berufen sieht, daß ihm Gott Geschichten, die mit den biblischen so genau übereinstimmen, geoffenbart hat. Man hat zwar seine Bekanntschaft mit der Bibel auch darum unwahrscheinlich gefunden, weil sie ihn gehindert haben würde, so viele Verwirrung und Veränderung in ihre Geschichten zu bringen; allein er konnte diese vermeinten Berichtigungen aus seinen vom Himmel empfangenen Nachrichten herleiten. Es ist also glaublich, daß er durch häufigen Umgang mit Juden und Christen in den Stand gesetzt worden ist, so viel aus ihren heiligen Schriften zu ziehen, wovon er manches behielt, und noch mehr hinzudichtete. Außer andern Spuren davon, gab es sogar einen unter den Anverwandten seiner ersten Frau, Warakab, der ein Christ war; wie Pocock (Specim. Hist. Arab. p. 157.) bemerkt hat.

So großen Vortheil aber auch seine Religion aus dem Gebrauche der Bibel erhielt; ja so bedeutend im Grunde das Zeugniß für die Göttlichkeit ihrer Offenbarung war, welches er, ein Mann, ablegte, der unter allen Gesandten Gottes hervorragen wollte; so öffnen sich doch eben hier seine schwächsten Seiten. Er versicherte, zur Berichtigung der ältern Religionen von Gott bevollmächtigt zu seyn; und gab gleichwohl nicht den geringsten Beweis von dieser Vollmacht. Denn seine Betheuerungen von Engellerscheinungen und Offenbarungen, von der Vortreff-

trefflichkeit des Korans, und was damit vermandt war, konnten höchstens nur bey einigen Arabern, die ihm aus persönlichen Ursachen zugethan waren, oder überhaupt bey einer unwissenden, und aller Prüfung unfähigen Nation, als Beweise gelten. Er ergänzt und schmückt die biblische Geschichte aus; aber auf eine Art, die bald ins Romanhafte, bald ins Ungerethete und Lächerliche fällt, und durchaus zeigt, daß er nirgends weniger bewandert gewesen sey, als in der Geschichte. Als Potiphars Gemahlinn erfuhr, daß sie von den verheyratheten Frauen wegen ihrer Liebe zum Joseph getadelt wurde: ließ sie dieselben, wie Muhammed weiß, (Sur. XII. S. 225.) zu einer Mahlzeit einladen, und jeder ein Messer vorlegen; darauf aber Joseph sich vor ihnen zeigen. Alle schnitten sich, von heftiger Liebe gegen ihn entbrannt, in die Hände, und sagten: O Gott! das ist kein Mensch; sondern ein verehrungswürdiger Engel! und sie war dadurch gerechtfertigt. An einem andern Orte (Sur. XXXIV. S. 433. fg.) offenbarte ihm Gott, daß auf seinen Befehl einige Geister für den Salomo hätten arbeiten müssen, welche ihm Paläste, Bildsäulen, breite Schüsseln, so groß als Fischteiche, und dergleichen mehr, verfertigten. Da er aber gestorben war, merkten es die Geister erst lange darnach, als ihm ein Wurm den Stab durchfraß, auf welchen er sich lehnte, und er also zur Erde fiel. Er nennt die Jungfrau Maria Arons Schwester; (Sur. XIX. S. 298.) und macht den Haman zum Staatsbedienten des Pharao, der durch ihn einen so hohen Thurm bauen ließ, daß er zu dem Gotte Moses hinaufsteigen könnte, welchen er vor einen Lügner hielt. (Sur. XXVIII. S. 386. 391. Sur. XL. S. 481.) Es ist wahr, daß Keland (de relig. Mohammed. L. II. p. 211. sq. 217. sq.) den Muhammed von diesen

3. n.
E. G.
605
bis
814

388 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

beiden Fehlern mit einigem Schein loßzusprechen ver-
 sucht hat. Er hat sich überhaupt im zweiten Theil
 seines Buchs die rühmliche und nützliche Mühe ge-
 nommen; eine ziemliche Anzahl Fabeln oder Mißdeu-
 tungen zu widerlegen, welche durch die Christen in
 Muhammeds Geschichte und Religion gekommen
 sind; zum Beispiel, daß er einer Taube angewöhnt
 habe, ihm so nahe ans Ohr zu fliegen, damit man
 glauben sollte, es sey der heilige Geist; daß er Gott
 vor körperlich ausgegeben, und die Frauenspersonen
 vom Eingange in das Paradies ausgeschlossen habe;
 ingleichen, daß die Muhammedaner zu seinem Gra-
 be nach Mecca wallfahrteten. Allein es bleiben doch
 der historischen Fehlritte, oder leichten Sagen, noch
 zu viele im Koran übrig. Diese Hauptflüge von
 Muhammeds Ansehen gewinnt dadurch, noch eine
 nachtheiligere Gestalt für ihn, daß darinne gar zu häu-
 fig Offenbarungen vorkommen, welche gegründete
 Bedenklichkeiten wider ihn bloß durch ein Machtwort
 niederschlagen; ihn retten, wenn er gar nichts für sich
 zu sagen weiß; seine Leidenschaften und Lüste be-
 günstigen; oder wirkliche Nichtswürdigkeiten
 betreffen. Er hatte nach und nach funfzehn, viel-
 leicht noch mehr Weiber zur Ehe genommen: und zu
 gleicher Zeit hatte er deren neun. Einigen mochte die-
 ses anstößig seyn; daher erklärte ihm Gott, es sey sein
 Vorrecht vor andern Gläubigen, so viele Eheweiber
 zu haben, unter welchen er sich wieder aussuchen könnte,
 welche er wollte; nur möchte er deren auf einmal nicht
 mehr als neun nehmen. (Sur. XXXIII. S. 428. fg.)
 Zu einer andern Zeit hatte er sich in Seids, seines
 angenommenen Sohns, Frau, verliebt. Sobald die-
 ser es erfuhr, schied er sich von seiner Frau, und Mu-
 hammed heirathete sie. Dieser Schritt verursachte
 in mehr als einer Betrachtung Aergerniß; aber Gott
 ließ

ließ ihm auch sogleich melden, er möchte diese Frau immer behalten; er habe die Liebe zu ihr, die Gott offenbaren wollte, verborgen, und sich vor Menschen gefürchtet, da er sich doch vor Gott hätte fürchten sollen; nunmehr da die Scheidung beschlossen worden, vertraue sie ihm Gott an; auch die übrigen Gläubigen dürften es künftig vor keine Sünde halten, die geschiedenen Ehefrauen ihrer angenommenen Söhne zu heirathen. (l. c. S. 427.) Sogar darüber empfing er eine besondere göttliche Offenbarung, (l. c. S. 429.) daß die Gläubigen nicht in sein Haus gehen sollten, wenn ihnen nicht erlaubt worden wäre, mit ihm zu speisen; sie sollten immer warten, bis er gelegene Zeit hätte, sich mit ihnen zu unterhalten; ihm auch, wenn sie mit ihm gespeist hätten, nicht durch lange Gespräche beschwerlich fallen, weil seine Bescheidenheit ihn zurückhalten würde, ihnen die Thüre zu weisen, da hingegen Gott nichts zurückhalte, ihnen die Wahrheit unter die Augen zu sagen; wenn sie von den Weibern Muhammeds etwas verlangten: so sollten sie es hinter einem Vorhange thun; nach seinem Tode aber nicht das grobe Verbrechen begehen, dieselben zu heirathen. Dieser vorgebliche Gesandte Gottes endlich, dem auf jeden Augenblick und Fall eine Offenbarung desselben zu Diensten stand, die mehr als einen bloßen Argwohn erregte, sie sey von seiner Erfindung, begnügte sich nicht einmal an dieser Unterstützung, der höchsten und kräftigsten, aber auch der würdigsten, die sich ein Religionslehrer wünschen kann. Er rottete die Götzendiener in Arabien, welche zugleich seine Gegner waren, zum Theil mit dem Schwerte aus: ein sicherer Beweis, daß es ihm eben so sehr um die Feststellung seiner Macht und Oberherrschaft, als um die Einführung seines Glaubens, zu thun war. Auf das glimpflichste also, aber auch aus seinen ei-

F. n. 2. G. genen Reden und Handlungen beurtheilt, war Mus-
605 **bis** **814** hammed ein großer Geist; zugleich aber einer der
 feurigsten Enthusiasten und der feinsten Schlauföpfe,
 der die edelsten Entwürfe der Religionsverbesserung
 mit den herrschsüchtigsten Absichten sehr geschickt zu ver-
 einigen wußte; seine Araber eben so oft täuschte, als
 aufklärte und besserte; allerdings verdient um die Welt,
 und eben so eifrig für seine Größe arbeitend; recht für
 seine Nation und sein Zeitalter geboren; der hinge-
 gen unter mehr ausgebildeten Völkern sein Glück
 schwerlich gemacht haben würde.

Ob er nicht durch seine Religion selbst einige
 Vortheile und eine gewisse Ueberlegenheit über die
 Christliche behauptet habe? verdient wohl auch eine
 Erörterung. Denn daß die damalige Verfassung der
 Juden und ihrer Religion viel zu schwach gewesen
 sey, um den Fortgang des Islam zu hindern, darf
 nicht erst bemerkt werden. Indem Muhammed die
 Wahrheit der christlichen Offenbarung voraussetzte; be-
 hielt er sich doch das Recht vor, dieselbe von den fal-
 schen Erklärungen zu reinigen, deren sich ihre Anhän-
 ger schuldig gemacht haben sollten, und darunter er die
 Lehre von einem Sohne Gottes hauptsächlich nannte.
 Ehemals hatte man sogar geglaubt, und selbst Mi-
 chaelis, in seiner so lesenswerthen Kritik des Kor-
 ans, (Orient. und Occident. Bibliothek, Achter Theil,
 S. 86. fg.) ist noch dieser Meinung zugethan, daß
 Muhammed Christen, Juden und Sabiern, oder
 heidnischen Arabern, wenn sie nur die Einheit Gottes
 bekenneten, und tugendhaft lebten, gleiches Recht mit
 seinen Gläubigen an die Seeligkeit eingeräumt habe.
 Allein außerdem, daß er durchaus keinen als gläubig
 und Gott gefällig erkennt, der nicht seine göttliche Ge-
 sandtenwürde und den Koran annimmt, mithin seine
 väter-

väterliche Religion verläßt, sagen auch die Stellen des eben gedachten Buchs, aus welchen man eine solche Rücksicht folgert, (Sur. II. S. 10. Sur. V. S. 111.) dieses gar nicht; wie Keland (l. c. L. II. p. 131. sq.) bis und zuletzt Boysen (l. c. S. 10. Anm. c.) gezeigt haben. „Die Gläubigen, schreibt er daselbst, sie mögen Juden, oder Nazarenen, (Christen) oder Sabier seyn, wenn sie nur an Gott und den jüngsten Tag glauben, und gute Werke thun, finden ihren Lohn bey ihrem Herrn; sie dürfen sich weder fürchten, noch traurig seyn.“ Er öffnete dadurch nur allen diesen Religionspartheyen den Zutritt zu der seinigen. Daß er die Christen unter allen am meisten begünstigt hat, ist ausgemacht. Gewissermaßen hat er ihre Religion vereinfacht: und das konnte manchem nachdenkenden Verehrer derselben gefallen. Er wußte nichts von Glaubensgeheimnissen, in welchen die christlichen Lehrer schon seit geraumer Zeit so fruchtbar waren. Sein Glaube ließ sich in wenigen unentbehrlichen Lehrsätzen kurz überschauen, während daß die Christen den ihrigen mit jedem Jahrhunderte weitläufiger und durch neue Kunstwörter verwickelter machten. Sie stritten unendlich viel und auf das Anstößigste über ihre Religion; er wollte sich in gar keine Glaubensstreitigkeiten einlassen. An Statt daß sie sich zu Gott durch unzählliche Fürbitter und Mittelspersonen wandten, richtete er sein Gebet an Gott allein. Ihre Frömmigkeit endlich bestand in der Beobachtung unzähliger Cerimonieen und Andachtsübungen; er schrieb ihrer nur wenige vor, und rechnete desto mehr auf ein tugendhaftes Leben. Man muß also gestehen, daß die Christen seiner Zeit, ihre Lehrer, ihre damalige Religion selbst, durch ihn beschämt wurden. Es scheint freylich diese für sie nachtheilige Vergleichung wenig Eindruck auf sie gemacht zu haben; oder sie wa-

ren vielmehr nicht fähig, dieselbe anzustellen, weil sie, ihrer Religion hißig bis zur Verfolgung aller, die sich davon entfernten, ergeben, solche vergleichende Prüfungen vor ganz überflüssig hielten. Aber es ist desto wahrscheinlicher, daß die Araber, wenn sie den Islam gegen das Evangelium ihrer Zeit hielten, in der eifrigsten Anhänglichkeit an denselben bestärkt wurden.

Anders hingegen hätte das Urtheil ausfallen müssen, wenn man das ächte Christenthum der Bibel der Religion Muhammeds gegen über stellte. Jenes wurde von einem Stifter eingeführt, für dessen göttliche Sendung sich die Beweise so sehr häuften, daß man darüber uneins geworden ist, welche die entscheidendsten darunter waren; und dessen großem Charakter kein menschlicher gleich gekommen ist; diese sollte man einem Manne glauben, der gar keine gültige Versicherung, daß er ein Gesandter Gottes sey, beibrachte, und dessen trefflichen Eigenschaften manche gröbere Flecken bengenemischt waren. Die ältere dieser Religionen bot sich selbst der freyesten und schärfsten Prüfung dar; die jüngere scheuete alle Untersuchung. Wenn das Christenthum schlechterdings nur auf einem sanften Wege Eingang in die menschlichen Gemüther suchte: so nöthigte sich der Muhammedanismus allen Götzendienern durch die Waffen auf. Der Urheber des letztern bauete auf denselben ein weltliches Reich; Jesus richtete nur ein Reich der Wahrheit und der Tugend in der Welt auf. Das Christenthum spricht immer gerade zum Verstande und Herz; der Koran beschäftigt oft, wo es auf helle Begriffe ankommt, bloß eine durch ihn erhaltene Einbildungskraft. Er verdankt jenem und der Israelitischen Offenbarung das meiste Wahre, Gute und glück.

glücklich Anwendbare in seinen Religionslehren; das Falsche, Verworrene, Fabelhafte, das darunter gemengt ist, gehört ihm allein zu. Forscht man daher auch weiter nach, welche von beiden Religionen in ihrer ursprünglichen Anlage mehr zur Belehrung, Besserung, Beruhigung, und mithin zur Glückseligkeit des Menschen beitrage: so kann es gar nicht streitig seyn, daß dieser Vorzug derjenigen gebühre, welche durch Mittel und mit einem Nachdrucke, die in ihrer Art einzig sind, auf jene Endzwecke hinarbeitet. Möglich war es also, und unter andern Umständen sogar leicht, daß die christlichen Zeitgenossen Muhammeds durch den Anblick seiner Religion und ihrer Wirksamkeit, auf gewisse Betrachtungen geleitet wurden, die eine Zurückführung der ihrigen zu ihrer ersten einfachen und würdigen Gestalt anriethen. Ihnen zu folgen, wäre der wichtigste Vortheil gewesen, den sie von diesem Gegner ihres Glaubens ziehen konnten.

Nach Muhammeds Tode, und noch in seinen letzten Jahren, traten beträchtliche Hauffen Araber aus verschiedenen Stämmen von seiner Religion wieder ab, um ihre ehemalige heydnische, Jüdische oder christliche, anzunehmen. Drey Betrüger, welche bereits bey seinem Leben, aber lange nicht mit so vielem Glücke als er, sich vor Gesandte Gottes ausgaben, brachten nicht wenige auf ihre Seite. Nach seinem Tode hatte sich auch die Furcht vor seinen und seiner Regierungsnachfolger Waffen auf einige Zeit gelegt. Sale hat diese Abtrünnigen umständlich angegeben. (Anm. a. zur fünften Sure des Korans, S. 127. d. deutsch. Uebers.) Allein Muhammed kündigte schon (Sur. V. S. 109. d. Boyss. Uebers.) reichlichen Ersatz für solche Abgefallene durch Gottes Veranstaltung an: und es

konnte dieses gar wohl thun. Denn er hatte seinen
 gläubigen Arabern einen so feurigen Religionsenthu-
 siasmus eingeflößt, und es war so viele wahrscheinliche
 Hoffnung vorhanden, sie würden ihre schwachen Nach-
 barn, Griechen und Perser, in jedem Angriffe besie-
 gen, daß mit seinem Reiche auch seine Religionspar-
 they außerhalb Arabien zunehmen mußte. Wie
 schnell jenes unter den drey ersten Chalifen, Abuber-
 ker, Omar und Othman, vom Jahr 632. bis
 655. in Asia und Africa; unter den folgenden aber im
 achten Jahrhunderte, auch in Europa, bis zu einem
 ungeheuern Umfange gewachsen sey, ist schon in der
 politischen Geschichte dieser Zeiten (oben S. 11. fg. 17.
 fg.) bemerkt worden. Dieses war aber eben so viel,
 als die Oberherrschaft der Muhammedanischen Re-
 ligion auszubreiten. Denn für diese, als für die
 Sache Gottes, fochten die Araber hauptsächlich, und
 glaubten, im Kriege mit den Ungläubigen den Märty-
 rertod zu sterben. Auch waren ihre Chalifen eine Art
 von Päpsten der spätern Jahrhunderte: zugleich die
 Regenten des Reichs, und die Vorsteher ihrer Reli-
 gion, die obersten Lehrer und Ausleger des Korans;
 Fürsten und Oberpriester, welche von ihrer Würde da-
 durch gleichsam feyerlichen Besiß nahmen, daß sie in
 der Moschee das Gebet vorsprachen, und eine An-
 rede hielten. Es konnte also nicht fehlen, daß sie
 überall für das Ansehen, und selbst für die Ausbrei-
 tung ihrer Religion sorgten. Zwar bezeigten sie sich
 gegen die Christen, die ihre neuen Unterthanen wur-
 den, nicht selten billig und gütig. Man hat gesehen,
 (oben S. 324.) wie wenigstens nach den Berichten
 der Araber, der Chalife Omar den Christen des von
 ihm eroberten Jerusalem begegnet habe. Indessen,
 wenn sie gleich überhaupt, unter einigen demüthigen-
 den Bedingungen, und unter Bezahlung einer jährli-
 chen

den Steuer, auch von Arabern beherrscht, ruhig und bey einer öffentlichen Ausübung ihrer Religion leben konnten; so war es doch unvermeidlich, daß der äußerlich blühende Zustand ihrer Gemeinen sich immer mehr vermindern mußte. Die Griechischen Christen wurden insonderheit von den Arabern verachtet und gehaßt; ihre schlechte Verfassung, ihre ungeschickten, bisweilen sogar verrätherischen Befehlshaber, trugen nicht wenig dazu bey; es scheint wirklich, daß sie von vielen Arabern auch als Gözendiener betrachtet worden sind. Ihr Unglück und Verlust, nebst den günstigen Aussichten unter der neuen Regierung, verleiteten manche von ihnen, Muhammedaner zu werden; bisweilen nahm auch ein großer Theil von Einwohnern einer eroberten Stadt diesen Antrag an; wie es zu Tyrus im J. 638. geschah. (Ockley's Gesch. der Saracenen, Th. I. S. 357.)

Unter dem Nahmen von Muhammeds Testament, brachte im vorigen Jahrhunderte ein Italiänischer Capuzinermönch, Pacificus Scaliger, einen Arabischen Auffaz aus einem Kloster des Berges Carmel nach Europa, worinne Muhammed den Christen in seinem Gebiete alle Sicherheit und Freyheit verspricht. Diese Schrift gab zuerst Gabr. Sionista zu Paris im Jahr 1630. Arabisch und lateinisch; nachher aber Joh. Fabricius zu Klostock im Jahr 1638. und Abrah. Hincfelmann zu Hamburg im J. 1690. nur in der Uebersetzung heraus. Sie enthält mehr ein Bündniß, das er mit den Christen in Arabien geschlossen haben soll. Allein Grotius urtheilte schon sehr richtig, (Epist. ad Gallos, p. 239.) daß sie von den Christen in der Absicht untergeschoben worden sey, um unter dem Schutze eines so viel bedeutenden Namens, desto gewissern Anspruch an die glimpf-

glimpfliche Behandlung der Muhammedaner machen zu können. Prideaux, der nebst andern ihm beirathet, (*La Vie de Mahomet*, pag. 158.) bestätigte dieses Urtheil noch durch die Bemerkung, daß jene Schrift aus dem vierten Jahr der Hedschra, folglich aus einer Zeit sey, da Muhammeds Angelegenheiten, nach einem verlorenen Treffen, nichts weniger als in dem Zustande waren, daß man sich seinen Schutz ausbitten konnte; und daß sie noch durch andere Umstände verdächtig werde. Andere Gelehrte, welche diese Schrift vor ächt halten, wie Renaudor, (*Hist. Patriarch. Alexandr.* pag. 168.) und merklich genug auch Assemani, (*Biblioth. Orient.* T. III. P. II. p. 95. sq.) berufen sich nicht allein darauf, daß die Muhammedaner an der Aechtheit des sogenannten Testaments nicht gezweifelt haben; (als wenn unter diesen jemals die dazu nöthige Kritik geübt hätte;) sondern auch auf so viele Zeichen der Gewogenheit, welche Muhammed und die Chalifen den Christen ertheilt hätten. Aber diese können vollkommen richtig seyn, wie auch Elmakri (*Hist. Saracen.* L. I. p. 13.) solche Reden vom Muhammed anführt; ohne daß es jene Schrift darum ebenfalls seyn mußte. In der That erzählt Abulfaradsch bey Assemani, (*l. c.* pag. 94. sq.) der Nestorianische Patriarch Jesusjabus habe sich nebst dem vornehmsten Christen seiner Parthen, Said, mit Muhammed unterredet, und durch dargebrachte Geschenke eine herrliche Urkunde von ihm erlangt, in welcher er diese Christen den Arabern empfohlen hätte; sie sollten dieselben weder zu Kriegsdiensten, noch zur Veränderung ihrer Einrichtung nöthigen; ihnen vielmehr beistehen, wenn sie verfallene Kirchen wieder herstellten; von ihren Priestern und Mönchen gar keine Steuer, und von den übrigen nur eine mäßige fordern; auch christliche Frauens-

Frauenspersonen, welche bey Arabern dienten, nicht zwingen, ihren Glauben anzunehmen; noch von ihren Religionsübungen abhalten. Gesezt auch, die Nestorianer, von denen Abulfaradsch diese Nachrichten nach so vielen Jahrhunderten empfing, hätten ein mündliches Versprechen in eine Urkunde verwandelt, und selbst den Inhalt des erstern etwas erweitert; so ist es doch überhaupt nicht unwahrscheinlich. Wenigstens lobten die Nestorianischen Patriarchen, welche unter den ersten Chalifen lebten, die Beschüzung und sogar die Achtung und Wohlthätigkeit derselben gegen ihre Lehrer und Kirchen ungemein. Eine alte Sage versicherte außerdem, daß Muhammed einem Nestorianer seine Kenntniß vom Christenthum zu danken gehabt habe. Die Chalifen übergaben nach und nach Nestorianern, (die ihnen wohl gar, vermuthlich aus Haß gegen die sie verfolgende Regierung, bey Eroberung von Städten behülflich waren,) Befehlshaberstellen über Städte und Landschaften; bedienten sich ihrer häufig als Geheimschreiber und Aerzte; ließen auch nur ihre Patriarchen im Babylonischen Gebiete gelten. (Assem. l. c. p. 96. sq.) Es wäre allerdings zu wünschen, daß man etwas Bestimmtes von den Urtheilen der Muhammedanischen Araber über die verschiedenen christlichen Religionsparthyen wüßte. Wenn sie die Nestorianer vor den Katholischen begünstigt haben: so ist dieses wohl nur davon herzuleiten, daß diese die herrschende Parthy im Griechischen Kaiserthum, jene gedrückt und mißvergnügt mit demselben waren. Zwar meldet ein alter Sammler, (Theodor. Lector. Excerpt. Hist. Eccl. L. II, p. 523. ed. Taurin.) daß, da sich die Eusrychianer vergebens bemühten, einen zum Christenthum übertretenden Arabischen Stammfürsten Alas mundar zu ihrer Parthy zu ziehen, dieser, um ih-

rer

J. n. 605
 E. G. 814.

r'er zu spotten, erzählt habe, es sey ihm in einem Briefe die Nachricht von dem Tode des Erzengels Michael gemeldet worden. Als sie ihm vorstellten, dieses sey nicht möglich, antwortete er ihnen: Noch weniger also hat der Sohn Gottes sterben können, wenn er, nach eurer Meinung, nur Eine Natur hat. Aber nicht zu gedenken, daß dieses ein heidnischer Fürst um den Anfang des siebenten Jahrhunderts war: so scheinen ihm auch die Katholischen Lehrer jenen Einfall in den Mund gelegt zu haben; ohne zu überlegen, daß er auch gegen ihre Mutter Gottes gedreht werden konnte. Assemani zeigt übrigens, (l. c. p. 100. sq.) daß die Nestorianer, ohngeachtet dieses Vorzugs, den sie bey den Chalifen genossen, dennoch eben sowohl als die Katholischen und Eutychianer manchmal von denselben in diesem und dem nächsten Zeitalter verfolgt worden sind. Der Haß der meisten Muhammedaner gegen die Christen; veränderte Gesinnungen der Chalifen, und Geldbegierde ihrer Befehlshaber auf der einen Seite; auf der andern aber Händel der Christen unter einander, Uebermuth ihrer vornehmern Bischöfe, auch Zänkereyen der christlichen Leibärzte und Geheimschreiber um die Herrschaft über ihre Nation, waren die Hauptursachen dieser Bedrückungen.

Nichts hätte man weniger erwarten sollen, als daß unter den Anhängern Muhammeds, der von allen Religionsstreitigkeiten so entfernt war, nur Glauben und Gehorsam forderte, so viele Religionspartheyen entstehen würden; zumal da auch die Araber, noch geraume Zeit nach ihm, zu genauern Untersuchungen gar nicht aufgelegt waren. Allein sie konnten in der That diese Partheyen größtentheils nicht eher, als bis sich ihre erste Glaubensschwärmerey und

frie-

kriegerische Hitze etwas abgekühlt, bis selbst die Wissenschaften den Weg zu ihnen gefunden hatten. Einige derselben kamen jedoch früh genug zum Vorschein: schon gegen das Lebensende von Muhammeds Gehülfen; (Pocock, Specim. Hist. Arabum, pag. 194.) und man begreift es wohl, wie eine Religion, die gleichsam durch Betäubung und Sturm die Gemüther von so vielen Tausenden überwältigt hatte, so bald ihr furchtbarer Urheber abgetreten war, von guten, oder unternehmenden, besonders so vielen Neuerungen abgeneigten Köpfen, Widersprüche und Angriffe habe besorgen müssen. Auch erzeugte Muhammeds Schwärmeren eine Menge von Nachahmungen: gefährlicher als die tiefsinnigsten Grubeleyen über die Religion der öffentlichen Ruhe werden konnten. Oft wurde, nach seinem Beispiel, das Schwerdt gebraucht, solche Parthenen auszubreiten oder zu zerstören; aber ein großer Theil derselben erhielt sich, und trug zur Zerstörung des Chalifats selbst, sechshundert Jahre nach seinem Ursprunge, nicht wenig bey. So viele schädliche und traurige Folgen auch die Religionsstreitigkeiten und Sekten der Christen seit einigen Jahrhunderten gehabt haben; so waren sie doch mit diesen blutigen Zerrüttungen nicht zu vergleichen. Sie hatten gleichwohl kein Recht, den Muhammedanern darüber bittere Vorwürfe zu machen. Denn es blieb immer ein unwiderleglicher Vorwurf gegen sie selbst, daß sie wegen Uneinigkeit über eine Religion, die nach ganz andern Grundsätzen eingeführt worden war, als der Islam, und schlechterdings nur die ruhigste Untersuchung verlangte, sich die größten Ausschweifungen gegen einander erlaubt hatten.

Gleich nach Muhammeds Tode, der selbst nicht einmal die Entstehung neuer Sekten in Arabien

voll-

7. A. lig hatte verhindern können, fielen nicht allein, wie
 6. G. n. oben (S. 393.) erzählt worden ist, viele Araber von
 605 seinem Glauben ab; oder traten andern bey, die sich
 bis zu Gesandten Gottes aufwarfen; sondern es weigerte
 814. sich auch eine zahlreiche Parthey seiner Gläubigen, das
 von ihm vorgeschriebene Almosen abzutragen. Allein
 Abubeker, der erste Chalife, ließ sie alle mit großem
 Blutvergießen zur völligen Unterwürfigkeit gegen
 den Islam und seine Herrschaft zwingen. Ein Streit
 über Muhammeds Vergötterung, der unter seinen
 Schülern selbst entsprang, wurde auch nicht anders ge-
 hoben, als daß man diejenigen mit dem Tode bedrohte,
 welche dieselbe zu behaupten wagen würden. Doch
 ungleich wichtiger als alle andere, waren die Händel
 in Muhammeds Familie, die auch bereits an ei-
 nem andern Orte (oben S. 18.) berührt worden sind.
 Seine drey Schwiegerväter, Abubeker, Omar und
 Othman, wurden, wie viele glaubten, wider alles
 Recht, seinem Schwiegersohne Ali in der Erhebung
 zum Chalifat vorgezogen: und ob er gleich dasselbe
 endlich erlangte; so wurde es doch seinen Nachkom-
 men gar bald und auf immer entrisen. Die Berech-
 rer des Ali hörten darum nicht auf, ihn als den ein-
 zigen rechtmäßigen Nachfolger Muhammeds anzu-
 sehen. Ihre Parthey erhielt und vergrößerte sich; an-
 fänglich war sie bloß eine politische; nachher nahm sie
 auch eigene Religionsmeinungen an; sie brachte die
 äußerste Erbitterung, Verwirrung und Feindseeligkei-
 ten ohne Ende im Chalifat hervor; selbst der Unter-
 gang desselben war endlich ihr Werk. Die Haupt-
 trennung unter den Muhammedanern wurde nem-
 lich durch die Sonna oder Sunna, (gleichsam das
 mündliche Gesetz, welches die Reden und Thaten Mus-
 hammeds enthält, die sich im Koran nicht finden,
 ohngefähr was die Mischna bey den Juden ist,) be-
 wirkt.

würkt. Zuerst ward sie mündlich von den Wittwen und Schwiegervätern Muhammeds, auch von seinen übrigen ersten Gefährten, fortgepflanzt; nachher aber schriftlich aufgezeichnet. Diejenigen, welche sie annahmen, heißen davon Sonnitzen oder Sunnitzen; die Parthen des Ali, die aus leicht begreiflicher Ursache sie verwarf, bekam den Nahmen der Schiysten, welches zugleich der allgemeine Nahme aller Irrgläubigen ist, die unter den Moslemin entsprungen sind. In diese beiden Hauptpartheyen haben sich also seitdem die sämtlichen Muhammedanischen Nationen getheilt. Die Araber, Türken, Tataren, Indianer im Mogolischen Reiche, und Africaner, sind Sonnitzen; die Perser hingegen, erklärte Alles wyden, oder Anhänger des Ali, unterscheiden sich, als Schiysten, desto mehr von ihnen: und ihre Kriege mit den Türken sind eben darum mit aller Wuth des Religionshasses geführt worden. Zu diesen Hauptpartheyen kam nach und nach eine Menge anderer. Vier derselben, die sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben, und unter welche sich die Nationen, die dem Islam zugethan sind, theilen, heißen rechtgläubige. Die ketzerischen aber sind in der Folge bis auf drey und siebzig angewachsen; zum Theil jedoch wieder ausgerottet worden. Ueberhaupt stiftete die Auslegung des Korans viele Mißhelligkeiten unter den Muhammedanern. Außerdem waren es manche sonderbare oder ungewohnte Meinungen, auch Bestreitungen von Muhammeds Lehren und Gebräuchen, welche diese Sekten hervorbrachten. Man hat es Streitigkeiten über die Wurzeln des Glaubens, und über dessen Zweige, genannt. Jene betreffen die Einheit und die Eigenschaften Gottes, seinen Rathschluß und sein Gericht, seine Verheißungen und Drohungen; endlich Propheten und Lehrer; diese

J. n. E. C. 605 bis 814.

aber Fragen des bürgerlichen Rechts: So entstanden
 J. n. in dem achten Jahrhunderte mehrere Sekten, deren
 E. G. Anführer bald es leugneten, daß der Koran uner-
 605 bis schaffen und ewig sey; bald Gott einen Körper beyleg-
 814 ten; bald die Seelenwanderung durch menschliche Lei-
 ber behaupteten; anderer nicht zu gedenken. In den
 folgenden Jahrhunderten aber ist mit der Philosophie und
 den andern Wissenschaften auch der spißfindige Streit-
 geist unter die Araber gekommen. (Abulfedae Annal.
 Moslem. T. I. p. 205. sq. 215. 311. &c. Abulpha-
 rag. Hist. Dynastiar. p. 104. sq. Elmacini Hist. Sara-
 cen. L. I p. 19 Hotting. Hist. Orient. L. II. c. 6. de
 variis Muhammedanor. sentent. schismat. et haere-
 sib. p. 340–373. Reland. de relig. Mohammed. L.
 I. p. 36. sq. 68. sq. L. II. p. 138. sq. Vorläuf. Ein-
 leit. in den Koran, von Sale, Achte Abtheil. S.
 190. sq. Muradgea d'Ohsson Allgem. Schilder-
 ung des Othom. Reichs, von Beck, Erster Theil,
 S. 60. sq.)

Freylich war Muhammeds Religion der Ge-
 lehrsamkeit gar nicht günstig. Nicht allein, weil sie
 keine Untersuchungen über sich verstattete, und also
 auch die Wissenschaften in einer ängstlichen Entfer-
 nung hielt; sondern hauptsächlich wegen der fanati-
 schen Wuth, zu welcher sie ihre Anhänger erbißte, die
 voll von der Einbildung, Gottes Sache zu verfechten,
 und durch ein unveränderliches Schicksal zum Tode
 hingerissen zu werden, sich in denselben stürzten. Die
 Araber waren weit über hundert Jahre nach dem
 Muhammed nichts als Krieger und Eroberer: zwar
 keine Barbaren, welche, mit Wissenschaften und Kün-
 sten gänzlich unbekant, ihre Vernichtung zur Absicht
 gehabt hätten; aber sie schadeten doch der Erhaltung
 derselben im Griechischen Kaiserthum durch ihre mor-
 dende

denke Vermöfungen nicht wenig. Daß sie die Alexandrinische Bibliothek verbrannt haben, erzählen, wie man oben (S. 36. fg.) gesehen hat, christliche und Muhammedanische Araber. Sie behielten zwar ihre alte Liebe zur Dichtkunst und Geschichte bey; man erblickt auch von Zeit zu Zeit einige Proben ihrer Dichter, durch gewisse Begebenheiten veranlaßt. Allein überhaupt konnten sie sich zu wenig besinnen, da der Koran und das Schwerdt im Innern und Außern ihres Reichs so lange Zeit ihren Geist und alle ihre Kräfte ergriffen hatten. Eine grausame Gleichgültigkeit gegen Blutvergießen herrschte daher, vom Chasifen an, durch alle Stände der Nation. Ali, Muhammeds berühmter Schwiegersohn, war der erste unter diesen Regenten, der aus der wilden Schwärmerey seiner Nation in eine ruhigere Denfungsart übergieng: ein weiser und ruhmwürdiger Fürst; der aber doch einem meuchelmörderischen Tode nicht entgehen konnte, und dessen Andenken, als des Stifters einer verhaßten Parthey, geraume Zeit hindurch, von den meisten Muhammedanern öffentlich verwünscht wurde. Man hat eine Sammlung seiner sittlichen und andern Sprüche und Gedanken, welche Einsicht, Wiß und eine Uebung im lebhaften Ausdrucke verrathen; wie zum Beispiel: „Fürchte Gott! so bist du vor einem jeden andern sicher; Reichthümer schaden; denjenigen Theil ausgenommen, den man vor sich hinsendet; Ein weiser Feind ist besser, als ein thörichter Freund; Die Zunge eines weisen Mannes liegt hinter seinem Herzen; aber das Herz eines Narren liegt hinter seiner Zunge; Die Zurückhaltung der Seele von bösen Lüsteu ist der wichtigste heilige Krieg;“ und andere mehr. (Abulf. Annal. Muslem. T. I. pag. 333. sq. Sprüche des Ali, in Ockley's Gesch. der Saracenen, Th. II. S. 513. fg.) Hundert Jahre nach dem Ali,

zeichnete sich der Chalif Al Mansur, der im Jahr 775. starb, schon etwas mehr durch Liebe zu den Wissenschaften aus. Unter seiner Regierung lebte Nisr bis hammed, Ischaks Sohn, der die Geschichte der sogenannten Religionskriege beschrieben hat, welche von Muhammed und den ersten Chalifen geführt worden waren. Die Araber hatten auch ihre berühmten Ausleger des Korans, selbst in Schriften, von denen einem sie melden, daß er dieses Buch im Gefängnisse, (wohin ihn der Chalif hatte werfen lassen, weil er aus Gewissenhaftigkeit das Amt eines Cadi oder Richters nicht übernehmen wollte,) siebentausenomal vollständig aus dem Gedächtnisse hergesagt habe; und von einem andern, daß siebzigtausend Rechtsfragen und Zweifel von ihm beantwortet worden wären. (Abulf. l. c. Tom. II. p. 27. sq. 33.) Noch mehr that gegen das Ende des achten Jahrhunderts, zur Beförderung der Gelehrsamkeit unter den Arabern, ihr gepriesener Regent, Sarun Al Raschid. Daß er die Dichtkunst ungemein geliebt, die Dichter reichlich belohnte, und selbst in seinen letzten Augenblicken noch Verse hergesagt hat, war unter den Arabern längst etwas sehr gemeines. Aber er nahm noch als Chalif Unterricht in der Beredsamkeit; weil er desselben zu seinen öffentlichen Vorträgen über den Koran bedurfte. Sein Hof war ein Sammelplatz von Gelehrten mancherley Art. Niemals reiste er, ohne von hundert derselben begleitet zu werden. Man sah ihn kurz vor seinem Tode durch das Lesen eines Gedichts bis zu Thränen gerührt, worinne die Wichtigkeit der fürstlichen Größe ihm selbst vorgehalten zu werden schien. Sein Beispiel mußte desto stärker auf die Araber wirken, da sie keinen ihrer Chalifen so sehr bewundert hatten, als ihn. Auch häuften sich ihre Schriftsteller immer mehr. Ihr größter Sprachlehrer that sich zu dieser Zeit hervor;

vor; und es fehlte unter ihnen nicht an grammatischen Streitigkeiten. Doch waren theologische und rechtliche Schriften noch die zahlreichsten, weil über die Erklärung des Koran, der Quelle ihrer Religionswissenschaft und zugleich ihrer Rechtsgelehrsamkeit, so unzählige Streitfragen entstanden, daß ein ganzes Leben, wie Abulfaradscha sagt, zur Erörterung und Entscheidung derselben nicht hinreichte. Die Philosophie, die Arzneykunde, die mathematischen und andere Wissenschaften, sind erst in dem neunten Jahrhunderte vom Griechischen Boden auf den ihrigen verpflanzt worden. (Abulfeda l. c. p. 73. sq. 87. Elmacini Hist. Saracen. L. II. p. 153. sq. Abulpharag. Chronic. Syriac. Dynast. X. pag. 102. ex vers. Brunf. et Kirsch. Gesch. der Chalifen in Guther's Allgem. Weltgesch. Sechsten Bandes Erstem Theil, S. 640. sq. Reiske de Princip. Mohammed. qui ait, ab eruditione, aut ab amore litterarum et litteratorum claruerunt, Lipsi. 1747. 4.)

Veränderungen im christlichen Lehrstande.

Von dieser Seite also, wie von mehreren andern, hatten die christlichen Religionslehrer dieser Jahrhunderte einen offenbaren Vorzug vor den Muhammedanischen. Jede Wissenschaft stand schon

längst zum Dienste der andern da; in schriftlichen An-
 weisungen, und in der Anwendung, welche Hunderte
 davon gemacht hatten. Noch überdies war die voll-
 kommenste Untersuchungsfreyheit über ihren Glauben
 Pflicht und Vorrecht für sie. Allein — sonderbar
 genug — beide näherten sich einander, ohngeachtet
 ihrer so verschiedenen Bestimmung und Lage, nur allzu
 sehr. Ein großer Theil der christlichen Lehrer wurde
 mehr durch einen hitzigen Eifer für ihre Religion, als
 durch Einsicht, geleitet; und fand ihre Ausbreitung
 mit den Waffen in der Hand, oder durch andere
 Zwangsmittel, nicht allein eben so nöthig und rühm-
 lich, als der Stifter, die Oberhäupter und Lehrer des
 Islams es der Ehre desselben gemäß hielten; sich mit
 dem Schwerdte festzusetzen; sondern erstreckte diesen
 Grundsatz in der That noch weiter als sie. Es ist ein
 Glück für uns, sagt Bayle, der manche treffende Be-
 merkungen über den Muhammed und seine Religion
 hinterlassen; im Ganzen aber den Geist von beiden ver-
 fehlt hat, (l. c. not. C. p. 1854. sq.) daß wir in die-
 ser Vergleichung des Christenthums mit dem Mu-
 hammedanismus, die drey ersten Jahrhunderte für
 uns haben, in denen es, nicht wie dieser durch Erober-
 ungen, sondern verfolgt, und aller mächtigen Unter-
 stützung beraubt, sich so schnell auf der Welt verbrei-
 tet hat; es wäre sonst Thorheit, den Muhammedas-
 kern die gewaltthätige Fortpflanzung ihrer Religion
 vorzuwerfen, da die Befehrungen, welche die Chri-
 sten schon seit dem vierten Jahrhunderte, und noch
 mehr seit dem achten vornahmen, gerade eben so be-
 schaffen gewesen sind. Auf der andern Seite hatten
 die allermüdesten Lehrer des Christenthums ihrem For-
 schungsrechte in der Religion eben so entsagt, als
 wenn sie, wie jene, gar keines hätten. Nur halbge-
 lehrte oder gar unwissend, nützten sehr viele von ihnen
 die

die Gelehrsamkeit für ihren Glauben kaum mit fremden Augen, bis sie ein Fürst dieser Zeiten aufmunterte, und beynahe nöthigte, es auch mit eigenen zu thun. Ja nicht allein sie, sondern auch diejenigen ihrer Mitbrüder, welche nicht ohne Gelehrsamkeit und Scharfsinn ihr Lehramt verwalteten, ließen diese Gaben vornehmlich in Religionsstreitigkeiten blicken: und über die so verständlichen, auch gemeinnützlichen Lehren Jesu und seiner Apostel wurde seit nunmehr fast siebenhundert Jahren eben so viel gezankt, als jetzt über die vermeinten Offenbarungen des Korans. Was noch sonderbarer ist, die Muhammedanischen Lehrer trachteten nach keiner Herrschaft im Staate; aber die christlichen hatten sie bereits erworben, und verstärkten sie auch in diesem Zeitalter. Jetzt verband sogar einer der vornehmsten unter ihnen, den ersten Versuch einer landesherrlichen Besetzung mit der bisherigen Aufsicht über die Gemeinden eines beträchtlichen Theils von Europa, und wurde gleichsam zur Nachahmung des geistlichweltlichen Fürsten der Araber, wenn es erlaubt ist, dieses Bild zu gebrauchen, der Chalif des Apostels Petrus; vorausgesetzt nemlich, daß diesem jemals ein großer Landesstich in Italien zugehört habe.

Auf die niedere Gattung von Lehrern, die unter den Namen Presbyter, Sacerdos, Priester, bekannt sind, kam auch in diesen Jahrhunderten wenig an; beynahe alles aber auf die Bischöfe und Mönche. Jene mußten sich die bischöflichen Geseze gefallen lassen; diese beiden hingegen thaten bald vereint, bald in eifersüchtigen Rücksichten gegen einander, immer glücklichere Schritte zur Größe, Macht und Bereicherung. Doch die Mönche fordern, obgleich schon ein Theil des Clerus, auch in diesem Zeitalter ihren

J. n.
E. G.
603
614
eigenen Platz. Und was die ursprünglichen Religionslehrer betrifft: so wird sich die Geschichte wiederum hauptsächlich dabey verweilen müssen, zu zeigen, wie getreu sie ihrer ersten Bestimmung und Verfassung geblieben; oder wie weit sie von derselben abgewichen sind.

Ueber die Wahl der Bischöfe gab es schon so viele ältere Kirchengesetze, daß man die neuen, welche zu dieser Zeit häufig darüber abgefaßt worden sind, vor überflüssig halten könnte, wenn nicht manche dabey entstehende Veränderungen; die sich immer mehr ausbildenden abendländischen Nationalkirchen, und gewisse Zeitbedürfnisse es erklärten, warum sie nothwendig waren. Die älteste und allgemeine Ordnung, daß die Einwohner einer Stadt, gemeinschaftlich mit ihrem Clerus, sich einen neuen Bischof wählten, den der Fürst, wenn er die erforderlichen Eigenschaften hatte, bestätigte, wurde überhaupt als gültig vorausgesetzt. Für die Gemeinen des Griechischen Kaisertums insonderheit hatte Justinianus zuletzt sehr genaue Bestimmungen in dieser Absicht vorgeschrieben, die an ihrem Orte (Th. XVI. S. 326. fg.) angeführt worden sind. Unterdessen war die Besetzung der ansehnlichsten Biscthümer, wie der Patriarchate von Rom, Constantinopel, Antiochien, und anderer mehr, ziemlich in die Hände der Kaiser gefallen, weil ihnen viel daran gelegen seyn mußte, so wichtige Ämter ruhigen und gehorsamen Köpfen, die damals etwas selten waren, anvertrauet zu sehen. Dieses Recht des Hofes wurde nunmehr vor so bekannt angenommen, daß, nachdem der Patriarch von Antiochien, Macarius, auf der sechsten oekumenischen Synode zu Constantinopel im Jahr 680. abgesetzt worden war, die Bischöfe und der übrige Clerus, welche zu
fei-

seinem Patriarchate gehörten, den Kaiser bitten liefen, er möchte ihnen baldmöglichst ein neues Oberhaupt geben. (Concil. oecum. VI. Act. XII. p. 1328. T. III. Harduin.) Während der Bilderstürkereien des achten Jahrhunderts, gaben diese Fürsten vollends jene wichtigern Bisthümer, wie Constantinus im Jahr 754. das Constantinopolitanische, nur solchen Männern, welche mit ihnen gleiche Gesinnungen hatten. Von diesen und andern willkührlichen Besetzungen der Bisthümer durch die Kaiser, wiewohl auch von einer mehr nachgebenden Theilnehmung derselben an würllichen Bischofswahlen, hat Thomas sin (Vetus et nova Ecclesiae disciplina circa Beneficia et Beneficiarios, P. II. L. II. c. 17. pag. 44. Paris. 1688. fol.) Beispiele gesammelt. Merkwürdig ist es, daß selbst der Arabische Statthalter Marwan, nach dem Theophanes, (Chronogr. p. 353. ed. Paris.) den von den Christen gewählten Patriarchen von Antiochien, Theophylactus, bestätigte, und von seinen Arabern durch ein achtungsvolles Schreiben hat anerkennen lassen.

In den abendländischen Gemeinen hatte der Einfluß der Fürsten auf die Bischofswahlen schon im sechsten Jahrhunderte so sehr zugenommen, daß an die Stelle derselben zuweilen bloß ihre Befehle traten: und die Fränkischen Bischöfe setzten diesem Mißbrauche einen anderswo (Th. XVI. S. 367.) genannten nachdrücklichen Schluß entgegen. Auch im Jahr 615. verordneten die zu Paris versammelten Bischöfe von neuem, (Concil. Paris. V. can. 1. pag. 551. ap. Harduin. T. III.) daß der Metropolitane keinen zum Bischof weihen sollte, der, ohne unter seiner Aufsicht, durch Einwilligung des Clerus und der Bürger unregelmäßig gewählt worden zu seyn, vielmehr durch eine

410 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

höhere Macht, oder durch Sorglosigkeit sich einzubringen suchte. Aber indem Chlotar der Zweyte diesen Schluß bestätigte, fügte er zwar hinzu, der Neugewählte sollte, wenn er tüchtig wäre, auf königlichen Befehl geweiht werden; machte jedoch die Ausnahme: daß, wenn ein neuer Bischof bloß vom Hofe ernannt würde, (de palatio eligitur,) denn es fällt in die Augen, daß man diese Worte nicht mit dem Jesuiten Longueval (Hist. de l'Eglise Gallic. T. III. p. 218.) übersetzen könne: wenn er unter den Hofbedienten gewählt wird, seine Verdienste und Gelehrsamkeit ihm ein Recht an diese Würde geben sollten. (Edict. Chlotar. II. Reg. in Baluzii Capitul. Regum Francor. T. I. p. 21.) Freylich suchten die Bischöfe auch noch seitdem ihr Wahlrecht zu behaupten. Auf der Synode zu Rheims, welche im Jahr 625. oder 630. gehalten wurde, beschloffen sie, abermals, (c. 25. p. 574. ap. Hard. l. c.) daß nur ein Einheimischer, den die ganze Gemeinde verlangt, und die Bischöfe der Provinz genehmigen, einem erledigten Bisthum vorgesetzt; ein anderer aber, der sich dazu aufgefordert hätte, abgesetzt, und die Bischöfe, von denen er geweiht worden, drey Jahre hindurch von ihren Amtsverrichtungen ausgeschlossen werden sollten. Um eben dieselbe Zeit bewies sich ihnen Dagobert der Erste hierinne günstig. Ob er gleich seinen Schatzmeister Desiderius wegen dessen ausnehmender Frömmigkeit zum Bischof von Cadurcum (jetzt Cahors) bestimmte; so erklärte er doch, (Dagoberti Praeceptum, p. 141. ap. Baluz. l. c.) daß er ihn eigentlich der Bitte der Einwohner und Aebte jener Stadt bewillige. Bald darauf wurde jenes freye Wahlrecht auch auf der Synode zu Chalons an der Saone (damals Cabilonum) im Jahr 650. bestätigt. (Concil. Cabil. c. 10. p. 949. ap. Hard. l. c.)

Allein es scheint nicht, daß sich dieses Recht so durchgängig erhalten habe, als es die Bischöfe wünschten. Thomassin hat sich zwar ganz außerordentliche Mühe gegeben, zu beweisen, daß die Fränkischen Könige des Merovingischen Stamms, und auch die ersten Karolingischen Fürsten, dasselbe anerkannt haben; muß aber doch selbst gestehen, daß sie es auch oft genug verletzt haben: und sogar manche Beispiele, die er für dasselbe anführt, zeugen wider ihn. (l. c. c. XIII. pag. 31. sq. c. XIV. pag. 35. sq.) Er nennt es eine fluge und angenehme Mischung der Wahlfreyheit des Volks und Clerus mit dem höchsten Ansehen der Könige, wenn diese in der Ernennungsurkunde eines Bischofs, wie sie unter Marculfs Formeln vorkommt, (Præceptum de Episcopatu, in Marc. Form. L. I. p. 15. Paris. 1665. 4.) oder in ihrem Befehl zur Weihung eines neuen Bischofs, (Indiculus Regis ad Episcopum, ut alium benedicat, l. c. pag. 16.) sagen, sie hätten, nach eingezogenem Rathe der Bischöfe und weltlichen Großen, einen Bischof bestellt. Gleichwohl ist hier keine Spur von jenem Wahlrechte; sondern nur eine von den feyerlichen Redensarten der Hofsprache sichtbar. Es wechselten also wohl die königlichen eigenmächtigen Besetzungen der bischöflichen Stellen; eben so häufig, als sie schon der Fränkische Gregorius beschrieb; mit dem Gebrauche der oft gedachten Wahlfreyheit ab, von welcher auch ein Denkmal in der Bestätigungsformel des Königs übrig ist. (Concessio civium pro Episcopatu, l. c. p. 17.) Die Versicherungen der beiden Brüder und Herzoge, Karlmanns, auf einer Synode vom J. 742. an einem ungenannten Orte in Ostfranken, (Concil. German. p. 1919. sq. in Hard. Actis Concil. l. c.) und Pipins auf einer andern zu Soissons im Jahr 743. gehaltenen, (Concil. Suesslon. p. 1933. l. c.) daß sie, dem Rathe ihrer Bi-

J. n.
E. G.
605.
bis
814

F. n. Bischöfe und Großen zu Folge; in mehreren Städten
E. G. Bischöfe eingesetzt haben, bedeuten nicht mehr, als
 605 jene frühern ähnlichen Erklärungen; wiewohl man zu
 bis geben kann, daß diese zween Fürsten, besonders Pi
 814 pin, bey seinen Absichten auf den Thron, wozu er
 der Bischöfe bedurfte, bey ihren Wahlen oder Be
 stellungen sich gegen sie gefällig gezeigt haben mögen.

Thomasin hat sich nicht weniger eifrig bemüht, darzuthun, daß auch Karl der Große die Bischofswahlen in seinem Reiche ungestört gelassen habe; (l. c. c. XX. p. 52. sq.) ohne daß es ihm so vollkommen gelungen wäre, wie er glaubt. Wahr ist es, daß Karl selbst (Capitular. L. a. 803. p. 379. ap. Baluz. l. c. et in Capitull. L. I. c. 78. pag. 718. ib.) sich erklärt, er habe, wohlbekannt mit den heiligen Kirchengesetzen, um der heiligen Kirche ihre Würde desto freyer zu erhalten, es dem geistlichen Stande bewilligt, daß die Bischöfe durch freye Wahl des Clerus und des Volks, aus ihrem eigenen Kirchensprengel, ohne alle persönliche Rücksicht, bloß wegen ihrer rühmlichen Gaben und Sitten, bestellt werden sollten, damit sie den ihnen unterworfenen durch Wort und Beispiel nützlich werden möchten. Auch schrieb der Römische Bischof Adrian der Erste im Jahr 790. an ihn, (ap. Cennium in Monument. Dominat. Pontif. sive Cod. Carol. &c. T. I. p. 518. sq.) Seine Excellenz möchte ja die kanonische Wahl vom Clerus und gesammten Volke nicht unterbrechen; auch er thue dieses nicht; sondern frage einen solchen neugewählten Bischof, wenn er ihm die Wahlurkunde überreicht, sogleich um seine Rechtgläubigkeit und Kenntniß der heiligen Schrift; darauf aber, ob er von demjenigen befreyet sey, was die Priester hauptsächlich zu meiden haben; besonders von der Keßerey der Simonie, ob er

er nicht jemandem etwas für sein Amt versprochen oder gegeben habe? und weisse ihn, so bald er auf alles dieses befriedigend geantwortet habe. Unter den Veranlassungen, welche Adrian zu diesen Ermahnungen hatte, war auch diese, daß Karl kurz vorher seine Bevollmächtigten (Missos) zu der Wahl eines Erzbischofs von Ravenna abgeschickt hatte. Er meldete deswegen dem Könige im Jahr 789., (Cod. Car. Ep. 71. p. 499. l. c.) er erinnere sich nicht, daß weder von seinen Vorfahren, noch von Karls Vater, oder von ihm selbst, jemals ein Bevollmächtigter zu der erzbischöflichen Wahl am gedachten Orte abgesandt worden wäre; sondern daß man nach dem Tode eines vor-
 tigen Erzbischofs, einen neuen nach den Kirchengesetzen gewählt habe; der darauf zur Weihung nach Rom gekommen sey. Allein was schon Hr. Schmidt bey einem spätern Falle angemerkt hat, (Gesch. der Deutschen, Erster Theil, Drittes Buch, 15. Kap. S. 611. Anm. o. d. Ulm. Ausg.) daß die Wahlfreyheiten, welche sich die Kirchen fast durchgehends von den Kaisern und Fränkischen Königen ertheilen ließen, überflüssig gewesen seyn würden, wenn sich diese nicht in die Bischofswahlen gemischt hätten, gilt auch bey diesem. Ohnedem ist es überaus wahrscheinlich, daß Karl, der nach seinem Gefallen Bisthümer im neu-
 eroberten Sachsenlande anlegte, und der über die Bischöfe mehr als einer seiner königlichen Vorgänger Herr war, auch das alte Recht der Merovingischen Könige in Besetzung der Bisthümer ausgeübt haben werde.

J. n.
 C. G.
 605
 bis
 814

Viel weiter gingen die königlichen Rechte bey Bischofswahlen in Spanien. Hier war dem Volke sein Antheil an denselben schon im sechsten Jahrhunderte, in dem Auszuge der Kirchengesetze durch

414 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

durch den Bischof von Braga, Martin, abgespro-
 chen worden; (Mart. Braccar. Collectio Orient. Ca-
 non. cap. 1. in Iustelli Biblioth. Iur. Canon. vet. Ap-
 pend. T. I. p. 13.) wiewohl dieses eigentlich nur Wie-
 derholung eines Laodiceischen Canon aus dem vier-
 ten Jahrhunderte war, in dessen Geschichte er ange-
 führt worden ist. (Th. VI. S. 244. der 2ten Ausg.)
 Aber noch im Jahr 633. verordnete doch die vierte
 Synode zu Toledo, (c. 19. pag. 583. apud Hard.
 T. III.) mit Bezeichnung vieler sittlicher, körperlicher
 und bürgerlicher Mängel, welche zum Bischofum-
 tüchtig machten, daß keiner zu demselben anders ge-
 langen sollte, als durch die Wahl des Clerus und der
 Einwohner seiner Stadt, und durch die Genehmigung
 des Metropolitans und der übrigen Bischöfe seiner
 Provinz. Wenn diese Vorschrift ihre Gültigkeit ver-
 loren habe, ist unbekannt; genug, auf der zwölften
 Synode von Toledo im Jahr 681. wird die Ernenn-
 ung der Bischöfe vom Könige allein, als etwas längst
 Uebliches, vorausgesetzt, und nur noch, damit die Ge-
 meinen nicht so lange ohne Bischöfe bleiben möchten,
 hinzugefügt, der Erzbischof von Toledo sollte von al-
 len diesen neuernannten Nachricht einziehen, und sie
 insgesammt zu Toledo weihen. (Concil. Tolet. XII.
 c. 6. p. 1722. ap. Harduin. l. c.) Thomassin muth-
 maßt; (l. c. c. XV. pag. 39.) die Westgothischen
 Könige möchten es wohl vor billig gehalten haben, daß,
 weil sie von den Bischöfen und andern Großen gewählt
 würden, auch jene von ihnen gewählt werden müßten.
 Cenni hingegen, (de Antiquit. Eccl. Hispan. Diss. IV.
 c. 5. pag. 129. sq. Tom. II. Rom. 1741. 4.) glaubt,
 diese neue Einrichtung sey nicht durch ein besonderes Ge-
 setz; sondern durch die Nachsicht der Bischöfe, welche
 das Ansehen der Könige, um den häufigen Abfall zur
 Keßerei, und den Verkauf der bischöflichen Stellen

zu verhüten, vor nöthig erachtet hätten, nach und nach festgestellt worden.

Wie das Patronatrecht, welches anfänglich nur den Bischöfen für die Kirchen, die sie in einem fremden Kirchensprengel baueten, durch einen Schluß der Synode von Orange im Jahr 441. (Concil. Arausic. c. 10. p. 1785. in Hard. Actis Concil.) eingeräumt worden zu seyn scheint; nachher aber auf alle Stifter neuer Kirchen ausgedehnt worden ist; worüber man ehemals Justinians Gesetz vom Jahr 541. (Christl. Rgesch. Th. XVI. S. 408. fg.) gelesen hat; wie dieses Recht im jezigen Zeitalter immer mehr befestigt und bestimmt worden sey; darüber hat Thomassin (L. c. c. XXX. p. 74. sq.) manches gesammelt. Aber weder diese, noch andere Merkwürdigkeiten des Lehrstandes, die mehr in eine vollständige Erörterung der kirchlichen Alterthümer, oder des Kirchenrechts gehören, brauchen hier anders als im Zusammenhange mit den wesentlichen Pflichten, Rechten und Veränderungen jenes Standes, berührt zu werden. Von dieser Art ist der öffentliche Religionsvortrag, oder das Predigen; wie man es aus dem kirchlichlateinischen Praedicatione gebildet hat. Ehemals setzten die Bischöfe ihr Vorrecht darinne, die Hauptlehrer ihrer Gemeinden zu seyn; in diesen Jahrhunderten mußte es ihnen von Fürsten und Kirchenversammlungen eingeschärft werden, dasselbe nicht zu vernachlässigen. Auf der Trullanischen Synode, einer oekumenischen, die zu Constantinopel im Jahr 692. gehalten wurde, (Concil. Quinisextum, sive in Trullo, cap. 19. pag. 1668. sq. apud Hard. T. III.) verordnete man, daß die Bischöfe täglich, besonders aber an den Sonntagen, den gesammten Clerus und das Volk durch Sammlungen richtiger lehren der heiligen Schrift, in
der

416 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

J. n.
E. G.
605
314
der Religion unterrichten; dabey aber die festgesetzten Gränzen, und die Lehrvorschrift der göttlichen Väter nicht übertreten sollten. Wenn auch eine Streitigkeit über die Schrift vorfiel: so sollten sie dieselbe nicht anders erklären, als es die Richter und Lehrer der Kirche gethan hätten; sie würden sich dadurch mehr Beyfall erwerben, als wenn sie sich ihrer eigenen Aufsätze dazu bedienten. Zugleich wurde den Bischöfen untersagt, (c. 20. p. 1669.) in keiner Stadt außer ihrem Sprengel zu predigen, bey Strafe, zu Aeltesten herabgewürdigt zu werden. Weniger scheint sich noch in den Abendländern der Fleiß, zu predigen, erhalten zu haben: bey den Bischöfen aus Bequemlichkeit, und weil sie sich in zu viele andere Angelegenheiten mengten; bey den geringern Lehrern aber aus Unwissenheit. Als cuin schreibt sogar an Karln den Großen, (Epist. CXXIV. pag. 183. T. I. Opp. ed. Froben.) mehrere Bischöfe sollten ihren Aeltesten und Kirchendienern das Predigen verbieten. Es könnte zwar seyn, fährt er fort, daß manche Aeltesten ihr Versehen zu einer Schuld des Bischofs machten. Allein er nimmt doch die Erzählung als wahr an, und fragt, durch welche Kirchengesetze denn dieses untersagt wäre? ob nicht von den ersten Zeiten der christlichen Kirche her, viele vortreffliche Prediger unter den Aeltesten aufgestanden wären? und warum der niedere Clerus Predigten vorlesen, hingegen keine eigene sollte halten dürfen? In einem Werke von etwas zweydeutigem Werthe; dessen Verfasser aber seine Sammlung sonderbarer Reden, Einfälle und Geschichten aus Karls des Großen Regierung und Hofhaltung nicht den schlechtesten Quellen schuldig seyn mag, (Monach. Sangall. de rebus gestis Caroli M. p. 63. in Canis. Lect. antiq. T. II. P. III. ed. Basn.) wird unter andern Begebenheiten, die den Bischöfen keine Ehre machen, auch eines derselben

ben gedacht, der unter allen übrigen, welche Karl aus seinem ganzen Reiche an den Hof berufen hatte, um eine Predigt zu halten, allein dazu gar keine Fähigkeit besaß; an Statt derselben eine lächerliche Unterredung mit seinem Küster vornahm, und wegen dieses Kunstgriffs sein Amt behielt. So viel ist gewiß, daß zu Karls Zeiten, und auf seine Veranstaltung, den Bischöfen und Ältesten das Predigen öfters als jemals anbefohlen worden ist. Die Kirchenversammlung zu Arelate, welche er im Jahr 813. anstellte, faßte den Schluß, (c. 10. p. 1004. apud Harduin. T. IV.) daß die Ältesten nicht nur in den Städten, sondern auch außerhalb derselben, öffentlichen Religionsunterricht geben sollten. In eben demselben Jahre drang die Synode zu Maynz darauf, (Syn. Mogunt. c. 25. p. 1014. l. c.) daß, wenn der Bischof abwesend, krank, oder aus einer andern Ursache nicht im Stande seyn sollte, zu predigen, dennoch an jedem Sonntage und Festtage der Gemeinde ein verständlicher Vortrag über das Christenthum gehalten werden sollte. Die dritte Synode von eben dem Jahre, zu Rheims, verordnete besonders, (c. 14. 15. l. c. p. 1019.) die Bischöfe sollten die Bibel und die Schriften der Kirchenväter in der Absicht fleißig lesen, damit sie die Predigten der letztern, auf eine jedermann faßliche Art, in seiner Sprache (*secundum proprietatem linguae*) halten könnten. Noch im Jahr 813. wurden ähnliche Verordnungen auf den Synoden zu Tours, (c. 2. 4. p. 1024. l. c.) und zu Chalons (c. 1. 2. p. 1032.) wiederholt. Die letztere trug überdieß den Bischöfen auf, nach Karls Vorschrift Schulen anzulegen, in welchen künftige Lehrer der Religion gebildet werden könnten, die nicht allein den Regierenden, sondern selbst dem Antichriste widerstünden. Karl bestätigte dieses alles, (Capitulare l. a. 813. c. 14. pag. 503. ap. Baluz.

418 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. R. E. G. Capp. RR. Franc. T. I.) und machte noch den Zusatz, (Capit. h. incerti anni, c. 29. pag. 517. l. c.) daß die Bischöfe und Presbyteri, zu fleißigem Lesen rechtgläubiger Schriften verbunden, sich insonderheit bemühen sollten, das Vater Unser zu verstehen, um es auch andern auslegen zu können.

Ihm lag überhaupt, wie die ganze Verbesserung des Lehrstandes, also vornehmlich auch die Beförderung des häufigen und bessern Predigens, sehr am Herzen. In dieser Absicht ließ er eine Sammlung von Predigten zum allgemeinen Gebrauche der Lehrer veranstalten, welche unter dem Namen seines Homiliarium berühmt ist. Vor derselben steht eine Zuschrift an alle fromme Leser seines Reichs, (wenn es nicht vielmehr Leser vom Clerus seyn sollen, religiosi lectoribus,) welche auch Baluze in seinem eben genannten Werke hat abdrucken lassen. (Constitutio de emendat. libror. et officior. ecclesiast. pag. 203. sq.) Er sagt darinne, daß er darauf bedacht sey, die durch die Trägheit der Vorfahren beynahe vergessene Bearbeitung der Wissenschaften wieder herzustellen, und da unter andern beim nächtlichen Gottesdienste sehr fehlerhafte Vorlesungen gehalten wurden: so habe er nun richtigere einzuführen gesucht. Auf seinen Befehl habe Paulus Diaconus aus den schönsten Wiesen der katholischen Kirchenväter gleichsam einen Blumenkranz gebunden, das heißt, ihre besten Predigten, nach dem ganzen Jahreslauf, einem jeden Feiertage angemessen, in zwey Theilen genau zusammengetragen; und diese Arbeit habe er, der Kaiser, geprüft, bestätigt, auch zum Lesen in den Kirchen ausfertigen lassen. (vestrae religioni in Christi ecclesiis tradimus ad legendum.) Unterdessen versichert auch der alte Verfasser von Alcuins Lebensbeschreibung, (B. Fl. Alcuini

cuini Abb. vita, c. 12. p. LXVIII. T. I. Opp. ed. Froben.) daß dieser aus vielen Werken der Kirchenväter zwei Bände ihrer Predigten gesammelt habe. Ob nun dieses eben dieselbe Sammlung sey, welche Karl dem Paul Warnefrid übergetragen hatte; an der also Alcuin, Karls vornehmster Rathgeber und Gehülfe bey kirchlichen Geschäften, auch einigen Antheil genommen hätte? oder ob es eine besondere Sammlung sey, die noch nicht ans Licht getreten ist? oder ob endlich diese Nachricht des Ungenannten, die Karls Erklärung zu widersprechen scheint, falsch sey? in diese Meinungen haben sich die neuern Gelehrten getheilt. Die zweite haben Mabillon, (Annal. Ord. S. Benedicti, T. II. L. XXVI. p. 328.) und nach ihm andere; die dritte aber Rivet (Hist. littér. de la France, T. IV. p. 337.) angenommen. Für die erste Meinung haben sich mehrere erklärt; vielleicht ist sie auch die wahrscheinlichste. Doch könnte man eine Muthmaassung anbringen, wie Alcuins Biograph darauf gefallen sey, ihm eine solche Sammlung von Predigten zuzuschreiben. Alcuin hat, welches Mabillon (l. c.) aus einer alten Handschrift beweiset, ein ehemals dem Hieronymus bengelegtes Buch, (Comes) worinne die sogenannten Evangelien und Episteln, welche das ganze Jahr hindurch bey dem Gottesdienste vorgelesen wurden, enthalten waren, auf Karls Befehl, in eine berichtigte Abschrift gebracht. Daraus konnte wohl die Sage entstehen, daß er auch eine Auswahl der dazu gehörigen Predigten getroffen habe. Viele glaubten sonst sogar, daß die erstgedachten biblischen Abschnitte zuerst von Karl bey dem öffentlichen Gottesdienste eingeführt worden wären. Allein er hat nichts mehr dabey gethan, als daß er die ohngefähr seit Gregors des Großen Zeiten in der Römischen und manchen mit ihr verbundenen abendländischen Gemei-

7. n.
2. 5.
605
bis
814

nen üblichen, auch in der Iränkischen herrschend gemacht hat. Durch ihn also haben wir die noch jetzt gewöhnlichen Evangelien und Episteln, besonders für die Sonntage, bekommen, die zum Theil nur mit mittelmäßiger Beurtheilung gewählt sind. Ueber diese der Gemeine vorzulesende Abschnitte hatte in den ersten Jahrhunderten die größte Freyheit gegolten. Es wurde damals nicht einmal vor nothwendig gehalten, über die biblische Vorlesung auch immer zu predigen; und selbst nach Karls Zeitalter hat es noch abentländische Gemeinen gegeben, (es giebt deren auch noch jetzt einige wenige in der Römischen Kirche,) welche mit ihr darinne nicht vollkommen übereinstimmen. Desto weniger, wie aus andern Gründen mehr, hätte man ihre unveränderliche Beybehaltung so eifrig empfehlen sollen. (Io. Henr. Thameri Sched. de orig. et dignit. pericopar. quae Evangelia et Epistolae vulgo vocantur. Ienae, 1716. 4. Buddei Isagoge hist. theolog. in Theologiam universam, p. 1640. sq. Moshemii Institutt. Hist. Eccles. antiq. et recent. pag. 305. sq. not. r.)

Beda hatte bereits eine Sammlung von Predigten über Texte der Evangelischen Geschichte an Sonntagen und Festtagen hinterlassen; (Homiliarum Evangelii Libri duo) wie viele aber darunter, so wie sie jetzt in seinen Werken stehen, unächt oder zweifelhaft sind, hat Mabillon (Acta SS. Ord. S. Bened. T. III. P. I. pag. 556. sq.) gezeigt. In der durch Karls Anstalt verfertigten Sammlung finden sich Predigten des Ambrosius, Augustinus, Hilarius, Chrysostomus, Leo, Gregorius des Großen, Maximus und Severianus, die zur Erklärung jener Abschnitte bestimmt waren. Man hat dieser und ähnlichen Sammlungen, woran es die Nachahmung und das

das Bedürfniß bequemer Prediger in der Folge nicht hat fehlen lassen, auch den Namen Postilla bengelegt, weil darinne nach den Worten des Textes (post illa, nemlich verba textus,) die erläuternde Predigt folgte. Eben diese Benennung hat man nachmals jeder zusammenhängenden Auslegung biblischer Bücher gegeben. Karls Homiliarium ist zuerst zu Spener im Jahr 1482. und zu Basel im Jahr 1493. Fol. sodann im sechszehnten Jahrhunderte mehrmals, aber mit Predigten späterer Zeiten vermehrt, gedruckt worden. Daß übrigens diese Sammlung, so rühmlich auch die Absicht war, in welcher sie Karl zusammentragen ließ, nicht nur die Trägheit vieler Religionslehrer in Ausarbeitung eigener Predigten gestärkt hat; sondern sogar Veranlassung gewesen ist, daß ein großer Theil derselben, außer jenen fenerlichen öffentlich zu erklärenden Abschnitten, die übrigen Bücher und Stellen der Bibel wenig geachtet, ja kaum gekannt hat, sind längst gemachte Bemerkungen.

Wie mäßig überhaupt die Forderungen an die Gehülfen der Bischöfe im Lehramte gewesen sind, sieht man unter andern aus einer Verordnung Karls des Großen, (Capitulare Aquisgran. seu l. a. 789. c. 68. pag. 236. ap. Baluz. T. I.) nach welcher die Bischöfe die Rechtgläubigkeit derselben, ihre Geschicklichkeit zu taufen, und andere Kirchencärimonieen zu beobachten, insonderheit die Psalmen abzusingen, und das Vater Unser zu erklären, untersuchen sollten. Was die Bischöfe und Pfarrer (presbyteri, parochi) predigen sollten, schrieb er ihnen ebenfalls vor; (c. 80. l. c. p. 240.) nemlich den Inhalt des Apostolischen Glaubensbekenntnisses; die Lehre von den Hauptlastern, welche Verdammung nach sich ziehen; Liebe Gottes und des Nächsten, nebst andern Tugenden.

sche Bischof Stephanus II. im Jahr 754. ins fränki-
 sche Reich kam: legte man ihm unter andern Fragen zu
 seiner Entscheidung, auch den Fall eines Pfarrers vor,
 der weder das gedachte Symbolum, noch das Vater-
 Unser, noch die Psalmen kannte; auch nicht einmal
 mußte, ob ihn ein Bischof geweiht habe? Stephanus
 setzte ihn ab, und stieß ihn auf lebenslang in den
 Mönchsstand als einen Büßenden; doch sollte die
 Taufe, wenn er sie im Namen der Dreieinigkeit ver-
 richtet hätte, gültig seyn. (Responsa Stephani II. c.
 13. p. 1987. sq. in Harduin. Actis Concil. T. III.)
 Gerade eben dieses Urtheil fällt er über einen andern,
 der auch nichts von einer Weihung wußte, und mit
 den Worten getauft hatte: In nomine Patris mergo,
 et Filii mergo, et Spiritus S. mergo (ibid. c. 14. p.
 1988.) In einer Synodaler Mahnung dieser Jahr-
 hunderte an die Pfarrer, welche von einem Diakos-
 mus nach dem Evangelium öffentlich vorgelesen wer-
 den sollte, wurden dieselben erinnert, ihrer Gemeinde
 an Sonn- und Festtagen aus den Evangelischen und
 Apostolischen Schriften, so viel sie selbst verstanden,
 (quantum sapit) vorzutragen. Sie möchten dafür
 sorgen, daß jedes Mitglied derselben das Symbos-
 lum und das Vater Unser auswendig wüßte; auch
 daher selbst schriftliche rechtgläubige Erklärungen von
 beidem sich anschaffen, um das Volk darüber unter-
 richten zu können; wäre aber dieses nicht, so sollten
 sie wenigstens helbe wissen und glauben. Sie sollten
 die gewöhnlichen Gebete und Gesänge gut verstehen;
 wo nicht, sie wenigstens deutlich und auswendig her-
 sagen können. Evangelien und Episteln sollten
 sie gut lesen können; es sey auch zu wünschen, daß
 sie den Wortverstand derselben wüßten. Sie sollten
 das Athanasianische Symbolum auswendig wis-
 sen und täglich singen. Die Teufelsbeschwörungen,
 die

die Gebete über den Katechumenen, ingleichen zur Weihung des Taufwassers, und die andern über beiderley Geschlechter, in der mehrern und einzelnen Zahl, sollten sie, deutlich herzusagen, und auch manche andere wenigstens gut zu lesen, wissen. (Admonitio Synodalis antiqua, in Append. Actor. vett. ad Reginon. Prumienf. LL. II. de ecclesiast. discipl. p. 602–606, ed. Baluz. Paris. 1671. 8.)

Alle Gesetze, welche in diesem Zeitalter von Fürsten und Kirchenversammlungen über Pflichten und Sitten des Clerus, oder auch wider Ausschweifungen desselben, ertheilt worden sind, zu sammeln, würde darum überflüssig seyn, weil viele derselben nur Bestätigungen von ältern sind, die man bisher in dieser Geschichte angegeben gefunden hat; oder weil einige auch ganz gemeine Dinge betreffen. Was aber darinne diesen Jahrhunderten eigen, oder sonst bemerkenswerth ist, darf weniger wegbleiben. In der Griechischen Kirche, wo man sich auf den Synoden hauptsächlich mit Glaubensstreitigkeiten beschäftigte, war daher lange für die Kirchenzucht nicht gesorgt worden. Diesen Mangel, der selbst bey dem Clerus sichtbar wurde, zu ersetzen, ließ der Kaiser Justinianus der Zweyte im Jahr 692. eine oekumenische Synode zu Constantinopel halten, welche als Ergänzung der fünften und sechsten von diesen Synoden, *σύνδος πεντέκτη*, Synodus quini-sexta, ingleichen Trullana von dem gewölbten Dache (*τεῦλλον*) des kaiserlichen Palastes, worinne die Bischöfe zusammen kamen, genannt wurde. Auch hier erneuerte man, in Absicht auf den Clerus, fast nur die Synodalgesetze des vierten und fünften Jahrhunderts, unter andern auch die sogenannten Apostolischen; zum Beispiel diese, daß kein Clericus eine

Schente halten, Geld auf Zinsen ausleihen, mit den Juden in einige Verbindung treten, für Geld geweiht werden, Pferderennen oder Schauspielen zusehen; oder bey Hochzeiten bleiben sollte, so bald die Tänzer austräten; und dergleichen mehr. (Concil. Quinisext. c. 9. 10. 11. 22. 24. p. 1664. 1q. ap. Harduin. T. III.) Doch zeichnet sich diese Synode selbst durch die Aufrechthaltung mancher alten Kirchengesetze, zum Theil auch den Rang der Bischöfe und die Ehe des Clerus betreffender, auf eine solche Art aus, daß ihre Schlüsse deswegen nicht sämmtlich in der Römischen Kirche angenommen worden sind.

Zahlreicher sind in diesen Zeiten die abendländischen Kirchenverordnungen über die Obliegenheiten des Clerus: und darunter auch manche von einer neuen Art. Die Synode zu Rheims gegen das J. 630. befahl, daß die Bischöfe Nachforschungen über die Ketzer im Fränkischen Reiche anstellen, und sie zum Katholischen Glauben zurückbringen sollten. (c. 4. p. 572 T. III. Hard.) Sie sollten auch den Kirchensbann nicht übereilt aussprechen; wem aber dieses widerführe, könne sich an eine Synode wenden. (c. 5. l. c.) Es wird ihnen außerdem verboten, weder die Leibeigenen der Kirche, noch andere Besitzungen derselben zu verkaufen; (c. 13. pag. 573.) und die Kirchengefäße nur alsdann zu zerbrechen erlaubt, wenn es zur Loskaufung von Gefangenen nöthig ist. (c. 22. p. 574.)

Auf der vierten Synode zu Toledo im Jahr 633. beschlossen zwey und sechszig Spanische Bischöfe, welche ihr König Sisenand versammelt hatte, daß künftig alle Verschiedenheit des Gottesdienstes in ihren Gemeinen aufhören, und jährlich eine Synode von ihnen gehalten werden sollte; doch nur
als

alsdann eine allgemeine, wenn Glaubensstreitigkeiten vorkämen. (c. 2. 3. 4. p. 579. l. c.) Weil manche Bischöfe und andere vom Clerus bisher ärgerlich gelebt hätten: so sollte jeder von ihnen stets einen bewährten Zeugen seines Lebens bey sich haben; eben zur Vermeidung von Fehlritten, sollten alle jüngern Cleriker unter der Aufsicht eines ehrwürdigen Ältesten beysammen wohnen. (c. 22—24. p. 585. sq.) Ein Cleriker von jedem Range, der einen Zauberer oder Wahrsager um Rath fragt, soll beständige Buße in einem Kloster thun. (c. 29. p. 586.) Wenn, wie es öfters geschah, die Könige den Bischöfen die Untersuchung über Majestätsverbrecher auftragen: so sollen sie dieses nur mit der Bedingung annehmen, daß den Verbrechern eidlich das Leben versprochen werde, weil doch die Priester ein Amt des Heils verwalten: und ein Bischof, der es ohne diese Bedingung übernimmt, soll an dem vergossenen Blute vor Christo schuldig seyn, auch seine Stelle verlieren. (c. 31. p. 587.) Ueberhaupt sollen die Bischöfe das Volk schützen, und wenn ihre Erinnerungen bey den Obrigkeiten, welche die Armen unterdrücken, nichts helfen, dem Könige selbst solches anzeigen. (l. c. cap. 32.) Ein Cleriker, der bey irgend einem Aufstande die Waffen ergreift, soll lebenslang im Kloster Buße thun; und derjenige, welcher Gräber zerstört, (worauf die bürgerlichen Geseze die Todesstrafe verordnen,) soll wenigstens abgesetzt werden, und eine dreyjährige Buße beobachten. (l. c. c. 45. 46.) — Eine andere auch zu Toledo im Jahr 675. gehaltene Synode bedrohte die Bischöfe, welche die Frauen, Töchter, oder andere Anverwandtinnen der Großen auf irgend eine Art mißhandeln würden, mit der Absetzung und dem Kirchenbanne; doch sollten sie am Ende des Lebens wieder in die kirchliche Gemeinschaft

426 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. N. 605 bis 614 aufgenommen werden. (Concil. Tolet. XL c. 5. pag. 1026.) Sie wiederholte zugleich den Schluß, der schon ehemals daselbst gefaßt worden war, (Conc. Tolet. VIII. c. 8. p. 963. sq.) daß alle Cleriker etwas Gelehrsamkeit haben, und die heilige Schrift lesen, auch, wo nöthig, dazu gezwungen werden sollten. (c. 2. p. 1024.)

Um diese Zeit lebte in England der berühmte Erzbischof von Canterbury, Theodorus, der, wie man oben (S. 44.) gelesen hat, die Gelehrsamkeit unter dem dortigen Clerus glücklich ausbreitete: zwar ein Grieche; aber zu Rom so viele Jahre hindurch in der Ergebenheit gegen diese Kirche genährt, daß er auch die völlige Uebereinstimmung der Angelsächsischen mit derselben größtentheils bewirkte. Seine Kirchengesetze beweisen dieses ebenfalls; ob er gleich darinne öfters die Mäßigung angebracht hat, mehr die Griechischen und Römischen Gebräuche neben einander zu stellen, als die letztern allein vorzuschreiben. (Theodori Cantuar. Capitula selecta in Luc. Dachery Spicileg. seu Collect. vett. aliquot Scriptt. T. I. p. 486. sq. Paris. 1723. fol. et in Harduin. Actis Concill. T. III. p. 1770. sq.) Unterdessen erklärt er sich doch darinne entscheidend genug, daß diejenigen, welche von solchen Bischöfen der Schotten und Britten geweiht worden sind, die mit der Katholischen Kirche in Ansehung des Osterfestes und der Priesterschur (tonsur) nicht übereinstimmen, von einem Katholischen Bischof durch Händeauflegen bestätigt werden sollen. (c. 80.) Er will daher auch jeden Bischof und Aeltesten abgesetzt wissen, der das Osterfest vor der Frühlingsnachtgleiche feiert. (c. 93.) Nach seiner Meinung kann ein Verschnittener, der es durch anderer Nachstellungen, oder in einer Verfolgung geworden, oder es von Natur ist, wenn er sonst die nöthige Fähigkeit

higkeit hat, gar wohl Bischof werden; wer sich aber selbst entmannt hat, kann gar keine Stelle im Clerus erhalten, und muß drey Jahre unter dem Kirchenbanne bleiben. (c. 97.) Ein Bischof oder anderer Cleriker, der im Suren, Meineyd oder Diebstahl betroffen wird, soll abgesetzt; aber nicht auch mit dem Kirchenbanne belegt werden, weil die Schrift sage, Gott strafe einen nicht zweymal. (c. 98.) Dagegen verordnete eine Synode zu Berghamsted in England vom Jahr 697. daß ein Priester, der einen Ehebruch begangen; aber seine Taufe nicht boshaft aufgeschoben habe, auch der Trunkenheit nicht ergeben sey, sein Amt beybehalten sollte. (c. 7. p. 1819. l. c.) Wiederum setzte der Römische Bischof Gregorius der Dritte gegen die Mitte des achten Jahrhunderts fest, daß ein Bischof, der Surerey verübt habe, nach einer gemilderten Entscheidung sieben Jahre; ein Priester in diesem Falle fünf, ein Kirchendiener vier, ein Unterkirchendiener drey; ein Clerikus oder Late aber zwey Jahre Buße thun sollte. Hat er die Unzucht mit einer Nonne begangen: so soll die Buße des Bischofs auf zehn, des Priesters auf sieben Jahre, und so weiter auch bey den übrigen, verstärkt werden. (Gregor. III. Iudicia, l. c. p. 1872.)

Karlmann, Herzog der Franken, der gleich darauf nebst seinem Bruder Pipin über das Fränkische Reich regierte, ahmte seinem Vater Karl Martel in dem Ansehen nach, welches sich dieser über den Clerus zu geben gewußt hatte. Auf einer Kirchenversammlung in Ostfranken, die er im Jahr 742. halten ließ, verbot er schlechterdings allen Clerikern, (servis Dei) Waffen zu tragen, zum Kriegsheere und wider den Feind zu ziehen; diejenigen ausgenommen, welche zum Feldgottesdienste und zur Tragung der

F. n.
E. S.
605
814
der Reliquien (*sanctorum patrocinia*) durchaus notwendig waren. Auch untersagte er ihnen das Jagen und Herumstreichen mit Hunden; ingleichen den Gebrauch von Habichten und Falken zu dieser Absicht. (Concil. German. c. 3. p. 1920. l. c.) Er ließ eben daselbst die Verordnung ergehen, daß jeder Bischof, unter Beystande des königlichen Richters, oder Grafen, die Ueberbleibsale des Heidenthums in seinem Kirchensprengel ausrotten sollte; (c. 5.) wie solches bereits oben (S. 206.) umständlich angezeigt worden ist. Noch wurde auf eben dieser Synode beschloffen, (c. 6.) daß jeder Cleriker, der in Unzucht fallen würde, bey Wasser und Brodt im Gefängnisse Buße thun sollte; ein geweihter Priester zwey Jahre lang, nachdem er vorher aufs heftigste gezeißelt worden; (*flagellatus et excoriatus*) auch könne der Bischof seine Strafe noch schärfen; ein geringerer Clerikus aber, nach dreymaligem Geißeln, ein Jahr hindurch. Diese Schlüsse ließ Karlmann im folgenden Jahr 743. auf einer andern Synode bestätigen. (Concil. Liptin. l. c. p. 1921.) Ohngefähr gleichen Inhalts waren diejenigen, welche sein Bruder Pipin auf der Kirchensammlung zu Soissons im Jahr 744. unter seinem Vorsitze abfassen ließ. (Concil. Sueffion. l. c. p. 1931. sq.) Um das Jahr 752. verbot Pipin auf einer Synode den ohne Gemeinde herumerschweifenden Bischöfen, Priester zu weihen, und allen Clerikern, Waffen zu tragen; (in Baluz. Capit. T. I. p. 162.) und im J. 755. daß sie von ihrer Gemeinde zu keiner andern übergehen, auch sich in keine weltliche Geschäfte mischen sollten. (ib. p. 173. 174.)

Mit diesen Synodalverordnungen, welche Karlmann und Pipin ausfertigen ließen, fängt sich überhaupt die Reihe der wichtigen Kirchengesetze an, die sich

sich von den Karolingischen Fürsten herschreiben. Unter dem allgemeinen Namen Capitularia, welcher den Gesetzen der Fränkischen Könige aus den beiden ersten regierenden Häusern beigelegt wird, sind auch diese begriffen. Sie wurden von jenen Fürsten entworfen; aber den Bischöfen und weltlichen Großen zu ihrer Einwilligung und Unterschrift vorgelegt. Ein Theil derselben ist aus ältern Synodalschlüssen gezogen; andere sind aus dem Gurbefinden der Könige und den Bedürfnissen ihrer Zeit geflossen. Die Bekanntmachung und Vollstreckung derselben übertrugen sie theils, so weit sie kirchlichen Inhalts waren, den Bischöfen; theils den Grafen, und besonders auch ihren bevollmächtigten Commissarien. (Missi.) Nicht allein ihr Clerus richtete sich nach diesen Gesetzen; sondern selbst die Römischen Bischöfe gehorchten denselben, seitdem die Fränkische Oberherrschaft sich auch über Rom verbreitete. Die Gültigkeit der Capitularien dauerte im Ostfränkischen oder jezigen Deutschen Reiche bis ins zehnte Jahrhundert; im Westfränkischen oder Französischen noch viel länger. Sie sind eines der vornehmsten Denkmäler von der gesetzgebenden Macht der gedachten Fürsten in Kirchenangelegenheiten, und von der Unterwürfigkeit des Clerus gegen dieselben. Sammlungen derselben sind bereits im neunten Jahrhunderte von dem Abte Ansegis, allem Ansehen nach in Westfranken, und vom Benedikt, einem Cleriker zu Maynz, veranstaltet worden. In den neuern Zeiten sind sie von einigen Gelehrten herausgegeben worden; welche aber Stephan Baluze alle an Vollständigkeit, Genauigkeit und vortreflichen Erläuterungen weit übertroffen hat. Seine bisher oft angeführte Ausgabe (Paris, 1677. zwey Bände in Folio) enthält, nach einer langen sehr lehrreichen Vorrede über die Geschichte der Capitularien, sowohl

J. n.
C. G.
605
bis
814.

450 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

J. n.
E. G.
605
bis
814 sowohl nach der Zeitordnung und Folge der Könige, bis zum Jahr 867. als nach den erstgenannten beiden Sammlungen; außerdem noch Marculfs und eine Menge anderer Formeln; alles mit Anmerkungen von Pithou, Sirmond, Bignon und Baluze begleitet. Diese Ausgabe ist zwar zu Venedig im J. 1772. in Folio nachgedruckt; aber bloß mit Franz de Rove schätzbarem, und vorher schon zu Leipzig besonders wieder gedrucktem Buche de Missis dominicalis vermehrt worden. Dagegen hat sie Peter de Chintac zu Paris im Jahr 1780. nicht nur in einem neuen prächtigen Abdrucke von zwei Foliobänden wiederholt, und viele beträchtliche Vermehrungen und Berichtigungen beigefügt, von denen Baluze selbst nicht wenige gesammelt hatte; sondern auch in den folgenden Bänden, (welche, so viel ich weiß, noch nicht erschienen sind,) wichtige Ergänzungen und urkundliche Fortsetzungen für die Französische Gesetzgebung bis in die spätern Jahrhunderte, versprochen.

Karl der Große, von dem allein mehr Gesetze vorhanden sind, als von allen vorhergehenden und nachfolgenden Fränkischen Königen bis auf Hugo Capet, am Ende des zehnten Jahrhunderts, (in Baluz. Capit. T. I. p. 189 – 548. und daraus in Georgisch. Corp. Iuris Germ. antiqui, p. 535 – 808.) hat zwar auch viele ältere Kirchenverordnungen der Fürsten und Synoden nur bestätigt; allein, da er mehr, als ein anderer Regent dieser Jahrhunderte, den Clerus zu reformiren suchte, hat er schärfere Untersuchungen über denselben angestellt, und ihm die nachdrücklichsten Vorschriften gegeben. Wenn er demselben nicht bloß befohl; sondern ihn auch öfters ermahnte, ja wohl gar bat: so that er es mit allem Nachdrucke eines Fürsten, der Gehorsam erwartet. So bat er die Bischöfe im
Jahr

Jahr 789., daß sie ja recht wachsam und fleißig das Volk auf die Weide des ewigen Lebens führen, und die irrenden Schaafte durch ihr Beyspiel und ihre Erinnerung innerhalb der Mauern der kirchlichen Festigkeit zurückbringen möchten. Er habe deswegen, setzt er hinzu, einige Bevollmächtigte abgeschickt, die nebst ihnen die nöthigen Verbesserungen anbringen sollten; auch aus den alten Kirchengesetzen einige, deren sie bedürften, beygefügt. Keiner von ihnen möchte diese Ermahnungen vor eine Anmaaßung halten; denn auch der König Josias, dem er übrigens an Heiligkeit nicht gleich komme, habe der Gottesverehrung in seinem Reiche durch Herumreisen, Verbessern und Ermahnen aufgeholfen. (Capitul. Aquisgr. seu l. anni 789. p. 209. sq. ap. Baluz. l. c.) Im Jahr 802. ließ Karl eine Anzahl vornehmer Männer geistlichen und weltlichen Standes in seinem ganzen Reiche herumreisen, um nicht allein die ihnen mitgegebenen Gesetze bekannt zu machen; sondern ihm auch die entdeckten Mißbräuche zur Abstellung zu melden, und überall Gerechtigkeit und Ordnung aufrecht zu erhalten. (Capit. l. a. 802, sive Capitula data Missis dominicis, p. 363. sq. l. c.) Unter andern bekamen sie von ihm den Auftrag, alle seine geistliche und weltliche Unterthanen ihm, als Kaiser, den Eid der Treue schwören zu lassen, nachdem ihnen vorher erklärt worden wäre, wie viel dieser Eid zu bedeuten habe. (c. 2. l. c.) Den Bischöfen und Priestern sollten sie einschärfen, nach den Kirchengesetzen zu leben, und auch andere darnach zu unterrichten; (c. 10. p. 365.) und den Bischöfen insonderheit, daß sie nicht herrschsüchtig und tyrannisch, sondern mit Achtung und Sorgfalt ihren Untergebenen vorstehen möchten. (c. 11. l. c.) Allen Mitgliedern des Clerus ließ er die Jagd, bey Strafe der Absetzung, verbieten, (c. 19. p. 369.) wie er schon

F. n.
E. G.
605
bis
814.

432 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

Im Jahr 769. gethan hatte. (Capitul. I. c. 3. p. 191. l. c.) Damals hatte er auch bereits verordnet, daß jeder Bischof seinen Sprengel jährlich einmal durchreisen, die Gemeinen darinne unterrichten, und den heydnischen Aberglauben ausrotten sollte. (c. 7. pag. 193.) Indem er dieses im Jahr 813. wiederholte, (Capit. I. a. 813. c. 16. p. 504.) befohl er, daß die Bischöfe dasjenige, was sie bey ihrer Durchreise nicht selbst verbessern könnten, vor das nächste öffentliche Gericht bringen sollten. Auch wenn ein Metropolitane mit den Bischöfen seiner Provinz gewisse Streitigkeiten nicht beylegen konnte, sollte er ihm Bericht davon erstatten. (Capitul. Francof. 4. p. 264. l. c.) Weil er gehört hatte, daß manche, bloß um den Kriegs- und andern königlichen Diensten zu entgehen, oder aus Habsucht, sich in den Clerus (ad servitium Dei) begäben: so verbot er, (Capitul. II. 2. 805. c. 15. pag. 427.) daß ohne seine Erlaubniß kein freyer Mann in diesen Stand treten sollte. Ansehen und Ehrerbietung behielt er den Bischöfen genug vor; selbst Gehorsam wollte er ihnen von seinen Grafen, oder königlichen Richtern, geleistet wissen; (Capitulare I. a. 813. c. 10. p. 503.) es versteht sich, daß hier von Entscheidungen kirchlicher Händel, oder von schiedsrichterlichen Aussprüchen der Bischöfe die Rede ist. Aber desto öfterer erinnerte er die Bischöfe und übrigen Cleriker an ihre Pflichten. (Capitul. I. incerti anni, c. 26-29. p. 517. l. c. &c.) Er machte sich auch bisweilen über die ärgerlichen Fehler der Bischöfe zu ihrer öffentlichen Beschämung lustig. Beispiele davon hat zwar ebenfalls nur jener unbekannte Schriftsteller gesammelt, der in den Augen vieler nicht mehr als ein fabelhafter Anekdotenfrämer ist, und durch einige seiner Erzählungen auch diesen Verdacht auf sich zieht; wie eben derselbe überhaupt von Karls des
Groß

Großen Geschichte, die er verspricht, sehr wenig, und desto mehr von sonderbaren und lächerlichen Aus-
 tritten, an seinem Hofe, ingleichen von schlechten Ei-
 genschaften und Handlungen der Bischöfe, beybringt; bis
 allein vieles so umständlich und wahrscheinlich, den
 Sitten jener Zeit gemäß, von der er nicht weit ent-
 fernt lebte; berichtet, daß man ihn eben darum mit
 Prüfung gebrauchen kann, weil andere geistliche Chro-
 nistenschreiber dieser Jahrhunderte sich wohl in Acht
 genommen haben, dergleichen Begebenheiten aufzu-
 zeichnen. Daß er aus mündlichen Erzählungen ge-
 schöpft haben mag, die durch allerhand Zusätze gegan-
 gen waren, kann immer zugegeben werden. Unter
 andern gehört die Geschichte eines Bischofs hieher,
 den er als äußerst eitel, und nach allerley kostbarem
 Tand begierig, abschildert. (Monach. Sangallens. de
 gestis Caroli M. L. I. c. 18. p. 62. sq. ap. Canis. l. c.)
 Karl, schreibt er, der diesen Bischof ganz durchschaue-
 te, bediente sich eines Juden, welcher oft nach Pala-
 stina reiste, und von daher viele Seltenheiten von
 großem Werthe mitbrachte, um ihn zu betrügen oder
 zu verspotten. Der Jude balsamirte eine Maus mit
 vielen Gewürzen dergestalt ein, daß sie ganz unkennt-
 lich wurde, und bot sie darauf dem Bischof als ein
 äußerst kostbares, bisher noch nie gesehenes Thier zum
 Kauf an. Voll Freude erklärte sich dieser, daß er
 drey Pfund Silbers dafür zahlen wolle. Allein der
 Jude verwarf einen so geringen Preis; und bekam end-
 lich zwanzig Pfund. Diese trug er Karln hin, der
 sie vor sich legen ließ, und es den versammelten Bischö-
 fen der Provinz vorwarf, daß einer von ihnen, an
 Statt mildthätig gegen die Armen zu seyn, für eine
 Nichtswürdigkeit so viel Geld hingebe. Der Schuldige
 bekannte knieend vor dem Könige seinen Fehler, und er-
 hielt, nach einem scharfem Verweise, dessen Verzeihung.

J. H.
E. G.
605
bis
814. &

J. n. 605
 814.

Niemals aber drückte sich Karl ernstlicher über die heftigen Leidenschaften und Vergehungen seines Clerus aus, als in den Vorschriften, welche er im Jahr 811. seinen Bevollmächtigten, die er in dem Reiche herumreisen ließ, mitgab. (Capitulare II. a. 811. c. 2. pag. 479. sq) „Man frage die Bischöfe und Aebte, sagt er darinne; sie mögen uns selbst offenbaren, wie sie eigentlich leben sollen, damit wir urtheilen können, welchem von ihnen wir entweder ein Gut, oder sonst etwas Zurückgehaltenes anvertrauen dürfen; und damit wir wissen mögen, wie weit jeder von ihnen sich in weltliche Geschäfte zu mischen befugt sey; oder was eigentlich für diejenigen gehöre, welche Hirten der Kirche und Väter der Klöster heißen und seyn sollen; damit wir nichts von ihnen verlangen, als was ihnen zu thun erlaubt ist, und damit auch keiner unter ihnen etwas von uns begehre, morein wir nicht willigen dürfen.“ — Ferner: „Wir wollen auch diese Kirchenvorsteher selbst, welche die heil. Schrift nicht allein lernen, sondern auch andere lehren sollen, fragen, wer diejenigen sind, von welchen der Apostel redet: Seyd meine Nachahmer! oder derjenige, von welchem eben derselbe sagt: Kein Kriegermann Gottes verwickelt sich in weltliche Dinge; (2 Timoth. C. II. v. 4.) oder wie man den Aposteln nachahmen, oder Gott Kriegsdienste leisten müsse?“ — Weiter: „Man frage sie, daß sie uns wahrhaftig melden, was es bey ihnen heiße, die Welt verlassen? oder woran man diejenigen, welche die Welt verlassen haben, von denen unterscheiden könne, welche ihr noch anhangen? ob bloß daran, daß sie keine Waffen tragen? oder nicht öffentlich in der Ehe leben?“ — Man frage sie auch, fährt der Kaiser fort, ob derjenige die Welt verlassen habe, der, täglich seine Besitzungen durch jede Kunst zu vermehren, nicht aufhört, in-

Indem er bald die Seeligkeit des himmlischen Reichs verspricht, bald die ewigen Strafen der Hölle droht, und im Namen Gottes, oder irgend eines Heiligen, sowohl den Reichen als Armen, welche einfältigern Verstandes, ungelehrt und unvorsichtig sind, des Ihrigen beraubt, ihre rechtmäßigen Erben enterbt, und dadurch die meisten wegen der Armuth, in welche sie auf diese Art gestürzt worden sind, zwingt, Verbrechen zu begehen, so daß sie gleichsam nothwendig Diebe und Straßenräuber werden, weil ihnen ihre väterliche Erbschaft von andern entrisSEN worden ist? — Man sollte sie noch weiter, auf Karls Befehl, fragen, wie denn derjenige die Welt verlassen habe, der voll Begierde, anderer Besitzungen an sich zu ziehen, die Menschen zum Meineyd und zu falschen Zeugnissen erkaufte; und sich nicht nach einem gerechten und gottesfürchtigen, sondern nach einem grausamen, habfüchtigen, den Meineyd gering schätzenden Vogt oder Vorsteher umsieht; der überhaupt nur darauf bedacht ist, nicht wie, sondern wie viel er erwerben könne? — „Was soll man von denen sagen, setzt Karl hinzu, welche, gleichsam aus Liebe zu Gott und den Heiligen, die Gebeine und Reliquien derselben von einem Orte zum andern versetzen, daselbst neue Kirchen erbauen, und so viele sie nur können, inständig ermahnen, ihr Vermögen an dieselben zu schenken? Diese Leute glauben, sich ein Verdienst bey Gott zu erwerben; und es geschieht doch offenbar nur, damit ihr Vermögen an andere komme.“ Es werden den Clerikern noch andere Vorwürfe in diesen kaiserlichen Verhaltensbefehlen gemacht; wie zum Beispiel, daß sie zwar nicht Weltliche genannt werden wollten; aber doch bewaffnet einhergiengen, und alles Eigene bezubehalten suchten; daß sie ihre Taufversprechungen und Entsayungen nicht beobachteten, und

die Bischöfe nur nach solchen Clerikern, die gut singen und lesen könnten, nicht aber, die wohlgesittet waren, trachteten.

F. n.
E. G.
605
bis
814.

Diese Schilderungen von der fortbauernben Sabsucht des Clerus, und den zum Theil niedrigen Mitteln, sie zu befriedigen, können weit weniger des Uebertriebenen beschuldigt werden, als die Nachrichten der Geschichtschreiber. Auch sah sich Karl genöthigt, durch ein besonderes Gesetz zu verordnen, daß kein Cleriker sich unterstehen sollte, von solchen Personen Güter anzunehmen, deren Kinder und Anverwandte durch eine so unbesonnene Schenkung von ihrem eigenen Vermögen enterbt würden. (Capitull. L. I. c. 89. p. 513.) Selbst die Kirchenversammlung zu Chalons an der Saone im Jahr 813. mußte sich der Gierigkeit vieler ihrer Mitbrüder entgegen stellen. „Man giebt einigen Brüdern Schuld, sagt sie, (Concil. Cabilon. II. c. 6. 7. p. 1033. ap. Hard. T. IV.) daß sie aus Geldgeiz die Menschen überreden, der Welt zu entsagen, und ihr Vermögen der Kirche zu schenken; aber eine solche Denkungsart muß völlig aus allen Gemüthern ausgerottet werden. Denn der Priester soll nach dem Heil der Seelen, nicht nach irdischem Gewinn, streben; indem die Gläubigen nicht gezwungen, noch hintergangen werden dürfen, um das Ihrige zu verschenken. Denn eine Gabe muß freywillig seyn, wie die Schrift sagt: Ich will dir freywillig opfern. Die heilige Kirche aber darf nicht allein die Gläubigen nicht berauben; sondern sie muß vielmehr den Dürstigen bestehen, damit die Schwachen, Armen, Wittwen, Waisen und übrigen Nothleidenden, von ihr, als einer frommen Mutter, und allgemeinen Regentinn, Hülfe empfangen; weil die Güter der Kirche, deren sich die Bischöfe nicht als eigener, sondern als ihnen an-

ver.

vertraueter bedienen sollen, der Auslösungspreis von Sünden, das Eigenthum der Armen; und der Sold gemeinschaftlich lebender Brüder sind. 605
Daher verordnet die heilige Versammlung, daß die Bischöfe oder Aebte, welche nicht zum Nutzen der 814
Seelen, sondern aus Geldbegierde und schändlicher Gewinnsucht, allerhand Leute überlistet und geschoren, ihr Vermögen durch eine solche Ueberredung nicht sowohl erhalten, als geraubt haben, eine kirchliche Büßung übernehmen sollten. Diejenigen aber, welche, durch eitle Versprechungen gelockt, oder durch allerhand Kunstgriffe überredet, den Gebrauch ihres Verstandes verloren, und, indem sie nicht gewußt haben, Herren ihres Vermögens zu seyn, sich das Haar haben abscheeren lassen, sollen auch gezwungen werden, in dem Angefangenen zu beharren. Solche Güter, welche von Verführten und Nachlässigen geschenkt, von Geldbegierigen aber geraubt worden sind, sollen den Erben zurückgegeben werden, welche durch den Unsinn ihrer Eltern, und durch die Habsucht anderer, enterbt werden sollten. Wenn jedoch, ohne Vorwissen der Bischöfe und Aebte, ihre Diener im Clerus, dergleichen Vergehen begangen hätten: so sollten jene nach ihrer Sorglosigkeit, diese nach ihrer Raubbegierde beurtheilt werden.“

Man erachtet unterdessen leicht, daß, ohngeachtet solcher Verordnungen, die Reichthümer der Kirche, höchstens nur bisweilen durch eine außerordentliche Anstalt oder Begebenheit in Abnahme gerathen, übrigens aber stets gestiegen seyn mögen. Selbst die eben angeführten Synodalschlüsse zeigen die unveränderlich wirklichen Ursachen der zunehmenden Bereicherung der Kirche. Die Christen glaubten dadurch ein Lösegeld für ihre Sünden hinzugeben; die schuldtige

Unterstützung der Armen zu leisten, und auch vielen
 J. n. dürftigern vom Clerus Unterhalt und Aufmunterung
 E. G. zu verschaffen. Dazu kam, daß sie doch bey nicht we-
 605 bis nigen Bischöfen und andern Clerikern eine gute An-
 814 wendung dieser Schätze sahen; daß die herrlichen Aus-
 schmückungen der Kirchen, die nur durch so unermess-
 liche Geschenke möglich wurden, ihrer frommen Eitel-
 keit und Einbildungskraft schmeichelten. Schon die
 gewöhnliche Vorstellung dieser und der nächstvorherge-
 henden Jahrhunderte, daß es Gott und Christus selbst
 sey, der die Geschenke empfangen, welche den Kirchen
 gemacht wurden, (Capitul. VIII. a. 803. p. 407. &c.)
 mußte diese kirchliche Freygebigkeit unbeschreiblich be-
 fördern. Und es ist hier noch nicht von einer Menge
 einzelner Reizungen zu dieser Freygebigkeit, auch nicht
 von den ganz eigenen Gründen die Rede, aus welchen
 man den Klöstern überfließende Wohlthaten schuldig
 zu seyn glaubte. Die mächtigste von allen diesen
 Triebfedern war ohne Zweifel die Versicherung, wel-
 che sich alle Christen eingeprägt hatten, daß man, durch
 Verschenkung seiner Güter an Kirchen und Klöster,
 bey Gott die Schuld und Strafe seiner Sünden ab-
 kaufe. Obgleich Salvianus dieses schon im fünften
 Jahrhunderte sehr nachdrücklich empfohlen hatte, wie
 der Auszug aus seinem Buche (Zh. XVI. S. 423. fg.)
 gelehrt hat; so darf doch die berühmte Stelle des Eli-
 gius, Bischofs zu Noyon, um die Mitte des sechs-
 ten Jahrhunderts, unter vielen andern ähnlichen, auch
 hier nicht vorbeigelassen werden. Wenn er, sagt der
 Verfasser seiner Lebensbeschreibung, (Vita S. Eligii,
 Episc. Noviomens. L. II. c. 15. pag. 97. in Dachery
 Spicilegio, Tom. II. ed. nov.) das Volk täglich zur
 Gottseeligkeit ermahnte, (und man muß gestehen, daß
 darunter viel Wahres und Schriftmäßiges vorkommt:)
 so sagte er auch zu demselben: „Kaufet eure Sees-
 len

len von der Strafe loß, so lange ihr die Mittel dazu noch in eurer Gewalt habt! gebt Almosen nach euren Kräften! haltet Friede und Liebe! vereinigt die Uneinigen mit einander! flieht die Lüge! entsetzt euch vor dem Meineyd! legt kein falsches Zeugniß ab! stiehlt nicht! bringe den Kirchen eure Gaben und Zehnten dar! zündet nach eurem Vermögen Lichter an den heiligen Vertern an! lernt das Glaubensbekenntniß und das Vater Unser auswendig, und flößt es auch euren Söhnen ein! belehrt und züchtigt nicht weniger die Söhne, die ihr aus der Taufe gehoben habt, damit sie immer in der Furcht des Herrn leben!“ — und nach mehreren solcher Pflichten, setzt er endlich hinzu: „Wenn ihr dieses beobachtet; so werdet ihr sicher am Tage des Gerichts vor den Richterstuhl des ewigen Richters kommen und sagen: Gieb uns, Herr! weil wir dir gegeben haben! erbarme dich unserer, weil wir Barmherzigkeit ausgeübt haben! wir haben erfüllt, was du befohlen hast; ertheile uns auch, was du versprochen hast!“ — Dieser Eligius war in seinen jüngern Jahren ein sehr geschickter Goldschmidt. Da er viele Kirchen und Klöster erbauete: so wandte er auch seine Kunst dazu an, in jenen bewundernswürdig schöne Grabmähler der Heiligen von Marmor, Gold, Silber und Edelgesteinen zu errichten; er scheint selbst in der Baukunst und Bildhauerkunst geübt gewesen zu seyn. (L. c. L. I. c. 32. p. 87.) Anfänglich glänzten an seinen Kleidern Selde, Gold und Edelgesteine; (wie es überhaupt nichts Seltenes war, daß die Bischöfe in ihren Kleidungen, Geräthschaften und Mahlzeiten eine fürstliche Pracht blicken ließen; sie, welche man schon längst Fürsten der Kirche zu nennen pflegte;) nachher aber schenkte er so viel von seinen Einkünften an die Armen, daß er selbst fast wie ein Bettler bekleidet gieng, und

Aber König Dagobert ihm daher bisweilen sein eigenes Kleid zu tragen gab. (l. c. c. 12. p. 82.) Er wurde ein sehr verehrter Wunderthäter und Heiliger bis der Westfranken, und starb im Jahr 659., oder et- 814. was später.

Es gewinnt völlig das Ansehen, daß der Zuwachs der kirchlichen Güter in den Abendländern ungleich stärker gewesen sey, als in den morgenländischen Gemeinen. Hier hemmten denselben die großen Eroberungen der Araber; man sieht daselbst überhaupt keine solche fürstliche Prälaten emporsteigen, wie in dem westlichen Europa; auch die Kirchengesetze, welche jenes Vermögen betreffen, sind dort weit seltener. Ein Hauptunterscheid, daß die Griechen nicht wie die Abendländer glaubten, die Klöster möglichst bereichern zu müssen; sondern sie, nach ihrer ersten Bestimmung, der Handarbeit und dem nothdürftigen Unterhalte ihrer Bewohner größtentheils überließen, muß hier auch in Anschlag gebracht werden. Die kirchlichen Einkünfte waren darum in den Morgenländern nichts weniger als gering: und sie vermehrten sich auch noch immer. Die meisten vorhin angezeigten Quellen derselben flossen daselbst ungehindert fort. Mit den fast jährlich neuerbaueten Kirchen wurde auch ihr gleichsam geweihter Grund und Boden, von selbst erweitert. Das göttliche Recht der Zehnten war von den Griechischen Lehrern noch früher als von den abendländischen eingeprägt worden. Ueberhaupt aber konnten die Erbschaften oder Vermächtnisse, welche Gott und Christo in der Griechischen Kirche hinterlassen wurden, nicht mehr begünstigt werden, als es bereits Justinianus (Ehr. Rgesch. Th. XVI. S. 405. fg.) gethan hatte.

Wäre den Sächsischen Bisthümern, welche Karl der Große angelegt hat, wirklich ein so unge-

geheurer Kirchensprengel angewiesen worden, als man
 che oben (S. 276. fg.) angeführte, aber zweifelhafte,
 Urkunden vorgeben: so würden sie allerdings sehr reich
 geworden seyn; gesetzt auch, daß man die Sächsischen bis
 länder damals lange so angebauet und einträglich nicht
 annehmen kann, als die Fränkischen. Genug, daß
 Karl, durch die allgemeine Anordnung des an die Kir-
 chen seines großen Reichs zu zahlenden Zehnten, für
 ihre Einkünfte überaus freigebig gesorgt hat. In ei-
 ner vor ihm im Jahr 779. gehaltenen Versammlung
 von Bischöfen, Aebten und Grafen, wurde ausge-
 macht, (Capit. a. 789. c. 13. p. 197. ap. Baluz. T. I.)
 daß man den Kirchen sowohl den Zehnten als den
 neunten Theil, (Nonae, wo dieser nemlich gebräuch-
 lich war,) auch von den Bauerhöfen mit dazu gehöri-
 gem Acker in ihrem Gebiete, (calatae) ein bestimm-
 tes Geld entrichten, ferner die Zinsen von den Länd-
 renen, welche die Kirchen oft an ihre Wohlthäter wie-
 der verliehen, (precariae) abtragen sollte. Auf der
 Frankfurter Synode vom Jahr 794. wurde der
 Zehnten nicht allein auf jedermann erstreckt; sondern
 auch noch die seltsame Ursache beygefügt: in dem neu-
 lichen Jahre der Hungersnoth sey das nicht abgetra-
 gene Getrende (vacuae annonae) von den bösen Gei-
 stern gefressen worden, deren Vorwürfe man auch ge-
 hört habe. (c. 23. p. 267. l. c.) Selbst von seinen
 eigenen Kammergütern ließ Karl den Zehnten bezah-
 len. (Capitulare de villis Caroli M. c. 6. p. 332. l. a.)
 Auch bestätigte er (Capitul. II. a. 805. c. 23. p. 428.)
 die ältere Vorschrift, daß von dem Zehnten vier Theile
 gemacht werden sollten: der erste für den Bischof; der
 zweyte für die Cleriker; der dritte für die Armen; und
 der letzte zum Bauwesen der Kirche. Daß übrigens
 dieses Verzehnten des Vermögens schon den altchrist-
 lichen Franken, und noch mehr den neubefehrten Sach-
 sen

442 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

sen lästig, ja beynahe unerträglich gefallen sey, hat J. n. Alcuins Beständniß (oben S. 262. fg.) gelehrt. Es E. G. ist wahr, daß eine Synode, die wahrscheinlich um 605 bis das Jahr 650. zu Nantes gehalten worden ist, (in 814. Sirmondi Concill. Galliae, T. III. p. 601. sq. c. 10.) die Priester erinnert, der Zehnten sey hauptsächlich für die Armen bestimmt; ingleichen daß die Synode von Chalons im Jahr 813. verordnet, (c. 19. p. 1035. apud Hard. T. IV.) selbst die Bischöfe und Aebte sollten von ihren Ländereien und Weinbergen den Zehnten an die Kirchen entrichten. Allein er muß doch für viele Landleute und Gegenden sehr drückend gewesen seyn; und Thomassin scheint sich vergebens bemüht zu haben, in die vorgedachten Stellen Alcuins eine Billigung desselben hineinzutragen. (Vetus et nova Eccl. discipl. &c. P. III. L. I. c. 7. p. 18.)

So ungemeine Schätze der Kirchen, das heißt, der Bischöfe, hatten schon seit dem sechsten Jahrhunderte die Begierde mancher Großen gereizt. (Christl. Kgesch. Th. VI. S. 410. fg.) Jetzt kamen auch dringende Bedürfnisse hinzu, wegen welcher sie sich derselben zu bemächtigen suchten: die Kriege der Fränkischen Fürsten mit den Arabern, Frießländern und Sachsen. Karl Martel, der sich in denselben so sehr hervorthat, ergriff zuerst das Mittel, die Kirchengüter in dieser Absicht für den Staat brauchbarer zu machen. Eigentlich hastete, seit den frühern Zeiten der Fränkischen Monarchie, auch auf den liegenden Gründen der Kirche die allgemeine Verbindlichkeit zu Kriegsdiensten: und man hat an einem andern Orte gesehen, (Chr. Kgesch. Th. XVI. S. 345.) daß die Unterthanen der Kirchenländer, wenn sie solche nicht leisteten, Strafe bezahlen mußten. Hierüber hat ein sehr gelehrter Kenner der politischen und kirchlichen Ver-

Verfassung dieser Zeiten, (der Graf von Büat, in dem ohne seinen Namen herausgegebenen Werke: *Les origines, ou l'ancien gouvernement de la France, de l'Allemagne, et de l'Italie*, Tom. I. L. V. c. 6. p. 313. sq. c. 18. p. 360. sq. à la Haye, (eigentlich in Frankreich,) 1757. gr. 12.) eine wahrscheinliche Muthmaassung vorgetragen. Die Kirche, sagt er, unterhielt immer zum Kriegsdienste eine Anzahl freyer Männer, welchen sie an Statt des Soldes Güter auf lebenslang zum Genusse gab. Sie führten den gedachten Namen, weil sie keine Vasallen waren, noch von unbewaffneten Priestern seyn konnten. Die Westfränkischen Bischöfe der Kirchensprengel von Rheims und Rouen sagten dieses nachmals selbst in einem Schreiben an den Ostfränkischen König Ludwig vom Jahr 858. (in *Capitularib. Caroli Calvi*, Tit. XXVII. c. 7. pag. 108. ap. Baluz. l. c. T. II.) „Was die freyen Männer, schreiben sie, welche den Kirchen dienen, von Gott geweihten Gütern, nach der von den Regenten der Kirche selbst gemachten Einrichtung, besitzen, das haben die Nachfolger der Apostel deswegen so veranstaltet, damit, weil sowohl die Gelübde der Gläubigen, als das Uebel, welches die Ungläubigen stiften, zugenommen haben, auch die Kriegsvölker des Reichs zur allgemeinen Beschüzung verstärkt werden möchten. Daher müssen diese Vasallen für ihre Besizungen eben derselben Freyheit genießen, welche den Clerikern in Ansehung der Güter zukommt, von welchen sie leben.“ Daraus, fährt der gedachte Gelehrte fort, erfolgte wahrscheinlich zweyerley: erstlich, daß man dem Clerus die Wahl jener freyen Männer nicht überließ, sondern ihn nöthigte, seine Güter alten Soldaten zu ertheilen, welche man belohnen wollte; das zweyte, daß die Kriegsbefehlshaber, denen die Kirchen, oder vielmehr der Fürst,

444 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F^{n.}
2. G.
605
bis
814. Fürst, die Anführung der freyen Männer anvertraueten, sich daraus Vasallen machten, und sich die Vergebung der Güter selbst anmaasiten, welche dergestalt von der Kirche getrennt wurden. Es ist sogar sehr glaublich, daß die Fürsten selbst sich dergleichen Vasallen gemacht haben; oder vielmehr jene Befehlshaber, welche es bereits waren, ließen sich Kirchengüter geben, welche sie behielten. Diese Trennung genehmigte Karl Martel: und das war sein ganzes Verbrechen. “

Vermuthlich that er aber noch mehr. Da Bonifacius dem Römischen Bischof Zacharias gegen das Jahr 742., mithin gleich nach Karl Martels Tode, (oben S. 202.) gemeldet hat, daß die meisten Bisthümer der Franken mit gierigen Laien, lasterhaften Clerikern und Steuerbedienten, bloß zum Genusse besetzt wären: so sieht man daraus wohl, daß damals nicht bloß Güter der Bisthümer; sondern diese selbst, in den Händen weltlicher Herren gewesen sind. Unter jenem Fürsten sieng die herrschende Gewohnheit an, von der man freylich auch schon weit frühere Beyspiels erblickt hatte, Hofleuten, Staatsbedienten und Befehlshabern von mancherley Art, Bisthümer; und besonders Abteyen, auf lebenszeit mit der Bedingung zum Genusse zu ertheilen, daß sie dafür eine bestimmte Anzahl Soldaten, Pferde oder Geld stellen sollten. Dieser Mißbrauch, der mit dem Nahmen *Commendae Laicorum* bezeichnet wird, hatte mit einer etwas ungewöhnlichen Vertheilung von Bisthümern oder Abteyen, welche erledigt, verwüstet, oder sonst in Verwirrung gebracht waren, auf eine gewisse Zeit an Bischöfe zur Verwaltung, nur den Nahmen gemein. (*Commendae a cominendando.*) Beide Gattungen hat Thomassin (l. c. P. II. L. III. c. 10. 11. p. 269. sq.)

sq.) ausführlich beschrieben. Sehr hoch mußte in der That jener Mißbrauch von Karl Martel getrieben worden seyn, da es die Bischöfe in dem erstgenannten Schreiben (l. c. pag. 109.) einem seiner Nachkommen ins Gesicht sagten, er sey bloß darum ewig verdammt worden, weil er zuerst die Güter der Kirche von ihr getrennt habe. Sie bestätigten auch dieses dadurch, daß ein ehemaliger Bischof von Orleans, Eucherius, während des Votens in die andere Welt entzückt worden sey, und daselbst unter andern den gedachten Fürsten in der untern Hölle gemartert gesehen habe. Auf sein Befragen um die Ursache dieser Strafe, habe der ihn führende Engel geantwortet, er sey nach dem Urtheil der Heiligen, denen er ihre Güter entrißen, nach Leib und Seele zu ewigen Leiden verdammt; er werde selbst für die Sünden aller derer gestraft, welche ihr Vermögen, aus Verehrung und Liebe Gottes, an die Dörter der Heiligen, zu Lichtern beym Gottesdienste, und zum Unterhalte der Knechte Christi und der Armen, als ein Lösegeld für ihre Seelen, hingegeben haben. Nachdem Eucherius wieder zu sich gekommen sey, habe er alles dieses dem heil. Bonifacius, dem Abte Fulrad, und dem obersten Hofkaplan des Königs Pipin, mit dem Merkmal erzählt, daß sie Karls Grab eröffnen möchten, und wenn sie seinen Körper nicht darinne fänden, es vor wahr halten sollten. Bey der Eröffnung sey ein Drache herausgeschossen, und das ganze Grab inwendig so schwarz wie verbrannt befunden worden. Die Bischöfe setzten hinzu, sie hätten dieses von jenen drey Augenzeugen selbst erfahren. Nachdem solches Pipin, Karls Sohn, vernommen, habe er eine Synode zu Liptind halten lassen, auf welcher mit dem Bonifacius ein Gesandter des Apostolischen Stuhls den Vorsitz führte, und so viel er nur konnte, den Kirchen ihre durch sei-

nen

J. n.
E. G.
605
bis
814.

446 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

J. n. 605 bis 814. nen Vater entriffene Güter wiedergegeben. Weil er aber wegen seines Kriegs mit dem Herzoge von Aquitanien nicht alle habe zurückgeben können: so habe er die Bischöfe ersucht, eine neue Einrichtung wegen der übrigen zum Besten der Kirchen zu treffen.

Ohne erst das Märchenhafte, obgleich für jene Zeiten Eindrucksvolle des ersten Theils dieser Erzählung zu bemerken, ist es genug, anzuzeigen, daß auch der zweite Theil nicht alle Richtigkeit hat. Denn es war nicht Pipin, sondern sein Bruder Karlmann, der die ebengenannte Synode im Jahr 743. veranstaltete; wie bereits anderswo (oben S. 207.) bewiesen worden ist. Auf derselben also ließ er den berühmten Schluß abfassen: „Wir setzen, auf den Rath der Knechte Gottes und des christlichen Volks, wegen der bevorstehenden Kriege, und Verfolgungen der angränzenden Nationen, fest, daß wir einen Theil der kirchlichen Einkünfte, zur Unterstützung unsers Kriegsheers, mit Erlaubniß Gottes, auf einige Zeit unter einem gewissen Leihzins, (*sub precario et censu*) mit folgender Bedingung behalten wollen: jährlich soll von jedem Bauerhof (*casata*) ein Schilling (*solidus*), oder zwölf Pfennige an die Kirche oder an das Kloster bezahlt werden; stirbt aber derjenige, dem das Geld verliehen worden ist: so soll die Kirche mit ihrem eigenen Gelde wieder bekleidet werden; auch soll, wenn es die Noth erfordert, und der Fürst befiehlt, der Leihzins erneuert werden. Sollten jedoch die Kirchen oder Klöster, deren Geld solchergestalt verliehen ist, Armuth leiden: so soll ihnen die ganze Besizung zurückgegeben werden. (Concil. Liptin. can. 2. seu Karlomanni Principis Capitul. II. p. 149. sq. ap. Baluz. T. I. ap. Harduin. T. III. p. 1921. sq.) Nicht sowohl das Gesicht, welches Lucherius gehabt haben wollte; als

als vielmehr Pipins gerade auf den Thron loßdringende Entwürfe, zu welchen er den Beystand der Bischöfe nöthig hatte, scheinen, ihn bewogen zu haben, dieser Einrichtung eine für die Kirche etwas vortheilhaftere Gestalt zu geben. Er verordnete unter andern auf einer Synode zu Metz im Jahr 756., (Capitul. Metens. c. 4. p. 178 ap. Baluz. l. c.) daß diejenigen, welche solche geliebene Kirchengüter hätten, schuldig seyn sollten, bey Strafe des Verlustes derselben, nicht allein den Zehnten und Neunten davon zu entrichten; sondern auch die Häuser des Bisthums oder Klosters, zu welchem dieselben gehörten, ausbessern zu lassen. Sein Sohn, Karl der Große, bezeugte sich gegen die Kirchen noch gefälliger. Außerdem daß er die ebengedachte Verfassung bestätigte und zu ihrem Vortheil erweiterte, (Capitulare a. 779. c. 13. p. 197.) überließ er es auch ihrem Willkühr, den Besiß solcher verliehenen Güter nach verflossener Frist zu erneuern, oder nicht; ingleichen neue zu verleihen. (Capitul. VIII. a. 803. p. 411. Capitul. III. incerti anni, c. 3. p. 527.) und begab sich also des Rechts, das er und seine Vorgänger ausgeübt hatten, völlig.

Allein jene Verpflichtung des Clerus im Fränkischen Reiche, Beyträge zu Kriegsdiensten zu leisten, die aus seinen ansehnlichen Ländereyen entstand, hatte noch andere Folgen. Viele Mitglieder desselben, sogar Bischöfe, ergriffen die Waffen; zogen in den Krieg, und verloren darinne entweder das Leben; oder einen Theil ihrer Glieder. Schon um die Mitte des sechsten Jahrhunderts finden sich zween Bischöfe, aber auch berühmte Bösewichter, Salonius und Sagittarius, welche in einer Schlacht viele Feinde erlegten. (Gregor. Turon. Hist. Francor. L. IV. c. 37. p. 183. L. V. c. 28. p. 238. ed. Ruin.) Eines kriegs-

rischen

448 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n.
E. G.
605
814
 rischen Bischofs von Maynz ist oben (S. 232.) ge-
 dacht worden. Da unter Karl Martels Regierung,
 wie man eben gesehen hat, die Kirchen so viele ihrer
 Güter eben darum verloren, weil er sie zu seinen Krie-
 gen nützen wollte: so fuhren die Bischöfe desto mehr
 fort, persönlich im Kriege zu dienen, damit ihnen un-
 ter einem scheinbaren Vorwande nicht noch mehrere
 entzogen würden. Vergebens untersagte ihnen solches
 Karlmann auf der Synode vom Jahr 742. (c. 2.
 ap. Harduin. T. III. p. 1919.) vermuthlich nach dem
 Rath des Bonifacius, der diese Unanständigkeit
 schlechterdings abgeschafft wissen wollte; auch Karl
 der Große. (Capitul. anni 769. cap. 1. pag. 190.)
 Sie fuhren dennoch fort, ins Feld zu ziehen. Da-
 her baten Karl seine Unterthanen im Jahr 803. fuß-
 fällig, (Capitul. VIII. a. 803. p. 405. sq.) er möchte
 ja die Bischöfe von Kriegszügen abhalten; vielmehr
 sollten dieselben in ihren Sprengeln für den Kaiser
 und sein Kriegsheer beten, Messen singen, Litaneyen
 und Almosen darbringen. Ihr bisheriges Beyspiel
 sey sogar schädlich gewesen: denn manche hätten, wenn
 sie die Bischöfe in der Schlacht gesehen, darüber er-
 schrocken, die Flucht ergriffen; andere hätten bloß die-
 selben bewacht, ohne selbst zu fechten. Wie viel sie
 aber durch ihr Gebet helfen könnten, bewiesen die
 Siege der Israeliten, wenn Moses mit zum Him-
 mel aufgehobenen Händen für dieselben gebetet habe.
 Zwen oder drey gelehrte Bischöfe, setzten sie hinzu, die
 von den übrigen gewählt worden wären, könnten im-
 mer dem Feldzuge beywohnen, um den nöthigen See-
 gen zu sprechen, und die gefährlich Kranken auszusöh-
 nen; eben dieses gelte auch von einigen gelehrten und
 frommen Priestern, welche ihre Bischöfe zu dieser Ab-
 sicht ausgesucht hätten. Sie bäten dieses auch nicht
 deswegen, um etwas von ihren Einkünften zu erhal-
 ten;

ten; (die Bischöfe mußten denn etwas freiwillig zum Kriege hergeben,) vielmehr wünschten sie dieselben vermehren zu können, damit es dem Kaiser und ihnen desto mehr wohl gehe, und sie Gott gefallen mögen. Denn das Vermögen der Kirche sey Gott geweiht; es bestehe aus Geschenken der Gläubigen und Lösegeldpreisen der Sünden. Man müsse also blind seyn, um nicht einzusehen, daß derjenige einen Kirchenraub begehe, der es an sich reißt; wie es denn auch schon bey der Schenkung desselben davor erklärt werde. Sie wußten überdieß, daß die Kirchenräuber nicht allein so lange ehrlos wären, bis sie der Kirche und den Bischöfen genug gethan hätten; sondern auch vom Reiche Gottes ausgeschlossen blieben. Daher wollten sie mit denen, welche, ohne Einwilligung der Bischöfe, von den Königen sich Kirchengüter ausbäten, oder dieselben wegnähmen, oder verwüsteten, weder zu Felde ziehen, noch essen; weder in die Kirche, noch in den Palast gehen, nicht einmal ihr Vieh mit dem ihrigen weiden lassen, damit sie nicht wegen ihrer Verbrechen auch mit den ihrigen umkämen.

Karl bewilligte diese Bitte sogleich; that aber auf einer bald darnach gehaltenen Synode eine noch ausführlichere Erklärung. (l. c. p. 408. sq.) Durch das Apostolische Ansehen, sagte er, und die Erinnerung vieler heiligen Bischöfe, auch durch die heiligen Kirchengesetze belehrt, so wie auf den Rath aller unser Edeln, haben wir uns selbst verbessert, und wollen, zum Beyspiel für die Nachwelt, daß kein Priester wider den Feind ziehe; ausgenommen zwey oder drey Bischöfe, und einige Priester zu den nöthigen geistlichen Verrichtungen; aber unbewaffnet. Die übrigen, welche bey ihren Kirchen verblieben, setzte er hinzu, sollten ihm dagegen ihre wohl ausgerüsteten Soldaten stel-

450 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

len. Es sey ihm bekannt, daß diejenigen Völker und Könige, welche den Priestern verstattet hätten, mit ihnen zu fechten, im Kriege unglücklich gewesen wären, weil sie den Unterschied zwischen den Priestern und Laien aufhoben; so sey es den Spaniern, Galliern, Langobarden, und andern, gegangen; er wolle also sich und seiner Nation nicht ein gleiches Verderben zuziehen. Doch bald darauf mußte sich Karl selbst wegen dieser Bewilligung rechtfertigen. Auf Anstiften des alten Feindes, (so erklärte er sich öffentlich, L. c. p. 410. sq.) hätten einige ihn in den Verdacht gezogen, daß er nur darum den Bischöfen und übrigen Clerikern die persönlichen Kriegsdienste verboten habe, damit er ihnen ihre Lehen, (honores) und den Kirchen ihre Güter entreißen könnte. Er versicherte aber nicht allein das Gegentheil; sondern gab auch die schon genannte Verordnung wegen der verliehenen, oder vom Clerus allein zu verleihenden Kirchengüter, und verbot jedermann, sich an denselben auf irgend eine Art zu vergreifen, bey Strafe des Kirchenbannes der Bischöfe, und des zu versagenden Begräbnisses nach dem Tode; aber auch einer Behandlung durch die weltliche Obrigkeit, wie sie ein Kirchenräuber, Mörder und Dieb verdiene; weil durch die Verletzung des Kirchenguts der Untergang ganzer Reiche verursacht worden sey. Gleichwohl wirkten jene ältern Besorgnisse immer noch so stark, daß die Bischöfe auch seit Karls des Großen Zeiten nicht aufhörten, an der Spitze der von ihnen zu stellenden Kriegsvölker, den Feldzügen beyzuwohnen. Sie legten überhaupt das ihnen untersagte Tragen der Waffen nicht ab; ihr Anzug auch in Friedenszeiten, goldene Gürtel und Behergehänge, Dolche oder große Messer mit Edelsteinen besetzt, Sporen und kostbare weltliche Kleider, zeigten nur zu deutlich an, wie sehr sie die Bestimmung ihres

ihres Standes vergessen hatten. (Vita et actus Ludovici Pii Imp. p. 298. in Duchesn. Scriptt. Hist. Francorum. T. II.)

3. n.
E. G.
605
bis
814.

Sie wichen freylich auch in mancher andern Betrachtung immer sichtbarer von derselben ab. Ihre Theilnehmung an bürgerlichen und Staatsangelegenheiten vergrößerte sich; die nun völlig in den Abendländern erworbene Reichsstandschafft machte dieselbe vollends zu einem pflichtmäßigen Vorrechte; kein Wunder, daß sich der Lehrer oft in einen weltlichen großen Herrn, ja endlich sogar in einen Fürsten verwandelte. Nirgends wußten sie sich, gleich mit dem Anfange dieses Zeitalters, einen mächtigeren Einfluß auf die Staatsverwaltung zu verschaffen, als unter den Westgothischen Königen in Spanien. So lange der Arianismus in diesem Reiche herrschend war, sieht man eben nicht, daß die Bischöfe einen ausnehmend großen Einfluß darinne gehabt hätten. Nachdem aber der König Reccared im Jahr 586, zur Katholischen Kirche übergegangen war, machten sich die Bischöfe dieser Parthen ihm und seinen Nachfolgern so nothwendig, wie man anderswo (Th. XVIII. S. 80. fg.) gelesen hat, daß sie bald die ersten unter den Reichsständen wurden. Die Staatsveränderung des Jahrs 630. gab ihnen besonders einen außerordentlichen Schwung. Damals empörte sich Sisenand, den man vor den Statthalter des Narbonnensischen Galliens hält, wider den König Svinthila, und wurde dabei sehr wahrscheinlich von den Bischöfen unterstützt. Nachdem er im Jahr 631. den Thron bestiegen hatte, hielt er es vor das rathsamste, seine Regierung durch ihre feyerliche Zustimmung gleichsam weihen zu lassen. Auf seinen Befehl versammelten sich ihrer neun und sechszig, unter dem

452 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

In Vorſitz des berühmten Erzbifchofs von Sevilla, Iſis
dorns, im Jahr 633. zu Toledo. Hier warf ſich
Sifenand, welches in der Geſchichte ſeines Reichs
ſchon erzählt worden iſt, (oben S. 29.) vor ihnen nie-
ber, und bat ſie weinend und ſeufzend, theils eine Für-
bitte bey Gott für ihn einzulegen, theils für die Er-
haltung der kirchlichen Rechte zu ſorgen. Um ihm
zu gehorchen, ſaßen ſie nicht allein eine Menge von
Schlüſſen über den Gottesdienſt, die Wahl, die Pflich-
ten, Geſchäfte, und Vergehungen der Biſchöfe und
anderer Cleriker, über die Knechte der Kirche, und
über die Juden ab; (Concil. Tolet. IV. p. 578. ſq.
in Harduin. Actis Concill. T. III.) ſondern ſorgten
auch durch den 75ſten und letzten für die Feſtigkeit der
Regierung. Nach einem langen Eingange von der
Verbindlichkeit den Eid der Treue zu beobachten, den
man den Königen geſchworen habe, und nicht das
Reich durch einen Auſtand an ſich zu reißen, (welches
eben Sifenand gethan hatte;) vielmehr nach dem
Tode des Königs, in einer gemeinſchaftlichen Verſamm-
lung der Großen und der Prieſter, ſeinen Nachfolger
zu beſtimmen, fällt ſie dreymal nach einander das
Urtheil, jeder von ihnen und allen Einwohnern Spa-
niens, der ſeinen Huldigungseid brechen, dem Könige
nach dem Leben ſtreben, oder ihn vom Throne ſtürzen
würde, ſollte vor Gott dem Vater und den Engeln
verflucht, von der katholiſchen Kirche neſt allen ſei-
nen Mitgenoffen ausgeſchloſſen, und ewig verdammt
ſeyn. Sie ermahnten alſo jedermann zur Treue ge-
gen Sifenanden; und ihn, der gegenwärtig war, ſo
wie ſeine Nachfolger, forberten ſie mit ſchuldiger Dr-
auch auf, eine gelinde, gerechte und fromme Regie-
rung zu führen; auch in petulichen Angelegenheiten
nicht allein ein Urtheil zu ſprechen; ſondern mit den
Richtern darob zu berathſchlagen, und gegen Böſen-
thum.

bigungen Nachsicht zu bezeigen. In Ansehung der folgenden Könige beschloffen die Bischöfe, daß derjenige, der wider die Geseze übermüthig, lasterhaft und grausam regieren würde, von Christo durch den Bannfluch verdammt, und von Gott gänzlich abgesondert werden sollte. Wegen des Svinthila, der, durch seine Verbrechen in Furcht gejagt, sich selbst des Reichs beraubt habe, setzten sie, in Verabredung mit den weltlichen Ständen, fest, daß sie weder ihn, noch seine Gemahlinn und Söhne, jemals wieder in ihre Gemeinschaft aufnehmen, zu ihrer vorigen Würde oder ihren ehemaligen Gütern befördern wollten. Eben dieses wollten sie in Absicht auf Svinthilas Bruder, Gelan, der weder diesem, noch Eiferhänden getreu gewesen sey, und seine Familie, beobachten.

So wurden aus den Spanischen Kirchensammlungen beynahe Reichstäge, auf welchen die Bischöfe die Wahl, die Regierung, selbst die Absetzung der Könige bestimmten; wenn sie gleich dabey die Zustimmung der weltlichen Großen, die ihnen nicht entgehen konnte, verlangten. Wirklich hat daher Thomassin (*Vetus et nova Eccles. discipl. de Beneficiis*, P. II. L. III. c. 50. n. 10. p. 409.) behauptet, die allgemeinen Versammlungen der Spanischen Stände wären zugleich National-Concilien und auch Reichstäge gewesen, weil sich auf denselben auch die Vornehmsten des Adels eingefunden; und mit den Bischöfen über Reichs- und Kirchenangelegenheiten berathschlagt hätten. Cenni hat ihn zwar widerlegt; (*de antiquitate Eccles. Hispanae*, T. II. p. 85. sq.) aber doch auch gestanden, daß die Westgothische Verfassung dieser Zeiten in ihrer Art einzig gewesen ist, und daß diese Spanischen Könige haupt-

454 Zweuter Zeitraum. Fünftes Buch.

schlich von den Bischöfen abgehangen haben, welche dieselben wählten, weiheten, leiteten, die Reichsgesetze bestätigten, die Unterthanen vom Eide der Treue losbanden, und von den Königen fast angebetet wurden. 814. (L. c. pag. 9. sq.) Zugleich breitet er sich über das Ruhmliche dieser Verfassung aus, welche einen rechten Wettstreit an Frömmigkeit zwischen den Königen und Bischöfen, und die schönste Uebereinstimmung der geistlichen und weltlichen Macht anzeige; für dieses Zeitalter nothwendig gewesen sey; das Reich blühen-der als ein anderes in der Welt gemacht; dessen Königen schon damals den Ehrenbeynahmen Katholisch erworben habe; und daher auch den Eid der Treue rechtfertige, welchen die Bischöfe und der gesammte Clerus demselben geleistet hätten. Von diesem allem ist im strengern Verstande nicht mehr unwidersprechlich wahr, als daß die Spanischen Bischöfe die Zeitumstände trefflich benützt haben, um sich den Königen und ihren Mitständen fürchtbar zu machen.

Auf den folgenden Kirchenversammlungen, die bey nahe bis zum Untergange dieser Monarchie gehalten worden sind, behaupteten sie sich immer in diesem überwiegenden Ansehen. Unter dem Könige Chintila wurde im Jahr 636. die fünfte Toletanische Synode angestellt. Er erschien selbst in derselben mit seinen Großen und Hofleuten; empfahl sich mit ihnen demüthig dem Gebete der Bischöfe, und verlangte, daß in seinem ganzen Reiche jährlich drey Buß- und Bettage eingeführt werden möchten, welches sie auch bestätigten. Darauf gaben sie, unter angedrohter Strafe des Bannes, einige Verordnungen wegen der Sicherheit des Königs und seiner Kinder; ingleichen gegen diejenigen, welche ohne die nöthigen Fähigkeiten, und ohne vom königlichen Geschlechte abzu-
stam-

stammen, nach der Krone trachten; oder bey'm Leben des Königs abergläubische Untersuchungen über seinen Nachfolger vornehmen; oder dem Könige fluchen würden. Ferner befohlen sie, daß ein jeder die Belohnungen, welche ihm der König wegen seiner Treue ertheilt hätte, ungestört genießen; und endlich, daß diesem das Recht der Begnadigung bey Strafen der Verbrecher vorbehalten seyn sollte. (Concil. Tolet. V. pag. 597. T. III. Hard.) — Eben dieser König ließ schon im Jahr 638. eine neue Synode zu Toledo halten; offenbar in der Absicht, damit die Bischöfe seinen Thron noch mehr unterstützen, und gefährlichen Unternehmungen wider ihn vorbeugen möchten. Außer der Befräftigung der ebengedachten Schlüsse also, setzten sie mit Einwilligung des Königs und seiner Großen fest, daß künftig kein gewählter König den Thron eher besteigen sollte, bis er eidlich versprochen hätte, Chintilas Geseze wider die Juden zu vollstrecken; würde er aber gegen dieses Versprechen handeln: so sollte er vor Gott verflucht, und mit allen daran Theilnehmenden ein Futter des ewigen Feuers seyn. Jeder, der zu den Feinden übergeht, und zum Schaden des Vaterlandes Unruhen erregt, soll in den Bann gethan, und wenn man seiner habhaft wird, zur Büßung in ein Kloster gesperrt werden; begiebt er sich aber in den Schuß der Kirche: so soll ihm der König, aus Ehrerbietung gegen den heiligen Ort, Gnade wiederfahren lassen. Keiner, der ein weltliches oder geistliches Amt verwaltet, soll, bey'm Leben des Königs, an einer Königswahl arbeiten. (Concil. Tolet. VI. p. 603. l. c.)

Die nächste Synode zu Toledo im Jahr 646. unter dem Könige Chindaswinth, erneuerte das alte Verbot von Empörungen und Verräthereyen gegen den König. (Concil. Tolet. VII. l. c. p. 619. sq.) Allein

Schente halten, Geld auf Zinsen ausleihen, mit den Juden in einige Verbindung treten, für Geld geweiht werden, Pferderennen oder Schauspielen zusehen; oder bey Hochzeiten bleiben sollte, so bald die Tänzer austräten; und dergleichen mehr. (Concil. Quinisext. c. 9. 10. 11. 22. 24. p. 1664. sq. ap. Harduin. T. III.) Doch zeichnet sich diese Synode selbst durch die Aufrechthaltung mancher alten Kirchengesetze, zum Theil auch den Rang der Bischöfe und die Ehe des Clerus betreffender, auf eine solche Art aus, daß ihre Schlüsse deswegen nicht sämmtlich in der Römischen Kirche angenommen worden sind.

Zahlreicher sind in diesen Zeiten die abendländischen Kirchenverordnungen über die Obliegenheiten des Clerus: und darunter auch manche von einer neuen Art. Die Synode zu Rheims gegen das J. 630. befahl, daß die Bischöfe Nachforschungen über die Ketzer im Fränkischen Reiche anstellen, und sie zum Katholischen Glauben zurückbringen sollten. (c. 4. p. 572 T. III. Hard.) Sie sollten auch den Kirchensbann nicht übereilt aussprechen; wem aber dieses widerführe, könne sich an eine Synode wenden. (c. 5. l. c.) Es wird ihnen außerdem verboten, weder die Leibeigenen der Kirche, noch andere Besitzungen derselben zu verkaufen; (c. 13. pag. 573.) und die Kirchengefäße nur alsdann zu zerbrechen erlaubt, wenn es zur Loßkaufung von Gefangenen nöthig ist. (c. 22. p. 574.)

Auf der vierten Synode zu Toledo im Jahr 633. beschlossen zwey und sechzig Spanische Bischöfe, welche ihr König Sisenand versammelt hatte, daß künftig alle Verschiedenheit des Gottesdienstes in ihren Gemeinen aufhören, und jährlich eine Synode von ihnen gehalten werden sollte; doch nur als-

griffen; oder seine eigene Beunruhigung nothwendig, daß er zu dem alles bey der Nation vermögenden Ausspruche der Kirche seine Zuflucht nahm. Er berief die gedachte Synode, trat selbst in derselben auf, biß hückte sich vpr ihr, und dankte Gott, daß sie zu Stande gekommen wäre; darauf übergab er ihr eine Schrift, in welcher er sie um die Bestätigung seiner Wahl; aber auch um die Aufhebung von Mißbräuchen und Verbesserung der Geseze bat. Er hatte, wie er zugleich sagte, einige seiner ansehnlichsten Hofleute dazu ausgeücht, um mit den Bischöfen gemeinschaftliche Schlüsse zu fassen. Nachdem also die Synode die erstgedachten Urkunden des Wamba vor richtig erkannt hatte, beschloß sie, daß derjenige, dessen Regierung Gott im Verborgenen vorhergesehen habe, nun auch von den Bischöfen feyerlich davor erkannt werden sollte; alle Unterthanen sollten von dem Eide der Treue loßgebunden seyn, den sie dem Wamba geleistet hätten, und nur Erwigem gehorchen, den Gott gewählt, und die ganze Nation sich zum Könige gewünscht habe. (l. c. p. 1718. sq.) Sie verordnete ferner, in Rücksicht auf den letzten König, (c. 2. pag. 1719.) daß eben so wie die kleinen Kinder ohne ihr Wissen die Wohlthat der Taufe empfangen, auch diejenigen, denen das Geschenk der Buße unwissend ertheilt worden ist, solches unverbrüchlich beybehalten sollten. Doch drohte sie auch dem Priester, der die Buße zu verwegen aufdringen würde, mit dem Banne. Wamba hatte alle Edelleute, welche sich bey dem Kriegsheere nicht eingefunden hatten, vor unsähig erklärt, ein Zeugniß abzulegen; ihnen wurde ihr verlornes Recht wiedergegeben. (cap. 7. pag. 1722.) Diese und andere Schlüsse der Synode bestätigte der König Erwig in einem besondern Aufsatze mit aller Ehrerbietung; (l. c. p. 1727. sq.) setzte auch auf die Ueber-

460 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

J. R.
E. G.
605
814. Uebertreter derselben, außer dem Banne der Bischöfe, noch die Strafe, daß sie entweder den zehnten Theil ihres Vermögens an die Kammer zahlen; oder, wenn sie dieses nicht könnten, fünfzig Prügel bekommen sollten.

Nicht weniger merkwürdig, wegen solcher bürgerlicher und Staatsgesetze, ist eine andere Synode zu Toledo, welche eben dieser König im Jahr 683. halten ließ. (Concil. Tolet. XIII. p. 1735. sq. l. c.) Er ernannte wiederum sechs und zwanzig Hof- und Staatsbedienten zu Beisitzern derselben, neben acht und vierzig Bischöfen, acht Aebten, und sieben und zwanzig Vicarien abwesender Bischöfe; übergab auch abermals schriftliche Vorschläge zu abzufassenden Gesetzen. Herr Kunde nennt sie daher (l. c. S. 29.) ebenfalls einen vermischten Reichstag. Unterdeffen liegt doch nach den Erklärungen des Königs selbst, immer der Begriff einer heiligen Kirchenversammlung, die durch das Geschenk des heiligen Geistes eine ewige Gültigkeit für ihre Schlüsse erhalte, dabey zum Grunde. (l. c. p. 1737. 1752.) Zuerst beschloß sie, daß die zahlreichen Verschwornen wider die beiden letzten Könige, ihre Ehre, Aemter und Güter wieder bekommen sollten, welche ihnen genommen worden waren. Da ferner die vorhergehenden Könige öfters die vornehmsten Herren des Hofes, ohne einige Untersuchung, zum Tode verurtheilt, oder vor ehrlos erklärt hatten: so verbot die Synode, (c. 2. p. 1739.) daß künftig keiner derselben, auch kein Bischof, ohne augenscheinliche Anzeichen eines Verbrechens, abgesetzt, gefangen genommen, auf die Folter geworfen, gezeiselt, oder seines Vermögens beraubt werden sollte. Vielmehr sollte jeder Beklagte erst vor die öffentliche Versammlung der Bischöfe, der Großen des Hofes, und

und anderer Hofbeamten (Seniorum atque etiam Gardingorum) gestellt, und nach einer gerechten Erörterung ein Urtheil in seiner Sache gesprochen werden. Wenn ja ein Beklagter, weil er der Flucht verdächtig ist, unter einer freyen Vermahrung gehalten werden muß: so soll ihm doch solches an dem rechtlichen Gange seiner Angelegenheit nicht schaden; und auch jeder andere freye Mann soll gleicher Gerechtigkeit genießen. Sollte irgend ein König diesen Synodalschluß, der vom heiligen Geiste eingegeben worden, vernachlässigen: so soll er nebst allen, die ihm darinne beigetreten sind, mit dem Banne belegt werden, und zum ewigen Feuer bestimmt seyn. Man sieht übrigens leicht, daß die Synode durch diesen Schluß nicht die Folter überhaupt abgeschafft habe, wie ein sonst scharfsichtiger Schriftsteller (Kunde l. c. S. 30.) behauptet; sie schränkte den Gebrauch derselben nur ein. Weiter bestätigte sie die Erlassung rückständiger Steuern, welche der König armen Untertanen bewilligt hatte. Wegen seiner Verdienste um das Reich, soll niemand seine Gemahlinn, Kinder und Nachkommen auf irgend eine Art beleidigen. Niemand, selbst ein König nicht, soll sich unterstehen, die Wittwe eines Königs zu heirathen; (vermuthlich, damit er sich nicht dadurch den Weg zum Throne bahne;) wer dagegen handelt, soll von der Gemeinschaft der Christen ausgeschlossen, dem schwefelhaften Feuer mit dem Teufel zu brennen übergeben, und sein Name aus dem Buche des Lebens ausgestrichen werden. Kein Slave oder Frengelassener, ausgenommen ein der Kammer angehöriger, (fiscalis) soll zu Hofämtern erhoben werden, weil sie oft, ihren Herren gleich gemacht, dieselben zu stürzen suchen. — Erwig's Nachfolger, Egiza, legte einer neuen Synode zu Toledo im J. 688. (Concil. Toletan. XV. p. 1759. sq. l. a.) schriftlich

462 Zweyter Zeitraum: Fünftes Buch.

J. n. 605 lich seine Bedenklichkeiten über zwey Eidschwüre vor, die er seinem Vorgänger geleistet hatte, und die ihm widersprechend vorkamen. Ein und sechs zig Bischöfe, bis fünf Vicarien derselben, und elf Aebte, neben welchen noch siebzehn Herren des Hofes zugegen waren, beantworteten ihm diese Zweifel ohne viele Schwierigkeit.

Von allen diesen Kirchenversammlungen zu Toledo unterscheidet sich die siebzehnte im J. 694. (apud Hard. l. c. p. 1809. sq.) dadurch, daß die Bischöfe auf derselben, deren Namen man jedoch so wenig, als die anwesenden weltlichen Großen, verzeichnet findet, beschlossen, sie wollten drey Tage lang allein, ohne weltliche Personen zuzulassen, vom Glauben und von der Kirchenzucht handeln; alsdann aber mit diesen die übrigen Geschäfte vornehmen. Herr Prof. Kunde sieht dieses daher als die erste Anordnung unvermischter Westgothischer Reichstäge an. (l. c. S. 32.) Es ist unterdessen schwer, darüber zu entscheiden, weil man zwar die Verhandlungen der bisher angeführten Synoden; aber keine von eigentlichen Reichstagen vor den Augen hat; es auch daher wahrscheinlich bleibt, daß jene größtentheils die Stelle von diesen vertreten haben, und die Bischöfe überhaupt als die ersten Besizer der Reichstäge von Rechtswegen, angesehen worden sind. Denn ich kann wenigstens die Gründe für die Meinung, welche der ebengedachte Gelehrte gleich hinzusetzt, (S. 33.) nicht finden: „daß die Reichsstandschafft der auf allen diesen Versammlungen erscheinenden geistlichen und weltlichen Personen bloß ein persönlicher Vorzug gewesen sey, der nicht auf den Diöcesen und Aebteyen der Geistlichen, nicht auf den Provinzen und Städten, worinne die Comites ihren Sitz hatten, ge-

gehaftet habe.“ In Ansehung der weltlichen Großen muß freylich so viel zugegeben werden, daß die Könige eine Anzahl derselben zu Verrichtern jener Versammlungen ernannt haben; allein es ist eben so bekannt, daß diese Herren an der Wahl der Könige und den Reichsangelegenheiten ihren unstreitigen Antheil hatten. Auch waren sie selten Befehlshaber von Provinzen und Städten, die mithin auch nicht genannt werden; sondern große Hofbeamte; wie die Zusätze zu dem Worte Comes, (zum Beispiel auf der Synode vom Jahr 683. pag. 1748. sq. l. c. Comes scanciarum, cubiculi, thesaurorum, stabuli, und dergleichen mehr) beweisen. Was die Bischöfe betrifft: so leitet das ganze Verhältniß der Könige gegen sie, und das Ansehen, welches sie sich selbst gaben, darauf, daß ihnen die Reichsstandschaft überhaupt als Bischöfen zugestanden worden ist. Daß ihrer nicht immer eine gleiche Anzahl auf diesen Versammlungen zu sehen gewesen ist, macht eben so wenig einen Gegengrund aus, als die Bischöfe ihrem Rechte dadurch etwas vergaben, wenn sie sich nicht alle auf Kirchenversammlungen einfanden, zu denen sie berufen waren. — Die merkwürdigste von allen Spanischen Synoden würde die letzte seyn, welche kurz vor dem Untergange des Westgothischen Reichs im Jahr 704. zu Toledo gehalten worden ist, wenn die alte, aber nicht schriftlich aufbehaltene Nachricht, daß man auf derselben die Oberherrschaft des Römischen Bischofs über Spanien aufgehoben; jedermann so viele Verrichtungen, als er wünschte, erlaubt, und den vertriebenen Juden die Rückkehr nach Spanien zugestanden worden sey, vor richtig angenommen werden könnte. Allein nicht zu gedenken, daß Spanien damals dem Römischen Bischof keineswegs unterworfen war: so haben auch die andern Schlüsse wenig Wahrscheinlichkeit für sich.

Et

464 Zweuter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n. E. G. Etwas denselben Aehnliches mag wohl damals beschlossen worden seyn; aber es bleibt, wie die ganze Regierung des mit Unrecht verhaßt gewordenen Königs Witzza, ungewiß. (Mariana de reb. Hispan. 814. L. III. c. 15. Ritters Alte. Gesch. der Spanier, L. 6. S. 425. fg.)

Welche Schritte die Bischöfe im Fränkischen Reiche seit dem sechsten Jahrhunderte zur Erlangung der Reichsstandschafft gethan haben, ist schon in der frühern Geschichte (Th. XVI. S. 436. fg.) angemerkt worden. Außer der eben daselbst beschriebenen fünften Pariser Kirchenversammlung vom Jahr 615. der ersten, auf welcher Bischöfe und weltliche Herren gemeinschaftlichen Antheil an der Gesetzgebung hatten, kommen in diesem Reiche bis gegen die Mitte des achten Jahrhunderts, nur noch zwei andere solche gemischte Versammlungen vor: entweder, weil die verworrenen Zeiten des Reichs keinen Raum für mehrere zuließen; oder, welches man eben sowohl glauben kann, weil sich die Spuren der übrigen verloren haben. Die eine wurde unter Dagobert I. im Jahr 633. zu Metz gehalten. Hier ernannte dieser König, nach Fredegars Erzählung, (Chronica. c. 75. pag. 647. in Ruin. Gregor. Turon.) auf den Rath der Bischöfe und anderer Großen des Reichs, seinen Sohn Siegbert zum Könige von Austrasien, und setzte ihm, wegen seiner Minderjährigkeit, den Bischof von Köln, nebst einem Herzoge, als vormundschaftliche Regenten, an die Seite. Auf der zweiten dieser Versammlungen zu Elichy, nicht weit von Paris, im Jahr 659. wo Klodwig II. sein oberster Staatsbedienter (Maior domus) Heroald, seine meisten Bischöfe und einige weltliche Große zugegen waren, wurde der Abtey St. Denys ein Freiheitsbrief der

der Unabhängigkeit von bischöflicher Gewalt, (oder ein Exemptionsprivilegium) ertheilt, (Præceptum Chlodovæi II. in conventu Clipiacens. p. 989. apud Har-
 duin. T. III. coll. Aimoini Hist. Francor. L. IV. cap. 41. p. 119. in Duchesn. Scriptt. Hist. Franc. T. III.)
 welchen, außer dem Könige, auch alle übrige unterschrieben, weil er, wie es darinne heißt, auf den Rath von ihnen allen ausgefertigt wurde. Ohngeachtet dieser Beispiele, glaubt Hr. Prof. Runde doch nicht, (l. c. S. 57.) daß die Fränkischen Bischöfe vor der Mitte des achten Jahrhunderts wahre Reichsstände gewesen sind. Es scheint unterdessen, daß ihre Theilnehmung an so wichtigen Verfügungen über die Staatsverfassung, als im Jahr 633. getroffen wurden, jenes ihr Vorrecht außer Streit setze. Das Seltner oder Häufigere solcher Versammlungen giebt an sich weder eine Einwendung, noch einen Beweis ab. Daß, wie eben dieser Gelehrte anführt, der König Siegbert um das Jahr 650. den Bischöfen verboten hat, ohne seine Erlaubniß Kirchenversammlungen zu halten, (Sigeb. Reg. Epist. ad Desider. Episc. Cadurc. ap. Baluz. Capit. RR. Franc. T. I. pag. 143. sq.) streitet mit ihrer Reichsstandschafft gar nicht. Denn der König sagt selbst in diesem Schreiben, daß solche Versammlungen bald wegen kirchlicher, bald wegen Reichsangelegenheiten, (pro statu ecclesiastico, an pro regni utilitate) angestellt wurden: und es war ihm viel daran gelegen, zu wissen, wie viele Freyheiten sich die Bischöfe in Ansehung der letztern erlaubten.

Allerdings fällt die anerkannte Reichsstandschafft der Fränkischen Bischöfe, seit der Regierung der Karolingischen Fürsten, mehr in die Augen. Diese Fürsten bedurften derselben zu ihren großen Absichten; fanden an ihnen sehr feste Stützen des
 XIX. Theil. G g Thron,

466 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

J. m.
St. G.
605
bis
814. Throns, dessen sie sich in der That widerrechtlich bemächtigten, und stellten daher auch den Bischöfen zu Gefallen, wie man in der Geschichte des Bonifacius gesehen hat, (oben S. 202.) die Kirchenversammlungen wieder her, die seit so langer Zeit außer Übung gekommen waren. Auf den beiden ersten derselben, die Karlmann in den Jahren 742. und 743. halten ließ, war er selbst, nebst einigen weltlichen Großen, gegenwärtig: und diese bestätigten die dafelbst abgefaßten Schlüsse; ob es gleich fast lauter Kirchenverordnungen waren. (Oben S. 205. 207.) Eben so traten auf der Synode zu Soissons im Jahr 744. in Gegenwart Pipins, Karlmanns Bruders, Bischöfe und weltliche Herren zur Feststellung gewisser kirchlicher Einrichtungen zusammen. (Oben S. 216.) Als dieser Fürst den Thron völlig bestiegen hatte, ließ er im J. 752. in einer gemischten Versammlung, welche vor ihm in dem Palaste zu Verberie gehalten wurde, eine Anzahl hauptsächlich die Ehe betreffender Gesetze ausfertigen. (*Capitula data apud Vermeriam palatium regium, in plena Synodo, ap. Baluz. l. c. pag. 161. sq.*) Bey den folgenden Versammlungen, zu Verneuil im Jahr 755. und zu Metz im Jahr 756. (*Capit. Syn. Vernensis, ap. Baluz. l. c. pag. 167. sq. et Capitulare Metense, p. 177. sq. l. c.*) werden zwar die weltlichen Großen nicht ausdrücklich genannt; da aber in denselben zum Theil auch über Zölle, Münzen, und Gericht der Grafen Verordnungen gegeben worden sind: so ist es mehr als wahrscheinlich, daß nicht die Bischöfe allein dieselben abgefaßt haben. Genug, daß diese nunmehr bey allen wichtigen Reichsgeschäften, welche öffentlich verhandelt wurden, nicht allein theilnehmend erscheinen; sondern auch die erste Stelle unter den Ständen meistens einnehmen. So theilte Pipin kurz vor seinem Tode das Reich zwischen
schen

schen seinen beiden Söhnen mit Einwilligung der Bischöfe sowohl, als der weltlichen Großen, die er vor sich versammelt hatte. (Annal. Metens. ad a. 768. p. 605 bis 814. T. III. Scriptt. Hist. Franc. Duchesn.)

Unter Karls des Großen Regierung häuften sich die Beispiele davon mit der Menge seiner Capitularien. Schon im Jahr 769. sagt er auf seinem Reichstage, er habe die Gesetze desselben auf Ermahnung seiner Getreuen, besonders aber nach dem Rathe der Bischöfe und übrigen Priester, entworfen. (Baluz. l. c. p. 189.) Nach dem Tode seines Bruders Karlmann im Jahr 771. wurde er, in einer Versammlung von Bischöfen und andern Großen, als einziger Fränkischer Monarch erkannt. (Annal. Bertin. a. 771. p. 153. ap. Duchesn. l. c.) Ein vollständiges Verzeichniß der Reichstage, welche er mit seinen geistlichen und weltlichen Ständen gehalten hat, und aus welchen so viele bisher schon zum Theil angeführte Gesetze geflossen sind, hat Pessinger (in Vitriario illustrato, T. I. p. 76-79.) gesammelt. Selbst sein Testament übergab Karl im Jahr 811. einer Versammlung von Bischöfen, Aebten und Grafen. (Eginhart. de vita Car. M. c. 34. p. 145. sq. ed. Schmink.) Hr. Prof. Kunde hat die Anmerkung gemacht, (l. c. S. 62.) daß Karl auf dem Reichstage des Jahres 811. angefangen habe, die geistlichen und weltlichen Stände in besondere Collegia zu theilen, weil bereits damals eine Eifersucht zwischen beiden vorhanden gewesen sey, und er also dieses Mittel ergreifen mußte, um in allem auf den wahren Grund zu kommen, da sonst keine Parthey das Herz gehabt hätte, im Angesicht der andern die Wahrheit frey heraus zu sagen. Wenigstens gewinnt diese Bemerkung einige Wahrscheinlichkeit durch die oben (S. 434. fg.) angeführten

470 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n.
E. G.
605
bis
814.
davon ausgeschlossen werden müssen, als diese Fehler vom Priesterstande entfernen, wird im zwölften dieser Gesetze verordnet.

Es gehört eben nicht für diese Geschichte, ausführlich zu untersuchen, welche Folgen die Reichsstandschafft der Bischöfe auf die Länder selbst gehabt habe, worinne sie dieselbe erlangten. Denn daß sie dadurch einen mächtigern Einfluß auf die Gesetzgebung, Staatsverfassung und Regierung gewonnen haben; daß vieles seitdem einen kirchlichen Anstrich bekommen hat, was nichts weniger als mit der Kirche verwandt war; daß selbst die Gesetze, zu deren Abfassung ihre Stimme vorzüglich nöthig war, desto mehr im kirchlich geweihten Latein aufgesetzt wurden; und daß die Gewalt der Regenten durch die geistlichen Stände weit mehr eingeschränkt worden ist, als durch die weltlichen, bedarf keines Beweises. Andere Folgen, von welchen manche wohl aus einer ältern Quelle bereits flossen, hat der oft genannte Verfasser einer lehrreichen Schrift (Kunde vom Ursprunge der Reichsstandschafft der Bischöfe und Aebte, S. 84 – 92.) angegeben.

Ebenfalls ein älteres Recht, das die Bischöfe den Kirchen; im Grunde aber für ihre eigene Gerichtsbarkeit erworben hatten, das Recht der Freystätte, (Ehr. Rgsh. Th. XVI. S. 255. 351. fg.) wurde ihnen in diesem Zeitalter bestätigt, und sogar erweitert. Auf der Synode zu Rheims gegen das Jahr 630. verordneten sie selbst, (can. 7. p. 572. apud Harduin. T. III.) daß derjenige der Kirchengemeinschaft beraubt werden sollte, der einen Flüchtling aus der Kirche herausreißen würde, ohne ihm vorher eidlich alle Art von Sicherheit versprochen zu haben; oder auch dieses Versprechen nicht halten würde; doch sollte ein solcher, der durch die heilige Kirche losgekommen wäre, die ihm

Ansehen der Kirche sehr befestigt wurde. „Sie soll frey seyn, heißt es in dem ersten derselben, (l. c. pag. 1817. sq.) ihre Gerichte und Einkünfte genießen. Für den König soll gebetet, und seinen Befehlen, nicht aus zwingender Noth, sondern freywillig gehorcht werden.“ Der Bischof wird dem Könige in dem 17ten Canon vorgesetzt. Verbrechen des Clerus werden fast straflos angesehen, und die Schadloshaltung hingegen für denselben genau bestimmt. Aber auf zwey Synoden, welche im Jahr 787. unter den Königen Aelfwald von Northumberland, und Offa von Mercia, gehalten wurden; doch nur als Eines betrachtet, und, von dem einen Orte der Versammlung, Elchyd, genannt werden, (Concil. Calchutens. p. 2071. sq. l. c.) machten sich die Bischöfe, obgleich wiederum weltliche Große (Seniores terrae) mit ihnen an der Unterzeichnung der Gesetze Theil nahmen, noch unabhängiger von ihren Königen; wozu die Gegenwart der alles leitenden Gesandten des Römischen Bischofs das meiste bestrug. Im elften Canon erinnern zwar diese Gesandten die Bischöfe, das Wort Gottes den Fürsten und jedermann freymüthig vorzutragen, auch niemanden mit Unrecht zu verdammen, oder mit dem Banne zu belegen, so wie sie ihnen im zehnten verboten hatten, in ihren Versammlungen weltliche Handel zu richten; allein zugleich ermahnten sie die Könige, den Bischöfen von Herzen und mit aller Demuth zu gehorchen, weil ihnen die Schlüssel des Himmelreichs anvertrauet wären; Gehorsam gegen die Lehrer in der heil. Schrift gefordert werde, und die Priester darinne Engel hießen, die also von niemanden gerichtet werden könnten. Daß die rechtmäßige Wahl der Könige von den Bischöfen und weltlichen Ständen vollzogen; aber alle im Ehebuche oder in der Blutschande erzeugten eben sowohl

F. N. G. dessen sollte er seine Sache möglichst verbessern; auch sollten nicht bloß die Kirche, sondern schon die Vorhöfe derselben, einen Zufluchtsort abgeben. So hatte bis auch die zwölfte Toletanische Synode im Jahr 681. festgesetzt, daß ein Verbrecher schon dreyßig Schritte von der Kirche seine Freystätte finden sollte. (c. 10. p. 1724. ap. Hard. T. III.)

Nach diesem allem würde es überflüssig seyn, zu bemerken, daß und wodurch die Bischöfe in diesem Zeitalter ihr Ansehen, ihre Rechte, und besonders auch ihre Gerichtsbärkeit so sehr vergrößert haben; obgleich noch wichtige Begebenheiten, die ihnen dazu ungemeinen Vorschub thaten, erst in der Folge erzählt werden können. Es ist aber eben so ausgemacht, daß zu gleicher Zeit in mehreren Reichen, vornehmlich im Griechischen und Fränkischen, die höchste Gewalt der Landesherren in Kirchensachen, durch Kirchengesetze, die von ihnen, und in ihrem Nahmen, auf Synoden, die sie zusammenberiefen, und deren Schlüsse sie bestätigten, oder außerhalb derselben gegeben, auch in ihrem Nahmen vollstreckt wurden, und durch viele andere Handlungen mehr, größtentheils erhalten worden ist. Mehr als alle übrigen scheinen die Karolingischen Fürsten, und vorzüglich Karl der Große, bey der Behauptung dieser ihrer Rechte nachsam gewesen zu seyn. Zwar hat es das Ansehen, daß die Bischöfe unter ihrer Regierung ein neues Wachsthum von Rechten gewinnen. Sie fiengen an, mehr wie bürgerliche Richter zu handeln, welche nicht bloß als Religionslehrer eine gewisse Sittenaufsicht führen konnten; sondern auch von der weltlichen Macht bey ihren bessernden Vorschriften unterstützt wurden. Pipin verordnete, daß jeder Bischof in seinem Sprengel die Macht haben sollte, an Geistlichen und Weltlichen von jedem Stande

Stande so viel zu bessern, als er nach den Kirchenge-
 setzen vor dienlich finden würde. (Capitul. Synod. Ver-
 nens. a. 755. c. 3. p. 169. ap. Baluz.) Und Karl
 gab um das Jahr 800. einen besondern Befehl, (E-
 ctum dominicum de honore et adiutorio Episcopis
 praestando a Comitibus et aliis Iudicibus, ibid. p. 329.
 sq.) daß alle seine Befehlshaber, Beamten und Obrig-
 keiten den Bischöfen, in dem was Gott angieng, ge-
 horchen und beistehen sollten. Es ist auch oben (S.
 431.) bereits erzählt worden, daß er bald darauf eine
 Anzahl Bischöfe und weltliche Herren als seine außer-
 ordentliche Bevollmächtigte im ganzen Reiche habe
 herumreisen lassen, um den Armen und geringern
 Ständen zu ihrem Rechte zu verhelfen; woben die
 Chronik von Moissy (in Duchesn. Hist. Francor.
 Scriptt. ad a. 802. p. 144. Tom. III.) bemerkt, er
 habe so vornehme Männer deswegen gewählt, weil
 sie nicht der Gefahr der Bestechung ausgesetzt waren.
 Aber selbst der Umstand, daß Karl die Bischöfe zu-
 weilen als seine Bevollmächtigte oder Commissarien
 (Missi) gebrauchte, ist ein hinlänglicher Beweis, ne-
 ben vielen andern, daß sie Werkzeuge in seinen Hän-
 den gewesen sind. Dazu kommt noch dieses, daß sie
 eben diesen königlichen Commissarien, wenn sie gleich
 den Ehrenrang über dieselben hatten, doch gehorchen,
 sogar ihren kirchlichen Untersuchungen und Anordnun-
 gen unterwerfen mußten; wie Franc. de Rove (de
 Missis dominicis, eorum officio et potestate, c. 10.
 p. 44. sq. c. 13. p. 146. 147. de Miss. domin. ad di-
 scipl. publ. c. 2. pag. 196. ed. Neuhaus. Lips. 1744.
 8.) gezeigt hat.

Unterdessen entstand aus allen diesen Verhältnif-
 sen und Rechten der Bischöfe immer mehr ein gewisses
 seltsames Herumwanken außerhalb der eigentlichen

Erängen ihres Standes, das auch in andern Betrachtungen widersprechend war. So nahmen sie täglich lebhaftern Antheil an bürgerlichen und Staatsgeschäften; gleichwohl entfernten sie sich und den übrigen Clerus möglichst weit von der in ihren Augen so verächtlichen Welt, auch durch die Ehelosigkeit. Durch häufige Gesetze des fünften und sechsten Jahrhunderts war, wie man in der Geschichte derselben gelesen hat, (Th. XVI. S. 377. fg.) der Ehestand nicht nur den höhern Classen des Clerus untersagt; sondern selbst den niedern erschwert worden. Allgemeine kirchliche Verordnungen hatten zwar dieses Verbot noch nicht eingeführt; aber Kaiser, Kirchenversammlungen; und besonders Römische Bischöfe, waren doch schon zu geschäftig gewesen, die alte ursprüngliche Freyheit zu unterdrücken. Sie erhielt sich einigermaßen noch mehr in der Griechischen Kirche, als in den Abendländern.

Einen merkwürdigen Beweis davon giebt der berühmte Schluß der oecumenischen Synode zu Constantinopel vom Jahr 691., die den Namen der Trullanischen führt. Zwar faßte sie mehrere Verordnungen über die Ehe des Clerus ab. In der Dritten (Concil. Quinisext. five in Trullo, c. 3. pag. 1660. sq. apud. Hard. T. III.) sagte sie, der Kaiser habe befohlen, daß die Mitglieder des Clerus unbefleckt seyn, und von der Schande unrechtmäßiger Ehen gereinigt werden sollten. Da nun die Römische Kirche hierinne sich genau nach ihrer strengen Verordnung richte; die Constantinopolitanische hingegen einem menschenfreundlichen Mitleiden folge: so wolle die Synode beides mit einander vereinigen. Sie setzte also fest, daß diejenigen, welche bis zum 15ten Jänner des Jahrs 691. zweymal geheyrathet hätten, abgesetzt werden sollten; solche aber, die vor diesem

Schlusse

Schlusse ihre zweite Ehe aufgehoben hätten, oder deren zweite Frau gestorben sey, sollten, wenn sie auf dem Wege der Besserung wären, sie möchten Aeltesten oder Kirchendiener seyn, einige Zeit hindurch sich aller Amtsverrichtungen enthalten, und Buße thun; dennoch aber ihre Stelle im Clerus behalten. Diejenigen aber, welche eine Wittwe geheyrathet haben, oder nach ihrer Weibung in eine gesetzwidrige Ehe getreten sind, (es ist die Rede von Aeltesten und Kirchendienern,) sollen auf eine kurze Zeit abgesetzt und bestraft werden, ihre vorige Stelle zwar wieder bekommen; jedoch nicht höher steigen, wenn sie ihre Ehe nicht trennen. Künftig soll der 17te und 18te Apostolische Canon gelten, nach welchen keiner, der nach der Taufe zweymal geheyrathet, oder eine Besschläferinn gehalten, ingleichen der eine Wittwe, eine Verstoßene, eine Hure, eine Sclavinn, oder eine Schauspielerinn zur Frau genommen hat, im Clerus seyn darf. — Eben so wird im sechsten Canon, dem 26sten Apostolischen gemäß, festgesetzt, daß unter denen, welche unverheyrathet in den Clerus aufgenommen werden, bloß die Vorleser und Vorsänger heyrathen dürfen. Ein Aeltester, Diakonus und Subdiakonus dürfen es nur thun, ehe sie zu ihren Aemtern geweiht werden. — Da ferner die Synode erfahren hatte, daß in Africa, Libyen und andern Gegenden, die Bischöfe auch nach ihrer Weibung, den vertraulichen Umgang mit ihren Frauen, zum Aergernisse ihrer Gemeinen, unterhielten: so verbietet sie solches, bey Strafe der Absetzung. Nach ihrer Erklärung wollte sie zwar dadurch die Apostolischen Kirchengesetze nicht aufheben; (denn in dem fünften dieses Namens wird es den Bischöfen, Aeltesten und Kirchendienern untersagt, sich von ihren Eheweibern unter einem gott-

see.

476 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

J. n. E. G. 605 814
seeligen Vornamen zu trennen;) aber sie hielt ihr Verbot darum vor nothwendig, damit das Heil der Be-
meinen, und ihr Fortgang im Guten befördert,
bis auch der geistliche Stand nicht beschimpft wer-
den möchte.

Nunmehr folgt der dreyzehnte Canon, einer von denen, welche die Römische Kirche, als streitend mit ihren Gesinnungen und Einrichtungen, von dieser oekumenischen Synode nicht hat annehmen wollen. Es ist eine Vorschrift der Römischen Kirche, heißt es darinne, daß diejenigen, welche zu Kirchendienern oder Aeltesten geweiht werden, versprechen müssen, ihren Frauen nicht mehr ehelich beyzuwohnen. Wir aber wollen den alten Apostolischen Canon der Genauigkeit und Ordnung beobachten, und die rechtmäßigen Ehen der heiligen Männer auch künftig vor gültig gehalten wissen. Keinem also, der vor würdig erkannt wird, zum Aeltesten oder Kirchendiener geweiht zu werden, soll ein solcher ehelicher Umgang zum Hindernisse werden; oder ihm ein solches Versprechen abgenöthigt werden; damit der von Gott eingesetzte und gesegnete Ehestand nicht schimpflich herabgemüddigt werde. Nur sollen sie zur Zeit ihrer gottesdienstlichen Handlungen sich einer solchen Vertraulichkeit enthalten. Wer sich aber untersteht, ihnen dieselbe sonst zu untersagen, der soll abgesetzt werden; und wenn einer von ihnen selbst sich von seiner Frau unter einem frommen Vornamen absondert: so soll er in den Bann gethan; beharrt er aber dabey, abgesetzt werden. — Doch im 30sten Canon wird dieses in Ansehung der Priester in barbarischen oder fremden Ländern, wieder verstattet. Wenn diese glauben, daß sie, um daselbst nicht anstößig zu werden, sich von ihren Eheweibern trennen müssen, und

und diese damit zufrieden sind: so mögen sie es bloß aus einer solchen Ursache thun. — Außerdem verordnete die Synode im 26sten Canon, daß ein Aeltester, der, ohne es zu wissen, in einer unrechtmäßigen Ehe lebt, seine Stelle zwar behalten; aber keine mit derselben verbundenen Geschäfte verrichten, und übrigen seine Ehe aufheben soll. — Endlich soll nach dem 48sten Canon, die Ehefrau desjenigen, der zur bischöflichen Würde erhoben wird, mit ihrer gemeinschaftlichen Einwilligung von ihm getrennt werden; nach seiner Einweihung in ein weit von ihm entferntes Kloster gehen, und von ihm versorgt werden; verdient sie es: so mag man sie zur Diaconissin bestellen. — Große Erwartungen darf man also aus dem dreyzehnten Canon nicht schöpfen. So vernünftig auch die Griechischen Bischöfe wider die Römischen auf die freye Fortsetzung der Ehe eines Aeltesten und anderer Cleriker drangen; so widersprachen sie sich doch selbst, indem sie eben dieselbe dem Bischof versagten. Für jene beriefen sie sich auf das Ehrwürdige, das Gott selbst in den Ehestand gelegt habe; der Bischof aber sollte als wirklicher Ehemann, dem Heil seiner Gemeinde, ihrem Wachsthum im Guten, und seiner Ehre nachtheilig werden. Das hieß, deutlicher gesagt: man ärgerte sich an ihm, weil die Bischöfe selbst die elenden Vorurtheile von ascetischer Vollkommenheit, Jüdisch-hohepriesterlicher Heiligkeit des Bisthums, und andere mehr, unter den Christen verbreitet hatten. Es war überhaupt eine Neuerung in der Griechischen Kirche. Denn Balsamon und Zonaras gestehen, (Scholia in Canones SS. Apostoll. p. 3. fq. in Guil. Beveregii Synodico, T. I. Oxon. 1672. fol.) daß die Bischöfe vor dieser Synode ihre Ehefrauen ungestört behalten konnten. Anfänglich war der dreyzehnte Canon der sechsten oecumenischen Synode (denn

J. n.
C. C.
605
bis
814.

478 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n.
E. G.
605
814. (denn so wird auch die Trullanische genannt, weil sie nur eine Ergänzung von jener ausmacht,) den Römischen Bischöfen nicht weniger mißfällig, als fünf bis andere Verordnungen derselben. Allein ohngefähr hundert Jahre später hat ihn einer seiner Nachfolger, Adrian der erste, eben sowohl als die übrigen, mit den ältern oekumenischen Synoden überhaupt genehmigt. Er ist daher sogar in das päpstliche Gesetzbuch eingerückt worden: (Decret. Grad. P. I. Distinct. 32. c. 13. p. 91. ed. Boehmer.) und selbst in der verstümmelten Gestalt, in welcher ihn Gratianus aufnahm, macht er neben den Römischen Eheverböten einen sonderbaren Anblick.

An strengere Grundsätze gewöhnt, fuhr man auch in diesen Jahrhunderten in den Abendländern fort, die Ehe des Clerus einzuschränken; obgleich auch daselbst noch kein allgemein gültiges Verbot derselben zu Stande gebracht werden konnte. Die achte Synode zu Toledo im Jahr 653. erklärte die Priester und Kirchendiener, welche im Ehestande lebten, oder einen unzüchtigen Umgang mit Weibspersonen hielten, vor gleich abscheuliche Verbrecher; sowohl die letztern, als selbst die Cleriker, sollten, wenn sie sich nicht bändigen ließen, zur beständigen Bußung in ein Kloster geschlossen werden. (c. 5. p. 962. T. III. Harduin.) Den Unterkirchendienern, welche unter dem Vorwande heyratheten, weil sie nicht wußten, von dem Bischof den Segen bekommen zu haben, drohte sie die Einschließung auf lebenszeit in ein Kloster zur Bußung an. (c. 6.) Auch denen, welche vorgaben, sie wären zu einem kirchlichen Amte gezwungen worden, und desto weniger verbunden, außer dem Ehestande zu leben, kündigte die Synode eben dieselbe Strafe an. (c. 7. pag. 963.) Uebrigens waren es in diesem Zeitalter haupt

hauptsächlich die Römischen Bischöfe, welche fortführen, die Ehelosigkeit des Clerus, so weit sie konnten, vorzuschreiben. Zwar schränkte sich Gregorius der Zweyte in seinen oben (S. 177.) angeführten Verhaltungsbefehlen für den Bonifacius darauf ein, daß er keinen in Ostfranken zum Clerikerweihen sollte, der zweymal, oder keine Jungfrau geheyrathet hätte. Dagegen scheint es aus den Schlüssen einer unter seinem Vorsitze zu Rom im Jahr 721. gehaltenen Kirchenversammlung, es sollte niemand die Frau eines Presbyter oder Diaconus heyrathen, (c. 1. 2. pag. 1865. l. c.) zu folgen, daß sie genöthigt worden sind, ihre Ehefrauen von sich zu lassen. Der Bischof Zacharias erlaubte keinem Priester, zu heyrathen; vielmehr mußte derselbe auch die vor erlangtem Amte eingegangene Ehe auflösen. (Epist. I. ad Bonifac. c. 3. p. 1882. ibid.) Eben so forderte er dieses, zu Folge einem Africanischen Canon, von den Bischöfen, Aeltesten und Kirchendienern; die geringern Cleriker aber sollten dazu nicht gezwungen werden. (Eiusd. Epist. VII. ad Pipinum, Maior. Domus, cap. 11. 18. pag. 1903. sq. l. c.)

Selbst die öftere Wiederholung solcher Befehle zeigt an, wie wenig sich noch die höhern Classen des Clerus jene aufgedrungene Enthalttsamkeit haben gefallen lassen. Aber auch die schlimmen Folgen dieser Verbote, und fast scheint es, immer ärgere, hätten die ernstlichste Aufmerksamkeit derer verdient, die zwar sich stark genug fühlten, denselben zu gehorchen; allein darum noch nicht berechtigt waren, über die freyen Triebe ihrer Mitbrüder zu gebieten. Die erstgedachte Toletanische Synode sah sich genöthigt, den unzüchtigen Bischöfen in Spanien — nicht etwa die Ehe zu erlauben, — sondern die Absetzung zu drohen, mit-

480 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

mithin sie zu geheimern und vorsichtiger Ausschweifungen zu zwingen. (Conc. Tolet. VIII. c. 4. p. 962. l. c.) Daß zur Zeit des Bonifacius unter den Bischöfen und übrigen Clerikern in Ostfranken, Ehebrecher und Hurer sehr gemein gewesen sind, hat man bereits in seiner Geschichte gesehen; gesetzt auch, daß er bisweilen rechtmäßige Ehen des Clerus mit einem zu schimpflichen Nahmen belegt haben sollte. (Oben S. 202. r.) Nicht oft und scharf genug konnten es die Kirchenversammlungen auch in diesem Zeitalter den Bischöfen und andern Mitgliedern des Clerus untersagen, außer ihren nächsten Anverwandtinnen keine Frauenspersonen bey sich wohnen zu lassen. (Concil. Tolet. IV. a. 633. c. 42. pag. 588. ap. Hard. T. III. Concil. Cabilon. circa a. 650. c. 3. p. 949. Concil. Rom. a. 743. c. 1. 2. p. 1927. sq. Concil. Sueff. a. 744. c. 8. p. 1934. Concil. Mogunt. a. 813. c. 49. p. 1016. T. IV. Hard. Concil. Rhem. ei. a. c. 22. p. 1020.) Der Bischof von Orleans, Theodulph, um das Jahr 797. gestattete nicht einmal der Mutter, den Schwestern, und andern solchen Verwandtinnen des Priesters, mit ihm in Einem Hause zu leben, weil, sagte er, (Theod. Capitul. c. 12. p. 915. apud Hard. T. IV.) bey einer solchen Gelegenheit andere Frauenspersonen Eingang in das Haus finden, welche ihn zur Sünde reizen. Sogar unnatürliche Wollüste kommen jetzt unter den Bischöfen und andern ihres Standes häufig vor; (Concil. Tolet. XVI. a. 693. c. 3. p. 1795. T. III. Hard.) und es war zu Rom um diese Zeit gewöhnlich, wie man aus einem Schreiben des dortigen Bischofs Adrians an Karl den Großen vom Jahr 790. sieht, (Epist. LXXXV. in Codice Carolino, ap. Cennium in Monumentis dominat. Pontific. T. I. pag. 519.) daß ein daselbst zu weihender Bischof, außer seinem Glauben, vorzüglich

lich darum befragt wurde, ob er von denjenigen Punkten (capitula) rein sey, vor welchen sich ein Priester hauptsächlich in Acht zu nehmen habe. Und dieses waren einige Gattungen der schändlichsten Unzucht, (Ordo Roman. VIII. apud Mabillon. c. 2. n. 5. Ordo qualiter in Sancta Romana Ecclesia Episcopus ordinatur, in Baluz. Capitull. Regg. Francor. Append. Actor. vett. n. 4. p. 1372. T. II. Inquirat illum Archidiaconus de quatuor capitulis; id est, de arfanocuita, (*ἀρσανοκοίτης*) quod est cubans cum masculo; pro ancilla Deo sacrata, quae a Francis *Nonna* dicitur; pro quadrupedibus; et pro muliere viro alio coniuncta; aut si coniugem habuit ex alio viro, quae a Graecis dicitur *deuterogamia*.)

Diese Bischöfe unterdessen, welche ihre eigenen Rechte und Vortheile in Ansehung des Ehestandes nicht kannten, hörten desto weniger auf, auch den übrigen Christen ziemlich willkührliche Vorschriften über verbotene Ehen zu ertheilen. Wenn gleich die Fürsten auch bisweilen daran Antheil nahmen; so geschah es doch nur nach den Grundsätzen, welche ihnen jene angaben. Die Trullanische Synode nahm es als ausgemacht an, (c. 53. p. 1681. T. III. Concill. Hard.) daß die geistliche Verwandtschaft größer sey, als die Verbindung der Körper, und verbot daher, (wie schon ehemals Justinianus, Ehr. Rgesch. Th. XVI. S. 399.) daß niemand die verwittweten Mütter derer, welche er aus der Taufe gehoben habe, heirathen sollte; eine solche Ehe muß getrennt, und derjenige, der sie eingegangen hat, als ein Hurer bestraft werden. Daß eben diese Synode Heirathen zwischen Rechtgläubigen und Ketzern verbot, (c. 72. p. 1688.) war nur Erneuerung eines alten Kirchengesetzes. Auf der Römischen Synode vom Jahr 721. wurde

XIX. Theil. H h gleich-

482 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

gleichfalls der Bannfluch wider denjenigen ausgesprochen, der seine Gevatterinn, (*commatrem spiritua-*
lem) oder seines Bruders Frau zur Ehe nehmen
 würde. (c. 4. 5. l. c. p. 1865.) Diese Geseze wieder-
 holte eine andere Römische Synode vom Jahr 743.
 und erstreckte das Verbot auch auf Geschwisterkin-
 der, und andere Anverwandte. (c. 5. 6. p. 1928. l.
 c.) Nicht einmal geschiedene Eheleute sollten, so
 lange der andere Theil lebte, nach der Verordnung der
 Synode zu Soissons im Jahr 744. sich verheyrathen.
 (c. 9. p. 1934. *ibid.*) Eine andere Synode
 zu Verberie, einem Schlosse bey Soissons, im J.
 752. verordnete, daß die im dritten Grade der
 Blutsfreundschaft getroffenen Ehen aufgehoben; für
 die im vierten Grade aber eingegangenen wenig-
 stens Buße gethan werden sollte. (*Capitula data apud*
Vermeriam, c. 1. pag. 161. ap. Baluz. T. I.) Wer
 mit seiner Stieftochter unzüchtig umgegangen ist,
 dem erlaubte sie eben so wenig als ihr, wohl aber, auf
 eine gewisse Bedingung seiner Frau, zu heyrathen. (l.
 c. c. 2.) Einem Priester, der seine Nuhme geheyrathet
 hat, befohl sie, sich von derselben zu scheiden;
 auch sollte sie kein anderer heyrathen, weil dieses bey
 eines Priesters Frau tadelhaft sey. (c. 3. pag. 162.)
 Diese Strafe, nicht wieder heyrathen zu dürfen, wird
 noch mehrmals in dieser Versammlung auf Verge-
 hungen der Unkeuschheit gesetzt; selbst derjenige soll
 nicht wieder heyrathen, der seiner Frau erlaubt hat,
 den Schleyer zu nehmen. (c. 21. p. 166.) So we-
 nig Einsicht die Bischöfe dieser Versammlung über-
 haupt verrathen; so hängen sie doch nicht an dem alten
 Mißverständnisse, daß die Ehescheidung nur wegen
 Ehebruchs Statt finde; auch wenn die Frau ihrem
 Manne nach dem Leben trachtet, soll er die Freyheit
 haben, eine andere zu heyrathen; sie aber Buße thun,
 und

und unverheyrathet bleiben. (c. 5. p. 163.) Merkwürdig ist noch der Schluß dieser Versammlung, worinne in dem Falle, wenn eine Frau ihren Mann anklagt, ihr die eheliche Pflicht niemals geleistet zu haben, verordnet wird, beide sollten ans Kreuz gehen, (exeat inde ad crucem) und wenn es wahr befunden würde, geschieden werden. (c. 17. p. 164.) Die Fresne hat es sehr wahrscheinlich gemacht, (Glossar. ad Scriptt. med. et inf. Latinitt. T. I. p. 1274. sq. v. Crucis iudicium,) der gedachte Beweis, auch eine von den Unschuldsproben mittlerer Zeiten, habe darinne bestanden, daß beides, Kläger und Beklagter, die Arme weit ausgestreckt, und dadurch die Gestalt eines Kreuzes gebildet haben; wer zuerst ermattet habe niedersinken müssen, habe dadurch seine Sache verloren. In einer Reichsversammlung vom J. 757. zu Compiègne, welche auch eine Synode heißt, weil die Bischöfe an den fast durchgehends die Ehe betreffenden Schlüssen den Hauptantheil nahmen, wurden die Grade der Blutsfreundschaft auf die schon gedachte Art bestimmt; es wurde einem Manne, dessen Frau ohne seine Einwilligung den Schleier genommen hatte, erlaubt, sie wieder zu sich zu nehmen; und der Mutter oder den Anverwandten einer Frau, welche ihr Stiefvater wider ihren Willen verheyrathet hatte, ihr einen andern Ehemann zu geben. Unter andern ward auch festgesetzt, daß ein Außsätziger seiner gesunden Frau verstaten könnte, einen andern zu heyrathen. Bey der erstgenannten Klage aber einer Ehefrau über das Unvermögen ihres Mannes, sollte diesem, wenn er es leugnet, mehr geglaubt werden. (Capitulare Compendiens. c. 1. 2. 3. 4. 16. 17. ap. Baluz. pag. 181. sq. et apud Harduin. pag. 2004. sq. Endlich befohl Karl der Große, (Capitul. I. a. 802. c. 35. p. 373. apud Baluz.) daß man die Verwandtschaft der

J. n.
E. G.
603
bis
814.

rer, welche sich henrathen wollten, vorher genau durch
 F. n. die Bischöfe, Priester und Ansehnlichsten der Nation
 E. G. untersuchen lassen sollte, ehe der Segen über sie
 605 bis gesprochen würde.
 814.



Geschichte der Römischen Bischöfe.

Biel Ruhmliches und Verdienstvolles sagt also die Geschichte in diesem Zeitalter von dem christlichen Lehrstande nicht, so weit von seinen herrschenden Gesinnungen, Entwürfen der Vergrößerung und Bereicherung, Verhältnissen gegen den Staat und die bürgerliche Gesellschaft, von seinen Leidenschaften und Sitten im Großen, die Rede ist. Freylich darf man ihm Eifer für die Religion, und für das Aeußerliche der Kirchenzucht, nicht absprechen. Auch ist man nicht berechtigt, die Verdorbenheit desselben so allgemein anzunehmen, daß nicht eine beträchtliche Anzahl von Mitgliedern desselben aus jeder Classe, ihrer ersten Bestimmung eingedenk geblieben wäre, und sie, selbst mit den schwächsten Kräften, zu erfüllen gesucht haben sollte. Die so unentbehrlichen Verbesserungen, welche sich dieser Stand selbst nicht zu geben mußte; wohl aber die Seelengröße eines Fränkischen Fürsten an demselben versuchte, waren auch schon in ihrem ersten Fortgange nicht unerheblich. Ueberdies würde es ungerecht seyn, von dem Lehrstande der Christen

ken ein alles umfassendes Bild zu entwerfen, ehe noch von seiner eigentlichen Bearbeitung der ihm vorzüglich anvertrauten Religion; von seiner Thätigkeit in der theologischen Gelehrsamkeit; besonders auch, wie und mit welchem Nutzen für die Religion er theologische Streitigkeiten zu dieser Zeit geführt habe, Nachricht gegeben worden ist. Genug, daß er, nach allem, was bisher von ihm erzählt worden ist, zu urtheilen, die Schranken des ihm angewiesenen Plazes schon weit überschritten hat. Aber kein Theil desselben that es in diesem Zeitalter mehr, als die Römischen Bischöfe.

Gregor der Große, der im Jahr 604. gestorben war, hatte eine neue Periode des Ansehens für diese Bischöfe angefangen. Er war nicht allein alles, was ein Bischof nach den Begriffen seines Jahrhunderts von Vollkommenheit seyn sollte, Mönchsheiliger, Prediger, Schriftausleger, mystisch-geheimniß- und wundervoller Theologe, Heidenbefehrer, angestaunt vom Clerus, der ihn nicht erreichen zu können schien, und verehrt von den Fürsten, die er mehr regierte, als sie es selbst merkten; sondern er benützte auch mit dem schlauesten Anschein von Demuth die Gelegenheit, welche sich ihm darbot, den einzigen furchtbaren Nebenbuhler an Größe, den die Römischen Bischöfe hatten, den Patriarchen von Constantinopel, durch eben dasjenige verhaßt zu machen, was sie am eifrigsten zu seyn wünschten, und bestärkte die abendländische Kirche desto mehr in der Meinung, daß sie es unter einem andern Namen wirklich wären. Keiner unter seinen Nachfolgern in diesem Zeitalter kam ihm in der Vereinigung so vieler vortheilhafter Eigenschaften gleich; aber einige von ihnen giengen auf dem Wege, den er gebahnt hinterließ, noch wei-

ter, und wurden unter günstigen Zeitumständen sogar kleine weltliche Fürsten.

605
bis

814. Sein nächster Nachfolger Sabinianus ist bereits in seiner Geschichte (Th. XVII. S. 353.) genannt worden, weil er gegen Gregors Andenken, der ihn als Diaconus und seinen Geschäftsträger an den kaiserlichen Hof geschickt hatte, verächtlich beleidigend sollte gehandelt haben. Vermuthlich aber haben ihn manche neuere Schriftsteller, indem sie Gregors enthusiastischem und fabelhaften Lobredner, dem Pauslus Diaconus, zu viel traueten, nicht unpartheyisch genug beurtheilt. Selbst die Nachricht desselben, daß Sabinianus, bey einer ausgebrochenen Hungersnoth, jedermann, nur nicht den Klöstern und Spitälern, seine Vorrathshäuser geöffnet, und sich dabey erklärt hat, er könne nicht, wie Gregor, jedermann unterhalten, stellt ihn noch in keinem so gar nachtheiligen Lichte vor, indem er zur Zeit einer solchen Noth, die sein Vorgänger nicht erlebt hatte, für die Dürstigsten zuerst sorgen mußte, unter welche die Mönche und Cleriker nicht gehört haben mögen. Die lächerliche Erzählung eben dieses Biographen, daß Gregorius seinen Nachfolger deswegen durch einen Schlag am Kopfe getödtet habe, macht auch seine vorhergehende Nachricht verdächtig. Anastasius (wie man einmal die verschiedenen Verfasser von alten Lebensbeschreibungen der Römischen Bischöfe zu nennen gewohnt ist,) berichtet nicht mehr von dieser Sache, als daß Sabinianus, da die Römer vom Hunger gebrückt wurden, mit den Langobarden Friede geschlossen, die Vorrathshäuser der Kirche geöffnet, und dem Volke entweder — denn hier weichen die Handschriften sehr von einander ab — dreyßig Scheffel Weizen für ein Goldstück, oder einen Scheffel für dreyßig Goldstücke ver-

verkauft habe. (Liber Pontifical. p. 235. ed. Io. Vignol. Rom. 1724. 4.) Vignola hat die erstere dieser Lesarten vorgezogen; und sie verdient es auch, weil sich bey der zweyten gar nicht begreifen läßt, wie der größte Theil der Römer sich für einen so unsinnigen Preis des Hungers hätte erwehren können, und Pauslus Diaconus selbst hierinne keinen Tadel findet. Was also Baronius, (Annal. Eccl. ad a. 605. n. 8.) Bower, (Unpartheyische Historie der Röm. Päpste, Dritter Theil, S. 633. fg.) sogar auch Walch (Entwurf einer vollständ. Hist. der Röm. Päpste, S. 151. fg. der 2ten Ausg.) von der Grausamkeit und dem Geldgeize des Sabinianus sagen, der nach Bowers Vorstellung täglich viele Menschen vor seinen Augen habe Hungers sterben lassen, beruhet auf sehr unsichern Gründen. Verhaßt mag er vielleicht dadurch geworden seyn, daß er das Getreide, welches vom Gregor verschenkt wurde, verkaufte, und nicht einmal der Geistlichkeit zukommen ließ. Auch mag er wohl von der Begierde seines Vorgängers, sich bey dem gemeinen Hauffen beliebt zu machen, nicht rühmlich geurtheilt haben; allein daß es überhaupt nach seinem Tode zu Rom Leute genug gegeben habe, die mit seiner Regierung unzufrieden waren, hat man in seiner Geschichte gesehen. (l. c. S. 352.) Daß übrigens Sabinianus, so wie viele andere Römische Bischöfe dieser Jahrhunderte, bloß als Diaconus gewählt und geweiht worden ist; überhaupt bey dieser Wahl die Aeltesten meistentheils übergangen worden sind; das leitet Franz Pagi (Breviar. Pontiff. Roman. gesta complectens, T. I. pag. 201. ed. Lucens.) davon her, weil sie nicht allein mit den weltlichen, sondern auch mit den geistlichen Angelegenheiten besser bekannt gewesen wären, als die Aeltesten. Doch die Hauptursache möchte wohl diese gewesen seyn, daß die Römischen

488 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n. E. G. 605 bis 614. **14.** mischen Diaconi sehr oft die Geschäfte ihrer Bischöfe am kaiserlichen Hofe verwaltet haben, und daher auch an demselben beliebt gewesen sind.

Bonifacius der Dritte, der im Jahr 607. Bischof wurde, befand sich in eben diesem Falle. **Gregor der Große** hatte ihn, da er Diaconus war, an den Kaiser **Phocas** abgeschickt: und desto weniger ist es zu verwundern, daß dieser nachmals für die Römische Kirche jenen Befehl hat ergehen lassen, der in den neuern Zeiten so verschiedentlich erklärt worden ist. In der Geschichte der berühmten Streitigkeit über den Titel eines oekumenischen Bischofs oder Patriarchen, (Ehr. Kgesch. Th. XVII. S. 73. fg.) ist bereits gezeigt worden, daß **Phocas** durch denselben nichts weiter gethan hat, als der Römischen Kirche den ersten Rang unter allen Gemeinen, welchen sie von alten Zeiten her hatte, von neuem feyerlich zu bestätigen, um die, wenn gleich ungegründeten, Besorgnisse der Römischen Bischöfe zu stillen, daß der Patriarch von Constantinopel zu diesem Range hinaufsteigen möchte. Es verdient noch beygefügt zu werden, daß selbst diese mit gleichlautenden Worten vom **Anastasius** und **Paulus Diaconus** angebrachte Nachricht, welche auch **Siegbert von Gemblours** aus einem von ihnen wörtlich abgeschrieben hat, (Chronogr. ad a. 607. p. 746. sq. in Pistorii Scriptt. Rer. German. ed. Struv.) dadurch etwas verdächtig wird, weil in derselben der falsche Umstand vorkommt, die Constantinopolitanische Kirche habe sich bisher vor die erste unter allen ausgegeben. Man könnte dieses endlich als eine feindseelige Folgerung ansehen, welche sich die Römischen Bischöfe erlaubten. Aber wenn so viele Römischkatholische Gelehrte, wie unter andern **Franz Pagi**, (l. c. p. 204.) und **Vignola** (ad Anastas. l. c.

pag. 237. not. 3.) nach dem Baronius behaupten, daß Photas dem Patriarchen von Constantinopel verboten habe, sich des Namens eines oekumenischen zu bedienen, der allein dem Römischen gebühre: so sagen jene alten Schriftsteller nicht allein kein Wort davon; sondern es ist auch am angeführten Orte (Th. XVI. S. 75. fg.) bewiesen worden, daß jener Patriarch den Titel oekumenisch, der ihm mit Grunde gar nicht untersagt werden konnte, immer fort gebraucht habe. Dieses kaiserliche Gesetz war also für die Römischen Bischöfe kein neuer oder großer Gewinn; aber sie konnten es doch zu ihrer Hauptabsicht sehr wohl nützen. Wörtlich glaubt auch Walch, (l. c. S. 143.) Bonifacius habe durch einen hochmüthigen Concllienschluß einen guten Anfang gemacht, den erhaltenen Titel in eine wörtliche Macht zu verwandeln. Allein er scheint hier, wie in einigen andern Stellen seines schätzbaren Handbuchs, Bowers Vorstellungsart (l. c. S. 637.) ohne schärfere Prüfung angenommen zu haben. Anastasius erzählt nur so viel, (l. c. p. 237.) daß Bonifacius in einer Versammlung von zwey und siebenzig Bischöfen, drey und dreyßig Römischen Aeltesten, und dem gesammten dortigen Clerus, das Gesetz habe ausfertigen lassen, es sollte sich niemand, bey Strafe des Bannes, unterstehen, so lange ein Bischof lebte, wegen seines Nachfolgers eine Parthen zu stiften; erst am dritten Tage nach seinem Tode, sollte vom Clerus und von der Gemeinde eine neue Wahl angestellt werden. In diesem Gesetze sieht man nichts Gewaltfames oder Ungerechtes; es reichte auch nur so weit, als man damals freywillig dem Römischen Bischof in den Abendländern gehorchte. Platina, der gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts schrieb, (de vitis Pontiff. in Bonif. III. pag. 66. Lovan. 1572. fol.) setzt noch da-

490 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n. zu, Bonifacius habe verordnet, die gedachte Wahl
E. G. sollte nur alsdann gültig seyn, wenn sie von dem Ober-
605 herrn der Stadt bestätigt worden, und die feyerlichen
bis Worte des Papstes, volumus et iubemus, hinzuge-
814 kommen wären. Woher aber Platina diese Nach-
richt geschöpft habe, ist unbekannt.

Nach einer kaum neunmonathlichen Regierung, folgte diesem Bischof im Jahr 608. Bonifacius der Vierte nach. Ob er gleich bis ins Jahr 615. gelebt hat; so weiß man doch keine andere merkwürdige Handlung von ihm, als daß er sich das Pantheon von dem Kaiser Phokas ausgebeten hat, um es zu einer christlichen Kirche weihen zu können. (Anastas. l. c. p. 238.) Dieses bewundernswürdige Gebäude ist der einzige Tempel des heydnischen Roms, der sich ganz erhalten hat, vom Agrippa erbauet, und allen Göttern gewiedmet; nachher von einigen Kaisern wieder hergestellt, als er viel gelitten hatte. Bonifacius machte daraus eine Kirche der Jungfrau Maria, und aller Märtyrer; brachte viele Reliquien hinein, und Phokas beschenkte sie reichlich. In den neuern Zeiten heißt sie la Rotonda, weil sie von runder Gestalt ist, auch aus einem einzigen runden und hohen Gewölbe besteht, das weder auf Pfeilern ruht, noch Fenster hat; sondern das Licht in die Kirche durch eine runde Oeffnung in seiner Mitte hineinfallen. läßt. Man hat zwar noch ein Gesetz des Bonifacius, welches er auf einer zu Rom im Jahr 610. gehaltenen Synode entworfen, und ein Schreiben, das er von eben derselben an den Angelsächsischen König Athelbert abgelassen haben soll; (in Harduin. Act. Concill. T. III. p. 543. sq.) in beiden wird den Mönchen erlaubt, überall priesterliche Handlungen zu verrichten. Allein wenn gleich diese Aufsätze nicht untergeschoben seyn

seyn sollten, wie *Du Pin* (*Nouv. Biblioth. des Hist. Ecclesiast. T. VI. p. 12.*) behauptet; so sind sie doch wegen der ungereimten Dinge, die darinne vorkommen, zum Beispiel von den sechs Flügeln, mit welchen die Mönche, wie die Cherubim, bedeckt wären, seiner unwürdig. F. R. G. 605 bis 814

Auch seine beiden Nachfolger, *Deusdedit* vom Jahr 615. an, und *Bonifacius* der Fünfte, vom Jahr 619. bis 625. zeichneten sich eben durch nichts aus. Daß der erstere, nach dem *Platina*, (l. c. p. 95.) Heyrathen zwischen Familien von Bevattern und Nichten verboten hat, ist glaublicher, als daß er einen am Fuß (elephantia) Kranken durch einen Kuß geheilt haben sollte. Vom *Bonifacius* erzählt *Anastasius*, (l. c. p. 241. sq.) daß er verboten habe, denjenigen, der sich in eine Kirche flüchtete, herauszureißen; auch habe er befohlen, daß Testamente, die den kaiserlichen Gesetzen gemäß abgefaßt wären, gültig seyn sollten. An der Erweiterung und Befestigung der von Rom aus seit kurzem gestifteten Angelsächsischen Kirche; zugleich aber auch seiner Oberherrschaft über dieselbe, nahm er lebhaften Antheil. Unter andern schickte er im Jahr 624. dem Erzbischof von *Canterbury*, *Iustus*, den erzbischöflichen Mantel zu: diese Ehrentracht, durch welche die Römischen Bischöfe seit einiger Zeit sich angemaßt hatten, die Metropolitnen, und mit denselben ihre Kirchensprengel, an sich zu fesseln; er ertheilte ihm zugleich das Recht, Bischöfe zu weihen. (*Bedae Hist. Ecclesiast. gentis Anglor. L. II. cap. 7. 8. pag. 126. sq. Cantabr. 1642. fol.*) Seine Schreiben an den heidnischen König von *Nordumberland*, und dessen christliche Gemahlinn, sind oben (S. 120.) bereits angezeigt worden.

nus, zur Bewachung desselben herbeyeilten. Mauri-
 citius nahm also zum Schein friedlichere Gesinnun-
 gen an; und versiegelte mit den obrigkeitlichen Per-
 sonen von seiner Parthey alle die Kostbarkeiten, wel-
 che, wie Anastasius schreibt, (in Severino, l. c. p.
 249.) von christlichen Kaisern und großen Herren,
 zum Lösegeld für ihre Sünden, (pro redemptione ani-
 marum suarum) dem seligen Apostel Petrus hinter-
 lassen worden waren, damit sowohl die Armen von
 Zeit zu Zeit davon Almosen bekämen, als Gefangene
 losgekauft werden könnten. Zugleich aber meldete er
 dieses dem Patricius Isaacius zu Ravenna. Die-
 ser verwies die Vornehmsten des Clerus aus der
 Stadt, und da er hierauf keinen Widerstand antraf,
 leerte er acht Tage hindurch alle jene Schätze des Pa-
 lastes aus, von denen er auch dem Kaiser Heraclius
 einen Theil übersandte. Dieser letztere Umstand macht
 es glaublich, daß, so sehr auch der Clerus das ganze
 Unternehmen als kirchenräuberisch ansah, der Hof hin-
 gegen und seine Befehlshaber geurtheilt haben mögen;
 die großen Reichthümer der Kirche, welche oft nur zu
 einer höchst übertriebenen Pracht in den gottesdienstli-
 chen Gebäuden, oder zu einer eben so unnützen Ver-
 vielfältigung derselben angewandt wurden, könnten
 weit süglicher zu den Bedürfnissen des Staats dienen.

Noch im Jahr 640. erhielt Johann IV. das
 Römische Bisthum; starb aber auch schon im Jahr
 642. Man rühmt ihn, (Anastas. in Ioh. IV. p. 251.)
 daß er viel Geld nach Dalmatien und Istrien geschickt
 hat, um die Gefangenen loszukaufen, welche die Sla-
 ven aus diesen Ländern fortgeschleppt hatten. Von
 seinen drey noch vorhandenen Schreiben (in Labbei
 SS. Conciliis, Tom. V. p. 1757. sq.) enthält das erste,
 welches er, weil er noch nicht geweiht war, nach
 dem

dem Römischen Archipresbyter unterschrieb, und Beda aufbehalten hat, (Hist. Eccl. gent. Anglor. ^{J. n.} L. II. cap. 19. pag. 154. sq.) eine Warnung an den ^{E. S.} Schottländischen Clerus vor seiner irrigen Art, Ostern ⁶⁰⁵ zu feyern, und vor dem Pelagianismus. ^{bis} Jene ^{814.} wird darinne vor die verworfene Gewohnheit der Quattadecimaner erklärt. Es ist aber bereits vom Bower (Hist. der Päpste, Th. IV. S. 65. sq.) aus dem Beda (l. c. L. III. c. 25. sq. p. 233. sq.) gezeigt worden, daß ein großer Theil der Schottländer sich von der gedachten Parthen noch etwas unterschieden habe. Sie und die nördlichen Irländer, (denn die südlichen hatte der Bischof Honorius zur Gleichförmigkeit mit seiner Kirche gebracht, oben S. 135.) feyerten Ostern am ersten Tage in der Woche, wenn der vierzehnte Tag des ersten Monats nach dem Frühlings-Aequinoctium auf einen andern Tag fiel; und auch am Sonntage, auf welchen er gerade traf. Das zweite Schreiben betrifft den Monothelischen Streit, und im dritten erlaubt es Johannes den Mönchen, (l. c. pag. 1772. sq.) die ihnen zugehörige Kirchen mit Lehrern zu besetzen.

Während der Amtsverwaltung des Bischofs Theodorus, der ein Sohn des Patriarchen von Jerusalem war, vom Jahr 642. bis 649., dauerte die erstgenannte Streitigkeit nicht allein fort; sondern der Antheil der Römischen Bischöfe an derselben wurde auch immer hitziger. Zu eben derselben Zeit erregte der oben gedachte Mauricius einen Aufruhr der Soldaten zu Rom; der sich aber mit seiner Hinrichtung endigte, nachdem ihn der Exarch aus der Kirche, in welche er sich flüchtete, hatte herausziehen lassen. (Anast. l. c. p. 253. sq.) Theodorus, der davon zu Rom Zuschauer war, that zwar wegen der oft er-
wähnt.

496 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

⁷
⁸
⁹
¹⁰
¹¹
¹²
¹³
¹⁴
¹⁵
¹⁶
¹⁷
¹⁸
¹⁹
²⁰
²¹
²²
²³
²⁴
²⁵
²⁶
²⁷
²⁸
²⁹
³⁰
³¹
³²
³³
³⁴
³⁵
³⁶
³⁷
³⁸
³⁹
⁴⁰
⁴¹
⁴²
⁴³
⁴⁴
⁴⁵
⁴⁶
⁴⁷
⁴⁸
⁴⁹
⁵⁰
⁵¹
⁵²
⁵³
⁵⁴
⁵⁵
⁵⁶
⁵⁷
⁵⁸
⁵⁹
⁶⁰
⁶¹
⁶²
⁶³
⁶⁴
⁶⁵
⁶⁶
⁶⁷
⁶⁸
⁶⁹
⁷⁰
⁷¹
⁷²
⁷³
⁷⁴
⁷⁵
⁷⁶
⁷⁷
⁷⁸
⁷⁹
⁸⁰
⁸¹
⁸²
⁸³
⁸⁴
⁸⁵
⁸⁶
⁸⁷
⁸⁸
⁸⁹
⁹⁰
⁹¹
⁹²
⁹³
⁹⁴
⁹⁵
⁹⁶
⁹⁷
⁹⁸
⁹⁹
¹⁰⁰
¹⁰¹
¹⁰²
¹⁰³
¹⁰⁴
¹⁰⁵
¹⁰⁶
¹⁰⁷
¹⁰⁸
¹⁰⁹
¹¹⁰
¹¹¹
¹¹²
¹¹³
¹¹⁴
¹¹⁵
¹¹⁶
¹¹⁷
¹¹⁸
¹¹⁹
¹²⁰
¹²¹
¹²²
¹²³
¹²⁴
¹²⁵
¹²⁶
¹²⁷
¹²⁸
¹²⁹
¹³⁰
¹³¹
¹³²
¹³³
¹³⁴
¹³⁵
¹³⁶
¹³⁷
¹³⁸
¹³⁹
¹⁴⁰
¹⁴¹
¹⁴²
¹⁴³
¹⁴⁴
¹⁴⁵
¹⁴⁶
¹⁴⁷
¹⁴⁸
¹⁴⁹
¹⁵⁰
¹⁵¹
¹⁵²
¹⁵³
¹⁵⁴
¹⁵⁵
¹⁵⁶
¹⁵⁷
¹⁵⁸
¹⁵⁹
¹⁶⁰
¹⁶¹
¹⁶²
¹⁶³
¹⁶⁴
¹⁶⁵
¹⁶⁶
¹⁶⁷
¹⁶⁸
¹⁶⁹
¹⁷⁰
¹⁷¹
¹⁷²
¹⁷³
¹⁷⁴
¹⁷⁵
¹⁷⁶
¹⁷⁷
¹⁷⁸
¹⁷⁹
¹⁸⁰
¹⁸¹
¹⁸²
¹⁸³
¹⁸⁴
¹⁸⁵
¹⁸⁶
¹⁸⁷
¹⁸⁸
¹⁸⁹
¹⁹⁰
¹⁹¹
¹⁹²
¹⁹³
¹⁹⁴
¹⁹⁵
¹⁹⁶
¹⁹⁷
¹⁹⁸
¹⁹⁹
²⁰⁰
²⁰¹
²⁰²
²⁰³
²⁰⁴
²⁰⁵
²⁰⁶
²⁰⁷
²⁰⁸
²⁰⁹
²¹⁰
²¹¹
²¹²
²¹³
²¹⁴
²¹⁵
²¹⁶
²¹⁷
²¹⁸
²¹⁹
²²⁰
²²¹
²²²
²²³
²²⁴
²²⁵
²²⁶
²²⁷
²²⁸
²²⁹
²³⁰
²³¹
²³²
²³³
²³⁴
²³⁵
²³⁶
²³⁷
²³⁸
²³⁹
²⁴⁰
²⁴¹
²⁴²
²⁴³
²⁴⁴
²⁴⁵
²⁴⁶
²⁴⁷
²⁴⁸
²⁴⁹
²⁵⁰
²⁵¹
²⁵²
²⁵³
²⁵⁴
²⁵⁵
²⁵⁶
²⁵⁷
²⁵⁸
²⁵⁹
²⁶⁰
²⁶¹
²⁶²
²⁶³
²⁶⁴
²⁶⁵
²⁶⁶
²⁶⁷
²⁶⁸
²⁶⁹
²⁷⁰
²⁷¹
²⁷²
²⁷³
²⁷⁴
²⁷⁵
²⁷⁶
²⁷⁷
²⁷⁸
²⁷⁹
²⁸⁰
²⁸¹
²⁸²
²⁸³
²⁸⁴
²⁸⁵
²⁸⁶
²⁸⁷
²⁸⁸
²⁸⁹
²⁹⁰
²⁹¹
²⁹²
²⁹³
²⁹⁴
²⁹⁵
²⁹⁶
²⁹⁷
²⁹⁸
²⁹⁹
³⁰⁰
³⁰¹
³⁰²
³⁰³
³⁰⁴
³⁰⁵
³⁰⁶
³⁰⁷
³⁰⁸
³⁰⁹
³¹⁰
³¹¹
³¹²
³¹³
³¹⁴
³¹⁵
³¹⁶
³¹⁷
³¹⁸
³¹⁹
³²⁰
³²¹
³²²
³²³
³²⁴
³²⁵
³²⁶
³²⁷
³²⁸
³²⁹
³³⁰
³³¹
³³²
³³³
³³⁴
³³⁵
³³⁶
³³⁷
³³⁸
³³⁹
³⁴⁰
³⁴¹
³⁴²
³⁴³
³⁴⁴
³⁴⁵
³⁴⁶
³⁴⁷
³⁴⁸
³⁴⁹
³⁵⁰
³⁵¹
³⁵²
³⁵³
³⁵⁴
³⁵⁵
³⁵⁶
³⁵⁷
³⁵⁸
³⁵⁹
³⁶⁰
³⁶¹
³⁶²
³⁶³
³⁶⁴
³⁶⁵
³⁶⁶
³⁶⁷
³⁶⁸
³⁶⁹
³⁷⁰
³⁷¹
³⁷²
³⁷³
³⁷⁴
³⁷⁵
³⁷⁶
³⁷⁷
³⁷⁸
³⁷⁹
³⁸⁰
³⁸¹
³⁸²
³⁸³
³⁸⁴
³⁸⁵
³⁸⁶
³⁸⁷
³⁸⁸
³⁸⁹
³⁹⁰
³⁹¹
³⁹²
³⁹³
³⁹⁴
³⁹⁵
³⁹⁶
³⁹⁷
³⁹⁸
³⁹⁹
⁴⁰⁰
⁴⁰¹
⁴⁰²
⁴⁰³
⁴⁰⁴
⁴⁰⁵
⁴⁰⁶
⁴⁰⁷
⁴⁰⁸
⁴⁰⁹
⁴¹⁰
⁴¹¹
⁴¹²
⁴¹³
⁴¹⁴
⁴¹⁵
⁴¹⁶
⁴¹⁷
⁴¹⁸
⁴¹⁹
⁴²⁰
⁴²¹
⁴²²
⁴²³
⁴²⁴
⁴²⁵
⁴²⁶
⁴²⁷
⁴²⁸
⁴²⁹
⁴³⁰
⁴³¹
⁴³²
⁴³³
⁴³⁴
⁴³⁵
⁴³⁶
⁴³⁷
⁴³⁸
⁴³⁹
⁴⁴⁰
⁴⁴¹
⁴⁴²
⁴⁴³
⁴⁴⁴
⁴⁴⁵
⁴⁴⁶
⁴⁴⁷
⁴⁴⁸
⁴⁴⁹
⁴⁵⁰
⁴⁵¹
⁴⁵²
⁴⁵³
⁴⁵⁴
⁴⁵⁵
⁴⁵⁶
⁴⁵⁷
⁴⁵⁸
⁴⁵⁹
⁴⁶⁰
⁴⁶¹
⁴⁶²
⁴⁶³
⁴⁶⁴
⁴⁶⁵
⁴⁶⁶
⁴⁶⁷
⁴⁶⁸
⁴⁶⁹
⁴⁷⁰
⁴⁷¹
⁴⁷²
⁴⁷³
⁴⁷⁴
⁴⁷⁵
⁴⁷⁶
⁴⁷⁷
⁴⁷⁸
⁴⁷⁹
⁴⁸⁰
⁴⁸¹
⁴⁸²
⁴⁸³
⁴⁸⁴
⁴⁸⁵
⁴⁸⁶
⁴⁸⁷
⁴⁸⁸
⁴⁸⁹
⁴⁹⁰
⁴⁹¹
⁴⁹²
⁴⁹³
⁴⁹⁴
⁴⁹⁵
⁴⁹⁶
⁴⁹⁷
⁴⁹⁸
⁴⁹⁹
⁵⁰⁰
⁵⁰¹
⁵⁰²
⁵⁰³
⁵⁰⁴
⁵⁰⁵
⁵⁰⁶
⁵⁰⁷
⁵⁰⁸
⁵⁰⁹
⁵¹⁰
⁵¹¹
⁵¹²
⁵¹³
⁵¹⁴
⁵¹⁵
⁵¹⁶
⁵¹⁷
⁵¹⁸
⁵¹⁹
⁵²⁰
⁵²¹
⁵²²
⁵²³
⁵²⁴
⁵²⁵
⁵²⁶
⁵²⁷
⁵²⁸
⁵²⁹
⁵³⁰
⁵³¹
⁵³²
⁵³³
⁵³⁴
⁵³⁵
⁵³⁶
⁵³⁷
⁵³⁸
⁵³⁹
⁵⁴⁰
⁵⁴¹
⁵⁴²
⁵⁴³
⁵⁴⁴
⁵⁴⁵
⁵⁴⁶
⁵⁴⁷
⁵⁴⁸
⁵⁴⁹
⁵⁵⁰
⁵⁵¹
⁵⁵²
⁵⁵³
⁵⁵⁴
⁵⁵⁵
⁵⁵⁶
⁵⁵⁷
⁵⁵⁸
⁵⁵⁹
⁵⁶⁰
⁵⁶¹
⁵⁶²
⁵⁶³
⁵⁶⁴
⁵⁶⁵
⁵⁶⁶
⁵⁶⁷
⁵⁶⁸
⁵⁶⁹
⁵⁷⁰
⁵⁷¹
⁵⁷²
⁵⁷³
⁵⁷⁴
⁵⁷⁵
⁵⁷⁶
⁵⁷⁷
⁵⁷⁸
⁵⁷⁹
⁵⁸⁰
⁵⁸¹
⁵⁸²
⁵⁸³
⁵⁸⁴
⁵⁸⁵
⁵⁸⁶
⁵⁸⁷
⁵⁸⁸
⁵⁸⁹
⁵⁹⁰
⁵⁹¹
⁵⁹²
⁵⁹³
⁵⁹⁴
⁵⁹⁵
⁵⁹⁶
⁵⁹⁷
⁵⁹⁸
⁵⁹⁹
⁶⁰⁰
⁶⁰¹
⁶⁰²
⁶⁰³
⁶⁰⁴
⁶⁰⁵
⁶⁰⁶
⁶⁰⁷
⁶⁰⁸
⁶⁰⁹
⁶¹⁰
⁶¹¹
⁶¹²
⁶¹³
⁶¹⁴
⁶¹⁵
⁶¹⁶
⁶¹⁷
⁶¹⁸
⁶¹⁹
⁶²⁰
⁶²¹
⁶²²
⁶²³
⁶²⁴
⁶²⁵
⁶²⁶
⁶²⁷
⁶²⁸
⁶²⁹
⁶³⁰
⁶³¹
⁶³²
⁶³³
⁶³⁴
⁶³⁵
⁶³⁶
⁶³⁷
⁶³⁸
⁶³⁹
⁶⁴⁰
⁶⁴¹
⁶⁴²
⁶⁴³
⁶⁴⁴
⁶⁴⁵
⁶⁴⁶
⁶⁴⁷
⁶⁴⁸
⁶⁴⁹
⁶⁵⁰
⁶⁵¹
⁶⁵²
⁶⁵³
⁶⁵⁴
⁶⁵⁵
⁶⁵⁶
⁶⁵⁷
⁶⁵⁸
⁶⁵⁹
⁶⁶⁰
⁶⁶¹
⁶⁶²
⁶⁶³
⁶⁶⁴
⁶⁶⁵
⁶⁶⁶
⁶⁶⁷
⁶⁶⁸
⁶⁶⁹
⁶⁷⁰
⁶⁷¹
⁶⁷²
⁶⁷³
⁶⁷⁴
⁶⁷⁵
⁶⁷⁶
⁶⁷⁷
⁶⁷⁸
⁶⁷⁹
⁶⁸⁰
⁶⁸¹
⁶⁸²
⁶⁸³
⁶⁸⁴
⁶⁸⁵
⁶⁸⁶
⁶⁸⁷
⁶⁸⁸
⁶⁸⁹
⁶⁹⁰
⁶⁹¹
⁶⁹²
⁶⁹³
⁶⁹⁴
⁶⁹⁵
⁶⁹⁶
⁶⁹⁷
⁶⁹⁸
⁶⁹⁹
⁷⁰⁰
⁷⁰¹
⁷⁰²
⁷⁰³
⁷⁰⁴
⁷⁰⁵
⁷⁰⁶
⁷⁰⁷
⁷⁰⁸
⁷⁰⁹
⁷¹⁰
⁷¹¹
⁷¹²
⁷¹³
⁷¹⁴
⁷¹⁵
⁷¹⁶
⁷¹⁷
⁷¹⁸
⁷¹⁹
⁷²⁰
⁷²¹
⁷²²
⁷²³
⁷²⁴
⁷²⁵
⁷²⁶
⁷²⁷
⁷²⁸
⁷²⁹
⁷³⁰
⁷³¹
⁷³²
⁷³³
⁷³⁴
⁷³⁵
⁷³⁶
⁷³⁷
⁷³⁸
⁷³⁹
⁷⁴⁰
⁷⁴¹
⁷⁴²
⁷⁴³
⁷⁴⁴
⁷⁴⁵
⁷⁴⁶
⁷⁴⁷
⁷⁴⁸
⁷⁴⁹
⁷⁵⁰
⁷⁵¹
⁷⁵²
⁷⁵³
⁷⁵⁴
⁷⁵⁵
⁷⁵⁶
⁷⁵⁷
⁷⁵⁸
⁷⁵⁹
⁷⁶⁰
⁷⁶¹
⁷⁶²
⁷⁶³
⁷⁶⁴
⁷⁶⁵
⁷⁶⁶
⁷⁶⁷
⁷⁶⁸
⁷⁶⁹
⁷⁷⁰
⁷⁷¹
⁷⁷²
⁷⁷³
⁷⁷⁴
⁷⁷⁵
⁷⁷⁶
⁷⁷⁷
⁷⁷⁸
⁷⁷⁹
⁷⁸⁰
⁷⁸¹
⁷⁸²
⁷⁸³
⁷⁸⁴
⁷⁸⁵
⁷⁸⁶
⁷⁸⁷
⁷⁸⁸
⁷⁸⁹
⁷⁹⁰
⁷⁹¹
⁷⁹²
⁷⁹³
⁷⁹⁴
⁷⁹⁵
⁷⁹⁶
⁷⁹⁷
⁷⁹⁸
⁷⁹⁹
⁸⁰⁰
⁸⁰¹
⁸⁰²
⁸⁰³
⁸⁰⁴
⁸⁰⁵
⁸⁰⁶
⁸⁰⁷
⁸⁰⁸
⁸⁰⁹
⁸¹⁰
⁸¹¹
⁸¹²
⁸¹³
⁸¹⁴
⁸¹⁵
⁸¹⁶
⁸¹⁷
⁸¹⁸
⁸¹⁹
⁸²⁰
⁸²¹
⁸²²
⁸²³
⁸²⁴
⁸²⁵
⁸²⁶
⁸²⁷
⁸²⁸
⁸²⁹
⁸³⁰
⁸³¹
⁸³²
⁸³³
⁸³⁴
⁸³⁵
⁸³⁶
⁸³⁷
⁸³⁸
⁸³⁹
⁸⁴⁰
⁸⁴¹
⁸⁴²
⁸⁴³
⁸⁴⁴
⁸⁴⁵
⁸⁴⁶
⁸⁴⁷
⁸⁴⁸
⁸⁴⁹
⁸⁵⁰
⁸⁵¹
⁸⁵²
⁸⁵³
⁸⁵⁴
⁸⁵⁵
⁸⁵⁶
⁸⁵⁷
⁸⁵⁸
⁸⁵⁹
⁸⁶⁰
⁸⁶¹
⁸⁶²
⁸⁶³
⁸⁶⁴
⁸⁶⁵
⁸⁶⁶
⁸⁶⁷
⁸⁶⁸
⁸⁶⁹
⁸⁷⁰
⁸⁷¹
⁸⁷²
⁸⁷³
⁸⁷⁴
⁸⁷⁵
⁸⁷⁶
⁸⁷⁷
⁸⁷⁸
⁸⁷⁹
⁸⁸⁰
⁸⁸¹
⁸⁸²
⁸⁸³
⁸⁸⁴
⁸⁸⁵
⁸⁸⁶
⁸⁸⁷
⁸⁸⁸
⁸⁸⁹
⁸⁹⁰
⁸⁹¹
⁸⁹²
⁸⁹³
⁸⁹⁴
⁸⁹⁵
⁸⁹⁶
⁸⁹⁷
⁸⁹⁸
⁸⁹⁹
⁹⁰⁰
⁹⁰¹
⁹⁰²
⁹⁰³
⁹⁰⁴
⁹⁰⁵
⁹⁰⁶
⁹⁰⁷
⁹⁰⁸
⁹⁰⁹
⁹¹⁰
⁹¹¹
⁹¹²
⁹¹³
⁹¹⁴
⁹¹⁵
⁹¹⁶
⁹¹⁷
⁹¹⁸
⁹¹⁹
⁹²⁰
⁹²¹
⁹²²
⁹²³
⁹²⁴
⁹²⁵
⁹²⁶
⁹²⁷
⁹²⁸
⁹²⁹
⁹³⁰
⁹³¹
⁹³²
⁹³³
⁹³⁴
⁹³⁵
⁹³⁶
⁹³⁷
⁹³⁸
⁹³⁹
⁹⁴⁰
⁹⁴¹
⁹⁴²
⁹⁴³
⁹⁴⁴
⁹⁴⁵
⁹⁴⁶
⁹⁴⁷
⁹⁴⁸
⁹⁴⁹
⁹⁵⁰
⁹⁵¹
⁹⁵²
⁹⁵³
⁹⁵⁴
⁹⁵⁵
⁹⁵⁶
⁹⁵⁷
⁹⁵⁸
⁹⁵⁹
⁹⁶⁰
⁹⁶¹
⁹⁶²
⁹⁶³
⁹⁶⁴
⁹⁶⁵
⁹⁶⁶
⁹⁶⁷
⁹⁶⁸
⁹⁶⁹
⁹⁷⁰
⁹⁷¹
⁹⁷²
⁹⁷³
⁹⁷⁴
⁹⁷⁵
⁹⁷⁶
⁹⁷⁷
⁹⁷⁸
⁹⁷⁹
⁹⁸⁰
⁹⁸¹
⁹⁸²
⁹⁸³
⁹⁸⁴
⁹⁸⁵
⁹⁸⁶
⁹⁸⁷
⁹⁸⁸
⁹⁸⁹
⁹⁹⁰
⁹⁹¹
⁹⁹²
⁹⁹³
⁹⁹⁴
⁹⁹⁵
⁹⁹⁶
⁹⁹⁷
⁹⁹⁸
⁹⁹⁹
¹⁰⁰⁰
¹⁰⁰¹
¹⁰⁰²
¹⁰⁰³
¹⁰⁰⁴
¹⁰⁰⁵
¹⁰⁰⁶
¹⁰⁰⁷
¹⁰⁰⁸
¹⁰⁰⁹
¹⁰¹⁰
¹⁰¹¹
¹⁰¹²
¹⁰¹³
¹⁰¹⁴
¹⁰¹⁵
¹⁰¹⁶
¹⁰¹⁷
¹⁰¹⁸
¹⁰¹⁹
¹⁰²⁰
¹⁰²¹
¹⁰²²
¹⁰²³
¹⁰²⁴
¹⁰²⁵
¹⁰²⁶
¹⁰²⁷
¹⁰²⁸
¹⁰²⁹
¹⁰³⁰
¹⁰³¹
¹⁰³²
¹⁰³³
¹⁰³⁴
¹⁰³⁵
¹⁰³⁶
¹⁰³⁷
¹⁰³⁸
¹⁰³⁹
¹⁰⁴⁰
¹⁰⁴¹
¹⁰⁴²
¹⁰⁴³
¹⁰⁴⁴
¹⁰⁴⁵
¹⁰⁴⁶
¹⁰⁴⁷
¹⁰⁴⁸
¹⁰⁴⁹
¹⁰⁵⁰
¹⁰⁵¹
¹⁰⁵²
¹⁰⁵³
¹⁰⁵⁴
¹⁰⁵⁵
¹⁰⁵⁶
¹⁰⁵⁷
¹⁰⁵⁸
¹⁰⁵⁹
¹⁰⁶⁰
¹⁰⁶¹
¹⁰⁶²
¹⁰⁶³
¹⁰⁶⁴
¹⁰⁶⁵
¹⁰⁶⁶
¹⁰⁶⁷
¹⁰⁶⁸
¹⁰⁶⁹
¹⁰⁷⁰
¹⁰⁷¹
¹⁰⁷²
¹⁰⁷³
¹⁰⁷⁴
¹⁰⁷⁵
¹⁰⁷⁶
¹⁰⁷⁷
¹⁰⁷⁸
¹⁰⁷⁹
¹⁰⁸⁰
¹⁰⁸¹
¹⁰⁸²
¹⁰⁸³
¹⁰⁸⁴
¹⁰⁸⁵
¹⁰⁸⁶
¹⁰⁸⁷
¹⁰⁸⁸
¹⁰⁸⁹
¹⁰⁹⁰
¹⁰⁹¹
¹⁰⁹²
¹⁰⁹³
¹⁰⁹⁴
¹⁰⁹⁵
¹⁰⁹⁶
¹⁰⁹⁷
¹⁰⁹⁸
¹⁰⁹⁹
¹¹⁰⁰
¹¹⁰¹
¹¹⁰²
¹¹⁰³
¹¹⁰⁴
¹¹⁰⁵
¹¹⁰⁶
¹¹⁰⁷
¹¹⁰⁸
¹¹⁰⁹
¹¹¹⁰
¹¹¹¹
¹¹¹²
¹¹¹³
¹¹¹⁴
¹¹¹⁵
¹¹¹⁶
¹¹¹⁷
¹¹¹⁸
¹¹¹⁹
¹¹²⁰
¹¹²¹
¹¹²²
¹¹²³
¹¹²⁴
¹¹²⁵
¹¹²⁶
¹¹²⁷
¹¹²⁸
¹¹²⁹
¹¹³⁰
¹¹³¹
¹¹³²
¹¹³³
¹¹³⁴
¹¹³⁵
¹¹³⁶
¹¹³⁷
¹¹³⁸
¹¹³⁹
¹¹⁴⁰
¹¹⁴¹
¹¹⁴²
¹¹⁴³
¹¹⁴⁴
¹¹⁴⁵
¹¹⁴⁶
¹¹⁴⁷
¹¹⁴⁸
¹¹⁴⁹
¹¹⁵⁰
¹¹⁵¹
¹¹⁵²
¹¹⁵³
¹¹⁵⁴
¹¹⁵⁵
¹¹⁵⁶
¹¹⁵⁷
¹¹⁵⁸
¹¹⁵⁹
¹¹⁶⁰
¹¹⁶¹
¹¹⁶²
¹¹⁶³
¹¹⁶⁴
¹¹⁶⁵
¹¹⁶⁶
¹¹⁶⁷
¹¹⁶⁸
¹¹⁶⁹
¹¹⁷⁰
¹¹⁷¹
¹¹⁷²
¹¹⁷³
¹¹⁷⁴
¹¹⁷⁵
¹¹⁷⁶
¹¹⁷⁷
¹¹⁷⁸
¹¹⁷⁹
¹¹⁸⁰
¹¹⁸¹
¹¹⁸²
¹¹⁸³
¹¹⁸⁴
¹¹⁸⁵
¹¹⁸⁶
¹¹⁸⁷
¹¹⁸⁸
¹¹⁸⁹
¹¹⁹⁰
¹¹⁹¹
¹¹⁹²
¹¹⁹³
¹¹⁹⁴
¹¹⁹⁵
¹¹⁹⁶
¹¹⁹⁷
¹¹⁹⁸
¹¹⁹⁹
¹²⁰⁰
¹²⁰¹
¹²⁰²
¹²⁰³
¹²⁰⁴
¹²⁰⁵
¹²⁰⁶
¹²⁰⁷
¹²⁰⁸
¹²⁰⁹
¹²¹⁰
¹²¹¹
¹²¹²
¹²¹³
¹²¹⁴
¹²¹⁵
¹²¹⁶
¹²¹⁷
¹²¹⁸
¹²¹⁹
¹²²⁰
¹²²¹
¹²²²
¹²²³
¹²²⁴

lang in einer harten Gefangenschaft daselbst gelebt hatte, nach Constantinopel bringen ließ. Hier wurde er als einer der ärgsten Verbrecher gemißhandelt. Zwar stellte man ein gerichtliches Verhör mit ihm an; beschuldigte ihn aber einer Verschwörung wider den Kaiser, und eines Verständnisses mit den Saracenen, ließ auch Zeugen gegen ihn auftreten; ohne ihn jedoch überführen zu können. Es scheint, daß man seine Vergehungen, die an sich Unruhen genug stifteten, darum vergrößert habe, weil sein Widerstand gegen kaiserliche Religionsbefehle ihn allein nicht so verhaßt gemacht haben würde. Er wurde wirklich zum Tode verurtheilt. Allein der sterbende Patriarch zu Constantinopel, Paulus, bat den Kaiser so nachdrücklich, seines Lebens zu schonen, daß er im Jahr 655. nach Cherson als ein Landesverwiesener übergeschifft wurde, wo er bald darauf unter mancherley Elend starb. (Martini I. Epist. XIV. et XV. ad Theodorum p. 63. sq. in Labbei SS. Conciliis, Tom. VI. Commemoratio eorum, quae saeviter et sine Dei respectu acta sunt a veritatis adversariis in sanctum et apostolicum novum revera confessorem et martyrem Martinum Papam Romae, ibid. p. 66. sq. Martini I. Epist. XVI. et XVII. ib. p. 74. sq. Anastas. l. c. p. 263. sq.) Man kann nicht leugnen, daß er sich unter diesen Leiden muthig und würdig betragen habe; er würde aber noch mehr Ruhm verdienen, wenn er sich dieselben nicht durch Mangel an Ehrerbietung und Gehorsam gegen seine Landesfürsten, überhaupt durch starrsinnige Unverträglichkeit zugezogen hätte. Unterdeß besremdet es nicht, daß man einen Märtyrer und Heiligen aus ihm gemacht, auch Wunder erzählt hat, die bey seinem Grabe geschehen wären. (Anastas. l. c. p. 264.)

Noch bey seinem Leben wurde im J. 654. **Ag-**
g. **g.** gentius I. zu seinem Nachfolger gewählt. Die Hän-
 605 del des Monothelismus beschäftigten auch ihn;
 bis ohne daß er sonst in den drey Jahren seines Bis-
 814 thums etwas für die Nachwelt Denkwürdiges verrich-
 tet hätte. — **Vitalianus**, der im Jahr 657. an
 seine Stelle kam, scheint bey dem oftgedachten Streite
 eine gefällige Mäßigung bewiesen zu haben. Nach-
 dem er dem Kaiser Constans sein Glaubensbekennt-
 niß übersandt hatte: schickte dieser dem Apostel **Pe-**
trus, das heißt, seiner Kirche zu Rom, ein golde-
 nes (vermuthlich mit goldenen Buchstaben geschriebe-
 nes) Evangelienbuch, das mit sehr großen Edelgestei-
 nen besetzt war, zum Geschenke. Im Jahr 662,
 kam er selbst in diese Hauptstadt; verrichtete daselbst
 öffentlich seine Andacht; beschenkte die Kirchen aber-
 mals; raubte aber zugleich, wie oben (S. 108.) be-
 reits erzählt worden ist, alle noch zu Rom vorhande-
 ne eherner Denkmäler weg; und schied übrigens im
 besten Vernehmen vom **Vitalianus**, der ihm auf
 mehrere Meilen mit seinem Clerus entgegen gekom-
 men war. (Anastas. l. c. pag. 267. sq.) Auf der an-
 dern Seite hatte dieser Bischof das Vergnügen, daß
 die Angelsächsische Kirche, wie man in ihrer Geschichte
 (oben S. 137.) gelesen hat, sich völlig mit der Römi-
 schen in Absicht auf kirchliche Gebräuche vereinigte,
 und dadurch auch unter ihren stärkern Einfluß gerieth.
 Daher ließen **Egbert** und **Oswy**, Könige von Kent
 und Nordhumberland, im Jahr 667. den Älte-
 sten **Wighard**, der zum Erzbischof von **Canterbury**
 gewählt worden war, nach Rom reisen, um vom
Vitalianus, dem er viele goldene und silberne Ge-
 fäße zum Geschenke mitbrachte, geweiht zu werden.
 Da aber **Wighard** nebst den meisten von seinem Ge-
 folge zu Rom starb: sah sich **Vitalianus** nach einem
 andern

andern geschickten Manne um, den er den beiden Fürsten zu jener Würde empfehlen könnte. Seine Wahl fiel auch nicht unglücklich aus. Er weihte im Jahr 668. den Griechischen, aber im Schooße der Römischen Kirche gebildeten Mönch Theodorus zum Erzbischof, der auf die Beförderung der Gelehrsamkeit in England die lange Wirksamkeit geäußert hat, welche bereits an einem andern Orte (oben S. 44.) beschrieben worden ist; der aber auch die Römische Kirchenverfassung daselbst noch mehr befestigt hat, und der erste Erzbischof von Canterbury geworden ist, den die ganze Englische Kirche als ihr Oberhaupt anerkannte. (Bedae Hist. Eccl. gent. Anglor. L. IV. c. 1. p. 253. sq. c. 2. p. 258. sq.)

Eine andere Gelegenheit, seine Oberherrschaft zu erweitern, wo er aber weniger Ansprüche daran machen konnte, ergriff Vitalianus um eben dieselbe Zeit in Creta. Johannes, ein Bischof dieser Insel, war von seinem Metropolit, auf einer Synode der ihm untergeordneten Bischöfe, wegen eines Verbrechens abgesetzt worden. Nach dem Beispiel mehrerer solcher Bischöfe, die sich einem gerichtlichen Urtheile zu entziehen suchten, und bey dem herrschbegierigen und mächtigen, aber wegen seiner Entfernung mit ihren Angelegenheiten wenig bekanntem Römischen Bischof Unterstützung hofften, appellirte auch Johannes sehr widerrechtlich an den Vitalianus. Der Metropolit ließ ihn deswegen gefangen setzen; allein Johannes entwichte nach Rom, und brachte es so weit, daß Vitalianus eine neue Untersuchung seiner Sache anstellte, davon der Ausgang die Loßsprechung des abgesetzten Bischofs war. Vitalianus gab nunmehr dem Metropolit einen Verweis, daß er, ohne auf die Appellation jenes Bischofs zu achten, ihn

500 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

J. n. E. G.
605 bis 814 ins Gefängniß geworfen habe; hob alles Verfahren wider denselben als ungerecht auf, und befahl, ihm sein Amt wieder zu ertheilen. (Vitaliani Epist. I. ad Paulum Archiepisc. Cretens. pag. 445. sq. in Labbei SS. Concill. T. VI.) Er schrieb deswegen auch an einen kaiserlichen Kammerherrn, (Epist. II. p. 447.) und an den Bischof von Syracusa, (Ep. IV. p. 448. sq.) damit sie sich des Johannes annehmen möchten; dem Metropolitcn aber trug er noch besonders auf, es nicht zu dulden, daß ein Diaconus auf seiner Insel, nachdem er geweiht worden, gehyrathet hätte, und an zwei Kirchen diene. (Ep. III. p. 448.) Da Vitalianus dem Metropolitcn eigentlich nichts zu befehlen hatte: so ist es kaum glaublich, daß er seine Absicht erreicht haben werde.

Gewiß aber schlug ihm ein anderer Versuch gänzlich fehl, den er selbst in seiner Nachbarschaft gegen den Erzbischof von Ravenna, Maurus, wagte. Obgleich derselbe von dem Römischen Bischof unabhängig war; so forderte ihn doch dieser wegen gewisser Vorwürfe zur Verantwortung nach Rom, und belegte ihn mit dem Kirchenbanne, weil er auf diese Vorladung nicht erschien. Allein Maurus, der unter dem Schutze des kaiserlichen Exarchen, seines Freundes, sicher war, gab ihm seinen Bann sogleich zurück. Vitalianus hielt darauf mit den meisten Italiänischen Bischöfen eine Synode, auf welcher er ihn seines Amtes entsetzte. Maurus hingegen fuhr nicht allein fort, sich in seinem Amte zu behaupten; sondern bat auch bey seinem Tode, den gesammten Clerus seines Kirchensprengels, daß er sich niemals dem Römischen Bischof unterwerfen möchte. (Hier. Rubens in Hist. Ravenn. L. IV. T. I. apud Pagium in Breviar. p. 236.) Sonst hatte man auch geglaubt, daß

Dis

Vitalianus den Gebrauch der lateinischen Sprache beym öffentlichen Gottesdienste im Jahr 666. durch einen besondern Befehl bestätigt habe. Allein diese Erzählung, welche wahrscheinlich zuerst ein Englischer Protestant, Joh. Baläus, im sechszehnten Jahr. hundert vorgebracht hat, ist längst als eine unwahrscheinliche Sage erkannt worden. (Ern. Frider. Wernsdorfii Hist. Linguae Latinae in Sacris publicis, pag. 25. Lips. 1756. 4.)

Adeodatus folgte im Jahr 672. auf dem bischöflichen Stuhl zu Rom, und machte nach vier Jahren dem Donus Platz, der ihn nicht völlig anderthalb Jahre besaß. Doch nahmen während seiner kurzen Regierung zwei für ihn günstige Wendungen den Anfang. Reparatus, Erzbischof von Ravenna, der anfänglich wie Maurus, seine Unabhängigkeit (autocephalia nennt sie Anastasius,) von dem Römischen Bischof behauptete, und sogar durch einen kaiserlichen Befehl dabei geschützt wurde, erklärte sich kurz vor seinem Tode bereit, die Hoheit jenes Bischofs zu verehren; wenn anders Anastasius, in seinem Eifer für die Römische Kirche, nicht zu viel davon sagt, wie es fast das Ansehen hat. (denuo se pristinae sedis Apostolicae subiugavit. Anastas. in Dono, pag. 274. Rubens l. c. ap. Pagium, p. 238.) Auch that der Kaiser Constantin der Bärtige Vorschläge zur Wiederherstellung der kirchlichen Einigkeit, welche seit geraumer Zeit zwischen den Patriarchen von Alt- und Neu-Rom, durch die Monotheletischen Streitigkeiten gänzlich aufgehoben worden war.

Unter seinem Nachfolger Agatho, der es vom Jahr 678. an, viertelhalb Jahre hindurch, wie Pagi (Crit. Baron. ad a. 682. n. 2.) gegen den Anastasius bewiesen hat, gewesen ist; kam die gedachte Vereini-

F. n. 2. 3. 605 814. gung wirklich zu Stande; aber einen seiner Vorgänger mußte er dabei opfern. Dem kaiserlichen Befehl gemäß, schickte er im Jahr 680. einige Bischöfe und andere Cleriker, als seine Abgeordnete, zu der oecumenischen Kirchenversammlung zu Constantinopel. Der Kaiser ermahnte sie, nicht mit Erennungsgeiste, oder mit Wuth, sondern mit friedfertigen Gesinnungen, fern von spitzfindigen Meinungen, (philosophicae assertiones) den Glauben der Schrift und der Kirchenväter festsetzen zu helfen. Sie nahmen also, zumal mit einem Synodalschreiben des Agatho an die große Versammlung ausgerüstet, einen Hauptantheil an der Verdammung des Monothelismus auf derselben, und der vornehmsten Stifter oder Vertheidiger dieser Parthen; worunter auch der Römische Bischof Honorius namentlich begriffen wurde: welches sie mit ihrer Unterschrift bekräftigten. (Concil. oecumen. VI. Act. XVIII. p. 1397. 1401. 1421. 1424. sq. in Harduin. Actis Concill. T. III. Anastas. in Agath. p. 275. sq.) Dieser im Namen der ganzen Kirche wider den Honorius ausgesprochene, und von mehr als Einem seiner Nachfolger genehmigte Bannfluch hat den spätern Verehrern der Päpste eine tüchtige Beschäftigung gegeben. Sie haben bald die Aechtheit der dahin gehörigen Urkunden geleugnet; bald zu beweisen gesucht, daß Honorius unschuldig verurtheilt worden sey. Auf der andern Seite haben zum Theil Schriftsteller seiner eigenen Kirche wichtige Folgen gegen ihn und seine Nachfolger daraus gezogen. Doch diese nicht unerhebliche Streitigkeit kann hier noch nicht verständlich genug beschrieben werden. Was beide Parthenen endlich doch zugeben, daß Honorius wirklich als ein Ketzer verdammt worden sey, ist für diesen Platz hinlänglich. Es ist übrigens schon anderswo (Th. XVII. S. 77.) bemerkt worden, daß

daß auf eben dieser Synode die Abgeordneten des Agatho ihm den Titel eines oekumenischen Papa oder Bischofs bengelegt haben, den zween seiner Vorgänger an dem Patriarchen von Constantinopel so sehr verabscheut hatten. J. n. 605 bis 814.

Einigermassen wurde die Willfährigkeit, welche Agatho bey dieser Gelegenheit bewies, von dem Kaiser dadurch vergolten, daß er, auf dessen Bitte, mit Vorbehalt der Bestätigung, welche bey der Wahl eines Römischen Bischofs nöthig war, das bisher dafür bezahlte Geld erließ. (Anastas. l. c. p. 276.) Bower schließt (l. c. S. 191.) aus den Worten des Anastasius: *relevata est quantitas*, nur eine Verminderung der Summe; aber wohl ohne Grund. Eine andere Begebenheit unter der Regierung des Agatho, zeigt ihn noch freyer und mit jenem gebieterischen Ansehen handelnd, daß diese Bischöfe niemals verließ. Wilfried, Bischof von York, war auf Verlangen des Königs von Nordumberland, Egfried, von dem Erzbischof von Cantersbury, Theodor, den der König durch Geschenke gewonnen haben soll, seines Amtes entsetzt worden: entweder, weil der König durch seine Gemahlinn, Irminburg, auf die großen Reichthümer und die Pracht jenes Bischofs, auf die Menge seiner Klöster, die Größe seiner Gebäude, und seine unzähllichen königlich gekleideten und bewaffneten Diener aufmerksam und eifersüchtig gemacht worden war; wie selbst der ihn bewundernde Verfasser seiner Lebensgeschichte erzählt; (Eddii Stephani vita S. Wilfridi, in Mabillon. Actis SS. Ord. S. Bened. Sec. IV. P. I. c. 23. p. 689.) oder, weil er, einer andern Nachricht zu Folge, (Thomae Eliens. Monachi vita S. Ethildritae Reginae et Abbatis Eliens. p. 747. ap. Mabillon. l. c. Sec. II. pag. 747.) den König hintergangen hatte. Dieser Fürst

504 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. H. E. G. bat ihn, seine erste Gemahlinn, **Echildric**, welche denselben gänzlich ergeben war, von dem Vorsatze, auch in der Ehe als Jungfrau zu leben, abwendig zu machen; allein **Wilfried** hatte sie vielmehr in demselben bestärkt, und aufgemuntert, sich von dem Könige scheiden zu lassen; worauf sie in ein Kloster gieng. Diese Nachricht erhält durch den **Beda** (l. c. L. IV. c. 19. p. 304.) eine Art von Gewißheit; doch könnte sie auch mit der erstern vereinigt werden. Der abgesetzte Bischof, schon bekannt als ein Eiferer für das Römische Kirchencarmoniel, appellirte zuerst unter dem Angelsächsischen Clerus nach Rom, und wurde, wie oben (S. 138.) erzählt worden ist, auf einer Synode im Jahr 979. oder 680. vom **Agatho** losgesprochen; erhielt auch eine Verordnung zu seiner Wiedereinsetzung. (Concil. Rom. a. 679. pag. 1041. sq. apud Harduin. Tom. III. Beda l. c. L. IV. c. 12. sq. p. 291. sq. L. V. c. 20. p. 444. sq.) Anfanglich that dieses so wenig einige Wirkung, daß der König vielmehr **Wilfried** ins Gefängniß werfen ließ. (Eddii vita S. Wilfr. c. 37. p. 699. l. c.) Allein nach einiger Zeit erlangte er doch sein Bisthum wieder.

Nun wurde **Leo der Zweyte** im Jahr 682. auf den bischöflichen Stuhl zu Rom erhoben. Er nahm in einem Schreiben an den Kaiser **Constantinus**, (apud Harduin. Tom. III. pag. 1470. sq.) die sechste oekumenische Synode feyerlich an, und verfluchte also auch darinne, unter vielen andern Ketzern, seinen Vorgänger **Honorius**, weil er seine Apostolische Gemeinde nicht durch die Apostolische Lehre gereinigt; sondern vielmehr durch eine schändliche Verrätherey ihren unbefleckten Glauben habe beflecken lassen.“ (l. c. pag. 1475.) Eben dieses that er, zum Theil wieder mit ausdrücklicher Verdammung des **Honorius**,

notus, in den Schreiben, welche er an die Bischöfe Spaniens, an einen dortigen Grafen, und selbst an den König Erwig, abgehen ließ. (Leonis II. Epist. II. III. IV. V. l. c. p. 1729. sq.) Ihm unterwarf dagegen der Kaiser die Kirche von Ravenna; jeder neu-gewählte Erzbischof derselben sollte künftig nach der alten Gewohnheit zu Rom geweiht werden. Leo erneuerte bey dieser Veranlassung das Gesetz Gregors des Großen, daß ein zu weiðender Erzbischof den kirchlichen Beamten zu Rom nichts für den Gebrauch des seine Würde bezeichnenden Mantels bezahlen sollte; er verbot aber auch, so wie sein Vorgänger Adeodatus, das jährliche Andenken des Erzbischofs Maurus, der seine Unabhängigkeit von Rom so häufig behauptet hatte, weiter zu begehen. (Anastas. in Leone II. pag. 289. sq.) Allerdings scheint dieses kaiserliche Gesetz, durch welches ein früheres aufgehoben wurde, den Erzbischöfen von Ravenna ein altes Recht entzissen zu haben; allein da die Römischen Bischöfe damals mit dem Kaiser und der Griechischen Kirche in so gutem Vernehmen standen: so war es kein Wunder, daß ein Italienischer Metropolit zurückstehen mußte. Vom Anastasius (l. c. p. 287.) wird Leo als ein ungemein beredter, in der heil. Schrift, auch in der Griechischen und Lateinischen Sprache sehr geübter Mann, als ein vortrefflicher Sängler, und feiner Sprecher, (lingua scholasticus) überhaupt als ein tugendhafter, nützlicher und wohlthätiger Lehrer, gepriesen. Mehr würde dieses Zeugniß freylich bedeuten, wenn es nicht ein, so mittelmäßiger Schriftsteller hinterlassen hätte.

Benedikt der Zweyte wurde zwar schon im J. 683. zum Nachfolger des Leo gewählt; aber es währte beynabe ein Jahr lang, bis er geweiht werden

506 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

J. n. konnte, weil die kaiserliche Bestätigung nicht eher an-
E. S. langte. Vielleicht trug dieser oft wiederkommende
605 Umstand das meiste dazu bey, daß der Kaiser Con-
618 stantinus den Befehl ertheilte, ein neuermählter Rö-
614 mischer Bischof sollte künftig, ohne erst die Bestäti-
gung des Hofes abzuwarten, sogleich geweiht werden.
(Anastas. in Bened. II. pag. 293.) Es ist schwer zu
glauben, daß dadurch jene Bestätigung vor ganz über-
flüssig sollte erklärt worden seyn; ohne Zweifel wurde
die neue Wahl doch immer dem Kaiser berichtet, und
von ihm genehmigt; nur sollten vermuthlich die unan-
genehmen Folgen des langen Verzugs dadurch ver-
mieden werden. Auch war der kaiserliche Exarch zu
Ravenna in der Nähe, um verhüten zu können, daß
jene Wahl nichts Nachtheiliges für den Hof mit sich
führte. Es ist sogar die gedachte Bestätigung von
den folgenden Kaisern bald wieder zu einer nothwen-
digen Bedingung gemacht worden. Aber Constans-
tinus war so sehr Benedikts Freund, daß er ihm die
abgeschnittenen Haare seiner beiden Prinzen zuschickte,
um sie dadurch von ihm an Söhne Statt aufnehmen
zu lassen; (Anastas. l. c.) gerade wie einige Zeit dar-
auf Karl Martel dem Langobardischen Könige
Luitprand das Haar seines Sohnes Pipins in glei-
cher Absicht übersandte. (Paull. Diac. de gestis Lan-
gob. L. VI. c. 53.)

Dieser Römische Bischof starb schon im Jahr
685, und Johann der Fünfte, ein geborner Syrer,
der an seine Stelle gewählt wurde, folgte ihm auch
bereits im Jahr 686. im Tode nach. Der Erzbischof
von Caralis (jetzt Cagliari) in Sardinien, hatte ohne
seine Erlaubniß einen Bischof auf dieser Insel geweiht.
Johannes, der hier seine kirchliche Gerichtsbarkeit
mit mehreren Rechten behauptete, als es mehrere seiner
Bör.

Vorgänger in andern Ländern gethan hatten, hielt deswegen eine Kirchenversammlung, deren Schluß den gedachten Bischof unmittelbar unter die Befehle des Römischen zog. (Anastas. l. c. p. 296. sq.) — Auch Conon, der nächste dieser Bischöfe, lebte nur bis ins Jahr 687. Er half einen großen Zwist in der Wahl benlegen. Denn da der Clerus mit den obrigkeitlichen Personen und andern angesehenen Männern auf der einen Seite; auf der andern Seite aber die Befehlshaber der Kriegsvölker einander entgegen arbeiteten: vereinigten sich endlich beide Partheyen in diesem alten und ehrwürdigen Presbyter, und meldeten solches dem Erarchen, um die Wahlurkunde zu unterschreiben. Als Conon starb, vermachte er, nach der Gewohnheit vieler seiner Vorgänger, dem Clerus, den Klöstern und Spitalern, und andern kirchlichen Gebäuden zu Rom, ein ansehnliches Geschenk. (benedictio in auro, roga.) Sein Archidiaconus, Paschalis, der dasselbe vertheilen sollte, bot es vielmehr dem Erarchen Johannes an, wenn er ihm zum Bisthum verhelfen wollte. Dieser trug es daher seinen Unterbefehlshabern zu Rom auf, alle Maassregeln zu nehmen, damit Paschalis gewählt werden möchte. Doch die Wahl, welche wieder zwischen zwei Partheyen streitig war, lenkte sich zuletzt auf den Aeltesten Sergius: und auch Paschalis sah sich genöthigt, ihn als Bischof zu erkennen. Heimlich aber bat er den Erarchen, nach Rom zu kommen. Dieser that es; fand es zwar unmöglich, die allgemeine Uebereinstimmung in der Wahl des Sergius aufzuheben; nöthigte aber doch denselben, ihm eben die hundert Pfund Goldes zu zahlen, welche ihm Paschalis versprochen hatte; obgleich Sergius, um das öffentliche Mißvergnügen rege zu machen, die kostbaren Lampen, welche vor dem Grabe des Apostels Petrus

hiem-

308 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

S. 11. **E. 6.** hiengen, zum Unterpfande hingab. (Anastas. in Canone. p. 298. sq. in Sergio, p. 302. sq.)

605
bis

814. Zur Zeit des Sergius nahm das kurze freundschaftliche Vernehmen der Römischen Bischöfe mit dem Griechischen Kaiser und seiner Kirche, das ohnedieß wegen der Vergrößerungssucht der erstern, und wegen der verachteten Schwäche dieses Fürsten, nicht lange fortdauern konnte, wieder ein Ende. Justinian der Zweyte, (oder mit der abgeschnittenen Nase genannt,) ließ im Jahr 691. die Trullanische Synode zu Constantinopel, als eine Ergänzung der fünften und sechsten oekumenischen, halten. Auf derselben wurden unter hundert und zwey Kirchengesetzen, besonders sechs ausgemacht, welche der Römischen Kirche und ihren Bischöfen mißfällig waren. Eines von denselben, das dreyzehnte, in welchem den Aeltesten und geringern Clerikern erlaubt wird, die Ehe auch in ihrem Amte fortzuführen, ist bereits in der Geschichte der Ehe des Cleus (oben S. 476.) vorgekommen. Ein anderes, in der Reihe das zweyte, (Concil. Quinisext. sive in Trullo, c. 2. p. 1660. T. III. Hard.) verordnet, daß nicht mehr als fünf und achtzig Apostolische Canones vor acht angenommen werden sollten, weil die vornehmsten Synoden und Kirchenväter nur diese Anzahl bestimmt hätten. Im sechs und dreyßigsten (l. c. p. 1676.) wird der berühmte Chalcedonensische Canon, und zugleich ein älterer von der ersten Synode zu Constantinopel, wiederholt, nach welchem die Patriarchen von Alt- und Neu-Rom gleiche Vorrechte genießen; der letztere auch die zweyte Stelle behaupten sollte. Das fünf und funfzigste dieser Gesetze (l. c. p. 1681.) erneuert den Apostolischen Canon, Kraft dessen jeder Cleriker, der

Der am Sonntage oder Sabbath, (einen einzigen in der heiligen Woche ausgenommen,) fasten würde, abgesetzt; ein Laie aber, der solches thäte, von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden sollte: und dieses, setzt die Synode hinzu, sollte auch in der Römischen Kirche unveränderlich gelten, wo man bisher der kirchlichen Vorschrift zuwider, am Sabbath gefastet habe. Gleiche Strafen werden im sieben und sechzigsten Canon (l. c. p. 1685.) denen gedroht, welche aus Leckerhaftigkeit das Blut irgend eines Thiers, als eine Eßwaare zubereitet, genießen würden, weil solches in der heiligen Schrift untersagt sey. Endlich verbietet die Synode in ihrem zwey und achtzigsten Gesetze, (l. c. pag. 1689.) die alte Gewohnheit, Christum, unsern Gott, in der Gestalt eines Lammes abzubilden, indem es anständiger sey, an Statt dieses Schattens, ihn als einen vollkommenen Menschen vorzustellen, und durch diesen Anblick gottseelige Regungen hervorzubringen.

J. n.
C. G.
605
bis
814.

Sergius hatte zu dieser Versammlung keine Abgeordneten geschickt; ob man gleich nicht zweifeln kann, daß er zu derselben eben sowohl, wie alle andere Bischöfe des Reichs, eingeladen worden sey. Aber vielleicht ahndete es ihm, daß unter den vielen Gesetzen über kirchliche Verfassung und Gebräuche, welche sie zu entwerfen im Begriff war, manche seyn dürften, welche mit den Einrichtungen seiner Kirche nicht übereinstimmten. Unterdessen hielt er doch seine Bevollmächtigten oder Geschäftsträger (Apocrisarius, Responsalis) am kaiserlichen Hofe, der hierbey seine Stelle vertreten konnte. Der Metropolit von Gortyna auf der Insel Creta, Basilus, sagt sogar in seiner Unterschrift, (l. c. p. 1700.) daß er dieselbe als Stellvertreter der ganzen Synode der heiligen Römischen

510 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. II.
E. G.
605
bis
§14. schen Kirche, ausgefertigt habe. Außerdem ließ man auch gleich nach der Unterschrift des Kaisers, und vor den übrigen Patriarchen, einen leeren Platz für den Römischen. Es wurde überhaupt vorausgesetzt, daß die Schlüsse dieser Synode für ihn eben so verbindlich wären, wie für jeden andern Bischof des Reichs; und da in denselben Gebräuche der Römischen Kirche so ernstlich verboten wurden: so sieht man auch, wie wenig dem Bischof derselben damals das Recht, allgemeine Kirchenverordnungen zu geben, eingeräumt worden sey. Der Kaiser schickte also dem Sergius eine Abschrift jener Schlüsse mit seiner und mit den Unterschriften der Bischöfe zu, damit er auch die seine beysügen möchte. Allein er gestattete nicht einmal, daß sie öffentlich vorgelesen wurden, und erklärte sich, daß er eher sterben, als den darinne enthaltenen irrigen Neuerungen beypflichten wolle. Anastasius, aus dem diese Erzählung geschöpft ist, (in Sergio, p. 307.) bemerkt zwar, daß auch Gesandte des Sergius auf der Synode gewesen wären, und versteht darunter allem Ansehen nach seine oben genannten Geschäftsverweser; setzt jedoch hinzu, sie wären bey ihrer Unterschrift hintergangen worden; er selbst aber habe diese mit der Kirchenverfassung streitenden Geseze nicht genehmigen können. Erbittert über diesen Widerstand, befahl der Kaiser dem Obersten seiner Leibwache, Zacharias, den Sergius nach Constantinopel zu bringen. Allein unter Beystand Gottes, und des Apostels Petrus, wie Anastasius (pag. 308.) versichert, erregten die Kriegsvölker zu Ravenna, in der Landschaft Pentapolis und in den umliegenden Gegenden, einen Aufstand, wodurch sie die Wegführung des Bischofs hinderten. Sie rückten sogar zum Theil in Rom ein, und Zacharias gerieth darüber in eine so ängstliche Furcht, daß er den Bischof süßsal-
lig

Röm. Bisch. Sergius. Johann VI. 511

Ag um Schutz für sein Leben bat, und sich zuletzt unter
sein Bett verkroch. Vergebens zeigte sich auch Ser-
gius öffentlich den um ihn besorgten Soldaten; sie
sagten den Obersten unter vielen Beschimpfungen zur
Stadt hinaus. Da der Kaiser gerade um diese Zeit,
im Jahr 695. abgesetzt wurde: so blieb auch dieses
desto mehr ungeahndet; (Anastas. l. c. p. 307 - 310.)
und die Römische Kirche hat die angeführten Schlüsse
jener Synode nie angenommen. Daß Sergius
Willibrords Befehrung der Friesen befördert habe,
ist schon in der Geschichte derselben (oben S. 151.) er-
zählt worden; und daß im Jahr 688. der Westsäch-
sische König Ceadwalla von ihm getauft worden sey,
meldet Beda. (Hist. Eccl. gent. Anglor. L. V. c. 7.
p. 393. sq. vergl. oben mit S. 134.) Anastasius
beschreibt auch ausführlich die Menge kostbaren Kir-
chenschmucks, und andere Verschönerungen der Kir-
chen, durch welche sich Sergius hervorthat. (pag.
310 - 313.)

Doch der Schutz, den ihm die Soldaten wider
den Kaiser geleistet hatten, war ein böses Beispiel,
das bald mehrere erzeugen, und zugleich ein neuer Fort-
schritt des Ansehens dieser Bischöfe werden mußte. Als
daher unter seinem Nachfolger Johann dem Sech-
sten, der im Jahr 701. kaum drittehalb Monate das
Bisthum verwaltete, der neue Prarch nach Rom
kam: versammelten sich die Soldaten sogleich wieder
in aufrührerischer Bewegung, und wollten über ihn
herfallen. Daß er gekommen sey, um den neuen Bi-
schof abzusetzen, wie Bower sagt, (S. 229.) davon
findet sich keine Spur; vermuthlich besorgten es die
Soldaten nur; oder fürchteten sich überhaupt wegen
des Unfugs, den sie an dem vorigen Statthalter be-
gangen hatten. Genug, Johannes rettete den Pr-
archen;

512 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

Farchen; ließ die Thore der Stadt schließen, und schickte seinen Clerus an den Ort, wo die Soldaten versammelt waren, welche sie endlich besänftigten. Die Ohnmacht der kaiserlichen Regierung in Italien hatte sich seit geraumer Zeit auch dadurch geoffenbart, daß sie den verwüstenden Einfällen der Langobarden in das Griechische Gebiet gar nicht gewachsen war. Gisulf, ihr Herzog zu Beneventum, plünderte und verheerte jetzt Campanien; er näherte sich selbst Rom, ohne daß sich ihm jemand in den Weg stellte. Hier fand Johannes wiederum Gelegenheit, sich wohlthätig auszuzeichnen; er kaufte dem Feinde alle Gefangene ab, die er gemacht hatte, und bewog ihn zum Rückzuge. (Anastas. l. c. p. 315. 316.)

Justinian der Zweyte bestieg um diese Zeit den kaiserlichen Thron von neuem. Bald darauf sandte er zween Metropolitens nach Rom, und verlangte von dem neuen Bischof, Johann dem Siebenten, daß er auf einer zu haltenden Kirchenversammlung die Schlüsse der Trullanischen theils bestätigen, theils, wenn sie ihm mißfielen, aufheben möchte. Allein er war zu schüchtern, um eines von beiden zu thun. (Anastas. in Ioh. VII. p. 320.) Weit wichtiger wäre eine andere Nachricht, wenn man sie dem Anastasius (p. 319.) und Paullus Diaconus (de gest. Langobard. L. VI. c. 28. p. 910. ed. Grot.) glauben könnte: daß Aribert, König der Langobarden, eine Provinz im obern Italien, welche Alpes Cottiae hieß, (sie begriff ohngefähr das heutige Genuesische, einen Theil vom Mailändischen und Piemont,) welche sonst der Römischen Kirche zugehört habe; aber ihr seit langer Zeit von jener Nation entrissen worden war, zurückgegeben, auch eine darüber mit goldener Schrift ausgefertigte Urkunde nach Rom geschickt habe. Man trifft

Es ist weder in den ältern Zeiten, noch in der Folge die geringste Spur von einer solchen Bestzung der Römischen Kirche an, die auch, schon an sich betrachtet, keine Wahrscheinlichkeit hat. Doch die beiden Schriftsteller, von denen eigentlich einer den andern nur abschrieb, haben wohl durch die Worte: patrimonium Alpium Cottiarum, nicht mehr sagen wollen, als daß die Römischen Bischöfe in jener Provinz, so wie in andern Italiänischen Ländern, und besonders in Sicilien, theils durch Schenkungen, welche sie im Nahmen des Apostels Petrus in Empfang nahmen, theils durch Kauf einige Ländereien besessen haben, die ihnen durch die Langobarden eine Zeit lang entzogen worden waren.

Sisinthus, der im J. 708. nur zwanzig Tage Bischof war, sorgte doch auch in dieser kurzen Zeit für die Wiederherstellung der Mauern Roms. (Anastas. in Siliac. p. 321.) Nicht als wenn ihm die Oberaufsicht über diese Hauptstadt und ihre Einwohner zukommen wäre, wie Vignola (not. 2. ad h. l.) daraus schließt; sondern um sich, wie mehrere seiner Vorgänger, durch solche patriotische Handlungen beliebter und ehrwürdiger zu machen. Es gelang ihnen auch auf diesem Wege, entweder absichtlich; oder durch eine natürliche Folge der Umstände, daß die Römer sich nach und nach gewöhnten, ihren Bischof weit mehr, als die kaiserlichen Befehlshaber, vor ihren Beschützer anzusehen; ihn sogar, da er unter dem Ansehen des sogenannten Fürsten der Apostel geheiligt war, tiefer zu verehren, als ihre weit entfernten, schwachen, für sie beynahe unnützen, und immer verächtlicher werdenden Kaiser. Eben zu dieser Zeit saß einer der elendesten und abscheulichsten Fürsten, Justinianus der Zweyte, auf dem Thron von Constantinopel; schon

XIX. Theil. R t ein

einmal von demselben gestoßen, an Nase und Zunge verstümmelt; nach seiner Wiedereinsetzung wütender als jemals, und dennoch von neuem wankend; wie bis in der Geschichte des Griechischen Kaiserthums (oben §14. S. 15.) gezeigt worden ist. Solche Kaiser mußten froh seyn, daß die Römer noch den Schein der Unterwürfigkeit gegen sie beybehielten; nicht aber einen ihrer Erarchen in Italien, oder gar den Römischen Bischof zu ihrem Oberhaupte wählten.

Daraus erklären sich die außerordentlichen Ehrenbezeugungen, welche Justinianus dem Nachfolger des Sisiniius, Constantinus, erwies. Dieser mußte auf seinen Befehl im Jahr 710., man weiß nicht aus welcher Ursache; wahrscheinlich aber, um den so viel bedeutenden Patriarchen der Abendländer ganz für sich zu gewinnen, und um der Uneinigkeit über die Trullanische Synode ein Ende zu machen, nach Constantinopel kommen. Unterwegens ließ ihm der Kaiser eben so ehrerbietig begegnen, als er es selbst von seinen Unterthanen gewohnt war. Als er sich der kaiserlichen Hauptstadt näherte, kam ihm der Sohn des Kaisers, Tiberius, mit allen Großen, dem Patriarchen, seinem gesammten Clerus, und einer Menge Volks, auf mehrere Meilen entgegen; von ihnen begleitet, hielt er mit seinem Gefolge von Clerikern aller Art, auf kaiserlichen prächtig geschmückten Pferden, seinen Einzug in die Stadt. Der Kaiser, der sich zu Nicäa befand, dankte ihm schriftlich für seine Ankunft, und ließ ihn einladen, nach Nicäa zu kommen; wo er sich auch selbst einstellte. Hier fiel Justinianus mit der Krone auf dem Haupte (cum regno in capite) vor ihm nieder, und küßte ihm die Füße; sodann umarmten sie einander: und alle Zuschauer freueten sich sehr über die große Demuth des guten

guten Fürsten. Am folgenden Tage empfing der Kaiser von ihm das Abendmahl; empfahl sich seiner Fürbitte bey Gott wegen seiner Sünden; bestätigte alle Vorrechte der Römischen Kirche, und ließ ihn darauf zurückreisen. (Anastas. in Constantino, p. 159–161. ed. Franc. Blanchini, Rom 1718. fol.) Daß Kaiser schon ehemals die Füße geküßt worden waren, ist bekannt; und daß ein solcher Fürst, wie dieser Justinianus, dem Römischen Bischof so niederträchtig schmeichelte, ist nicht unerwartet; aber daß einer von diesen Bischöfen eine solche Demüthigung von seinem Landesfürsten angenommen hat, ist eine von den vielen Neuerungen, durch welche sie überhaupt im achten Jahrhunderte ihren Vorgängern mehr als jemals unähnlich geworden sind.

Man vermuthet nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß Constantinus, während seines Aufenthalts zu Constantinopel, die Trullanische Synode so weit angenommen habe, als sie den Gebräuchen seiner Kirche nicht geradezu widerspricht. Justinianus hatte ihn auch bereits an dem Erzbischof von Ravenna, Felix, gerächt, der sich zwar von ihm hatte weihen lassen; nachher aber seine Abhängigkeit von ihm nicht erkennen wollte. Die Stelle, wo Anastasius dieses erzählt, ist etwas undeutlich und schlecht zusammenhängend. (l. c. p. 158. sq.) So viel sieht man wohl aus derselben, daß die Einwohner von Ravenna mit ihrem Erzbischof einig gewesen sind. Ob sie ihn aber, wie Pagi (Breviar. p. 271.) und Bower (S. 242.) behaupten, dazu gereizt haben, dem Römischen Bischof den Gehorsam aufzukündigen; und bloß darum ihre Stadt, auf Befehl des Kaisers, als eine aufrührerische von einem seiner Feldherren angegriffen, erobert, die dortigen Empörer gefesselt, ihres Vermögens beraubt,

xi^o Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

J. n. 5. n. E. G. 605 bis 814. raubt, und nach Constantinopel geschickt; der Erzbischof aber geblendet, und nach Pontus verwiesen worden ist; das ist weder glaublich, noch liegt es auch völlig in dem Berichte des Anastasius. Ein Aufruhr wider den Kaiser mag sich zu Ravenna entsponnen haben, von dem auch der Erzbischof nicht frey geblieben war. Anastasius sagt freylich in seiner einsältig frommen Ehrfurcht gegen die Römische Kirche, die dem Apostolischen Stuhl Ungehorsamen wären durch Gottes Gericht, und das Urtheil des Apostels Petrus, in einem bittern Tod umgekommen. Es läßt sich jedoch nicht denken, daß eine dem Kaiser unterworfenen Stadt, welche nichts mehr begangen hatte, als daß sie ihren Erzbischof von dem Römischen unabhängig zu machen suchte, deswegen von ihrem Landesherren wie eine Aufrührerin behandelt worden wäre.

Diese Concilienmäßige Rechtgläubigkeit aber, welche die Einigkeit zwischen Alt- und Neu-Rom hergestellt hatte, erhielt sich am Griechisch-kaiserlichen Hofe nicht lange. Justinianus, dieser allerchristlichste und orthodoxe Kaiser, wie ihn Anastasius nennt, (l. c. p. 161.) wurde im Jahr 711. vom Philippianus Bardanes des Throns und Lebens beraubt. Der neue Kaiser erklärte sich sogleich für die Monotheliten, und versuchte es, ihre Lehre auch zu Rom einzuführen. Allein Constantinus verwarf nicht allein seinen schriftlichen Antrag; sondern ließ auch ihm zum Troste, einstimmig mit ganz Rom, das voll Glaubensseffers war, ein Gemählde von allen sechs oecumenischen Synoden in die Peterskirche setzen. Der Name des Kaisers wurde bey dem Gottesdienste nicht genannt; sein Bild auch nicht in die Kirche gebracht; es kam darüber sogar zu bürgerlichen Unruhen. Denn da der Exarch zum Römischen Herzog einen gewissen

sen

fen Petrus, der ebenfalls ein Monachelet war, ernannt hatte, wollte ihn ein großer Theil der Römer nicht annehmen. Seine und die Parteyen des bisherigen Herzogs, Christophorus, fochten mit einander so hitzig, daß auf beiden Seiten Vermundete und Tode fielen, bis endlich Constantinus seine Priester mit Evangelienbüchern und Kreuzen unter sie schickte, welche auf seinen Befehl die Parteyen des Christophorus, die sich die Christliche nannte, zum Rückzuge bewog. Um diese Zeit kam auch der geblendete Erzbischof von Ravenna wieder zum Besitze seiner Würde, nachdem er seinen Widerstand bereniet hatte. (Austas. l. c. p. 161. sq. Paul. Diacon. de gestis Longobard. L. VI. c. 34. p. 9. 3.) Sehr verschiedene Auftritte erfolgten schon im Jahr 713. Da wurde Philippus ermordet, Anastasius aber, der daran Antheil gehabt hatte, und ihm als Kaiser folgte, war rechtgläubig. Daher nahm Constantinus sein Glaubensbekenntniß willig an, und schickte sogleich seinen Geschäftsträger nach Constantinopel. Auch wurde nunmehr Petrus Herzog oder Befehlshaber von Rom, indem er versprach, niemanden beschwerlich zu fallen. (Austas. p. 162. 163. Paul. Diac. l. c.)

Alle diese Bewegungen und Abwechselungen aber, die im bürgerlichen und kirchlichen Zustande Roms so geschwind auf einander folgten; der sich immer gleich bleibende, ja sogar sich merklich erweiternde große Entwurf der Römischen Bischöfe; die ihnen günstige Stimmung der Römer; und die ganze Lage Italiens, waren Zubereitungen und Vorsepiele einer der wichtigsten Staatsveränderungen in diesem Lande. Um dieselbe ihrem Ausbruche zu nähern, bedurfte es nur eines auffallend unvorsichtigen Schrittes der Kaiser, und einer lebhaften Theilnehmung der nächst-

518 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. 11. 605 bis 814. gen Nachbarn ihres Italienischen Gebiets. Beides geschah, als Gregor der Zweyte vom Jahr 715. bis 731. Römischer Bischof war. Er benützte alle Begebenheiten und Aufmunterungen seiner Zeit so geschickt zum Vortheil seines Stuhls, daß sich mit ihm ein neuer Zeitraum der Größe, aber auch des politischen Einflusses desselben anfängt. Hier geräth zwar die Geschichtsbeschreibung in einige Verlegenheit, weil der in den Morgenländern damals entstandene, und gar bald nach Italien fortgepflanzte Streit über die Bilberverehrung, ohne dessen Kenntniß ein Theil von Gregors Unternehmungen dunkel bleibt, seinen eigentlichen Sitz in der Geschichte der Religionsstreitigkeiten hat. Allein es kann doch an diesem Orte so viel davon berührt werden, daß der glückliche Fortgang und die neuen Verhältnisse der Römischen Patriarchen für den letzten hundert Jahren dieses Zeitalters auch daraus begreiflich werden.

Gregor der Zweyte, schreibt Anastasius, (in Gregor. II. pag. 163.) hatte als Subdiaconus die Aufsicht über die Kirchenbibliothek geführt; und war nachmals Diaconus geworden: ein frommer, in der Schrift gelehrter, beredter und standhafter Mann, der die kirchlichen Angelegenheiten eben so tapfer vertheidigte, als er die gegenseitigen bestritt. Da er mit dem Bischof Constantinus nach Constantinopel gereiset war: so beantwortete er dem Kaiser verschiedene Fragen, (welche vermuthlich die Trullanische Synode betrafen,) sehr wohl. Obgleich der Kaiser Anastasius schon im Jahr 716. vom Theodosius wieder gestürzt wurde; so that dieses doch der Glaubenseinigkeit der Römischen Kirche mit der Griechischen keinen Eintrag. Gregor sorgte auch gleich anfänglich für die Festigkeit der Mauern Roms, und für die

die Güter seiner Kirche. Der Langobardische Herzog von Benevent hatte ihr das Städtchen Cumä entzogen; er brachte es durch Beistand des Griechischen Herzogs von Neapel, dem er sechzig Pfund Goldes dafür zahlte, wieder an sich. So wußte er auch den König der Langobarden, Liutprand, der seine Besitzungen in den Etrurischen Alpen einziehen wollte, zu gütigern Gesinnungen zu bewegen. (Anastas. l. c. p. 163–166. Paull. Diac. l. c. l. VI. c. 36. 43. p. 915. 919.)

Neu und von weit größerem Umfange war die kirchliche Erwerbung, welche ihm Winfrid, den er nachher Bonifacius nannte, der berühmte Apostel der Deutschen, in Ostfranken erwarten ließ. Von den zwei Reisen dieses Angelsächsischen Mönchs nach Rom in den Jahren 718. und 723.; von den Anweisungen, welche ihm Gregor ertheilte; von dem Eide der Treue, den ihm Bonifacius leisten mußte; von den Anfragen des letztern bey dem Apostel Petrus; kurz, wie Gregor dieses fromme und einfältige Werkzeug seiner Absichten nach Wunsche gebraucht und gemißbraucht habe; von diesem allem ist bereits oben (S. 166. fg. 171. fg. 176. fg. 188. fg.) eine ausführliche Nachricht ertheilt worden. Wie es oft zu gehen pflegt, daß ein Mann von sehr mittelmäßigen Gaben, der nur gerade vor sich hin zu sehen und zu schreiten im Stande ist, unter der Leitung eines schlaunen Führers, durch Versuche, Geschäfte und Erfahrungen von vielen Jahren nach und nach einen gewissen Grad der Klugheit erlangt, und sich einen eigenen Weg zu bahnen lernt: so gieng es auch mit dem Bonifacius. Zuerst nur ein kriechender Diener des Römischen Patriarchen, und zu dem unumschränktesten Gehorsam gegen ihn bereit, damit er von demselben in sel-

512 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n.
E. G.
605
bis
814. archen; ließ die Thore der Stadt schließen, und schickte seinen Clerus an den Ort, wo die Soldaten versammelt waren, welche sie endlich besänftigten. Die Ohnmacht der kaiserlichen Regierung in Italien hatte sich seit geraumer Zeit auch dadurch geoffenbart, daß sie den verwüstenden Einfällen der Langobarden in das Griechische Gebiet gar nicht gewachsen war. Gisulf, ihr Herzog zu Beneventum, plünderte und verheerte jetzt Campanien; er näherte sich selbst Rom, ohne daß sich ihm jemand in den Weg stellte. Hier fand Johannes wiederum Gelegenheit, sich wohlthätig auszuzeichnen; er kaufte dem Feinde alle Gefangene ab, die er gemacht hatte, und bewog ihn zum Rückzuge. (Anastas. l. c. p. 315. 316.)

Justinian der Zweyte bestieg um diese Zeit den kaiserlichen Thron von neuem. Bald darauf sandte er zween Metropolitens nach Rom, und verlangte von dem neuen Bischof, Johann dem Siebenten, daß er auf einer zu haltenden Kirchenversammlung die Schlüsse der Trullanischen theils bestätigen, theils, wenn sie ihm mißfielen, aufheben möchte. Allein er war zu schüchtern, um eines von beiden zu thun. (Anastas. in Ioh. VII. p. 320.) Weit wichtiger wäre eine andere Nachricht, wenn man sie dem Anastasius (p. 319.) und Paullus Diaconus (de gest. Langobard. L. VI. c. 28. p. 910. ed. Grot.) glauben könnte: daß Aribert, König der Langobarden, eine Provinz im obern Italien, welche Alpes Cottiae hieß, (sie begriff ohngefähr das heutige Genuesische, einen Theil vom Mailändischen und Piemont,) welche sonst der Römischen Kirche zugehört habe; aber ihr seit langer Zeit von jener Nation entrissen worden war, zurückgegeben, auch eine darüber mit goldener Schrift ausgefertigte Urkunde nach Rom geschickt habe. Man trifft

drey Schwämme von denjenigen als ein Geschenk zu-
 gesandt, mit welchen man Gregors Tafel abzum-
 schen pflegte. Im folgenden Jahre meldete er nicht
 allein dem Römischen Bischof, daß in der Schlacht,
 die er den Saracenen geliefert habe, dreymal hun-
 dert und fünf und siebenzigtausend, von seinen Truppen
 aber nur funfzehnhundert geblieben wären; sondern
 setzte auch, (vermuthlich, weil er besorgte, daß die An-
 zahl der umgekommenen Feinde zu Rom etwas stark
 scheinen möchte,) hinzu, er habe jene Schwämme, in
 kleine Stücke zerschnitten, unter seine Soldaten ver-
 theilt, und keiner, der eines davon empfangen habe,
 sey getödtet oder nur verwundet worden. (Anastas. l.
 c. p. 167. Paull. Diac. l. c. L. VI. c. 46. p. 921.)

Leo der Isaurier war unterdessen im J. 716.
 auf den kaiserlichen Thron gekommen. Zehn Jahre
 darauf gab er den berühmten Befehl, daß in seinem
 ganzen Reiche keine Bilder Christi, der Engel, der
 Apostel, Heiligen und Märtyrer geduldet, noch ge-
 tesdienstlich verehrt werden sollten. Auch Gregor
 der Zweyte sollte diesen Befehl zur Vollziehung
 bringen, wenn er nicht sein Amt verlieren wollte.
 (Theophan. Chronogr. pag. 336. ed. Paris. Anastas.
 in Gregor. II. p. 169.) Allein er weigerte sich nicht
 allein dessen; sondern erklärte auch dieses Unterneh-
 men vor eine Keßerey, und warnte jedermann, dersel-
 ben nicht beizutreten. Folgt man den Nachrichten
 des Anastasius: (l. c. p. 168.) so hatte der Kaiser
 schon einige Zeit vorher durch den Exarchen und an-
 dere seiner Befehlshaber in Italien versucht, Gre-
 gorn ermorden zu lassen. Diese Nachstellungen wa-
 ren jedoch alle mißlungen, und manche Meuchelmörder
 selbst von den Römern umgebracht worden. Jetzt, sagt
 der gedachte Schriftsteller, (pag. 171. sq.) erneuerte

522 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

J. n. zwar der Kaiser diese Versuche, zugleich auch gegen
E. G. die Vornehmsten zu Rom; aber mit eben so schlech-
605 tem Erfolge. Hätte nicht Gregor es verhindert: so
814 würden die Römer den abgeschickten Meuchelmörder
wiederum getödtet haben. Dafür aber verbanden sie
sich insgesamt mit einander eidlich, daß sie ihrem
Bischof nicht das geringste Unrecht zufügen lassen; son-
dern vielmehr für ihn sterben wollten. Und obgleich
der Exarch dem Könige und den Herzogen der Lang-
gobarden wichtige Geschenke versprach, wenn sie
dem Römischen Bischof keinen Beistand leisten woll-
ten; so vereinigten sich doch Langobarden und Römer,
wie Glaubensbrüder, nach dem Ausdrücke des Anas-
tasis, zur Vertheidigung Gregors und des wah-
ren Glaubens, bis zum Tode. Aber diese Erzählung
ist manchen Neuern, so umständlich sie auch abgefaßt
ist, sehr unwahrscheinlich vorgekommen: und das nicht
ohne Gründe. Basnage hat insonderheit gezeigt,
(Hist. de l'Eglise, T. II. L. 23. c. 2. pag. 1347. 1350.)
daß, da weder die Griechischen Geschichtschreiber, wel-
che den Kaiser Leo sonst so schimpflich abbilden; noch
Gregor selbst in seinen noch vorhandenen Schreiben an
ihn, worinne er demselben so viele andere bittere Vor-
würfe macht, dieser oft wiederholten meuchelmörderi-
schen Nachstellungen gedenken, dieselben wohl erdichtet
worden seyn mögen, um die Einwohner Roms desto
mehr zur Beschützung ihres Bischofs gegen den Hof zu
erhizen. Vielleicht, so könnte man muthmaßen, hat
der Kaiser nur befohlen, diesen Bischof gefangen zu
nehmen, und die verunglückten Bestrebungen, dieses zu
thun, haben das Gerücht begünstigt, daß ein ärgeres
Vorhaben wider ihn im Werke gewesen sey. Diese
Muthmaassung ist auch von Walchen (Entwurf einer
vollständ. Historie der Ketzereyen, Zehnter Theil, S.
284.) angenommen worden; sie stimmt allerdings mit
dem

dem Inhalte jener Schreiben überein. Sind ja von den kaiserlichen Befehlshabern Angriffe auf Gregors Leben vorgenommen worden: so mögen sie sich bloß von ihnen selbst hergeschrieben haben, und in die spätern Jahre der höchsten Betwörung gehören.

Gregors Betragen gegen den Kaiser war sich abmahnungswürdig genug. Es ist zwar wiederum ungewiß, was zum Theil Anton Pagi, (Crit. in Annal. Baronii ad a. 726. n. 10. p. 207. sq. T. III. ed. 1727.) Franz Pagi, der jenen, wie sonst öfters, wörtlich abschreibt, (Breviar. T. I. p. 282.) und hauptsächlich Hr. Le Bret, (Geschichte von Italien, Erster Theil, S. 190. Halle, 1778. 4.) nach dem Anastasius (l. c. p. 168.) annehmen, daß nicht allein die Italiänischen Unterthanen des Kaisers die von ihm ausgeschriebene Kopfsteuer zu zahlen sich geweigert; sondern daß auch Gregor die Hebung derselben gehindert, und die Widerspännigen gestärkt habe. Denn in dem überhaupt äußerst fehlerhaften Texte jenes alten Sammlers folgen zwar auf die Nachricht, der Patriarch Paulus habe Gregor auf kaiserlichen Befehl umbringen wollen, die Worte: *eoque censum in provincia ponere praepediebat*, welches der ältere Pagi durch *eo quod &c.* verbessert. Allein dazu scheint sich dasjenige nicht gut zu schließen, was Anastasius hinzusetzt: *et cogitaret suis opibus Ecclesiam denudare, sicut in ceteris actum est locis, atque alium in eius ordinaret loco*; indem dieses wohl von dem Patriarchen; aber nicht von dem Bischof gesagt werden könnte. Des Mißvergnügens der Unterthanen gedenkt er gar nicht; etwas Aehnliches hingegen trug sich bald durch die Schuld Gregors zu.

Da er den Kaiser wegen seines Verbots der Heiligenbilder als einen Keger verfluchte, und demselben

Hierum durchaus nicht gehört wissen wollte: so ent-
 stand daraus eine Empörung in einem großen Theil
 des kaiserlichen Italiens. Aber an diesem Orte wi-
 dersprechen sich die Erzählungen der Griechischen und
 abendländischen Schriftsteller in Hauptumständen. Je-
 ne, wie Theophanes, (Chronogr. pag. 342. sq. ed.
 Paris.) Blytas, (Annal. P. IV. pag. 217. ed. Ven.)
 Sonaras, (Annal. L. XV. c. 4. p. 104. sq. T. II. ed.
 Paris.) und Cedrenus, (Compend. historiar. p. 457.
 ed. Paris.) versichern alle, daß Gregorius Rom
 und ganz Italien der Oberherrschaft des Kai-
 sers entzogen; auch verboten habe, ihm weiter
 Abgaben zu entrichten. Sonaras meldet noch
 insbesondere, daß er den Kaiser mit allen gleichgesin-
 nten Griechen auf einer Synode in den Bann gethan
 habe. Auf der andern Seite wiederholt zwar Ana-
 stasius in einem Werke, welches bloß Uebersetzung
 und Auszug aus den Nachrichten der Griechen ist,
 (Hist. Eccles. p. 134. ed. Paris. fol.) fast eben diese Be-
 schuldigungen. Dagegen giebt er in seinen Lebens-
 beschreibungen der Römischen Bischöfe einen
 ganz andern Begriff von dieser Begebenheit. Der
 fromme Mann, schreibt er von Gregorius, (in Greg.
 II. p. 169. T. I. ed. Blanchin.) rüstete sich gegen
 den Kaiser, wegen seines den Glauben verlegenden
 Befehls, wie gegen einen Feind, und warnete alle
 Christen schriftlich vor dieser Gottlosigkeit. Da-
 durch wurden die Einwohner von Pentapolis, (einem
 Landstriche von fünf Städten, gegen das Adriatische
 Meer zu,) und das Kriegsheer im Venetianischen
 bewogen, sich jener Verordnung zu widersetzen; sie er-
 klärten sich, daß sie niemals in den Tod des Bischofs
 willigen, vielmehr zu seiner Vertheidigung männlich
 fechten wollten. Den Erarchen Paulus, den, der
 ihn abgeschickt hatte, und seine Anhänger, thaten sie

in den Bann; verachteten seinen Befehl; setzten sich selbst überall in Italien Herzoge, und sorgten alle für des Bischofs und ihre eigene Freiheit. Ganz Italien endlich berathschlagte sich, nachdem es die Bosheit des Kaisers erfahren hatte, einen neuen Kaiser zu wählen, und ihn nach Constantinopel zu führen. Allein Gregorius hintertrieb diesen Entwurf; weil er die Messerung des Fürsten hoffte. Um gleiche Zeit besetzte der Herzog von Neapel, Zbilaratus, durch Anstiften des Teufels betrogen, Campanien, und verführte das Volk, dem Kaiser Gehorsam zu leisten, und den Römischen Bischof zu ermorden. Aber alle Römer verfolgten ihn; und brachten ihn um. Sie beunruhigten auch den Herzog Peter, weil er wider ihren Bischof an den Kaiser geschrieben hatte. In der Gegend von Ravenna erhob sich ebenfalls eine Uneinigkeit; indem einige der Gottlosigkeit des Kaisers beyrateten; andere es mit Gregor und den Gläubigen hielten, welche in diesen Händeln den Patricius Paulus erschlugen. Noch einmal sagt Anastasius, (p. 170.) Gregor habe sich gegen die kaiserliche Parthen durch reichliches Almosen, Gebete, Fasten und Litaneyen eine höhere Hilfe zu verschaffen gesucht; dem Volke zwar für seinen guten Willen gedankt, und es gebeten, in der Tugend, wie im Glauben standhaft zu bleiben; aber es auch ermahnt, von der Liebe und Treue gegen das Römische Reich nicht abzuweichen.

Beim ersten Anblicke scheint es schwer zu seyn, sich für eine von diesen Erzählungen zu erklären. Wenn Anastasius etwan hundert Jahre darauf zu Rom selbst die feinnige, mit so vielen wahrscheinlichen Umständen begleitet, niederschrieb; so ist er doch zugleich ein sehr parthenischer Beschreiber seiner Kirche und ihrer

nem Bekehrungseifer unterstützt werden möchte, un-
terwarf er ihm die Ostfränkisch-Deutsche Kir-
che nach empfangenen Vorschriften. In der Folge
aber erfand er selbst Mittel, sie nicht allein in dieser
Knechtschaft zu erhalten; sondern auch sein gebieteri-
sches Ansehen über dieselbe mit jener höchsten Ober-
herrschaft in Vereinigung zu bringen. Wohl verstan-
den, und so weit die Römischen Bischöfe schon
Päpste in der spätern Bedeutung dieses Worts wa-
ren, kann man ihn allerdings mit dem vortrefflichen
Verfasser eines sehr lehrreichen Werks, (Geschichte der
Päpstlichen Nuntien in Deutschland, Erster Band,
S. 26. Frankf. und Leipz. 1788. 8.) den ersten
Päpstlichen Legaten in Deutschland nennen.
Noch hieß er zwar nur der Gesandte des Apostels
Petri; (Missus S. Petri) aber er war schon das schä-
tigste Muster aller derer, die seitdem bloß im Namen
und in den Angelegenheiten der vermeinten Nachfolger
des Apostels in die Welt geschickt worden sind.

Mittlerweile, da Gregor der Zweyte die Deut-
schen an seinen Stuhl zu fesseln anfieng, wurden die
Wallfahrten der Angelsachsen nach Rom immer
häufiger: und bey einer solchen Gelegenheit legte um
das Jahr 721. ein König dieser Nation, Ina, wie an
seinem Orte (oben S. 135.) erzählt worden ist, den
Grund zu einer genauern Verbindung seiner Kirche
mit der Römischen, aus welcher nachmals sogar eine
jährliche Steuer der Engländer geworden ist. Mehr-
ere Jahre vorher war auch Theodo, Herzog von
Baiern, nach Rom gekommen, um sein Gebet bey
dem Grabe Petri zu verrichten. (Anastas. l. c. pag.
165.) Rom kam jetzt immer mehr in den Ruf von
heiligen und wundervollen Geschenken. Dem Her-
zoge Eudo von Aquitanien wurden im Jahr 724.
drey

der ihm die in seinen Augen weit größere Ehre beylegt, einen feyerlichen Fürsten in der Kirche nicht zu dulden, Kirchenbann und Absetzung wider ihn auszusprechen, ohne Umstände, er habe sie zuletzt wirklich befördert. (Annal. Eccl. ad a. 730. n. 5.) Zwar beweiset Lau-
 not (Epist. VII. L. VII. p. 456. sq. Opp. T. V. P. II. Colon. Allobr. 1731. fol.) wider den Baronius, daß die Erzählung der Griechen unrichtig sey; und daß die Römischen Bischöfe jener Zeiten, nach ihrem eigenen, selbst nach Gregors des Zweyten Bekenntnisse, sich ganz und gar nicht das Recht angemaaßt haben, über die Regierung und Einkünfte der Fürsten zu entscheiden. Es bleibt aber dennoch bey der unleugbaren Thatsache: Gregor hat ungleich mehr auf den Umsturz der Verfassung des Griechischen Kaiserthums gewürkt, als er, allem Ansehen nach, durch seinen mehr theologischen Angriff auf den Kaiser wirken wollte. Obgleich die weit ältern Gesinnungen der Römer, und anderer kaiserlicher Unterthanen in Italien; auch die Nähe der so unternehmenden Langobarden, welche aus der Schwäche jenes Reichs allen möglichen Vortheil zogen, dabey gleichfalls auf die Rechnung gesetzt werden müssen; so hat er doch einen Hauptstreich gegen die Landesregierung geführt, der alles zum Nachtheil derselben in Bewegung brachte, und ihr allmählich den Verlust von Rom und dem ihr unterwürfigen Italien zuzog. Andere sowohl Römischkatholische Gelehrte, als Protestanten, welche bald die härtere, bald die glimpflichere Vorstellung von Gregors Betragen angenommen haben, hat Walch (l. c. S. 267–275.) angeführt.

Ueber den Gang dieser großen Staatsveränderung, und Gregors Antheil an derselben, würde man ohne Zweifel weit mehr Licht erhalten, wenn die Schreiben

528 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

ben des Kaisers an ihn, und alle die von ihm an diesen Fürsten abgelassene noch vorhanden wären. Doch sind selbst die beiden einzigen von den letztern, die man noch lesen kann, sehr wichtige Urkunden für Gregors Geschichte. Aus dem äußerst trostigen und beleidigenden Tone, in welchem er sie, mitten unter dem Scheine von frommer Demuth, abgefaßt hat, sieht man wohl, daß er, so wenig er auch das Ansehen von aufrührerischen Grundsätzen haben wollte, dennoch unter dem Vorwande seiner kirchlichen Rechte, das verführerische Beispiel von Ungehorsam und Uebermuth gegen seinen Fürsten gegeben, und sich im Grunde nicht darum bekümmert hat, wie unglücklich die Folgen davon im Staate seyn würden. Diese Schreiben sind vom Jahr 730., wie Pagi (Crit. in Annal. Baron. ad a. 726. n. 3–6. p. 206. sq.) hinlänglich erwiesen hat. Damals hatten die Bilderstreitigkeiten in Italien, so weit man sich hier auf die etwas unsichere Zeitrechnung verlassen darf, bereits eine sehr üble Wendung für den Kaiser genommen; zwischen ihm und dem Römischen Bischof war also auch die Erbitterung schon sehr hoch gestiegen. Im ganzen kaiserlichen Italien war die Empörung theils wirklich ausgebrochen, theils in einer fortlaufenden Gährung; die Langobarden hatten jenes Gebiet nicht ohne gewünschten Erfolg angefallen; auch hatte sich wahrscheinlich bereits, nach dem Anastasius, (l. c. pag. 171.) ein gewisser Tiberius zum Kaiser aufgeworfen, und sich von einigen Städten huldigen lassen; den aber der Exarch, selbst mit Gregors Hülfe, gefangen bekam, und hinrichten ließ. Unter diesen Umständen, und da Leo schon mehrmals hatte versuchen lassen, sich des Römischen Bischofs zu bemächtigen, schrieb ihm dieser die gedachten zwei Briefe. (in Actis Concil. Oecumen. VII. seu Nicaeni II. p. 1. sq. ap. Harduin. T. IV.

IV. et in Baronii Annal. Eccles. ad ai 726. n. 28.)
 Was in denselben die theologische Behandlung des Bil-
 derstreits angeht, wird in der Geschichte desselben be-
 gebracht werden. Außerdem macht ihm Gregorius dar-
 inne viele heftige Vorwürfe. Weil der Kaiser selbst grob
 und ungezogen sey, sagt er in dem erstern Schrei-
 ben, so müsse er ihm auch grobe und ungezogene
 Dinge schreiben; ob sie gleich in der That göttliche
 Kraft und Wahrheit enthielten. Er bittet ihn, sei-
 nen Stolz und seine Hartnäckigkeit abzulegen, und
 überall das gegebene Aergerniß durch schriftliche Ver-
 ordnungen aufzuheben, welches er aus lauter Umem-
 pfindlichkeit vor nichts halte. Durch seinen Be-
 fehl habe er Verblendung und Trägheit eingeführt; und
 die Christen selbst des Gebets zu Gott beraubt; er möchte
 doch seine Seele von den Aergernissen und Verfluchun-
 gen befreien; die er von der ganzen Welt litte; selbst
 die Kleinen Knaben verspotteten ihn. „Geh
 doch in ihre Schulen, fährt er fort, und sage ihnen:
 ich bin der Zerstörer und Feind der Bilder; sie wer-
 den dir gleich ihre Täfelchen an den Kopf werfen, und
 du wirst von Thoren lernen, was du von Klugen nicht
 hast lernen können.“ Wir haben dir, setzt er bald
 darauf hinzu, vermöge der uns von dem Fürsten der
 Apostel ertheilten Macht und Gewalt, eine Strafe
 auflegen wollen; weil du dich aber selbst zum Fluche
 hingegeben hast: so magst du ihr mit deinem Rathge-
 bern behalten! Gregor hält es vor nützlicher, daß
 der Kaiser ein Retter, als daß er ein Verfolger der
 Bilder und Leidensgeschichten Christi wäre, weil je-
 ner nicht so allgemein bekannt werde, und so vielen
 Schaden stiftete, als dieser. Er erinnert ihn, daß die
 Lehren der heiligen Kirche nicht für die Fürsten, son-
 dern für die Hohenpriester (oder Bischöfe) gehörten,
 und Sicherheit im Bisthume erforderten. Diese wa-

ren bewegen den Kirchen vorgeſetzt worden, und ſoll-
 11. ten ſich weltlicher Angelegenheiten enthalten;
 105 ſo wie die Fürſten ſich kirchlicher Geſchäfte ent-
 114 halten müßten. Weiter verſichert er, die Schrei-
 ben des Kaiſers den abendländiſchen Fürſten bekannt
 gemacht zu haben, um ihn bey denſelben beliebt zu ma-
 chen; nachdem ſie aber von ſeinen Gewaltthätigkeiten
 gegen die Wilderfreunde, von ſeinen jugendlichen
 und Anabenſtreichen gehört hätten, wären Lan-
 gobarden, Sarmaten, und andere nördliche Völ-
 ker in ſein Gebiet eingefallen; hätten Eroberungen da-
 ſelbſt gemacht; und Rom ſelbſt bedroht; ohne daß es
 es zu beſchützen im Stande wäre: lauter Strafen ſei-
 ner Thorheit. Endlich antwortet Gregorius auf
 die Drohungen des Kaiſers, daß er das Bild des Apo-
 ſtels Petrus zu Rom zerbrechen, und ihn eben ſo ge-
 ſangen: fortführen laſſen wolle, wie es vor einiger Zeit
 Conſtantinus mit dem Biſchof Martin gemacht
 habe. Du mußt wiſſen, ſchreibt er, daß die Römi-
 ſchen Biſchöfe, als eine Zwischenmauer, den Frieden
 zwiſchen den Morgenländern und Abendländern auf-
 recht erhalten; und daß die Kaiſer, deine Vorgänger,
 immer eifrig für dieſen Frieden gefochten haben. Willſt
 du aber in deinen Drohungen fortfahren: ſo werde ich
 mich vier und zwanzig Stadien weiter an die See-
 küſten Campaniens begeben; dann magſt du die Winde
 verfolgen! Unser Vorgänger Martin ermahnte zum
 Frieden; deswegen wurde er von dem irrgläubigen
 Conſtantin fortgeriſſen und gemißhandelt; der aber
 auch dafür in ſeiner Sünde umgekommen iſt. Möch-
 ten wir doch auf Martins Wege gehen können! wie-
 wohl wir zum Vortheil vieler noch ferner leben wollen;
 indem die geſammten Abendländer ihre Augen
 auf unſere Demuth richten. Sie haben ein gro-
 ſes Vertrauen zu uns, und zu dem heil. Petrus, deſ-
 ſen

sen Bild du zernichten willst; den aber alle abendländische Kelche, als einen irdischen Gott ansehen. Nach neuen verächtlichen Abmahnungen; auch Vorwürfen der Ohnmacht und der baurischen Sitten des Kaisers, erklärt ihm Gregor zuletzt, er wolle, wenn derselbe auf seinem gedrohten Versuche beharren würde, an dem Blute unschuldig seyn, welches alsdann fließen, und auf den Kopf des Kaisers zurückfallen werde. — Das zweyte und weit kürzere dieser Schreiben ist zwar ziemlich in eben diesem Geiste aufgesetzt; es giebt aber doch einige bemerkenswerthe Stellen in demselben. Gregorius entwickelt dem Kaiser besonders weitläufig den Unterschied zwischen der weltlichen Regierung und der Kirche. Gleichwie der Bischof, sagt er, kein Recht hat, sich um den Palast zu bekümmern, und königliche Würden zu ertheilen: so ist auch der Kaiser nicht berechtigt, sich um die Kirchen zu bekümmern, Wahlen im Clerus vorzunehmen, zu weihen, und dergleichen mehr. Von beiden Seiten sind auch die Strafen der Verbrecher sehr verschieden. Die Kaiser entreißen ihnen Güter, Freyheit und Leben; die Bischöfe aber lassen sie streng fasten, wachen und beten; reichen ihnen alsdann den Leib und das Blut Christi, und stellen sie solchergestalt dem Herrn rein und unschuldig dar. Fromme Kaiser haben sich nicht gewiegert, den Bischöfen zu gehorchen, und sie nicht verfolgt; du aber, der du bey deiner Uebertretung mit eigener Hand bekannt hast, daß derjenige verflucht sey, der die Gränzen der Väter überschreitet, hast dich dadurch selbst verurtheilt, und den heiligen Geist von dir abwendig gemacht. Du drückst uns tyrannisch mit bewaffneter und fleischlicher Macht. Wir, die wir unbewaffnet und nackt sind; und keine irdischen Kriegsheere haben, rufen Christum, den obersten Befehlshaber des Heers aller Geschöpfe, an, daß er den Teufel

532 Zweyter Zeitraum: Fünftes Buch:

über dich schicken möge, wie der Apostel sagt: **er-
nen solchen dem Satan zum Verderben des
Fleisches zu übergeben, damit der Geist gerei-
tet werde.**

814.

Eben dasjenige aber, was diesen Muth Gre-
gors gegen den Kaiser verstärkte, die sichtbare Schwä-
che desselben in Italien, konnte auch Rom und ihm
selbst sehr verderblich werden. Er begünstigte einen
Aufruhr wider seinen Landesherrn, und setzte sich da-
durch der Gefahr aus, unter die Herrschaft der Lang-
gotharden zu fallen. Weder er, noch die Römer,
wünschten sich einen andern Oberherrn; sie wollten nur
dem Kaiser so weit gehorchen, als es ihnen beliebte,
und dabey seines Schutzes genießen. Die Langgo-
tharden verabscheueten sie beynahe mehr als irgend
eine andere Nation. Gregorius der Große, der
sich so viele Mühe gegeben, sie vom kaiserlichen Gebiete
abzuwehren, und dafür nicht immer Dank bey Hofe
verdient hatte, (Ehr. Rgesch. Th. XVII. S. 340. 341.)
nennt sie öfters eine gottlose Nation. Von Gregor
dem Zweyten und seinen Nachfolgern wurden sie
ebenfalls mit Schimpfwörtern überhäuft. Unter an-
dern schrieb Stephan der Dritte im Jahr 770. an
Karl den Großen und seinen Bruder Karlmann,
(in Cod. Carol. apud Cennium, Monument. dominat.
Pontif. Ep. 45. pag. 282. sq. T. I.) es sey eine teufl-
sche Anstiftung, daß der König der Langobarden
Karl seine Tochter zur Gemahlinn anbiete; die über
alle andere hervorragende Nation der Franken und
seine königliche Familie dürften nicht durch jenes treu-
lose und allerstinkendeste Volk befleckt werden, welches
gar nicht unter die Völker gerechnet werde, und aus
welchem der Aussatz entsprungen sey. Gleichwohl be-
fanden sich die Langobarden, hauptsächlich unter
ihrem

ihrem Könige Luitprand, der Gregors des Zwey-
 ten Zeitgenosse war, in einer so blühenden, festen und
 furchtbaren Verfassung, daß sie vielmehr Ursache hat-
 ten, die gänzlich ausgearteten, zwar stolzen und un-
 ruhigen, aber doch schwachen, und in einem zerrütte-
 ten Reiche lebenden Römer zu verachten. Der starke
 Unterschied in den Sitten zwischen beiden; die lange
 Anhänglichkeit der Langobarden an den Arianis-
 mus, und vornehmlich ihre so oft wiederholten Ein-
 fälle in das kaiserliche Gebiet, welches sie bis in die
 Vorstädte Roms ausplünderten, waren ohne Zweifel
 die Ursachen jenes so weit getriebenen Nationalhasses.
 Jetzt bediente sich Luitprand der über dem Bilderver-
 bote entstandenen Unruhe, nach verschiedenen Absich-
 ten, wie man aus dem Anastasius (l. c. p. 168. sq.)
 schließen muß. Er nahm Ravenna und den dazu
 gehörigen Landstrich weg. Als aber die kaiserlichen
 Befehlshaber sich Gregors bemächtigen woll-
 ten, rückten zu seiner Sicherheit die Langobardi-
 schen Herzoge an die Gränzen des Römischen Her-
 zogthums mit Kriegsvölkern: vermuthlich, um selbst
 den Widerstand jenes Bischofs wider den Kaiser zum
 Schaden desselben zu benutzen. Wiederum unterwarf
 sich Luitprand mehrere Städte in Aemilia, inglei-
 chen die Provinz Pentapolis, und auch das Städt-
 chen Sutri in der Nähe von Rom. Durch vieles
 Bitten, und nicht wenige Geschenke, brachte es Gre-
 gor dahin, daß der König Sutri den Aposteln Pe-
 trus und Paulus schenkte. Endlich vereinigte sich
 dieser Fürst mit dem Patricius Luty chius; dieser
 sollte Rom besetzen, und die empfangenen Befehle wi-
 der den Gregorius vollstrecken; er aber wollte die
 Herzoge von Spoleto und Benevento, (die sich sei-
 ner Oberherrschaft entzogen hatten,) wieder unter die-
 selbe nöthigen. Nachdem er sie bezwungen hatte, kam

534 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n.
L. G.
605
814. er mit seinem Heere in die Nachbarschaft Roms; vielleicht hatte er selbst einen Entwurf zur Eroberung dieser Hauptstadt gemacht. Wenigstens gieng ihm bis Gregor entgegen, und mußte ihn durch fromme Ermahnungen so zu besänftigen, daß er versprach, niemandem ein Leid zuzufügen. Ja Luitprand warf sich zugleich vor ihm nieder; zog seine kostbare Waffenrüstung aus, und legte sie nebst seiner goldenen Krone, und einem silbernen Kreuze, vor das Grab des Apostels Petrus hin. Er verrichtete hierauf sein Gebet, und bat den Bischof, daß er sich mit dem gedachten Patriarchen friedlich vertragen möchte; welches auch geschah. (Anastas. p. 171.)

Neu waren in jeder Betrachtung diese Stellungen, in welche sich die Römischen Bischöfe seit kurzem versetzt hatten; aber auch ihr Versuch war es, sich mit den Franken zu verbinden. Zonaras (Annal. L. XV. p. 105. T. II. ed. Paris.) scheint zwar aus spätern Begebenheiten unrichtig geschlossen zu haben, daß sie auf dieser Seite eine Unterstützung ihrer Empörung wider den Kaiser gesucht hätten. Desto glaubwürdiger aber ist die Nachricht des Anastasius, (in Stephano III. p. 199.) daß sie sich von den Franken Hülfe wider die Langobarden erbeten hätten. In der That waren diese beiden Nationen seit geraumer Zeit auf einander eifersüchtig. Aber jetzt hatte sich eben ein ausnehmend gutes Vernehmen zwischen Luitpranden und Karl Martel, der das Fränkische Reich mit königlichem Ansehen regierte, entsponnen. Vielleicht hat aus dieser Ursache Gregors Ansuchen keinen Eingang gefunden.

Nach einem solchen Anfange konnte keiner von den Theilnehmern der sich entwickelnden großen Staatsveränderung dabey stehen bleiben. Weder der neue
Rö.

Römische Bischof Gregor der Dritte, seit dem J. 731., der es, gleich seinem Vorgänger, fühlen mußte, wie wichtig und gefährlich sie ihrem Landesherren werden konnten; noch dieser Fürst selbst, für den nunmehr die entscheidende Stunde gekommen war; das kaiserliche Ansehen in Italien zu behaupten, oder auf immer zu verlieren; auch nicht die Langobarden, denen nur noch einige Schritte zu thun übrig zu seyn schienen, um Herren von Rom zu werden; endlich selbst die Franken nicht, deren Freundschaft mit den Langobarden keine lange Dauer versprach, und denen dagegen Rom die Hände bot. Es erfolgten auch nach und nach von allen diesen Seiten neue, zum Theil heftige Bewegungen. Gregor der Dritte, den das Römische Volk plötzlich und wider seinen Willen gewählt, und der Exarch nach einiger Zeit bestätigt hatte, schickte sogleich ein Abmahnungsschreiben an den Kaiser, um seine Besinnungen über die Bilder dadurch zu mildern. Da der Presbyter, dem er es mitgab, aus Furcht vor einer Bestrafung, nicht gewagt hatte, es zu übergeben; so sandte er ihn noch einmal dahin ab; man setzte ihn aber in Sicilien gefangen. Darauf hielt Gregor im Jahr 732. eine Versammlung von dreyn und neunzig Bischöfen, bey welcher auch sein Clerus, die Großen Roms, und andere angesehene Einwohner zugegen waren. Auf derselben belegte er alle diejenigen mit dem Kirchenbanne, welche sich gegen die Verehrung der Bilder Gottes, Christi, seiner Mutter, der Apostel und Heiligen widersetzen würden. Allein ein neuer Abgeordneter, der dem Kaiser ein Schreiben Gregors, vermuthlich mit diesem Synodalschlusse, einhändigen sollte, wurde wiederum in Sicilien gefänglich angehalten; und diejenigen, welche von den Städten des mittlern Italiens um der Wiederherstellung der Bilder Willen an den Hof geschickt wurden,

536 Zwepter Zeitraum. Fünftes Buch.

536 hatten kein besseres Schicksal. (Anastas. in Greg. III. l. c. p. 173–175.) Eine Ausöhnung oder Annäherung konnte nun desto weniger Statt finden, da der **605** bis Bannfluch, wenn er gleich nicht namentlich wider **814** den Kaiser ausgesprochen war, doch ihn eben sowohl treffen sollte, als andere mit ihm gleichgesinnte. Auch stellte Gregor, gleichsam ihm zum Troste, die kostbarsten Bilder Christi, der Jungfrau Maria, und vieler Heiligen, in den Römischen Kirchen auf. (l. c. pag. 176.) Dagegen ließ Leo im Jahr 732. oder 733. eine zahlreiche Flotte ausrüsten, um den Römischen Bischof und die abtrünnigen Italiäner zum Gehorsam zu zwingen; allein sie litten Schiffbruch im Adriatischen Meere. Wenigstens zog er nunmehr die Einkünfte jener Bischöfe, oder, wie man es nannte, das Erbgut (πατριμόνια) der Apostel Petrus und Paulus, in Sicilien und Calabrien ein, welches auf drittehalb Talente, (ohngefähr etwas über zweytausend Thaler,) betrug. (Theophan. Chronogr. p. 343. sq. ed. Paris. Cedreni Comp. Hist. p. 457. sq. ed. eiusd.)

Für die Römer und ihren Bischof, nach dessen Anleitung sie ihren Kaiser als einen Ketzer verabscheueten, schien jetzt keine andere Wahl mehr übrig zu seyn, als in die Hände der Langobarden zu fallen. Ob sie gleich mehrere Jahre hindurch mit denselben friedlich gelebt hatten; so beleidigten sie doch selbst im J. 739. ihren König Luitprand. Der Herzog von Spoleto Erasamund, der, nach der Gewohnheit dieser mächtigen Lehnleute, ihm trotzig begegnet war, hatte sich nach Rom geflüchtet. Der König drang auf seine Auslieferung: und sowohl Gregor, als der Patriarch und Römische Herzog Stephanus, nebst den Oberhäuptern der dortigen Kriegsvölker, verweigerten dieselbe. Hierauf fiel Luitprand in das Römische Her-

Herzogthum ein, und nahm Aleria nebst drey andern Städten weg. Doch da er nach Pavia, der Hauptstadt seines Reichs, zurückgekehrt war: bedrängte sich Trasamund, mit Hülfe der Römer, seines Herzogthums wieder; wiewohl er sein Versprechen nicht erfüllte, daß er auch ihnen zu den verlorenen vier Städten verhelfen wollte. (Anastas. in Zacharia, l. c. pag. 182. Paull. Diac. de gest. Langobard. L. VI. c. 55. pag. 927.) Zu Benevent hatte sich ebenfalls Gottschalk wider Luitprands Willen zum Herzoge aufgeworfen; und hatte sich auch mit den Römern verbunden. Es kam darüber zum Kriege, in welchem der König bis Rom rückte, und alles verheerte. (Anastas. l. c. Paull. Diac. l. c. c. 56. 57. p. 928. fq.)

Diese Bedrängnisse wirkten endlich einen Antrag Gregors an Karl Martel, der in der Zukunft große Folgen hatte. Zweymal schrieb er im J. 741. durch Abgeordnete an diesen Fränkischen Fürsten; übersandte ihm die Schlüssel zu dem Grabe Petri, auch Stückchen von den Ketten desselben, nebst andern ansehnlichen Geschenken, und bat ihn, mit Verlassung der Parthey des Kaisers, die Römer wider die Langobarden in Schuß zu nehmen; wofür er ihm die Würde eines Consul (ober Patricius) versprach. (Frodozar. Scholast. Chronic. continuat. P. III. cap. 110. p. 680. post Gregor. Turon. edit. Ruin. Epist. Gregor. III. ad Carol. Martell. in Baronii Annal. Eccles. ad a. 739. n. 6. ad a. 740. n. 20. sq. et in Cennii Monument. dominat. Pöntif. T. I. pag. 19. sq.) Gregorius klagt in diesen Schreiben über die Grausamkeit der Langobarden, welche selbst die Peterskirche beraubt hätten. Er versichert, das ganze Verbrechen der beiden Herzoge bestehe darinne, daß sie nicht auf Luitprands Befehl die Besitzungen der heiligen

538 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

Aligen Apostel und das eigenthümliche Volk derselben hätten angreifen wollen. Er beschwört endlich Karls bey dem lebendigen Gott, und bey den überschickten bis Schlüsseln, dem Apostel und den seinigen zu Hülfe zu rufen, damit ihm dieser nicht dereinst das Himmelreich zuschliesse.

Welche Wirkung dieser Antrag bey Karl Martel gethan habe, ist nicht bekannt; auch starb er bereits im Jahr 741. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß er ihn angenommen habe. Wenigstens weiß man, daß er Gregors Abgeordnete sehr wohl empfangen, und dagegen zween Geistliche als seine Gesandten mit herrlichen Geschenken nach Rom hat reisen lassen. (Fredegar. contin. l. c. p. 681.) Zwar ist noch darüber gestritten worden, wie weit Gregors Anerbieten gegangen sey. Der Ausdruck in einem seiner Schreiben, daß er die gedachten Schlüssel Karl zum Reiche (ad regnum) übersende; (apud Baron. ad a. 740. n. 20. p. 148. Colon. 1609. fol.) scheint genug zu sagen. Dazu kommt das ausdrückliche Zeugniß der Jahrbücher von Metz, (Annal. Metens. ad a. 741. p. 271. in Duchesn. Hist. Franc. Scriptt. Tom. III.) nach welchen sich Gregorius in seinem Schreiben erklärt hat, das Römische Volk wende sich, indem es die Oberherrschaft des Kaisers aufgebe, ganz zu dem Schutze und zu der unüberwindlichen Gnade Karls; und dieser soll es mit Freude und Dankbarkeit gegen Gott aufgenommen haben. Auch könnte man denken, ein so staatskluger und herrschbegieriger Fürst würde schwerlich um einen geringern Preis, als um den Besiz von Rom, sich in einen Krieg mit den Langobarden verwickelt haben, die zwar bereits anfiengen durch innerliche Unruhen geschwächt zu werden; aber doch keine verächtliche Feinde.

für die Franken waren. Allein jene vielbedeutende Worte Gregors verlieren sich, wie man bald sehen wird, durch eine richtigere Lesart. Anton Pagi glaubte, (Crit. in Annal. Baron. ad a. 740. n. 6. sq. p. 241. sq.) Karl Martel sey wirklich schon Römischer Patricius geworden; er führte dessen Sohn und Enkel als Zeugen dafür an. Es ist aber bereits von Mascoy (Geschichte der Deutschen, Zweyter Band, XXXIV. Ann. S. 237. sq.) gezeigt worden, daß sich dieses keineswegs beweisen lasse. Allerdings war dieser Fürst seit vielen Jahren ein Freund der Römischen Kirche. Gregor der Zweyte empfahl ihm den Heidenbefehrer Bonifacius: und dieser genoß nicht allein seines kräftigen Schutzes: sondern wurde auch überhaupt eine wichtige Mittelsperson, Franken und Römer genauer zu verbinden; besonders aber das Carolingische Haus den Römischen Bischöfen zu nähern; wie in seiner Geschichte erzählt worden ist. (Oben S. 176. 178. sq.) Daß ihn Gregor der Dritte noch besonders erhoben, und durch ihn der Ostfränkischen Kirche eine neue Verfassung gegeben; sie aber auch seinem Stuhl noch gewisser unterworfen hat, ist oben daselbst (S. 190. sq.) bemerkt worden.

Zacharias, der im Jahr 741. sein Nachfolger wurde, brachte den von ihm mit Karl Martel verabredeten Entwurf, wahrscheinlich noch sehr erweitert, zu Stande. Er war, wie mehrere seiner Vorgänger, ein Grieche. Es scheint aber nicht, daß die Römische Bischofswahl deswegen so häufig Männer von dieser Nation getroffen hat, weil sie am kaiserlichen Hof beliebter und gegen denselben gefälliger waren; die Römer stellten wohl jene Wahl meistens ohne solche Rücksichten an; aber an Griechischen Clerikern, die auch die gebornen Abendländer an Gelehrsamkeit über-

übertragen, konnte es ihnen bey der Verblindung zwis-
 schen den beiden Hauptstädten des Reichs nicht fehlen.
 Franz Pagi (Breviar. Gestor. Pontiff Roman. pag.
 291.) behauptet zwar sehr zuversichtlich, man habe die
 Bestätigung der Wahl des Zacharias von dem Ers-
 archen weder begehrt noch erwartet; seit dieser Zeit
 habe sie auch ganz aufgehört. Allein er bringt keinen
 andern Grund an, als den kurzen Zwischenraum vom
 Tode Gregors bis zur neuen Wahl; da ihn doch
 Rom's fortdauernde Abhängigkeit von den Kaisern,
 allem widerlegt. Selbst Bower hat ihm dieses
 nachgeschrieben. (Unparth. Historie der Röm. Päpste,
 Th. IV. S. 408. fg.) Er setzt hinzu, Zacharias sey
 seit dem Jahr 483. der erste gewesen, den man, ohne
 von dem Kaiser oder seinen Staatsbedienten bestätigt
 worden zu seyn, auf den päpstlichen Stuhl gesetzt habe;
 indem die Römer damals eine Art von Republik, de-
 ren Oberhaupt er war, ausgemacht hätten. Er steht
 sich jedoch bald darauf genöthigt, zu gestehen, (S. 414.)
 Zacharias habe nach Karl Martels Tode vor gut
 befunden, den Kaiser als seinen rechtmäßigen Herrn
 zu erkennen. Es verdient bey dieser Gelegenheit an-
 geführt zu werden, daß nach einigen ältern Schrift-
 stellern der Römischen Kirche, besonders in den neue-
 sten Zeiten, Cajetan. Lenni in einem Werke, welches
 die Rechte der weltlichen Herrschaft der Päpste aus
 lauter sichern historischen Urkunden beweisen soll, (Mo-
 numenta dominat. Pontificiae, Romae, 1760. 1761.
 2 Tomi. 4) den Grundsatz angenommen hat, schon
 Gregor der Zweyte sey, auf Veranlassung der Bil-
 derstreitigkeiten, Fürst von Rom geworden, indem
 ihm die Römer die Oberherrschaft aufgetragen hätten.
 Aber an Gregor dem Dritten erblickt er deutlichere
 Merkmale der fürstlichen Würde, weil seine Gesand-
 ten und Briefe an Karl Martel, so schreibt er in
 allem

allem Ernste, (in S. Gregor. III. Epist. Carolo Sub-
regulo Admonitio, p. 14. T. I.) den Fürsten anzeig-
ten. Es ist hier genug, unter einer Menge von Be-
weisen des Gegentheils, welche die Geschichte von die-
selbst darbietet, nur diesen zu berühren, daß auch Za-
charias noch fortgefahren hat, die Zeit seiner Schreib-
den mit den Reglerungsjahren der Kaiser zu bezeich-
nen. Cenni hat übrigens in seinem immer sehr reich-
haltigen und merkwürdigen, wenn gleich mit der pa-
rthenischen Schwäche der Beurtheilung geschriebenen
Werke, (von welchem man eine ausführliche kritische
Recension, die meinen unvergeßlichen Freund, Jo-
hann Daniel Ritter, zum Verfasser hat, in Er-
nesti's Neuen theol. Biblioth. VI. Band, S. 524-
561. S. 911-936, finden kann,) hauptsächlich zu-
erst die berühmte Sammlung der von den Römischen
Bischöfen seit dem Jahr 739-791. an die Karoline-
nischen Fürsten geschriebenen, und von Karl dem
Großen gesammelten Briefe, (Codex Carolinus) ge-
nauer, als es vorher geschehen ist, aus der einzigen
Handschrift derselben in der kaiserlichen Bibliothek zu
Wien abdrucken lassen und erläutern, oder mit seinen
Folgerungen begleiten. Die oben im Auszuge mitge-
theilten Schreiben Gregors des Dritten an Karl
Martell nehmen die erste Stelle in dieser Sammlung
ein. Und hier zeigt Cenni, (Not. 9. ad Epist. I. p.
22.) daß die sonst gewöhnliche Fesart ad regnum viel-
mehr, der Handschrift gemäß, ad rogatum oder rogum,
(welches beides im Latein dieser Zeiten eine Bitte be-
deutet,) heißen müsse. Allein wenn gleich Gregors An-
trag dadurch weniger wichtig zu werden scheint; so spr-
chen doch alle andere Umstände dafür, daß er sich, ohne
Hoffnung und Neigung, von seinem beleidigten Lan-
desherren wider die Langobarden unterstützt zu werden,
dem Fränkischen Fürsten in die Arme geworfen hat.

542 Ziventer Zeitraum. Fünftes Buch.

3. n.
605
814 Anfänglich erndtete sein Nachfolger Zacharias von diesen Unterhandlungen keine Vortheile ein; er schwankte noch in einer gewissen Verlegenheit zwischen Griechen, Langobarden und Franken herum. Die Römer halfen zwar selbst, von ihm aufgemuntert, Luitpranden, den aufrührerischen Herzog Trasamund bändigen, weil er versprach, die vier dem Römischen Herzogthum entrissenen Städte zurückzugeben. Da der König dieselben dennoch behielt: reiste Zacharias zu ihm nach Tarni. Hier ward er von demselben auf das ehrerbietigste empfangen; nicht nur die gedachten Städte wurden ihm geschenkt; sondern auch viele Güter der Römischen Kirche in der Landschaft Sabina, zu Tarni, Ancona, und an andern Orten, welche ihr seit langer Zeit von den Langobarden waren vorenthalten worden, wieder eingeräumt: und der König schloß mit dem Herzoge von Rom einen zwanzigjährigen Stillstand. (Anastas. in Zacharia, p. 182 – 184.)

Leo war indessen im Jahr 741. gestorben, und hatte seinen Sohn Constantinus zum Nachfolger auf dem Throne. Doch da dieser eben mit den Arabern Krieg führte, ließ sich sein Schwager Artabazus zum Kaiser ausrufen. Um die Gunst des Clerus und des Volkes zu gewinnen, setzte er die Heiligenbilder in ihre alte Stelle und Verehrung wieder ein. (Nicephori Breviar. Histor. pag. 38. sq. ed. Paris. 1648. fol.) Dadurch geschah es auch ohne Zweifel, daß man ihn zu Rom, vielleicht auch in manchen andern Gegenden des kaiserlichen Italiens, als Kaiser erkannte. Denn eine Synode, welche Zacharias im Jahr 743. in jener Hauptstadt hielt, wird am Ende ihrer Schlüsse in das zweite Jahr der Regierung Artabazus, und in das zwey und dreyßigste von Luitpranden, gesetzt (apud

Römische Bischöfe. Zacharias. 543

(apud Harduin. T. III. p. 1932.) Die letztere Berechnungsart ist noch unerwarteter; zeigt aber, wie groß damals die Freundschaft zwischen Römern und Langobarden war. Sie hatte vor kurzem wieder etwas gelitten, indem Luitprand, vermuthlich durch jene Unruhen im Griechischen Reiche gereizt, in das Gebiet von Ravenna eingefallen war, und diese Stadt, die er schon einmal besessen hatte, von neuem bedrohte. Der Prarch, der Erzbischof und die Einwohner jener Stadt, auch von den Provinzen Pentapolis und Aemilia, baten den Zacharias, sich zu ihrer Rettung bey dem Könige zu verwenden. Dieser nahm die Abgeordneten des Bischofs nicht wohl auf; als aber Zacharias selbst zu ihm nach Pavia kam: willigte er in einen Stillstand, und in die Zurückgabe von zwey Dritttheilen der Stadt Cassena. (Anastas. L. c. p. 185. sq.)

Noch in demselben Jahr 743. stürzte Constantinus seinen Mitbewerber um den Thron völlig. Er sandte zu Constantinopel einen Abgeordneten des Römischen Bischofs, der während der dortigen Staatsverwirrung angekommen war, und allem Ansehen nach, sich für den Artabazus erklärt hatte. Doch der Kaiser schickte ihn gnädig zurück, und schenkte sogar dem Zacharias zwey Kammergüter in Italien, um welche derselbe gebeten hatte. (Anastas. L. c. p. 189. 190.) Seitdem sieht man auch diesen Bischof seine Schreiben wieder mit den Regierungsjahren Constantins unterzeichnen. (Zachar. Ep. V. VI. p. 1888. Ep. VIII. p. 1907. Ep. IX. p. 1909. Ep. X. p. 1912. Ep. XII. p. 1918. T. III. Concil. Hard.)

Roms furchtbarer Nachbar, Luitprand, starb im Jahr 744. Nachfolger nach ihm die Langobarden beherrschten, schloß gar bald einen zwanzigjährigen Still-

544 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

Stillstand mit den Römern, den ihm Zacharias an-
 605 tragen ließ. Zwar belagerte er nach einiger Zeit Per-
 rugia, und trachtete überhaupt nach der Eroberung
 bis von Pentapolis. Allein Zacharias begab sich, mit
 814 einigen von seinem Clerus und Römischen Großen,
 selbst in das Lager des Königs, den er durch Bitten
 und Geschenke bewog, die Belagerung aufzuheben.
 Ja Rachis wurde von seinen Ermahnungen so sehr
 gerührt, daß er sich im Jahr 749. nebst seiner Ge-
 mahlinn und Kindern von ihm in der Peterskirche zum
 geistlichen Stande weihen ließ, und darauf mit ihnen
 allen in den Mönchsstand trat. (Anastas. pag. 188.
 191.) Nistulf hingegen, der nunmehr zur Regie-
 rung kam, wurde in kurzem ein eben so gefährlicher
 Feind der Römer, und des kaiserlichen Gebiets über-
 haupt, als Luitprand.

Doch unterdessen war die Verbindung zwischen
 dem Römischen Bischof und den Fränkischen Fürsten
 des Karolngischen Hauses so fest geknüpft worden,
 daß beide Theile daraus ihre wichtigen Vortheile für
 sich, und gegen die Langobarden, ziehen konnten.
 Karl Martels zween Söhne, Carlmann und Pi-
 pin, regierten eine Zeit lang gemeinschaftlich; wie-
 wohl in Ost- und Westfranken getheilt. Der erstere
 ließ durch den Gesandten des heiligen Petrus,
 Bonifacius, in seinem Reichsantheil Synoden
 halten, Kirchengesetze entwerfen, neue Bisthümer,
 Erzbisthümer und Klöster errichten; alles nach dem
 Willen seines geistlichen Oberherrn Zacharias, der
 ihn auch bey der Unterdrückung vermeinter Ketzer un-
 terstützte, und über seine Anfragen entschied; ob er
 gleich von den Antipoden nicht mehr verstand, als
 sein Untergeborner. Davon ist oben (S. 198. fg.) eine
 ausführliche Nachricht ertheilt, auch unter andern be-
 merkt

merkt worden, daß Zacharias das Erzbischöfliche Pallium unentgeltlich ertheilt wissen wollte. In Pippins Gebiete traf er auch durch seinen Bevollmächtigten, den Erzbischof Bonifacius, neue Anstalten über die Kirchenverfassung. (Oben S. 217.) Insonderheit beantwortete er im Jahr 747. oder 748. die Fragen dieses Herzogs, (den er Dominum excellentissimum et christianissimum, Maiorem Domus, nennt,) ingleichen der geistlichen und weltlichen Großen des Fränkischen Reichs, über die Kirchenzucht und den Clerus, durch Einschärfung alter Kirchengesetze. (ap. Harduin. T. III. p. 1889. sq. et in Cennii Monum. domin. Pontif. T. I. p. 41. sq.) Um gleiche Zeit, im Jahr 747. legte Karlmann die Regierung nieder; kam mit vielen seiner Großen und einer Menge Geschenke in die Peterskirche; ließ sich das Haar abschneiden, und sich vom Zacharias zum Clericus weihen; worauf er einige Zeit in dem von ihm erbaueten Kloster des heil. Silvester auf dem Berge Soracte, nachher aber in dem berühmten Kloster Monte Cassino, lebte. (Eginh. vita Caroli M. c. 2. pag. 22. ed. Schminck. Anastas. l. c. pag. 190.) Einer von den Mönchschronisten, welche dieses erzählen, (Annal. Metens. ad a. 747. p. 273. T. III. Scriptt Hist. Francor. Duchesn.) läßt ihn in dem letztern Kloster unerkannt von dem Roche mit Schlägen mißhandeln, weil er sich zu ungeschickt in Küchenarbeiten betragen hatte.

Pipin war also nunmehr allein Herr der ganzen Fränkischen Monarchie, so wie es die Vorfahren seines Hauses schon seit mehr als funfzig Jahren, mit immer zunehmender Macht, gewesen waren. Er befestigte sich in derselben durch Siege über die Aufrührer im Reiche. Aber er glaubte auch, daß die Zeit endlich gekommen sey, da er das Merovingische

Haus, das, wenigstens dem Scheine nach, noch auf
 dem Throne saß; desselben gänzlich berauben konnte.
 Im Vertrauen auf sein Ansehen bey den Fränkischen
 Reichsständen; und auf das Gemicht, welches ein Gut-
 achten des Römischen Bischofs bey den Franken über-
 haupt haben mußte, die schon seit geraumer Zeit vom
 Bonifacius gewöhnt worden waren, Entscheidungen
 über Zweifel aller Art von dem Patriarchen der
 Abendländer zu begehren, schickte er Burkarden, Bi-
 schof von Würzburg, und Fulraden, Abt von St.
 Denys; seinen Hofgeistlichen, an den Zacharias,
 dem sie die Frage vorlegen mußten: „ob die bisher-
 gen Könige der Franken, die aber keine königliche
 Macht hätten, noch ferner Könige seyn könnten?
 „oder ob es nicht vielmehr derjenige seyn sollte, der
 jene Macht ganz in den Händen hatte?“ Zacha-
 rias erklärte sich für den letztern; mithin wurde Chil-
 derich der Dritte, der letzte Merovingische Na-
 menkönig, abgesetzt, und ein Mönch zu werden genö-
 thigt; Pipin aber an seine Stelle auf den Thron er-
 hoben. (Eginh. de vita Car. M. c. i. p. 9. sq. Eiusd.
 Annales ad a. 749. p. 234. T. II. Scriptt. Franc. Du-
 chesn. Annal. Loisel. ad a. 749. p. 25. ibid. und aus
 denselben wörtlich abgeschrieben in Annal. Bertin. ad
 a. 749. p. 151. ap. Duchesn. T. III. Annal. Metens.
 ad a. 750. ibid. p. 275. Annal. Fuldens. ad a. 751.
 et 752. pag. 7. in Freheri Scriptt. Rer. German. T. I.
 Fredegar. continuat. ad a. 752. p. 686. ed. Ruin. u.
 andere mehr.) Zwar stimmen diese Schriftsteller, wie
 man sieht, nicht völlig in dem Jahre überein, in wel-
 ches die große Begebenheit gehören soll; auch melden
 sie nicht alle einerley Umstände; aber in der Haupt-
 zählung ist kein Streit zwischen ihnen: und wahr-
 scheinlich ist es das J. 751. oder 752. gewesen.

Gegen so viele Zeugnisse und Nachrichten seit dem Anfange des neunten Jahrhunderts, haben gleichwohl einige Römisch-katholische Gelehrte des vorigen und jetzigen behauptet, die angeführte Gesandtschaft Pipins, welche vermuthlich auch im Nahmen der Reichsstände nach Rom abgieng, sey eine Erdichtung. Obgleich bereits Dagt dieses Vorgeben des P. Le Coigne (Annal. Eccl. Franc. ad a. 752. n. 8. sq.) hinlänglich widerlegt hat; (Crit. in Annal. Baronii ad a. 751. n. 2. sq.) so ist es doch von andern nachher wiederholt worden. Sehr viele Mühe hat insonderheit Eckhart angewandt, um zu beweisen, daß weder Zacharias, noch Bonifacius, oder Burkard, jemals in die Absetzung Childerichs gewilligt hätten. (Commentar. de rebus Franciae Orient. et Episcop. Wirceburg. T. I. p. 511. sq.) Er läßt es sich freylich, indem er Pipins gerechte Sache in diesem Schritte ganz aufgiebt, nur zu deutlich merken, daß es ihm hauptsächlich um die Ehrenrettung des Zacharias und des Würzburgischen Burkards zu thun sey. Aber seine Gründe verdienen doch wenigstens genannt zu werden. Die Verschiedenheit der Jahre, in welche diese Gesandtschaft gesetzt wird, soll allein schon ein Merkmal seyn, wie schlechte Nachrichten die Fränkischen Schriftsteller gehabt haben, welche zu ihren Fabeln von dem Merovingischen Hause auch noch diese gesetzt hätten, um die verhaßte Unternehmung des Karolingischen zu rechtfertigen. Man müßte aber eine Menge bewährter Erzählungen leugnen, wenn die Abweichung der Geschichtschreiber des Mittelalters, deren beste oft in der Zeitrechnung nachlässig sind, in Jahren, die so nahe an einander gränzen, ihre Glaubwürdigkeit umstoßen sollte. Auch sind es nicht sowohl fabelhafte Nachrichten, welche die Fränkischen Chronisten von den Merovingern bebringen; als wahre Begebenheiten,

J. n.
E. G.
605
bis
814.

heiten, die sie aber bloß aus für dieselben schimpflichen Ursachen herleiten. Eckhart glaubt ferner, bewiesen zu haben, daß Burkard schon im Jahr 748. nach Rom gereiset sey; als wenn dadurch die Unmöglichkeit einer spätern Reise bargethan worden wäre. Er beruft sich auf das Stillschweigen des Anastasius, der Biographen des Bonifacius, ingleichen der Briefe, welche dieser und Zacharias mit einander gewechselt haben; ein Stillschweigen, das seine guten Ursachen haben kann; überhaupt keine Beweisraft hat, und bey Schriftstellern nicht befremdet, welche, wie zum Beispiel Anastasius, über einer Menge Nichtswürdigkeiten (vergleichen die Wolke ist, welche den Zacharias auf seiner Reise gegen die Hitze bedeckte,) keinen Platz zu den wichtigsten Auftritten finden; wie eben derselbe nicht ein Wort von dem so bedeutenden Anträgen Gregors des Dritten an Karl Martel sagt. Wenn es Eckhart ferner unglaublich findet, daß Zacharias ohne alle Untersuchung über Childerichs Schicksal entschieden haben sollte: so vergißt er, daß die Franken und Pipin keine Untersuchung; sondern nur eine günstige Antwort erwartet haben. Endlich wäre es, nach seinem Urtheil, lächerlich gewesen, wenn Stephanus, der Nachfolger des Zacharias, den neuen König, wie Anastasius und Theophanes (Chronogr. p. 338. ed. Paris.) bezeugen, vom Meineide gegen Childerichen losgesprochen hätte; da doch den Franken schon von seinem Vorgänger erlaubt worden wäre, diesen abzusetzen. Es würde jedoch keine so gar lächerliche Carimoniae gewesen seyn, einen Theil der Nation, der über diese Staatsveränderung Bedenkllichkeiten haben konnte, auf eine solche Art zu besänftigen. Aber in der That sagt Anastasius nichts davon; sondern erst im zwölften Jahrhunderte berichtet es Gottfried von Viterbo,

(in

(in Pantheo, P. XVII. pag. 301. in Pistorii Scriptt. Rer. Germ. Tom. II. ed. Struv.) und die Nachricht bleibt überhaupt etwas verdächtig.

J. n.
E. G.

609

bis

814

Daher ist es auch eben so wenig nöthig, mit Eckharten (l. c. p. 514.) zu muthmaassen, daß Pipin, um sich einen Schein des Rechts zu geben, die Einwilligung des Römischen Bischofs desto leichter erdichtet habe, weil dieser gleich darauf gestorben sey. Vielmehr machen es Zeitumstände, Absichten von beiden Seiten, und Folgen höchst wahrscheinlich, daß diese Einwilligung wirklich ertheilt worden sey. Pipin und Zacharias bedurften beide einander. Jener wollte sich, indem er seinen rechtmäßigen Herrn vom Thron zu stürzen im Begriff war, vor den Augen der Welt durch das theologische Gutachten des ersten Bischofs der Christenheit rechtfertigen, und vermuthlich auch sein Gewissen einigermaßen beruhigen. Der Bischof aber, der seines Verstandes wider die Langobarden so sehr bedürftig war, konnte nach einem solchen Dienste alles erwarten. Die engere Verbindung, welche seitdem zwischen beiden Theilen sichtbar wird; die theilnehmende Gegenwart Römischer Bischöfe im Fränkischen Reiche; die ausnehmende Dankbarkeit Pipins gegen sie; alles dieses hängt mit jener Gefandtschaft, und mit der Antwort, welche Zacharias gab, sehr wohl zusammen. Sieht man die Frage, welche ihm vorgelegt wurde, flüchtig an: so kann es freylich scheinen, daß er sie nach Pipins Wünsche habe beantworten müssen. Denn es wird in derselben deutlich zu verstehen gegeben, das Beste des Fränkischen Reichs hänge davon ab, daß dieser Herr wirklicher König desselben würde. Allein der große Unterschied zwischen Macht und Recht wird in derselben schlaue genug übergangen. Wenn gleich jene auf Pis-

Pins Seite war: so konnte doch dieses Childerichen nicht streitig gemacht werden; daß ihm und seinen Vorfahren alle Gewalt von ihren Staatsbedienten entrißen worden war, änderte nichts an ihrem Rechte. Der Jesuit Dantel hat zwar jene Frage durch seine Zusätze noch künstlicher einzufleiden, und sowohl Religions- als Staatsgründe anzugeben versucht, welche die Entscheidung zu Pips's Vortheil hätten leisten müssen. Es ist aber nicht schwer, seine Einfälle von der wahren Geschichte und Verfassung dieser Zeiten abzusondern; wenn man gleich die wohl geschriebene Abhandlung, die ihm Peter Rival entgegen setzte, (Trois. Dissert. où l'on examine, si le Pape Zacharie, consulté sur le dessein de détrôner Childeric III. répondit en bon Casuiste? pag. 156–220. dans ses Dissertations histor. et critiq. sur divers sujets, Tome I. à Amsterd. 1726. 12.) nicht gelesen hat.

Genug, Zacharias billigte und erleichterte die Absetzung Childerichs; allein es ist sogar darüber gestritten worden, ob er ihn nicht aus eigener Macht abgesetzt habe. Auf diesen Gedanken könnte zwar niemand fallen, der mit der Kirchenverfassung dieser Zeiten bekannt ist, wo Bischöfe wohl von ihren Fürsten, aber nicht diese von jenen abgesetzt werden konnten; wo Gregor der Zweyte selbst, wie man oben (S. 531.) gelesen hat, gestand, er dürfe sich um die Angelegenheiten des Palastes nicht bekümmern; wo zwar die Spanischen Bischöfe, wie auch schon erzählt worden ist, (oben S. 453. fg.) über die Wahl, Regierung und Absetzung ihrer Könige, Schlüsse genug in ihren Versammlungen ausfertigten; aber auf Verlangen dieser Fürsten, deren Sicherheit auf eine solche Unterstützung zum Theil ankam; als Reichsstände, und in Verabredung mit den weltlichen Ständen. Außerdem

dem darf man auch nur die Anfrage selbst ansehen. Sie verlangt vom Zacharias einen bischöflichen Rath, wie man sich in Ansehung Childerichs und Pipins verhalten sollte: und erst nachdem jener Rath angelangt war, setzten die Fränkischen Stände ihren König ab. Allein seitdem im eilften Jahrhunderte der Papst Gregor der Siebente in einem seiner Schreiben so unverächtlich behauptet hatte, „Zacharias habe den König der Franken, nicht sowohl wegen seiner Vergehungen; als weil er zur Ausübung einer so großen Gewalt untüchtig war, seines Reichs entsetzt, und Pipin, den Vater des Kaisers Karls des Großen, an seine Stelle ernannt; auch habe er alle Franken von dem Eide der Treue losgebunden, welchen sie demselben geleistet hatten;“ welche Stelle auch in das päpstliche Gesetzbuch eingerückt worden ist: (Decret. P. II. Causa XV. Qu. VI. cap. 3. pag. 642. ed. Boehm.) so haben es die eifrigsten Vertheidiger dieses Stuhls als ausgemacht angenommen. Nun kommt freylich darauf gar nichts an, ob Gregor der Siebente ein Recht, das er sich anmaßte, schon dreihundert Jahre früher bey seinen Vorgängern thätig gefunden habe. Doch muß auch gestanden werden, daß diejenigen, welche ihm begerreten sind, sich auf gewisse Ausdrücke mancher Fränkischen Schriftsteller berufen haben, die einen Befehl des Zacharias anzuzeigen scheinen. (secundum Rom. Pontif. sanctionem; per auctoritatem Apostolicam; ex auctoritate S. Petri Apostoli; und in Eginhards Leben Karls des Großen: iussu Stephani Rom. Pontificis; ingleichen bey Regino: per auctoritatem Apostolicam iussit Pipinum Regem creari, &c.). Da aber andere von jenen Geschichtschreibern dem Römischen Bischof bloß einen Rath beylegen, dem die Franken gefolgt wären: *per consultu B. Zachariae, Papae urbis Romae, per*

552 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

^{n.}
⁶⁰⁵
⁸¹⁴ consilium legatorum et Zachariae Pontificis, und den gleichen mehr,) so merkt man leicht, daß die erstere Gattung von Ausdrücken nicht mehr zu bedeuten habe, als die letztere, und wohl nur deswegen gewählt worden seyn mag, um diese ganze Staatsveränderung nicht sowohl dem Karolingischen Hause, dem alle gedachte Schriftsteller ergeben waren, zuzuschreiben; als zu einer von dem ersten Bischof der Abendländer entschiedenen Gewissenssache zu machen. Ueberhaupt darf auch hier alles nicht nach einzelnen Worten; sondern nach dem Gange der Angelegenheit im Ganzen, beurtheilt werden. Ausführlicher haben dieses David Blondel, (de Formulae: Regnante Christo, in veterum monumentis usu, p. 159–169. Amstelod. 1646. 4.) Du Pin (de antiqua Ecclesiae discipl. Dissert. VII. pag. 513–519.) und Rival (Seconde Dissert. où l'on traite de cette grande question: si le Pape Zacharie deposa Childeric III. et mit Pepin en sa place? p. 70. lq. l. c.) gezeigt. Es verdient auch noch die Bemerkung des Hrn. H. Schmidt beygefügt zu werden, (Gesch. der Deutschen, Erster Theil, S. 279. der Ulm. Ausg.) daß die Worte auctoritas, iussio, und ähnliche mehr, in den Jahrbüchern dieser Zeiten nichts mehr als Gutheißsen oder Genehmhaltung bedeuten; so wie bey dem Marculf das Wort praeceptum auch von solchen Formeln gebraucht werde, welche nur eine Erlaubniß oder Gnadenbezeigung enthalten.

Wenn Zacharias ja bey dieser Gelegenheit einen Befehl ertheilte: so konnte er nur an seinen Bevollmächtigten im Fränkischen Reiche, den Erzbischof von Maynz, Bonifacius, gerichtet seyn. Dieser hatte ohne Zweifel an der neuen Erhebung des um ihn so verdienten Karolingischen Hauses, als der erste geist-

Röm. Bisch. Pipins Schenkung. 553

geistliche Reichsstand, mehr Antheil, als die Geschichte davon Spuren hinterlassen hat; wie anderswo bereits (oben S. 234. fg.) angemerkt worden ist. . . Daß er den neuen König Pipin, nachdem derselbe auf einer Reichsversammlung zu Soissons, wahrscheinlich nach Eckharts Erörterung (l. c. p. 508.) im J. 752. davor erkannt worden war, gesalbt habe, ist eben daselbst erzählt worden: und vielleicht war es die erste Salbung eines Fränkischen Königs. Zacharias starb um eben diese Zeit, im Jahr 752. Er übersezte die berühmten Wandergespräche seines Vorgängers Gregors des Großen in die Griechische Sprache. Als Venetianische Kaufleute eine Menge Sklaven beiderley Geschlechts zu Rom gekauft hatten, um sie an die Araber in Africa zu verkaufen: gab er ihnen ihr Kaufgeld zurück, und sezte alle diese Unglücklichen in Freyheit. (Anastas. in Zachar. p. 191. 193.) Hat er gleich Childerichen nicht wirklich abgesezt; so ist es doch, allem Ansehen nach, eine Folge seines Gutachtens darüber gewesen, daß man seitdem immer mehr geglaubt hat, der Ausspruch der Römischen Bischöfe über die Thronbesteigung oder Absezung der Fürsten sey von entscheidendem Gewichte.

Sein Nachfolger Stephanus der Zweyte lebte nur drey Tage als Bischof, und wird daher vom Anastasius in der Reihe der übrigen nicht mitgezählt. (Anastas. in Steph. II. p. 194.) Desto merkwürdiger ist die fünfjährige Regierung Stephanus des Dritten, der darauf gewählt wurde. Aistulf, König der Langobarden, fiel damals das kaiserliche Gebiet an, und nahm Ravenna weg. Sogleich schickte Stephanus Abgeordnete mit vielen Geschenken an ihn ab, die ihn auch so weit brachten, daß er einen Stillstand auf vierzig Jahre eingieng. Doch nach vier

556 Zweunter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n. E. G.
605
bis
814
 kriechende Schmeichler der Römischen Bischöfe, der auch hier einen Engelgleichen Bischof (coangelicus Papa) sieht, in diesem Umstande völlig glaubwürdig sey, daran hätte man wohl Ursache zu zweifeln. Zwar hat man schon in frühern Zeiten (oben S. 514.) einen Kaiser und Landesherren des Römischen Bischofs ihm den Fuß küssen gesehen; der Unterschied aber zwischen beiden Fürsten und ihren Verhältnissen fällt zu sehr in die Augen. Doch die vornehmste Bedenklichkeit dagegen ist diese, daß nicht allein die Fränkischen Verfasser von Jahrbüchern nichts von einer solchen Demüthigung Pipins wissen; sondern vielmehr einer derselben (Annal. Metens. ad a. 753. p. 276. T. III. DUCHESN.) dem Römischen Bischof eine weit tiefere beylegt. „Am Tage nach seiner Ankunft, schreibt er, warf sich Stephanus, nebst seinem Clerus, mit Asche bestreuet, und mit einem harnen Kleide bedeckt, vor dem Könige auf die Erde nieder, und bat ihn bey der Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes, und bey den Verdiensten der seeligen Apostel Petrus und Paulus, er möchte ihn und das Römische Volk von der Gewalt der Langobarden, und von der Knechtschaft des stolzen Königs Aistulf, befreien. Auch wollte er nicht eher von der Erde aufstehen, bis ihm der König Pipin, mit seinen Söhnen, und den Fränkischen Großen, die Hand gereicht, und ihn, zum Zeichen der künftigen Hülfe und Rettung, aufgehoben hatten.“ Sind beide Begebenheiten wahr: so können die dem Stephanus erwiesene Ehrenbezeugungen nicht so gar viel bedeutet haben. Ja es wird beynahe wahrscheinlich, daß, da seine Gegenwart an Pipins Hofe nicht nöthig war, um diesen Fürsten zu überzeugen, wie nothwendig und wichtig es für ihn sey, Rom gegen die Langobarden beizustehen, diese Reise zwischen ihnen mehr in der Absicht beschlossen worden sey,

Röm. Bisch. Pipins Schenkung. 557

sey, damit Stephanus dem neuen Könige noch mehr Glanz und Ansehen bey seinen Untertbanen verschaffen; aber auch die Fränkischen Stände zum Italiänischen Kriege bereitwilliger machen möchte, als sie sonst gewesen wären.

F. n.
E. G.
605
bis
814.

Wirklich that Stephanus manches, das diese Absichten befördern konnte. Er salbte Pipin abermals, auch seine beiden Söhne, Karl und Karls mann, zu Königen der Franken, und Römischen Patriciern. (Anastas. l. c. p. 205. Subscript. Libri Greg. Turon. de gloria confessor. p. 991. ed. Ruin. Anral: Tiliani ad a. 754. p. 12. T. II. Duchesn. Annal. Bertin. ad a. eund. p. 151. T. III. Duchesn. Annal. Metens. ad a. eund. p. 276. l. c.) Diese letztere Würde, die seit Constantins des Großen Zeiten ein so hohes Ansehen im Römischen Reiche gab; ohne ein eigentliches Amt in sich zu fassen, daß die vornehmsten Großen damit beehrt wurden; und selbst Deutsche Könige sich dieselbe von den Griechischen Kaisern benlegen ließen, hatte jetzt, oder eigentlich schon weit früher, ihre Bedeutung merklich geändert. Seitdem sie Karl Martel angeboten, und Pipin nebst seinen Söhnen aufgetragen worden ist, hat sie vermuthlich die Schußgerechtigkeit über Rom, vielleicht auch die weltliche Gerichtsbarkeit daselbst zum Theil eingeschlossen. Doch hat ein berühmter Geschichtschreiber unserer Zeiten richtig erinnert, daß die Römer selbst wohl keinen sehr deutlichen Begriff mit dem Patriciat verbunden; daß man es der Zeit und der Ueberlegenheit an Kräften überlassen habe, die Auslegung von einem solchen Worte zu machen. (Dufresne Glossar. v. Patricius; Mascovs 34ste Anm. zum Zwoyten Bande der Geschichte der Deutschen, S. 236. fg. Car. Frid. Pudor de Patriciis medii aevi Diss.

556 Zweunter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n. E. G.
605
bis
814
 kriechende Schmeichler der Römischen Bischöfe, der auch hier einen Engelgleichen Bischof (coangelicus Papa) steht, in diesem Umstande völlig glaubwürdig sey, daran hätte man wohl Ursache zu zweifeln. Zwar hat man schon in frühern Zeiten (oben S. 514.) einen Kaiser und Landesherren des Römischen Bischofs ihm den Fuß küssen gesehen; der Unterschied aber zwischen beiden Fürsten und ihren Verhältnissen fällt zu sehr in die Augen. Doch die vornehmste Bedenklichkeit dagegen ist diese, daß nicht allein die Fränkischen Verfasser von Jahrbüchern nichts von einer solchen Demüthigung Pipins wissen; sondern vielmehr einer derselben (Annal. Metens. ad a. 753. p. 276. T. III. Duchesni.) dem Römischen Bischof eine weit tiefere beylegt. „Am Tage nach seiner Ankunft, schreibt er, warf sich Stephanus, nebst seinem Clerus, mit Asche bestreuet, und mit einem harnen Kleide bedeckt, vor dem Könige auf die Erde nieder, und bat ihn bey der Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes, und bey den Verdiensten der seeligen Apostel Petrus und Paulus, er möchte ihn und das Römische Volk von der Gewalt der Langobarden, und von der Knechtschaft des stolzen Königs Aistulf, befreien. Auch wollte er nicht eher von der Erde aufstehen, bis ihm der König Pipin, mit seinen Söhnen, und den Fränkischen Großen, die Hand gereicht, und ihn, zum Zeichen der künftigen Hülfe und Rettung, aufgehoben hatten.“ Sind beide Begebenheiten wahr: so können die dem Stephanus erwiesene Ehrenbezeugungen nicht so gar viel bedeutet haben. Ja es wird beynahe wahrscheinlich, daß, da seine Gegenwart an Pipins Hofe nicht nöthig war, um diesen Fürsten zu überzeugen, wie nothwendig und wichtig es für ihn sey, Rom gegen die Langobarden beizustehen, diese Reise zwischen ihnen mehr in der Absicht beschlossen worden sey,

Röm. Bisth. Pipins Schenkung. 559

Petrus wieder einzuräumen; ob ihm gleich Pipin auch Geld dafür zu zahlen versprach. Endlich nöthigte ihn dieser König im Jahr 755. oder nach andern, fast wahrscheinlicher, noch im vorhergehenden, mit den Waffen, daß er eidlich versprechen mußte, jene Forderungen zu erfüllen. (Anastas. l. c. pag. 207. 208. Eginh. Annal. ad a. 755. l. c. Ann. Bertin. ad a. 755. p. 151. Ann. Metens. ad a. 754. p. 276. sq. Annal. Fuld. ad a. 754. p. 8.)

Raum aber hatte Pipin Italien verlassen, als Alstulf sein Versprechen gänzlich vergessen zu haben schien. Stephanus klagte dieses dem Könige, den er seinen geistlichen Bevatter (*spiritalis compater*) nennt, vermuthlich weil er die Söhne desselben aus der Taufe gehoben hatte, und zugleich diesen, wehmüthigst. (Epist. VII. Cod. Carol. p. 73. sq. ap. Cennium.) An Statt, schreibt er, daß sie dem seligen Petrus zu seinem Rechte zu verhelfen gesucht, und durch eine Schenkungsurkunde (*donationis pagina*) die Zurückgabe an denselben bestätigt hätten, habe jener Fürst weder dem Apostel und seiner Kirche, noch der Republik der Römer, etwas wiedergegeben; vielmehr die Kirche so unbeschreiblich gedrückt, daß die Steine darüber heulen möchten. Da ihnen nun Gott einen so herrlichen Sieg auf die Fürbitte des Fürsten der Apostel verliehen habe: so beschwört er sie bey Gott, der Jungfrau Maria, unserer Frau, allen himmlischen Kräften, und bey jenem Apostel, der sie zu Königen gesalbt habe, ihre Schenkung zur Wirklichkeit zu bringen; zumal da solches zum Lösegelde für ihre Seelen, (*pro mercede animae vestrae*) dienen werde, und sie für ihr Gelübde Gott und Petro am jüngsten Tage Rechenschaft würden ablegen müssen. — Gleich darauf schrieb Stephanus wiederum an diese Für-

Fürsten, (Cod. Car. IX. pag. 78. sq. ap. Cenn.) und
 hielt ihnen die zunehmenden Bedrängnisse von Seiten
 der Langobarden, zwar mit mancher Wiederholung des
 Borigen; aber mit manchen kläglichen Zusätzen, vor.
 Aistulf soll ihm selbst nach dem Leben getrachtet, und
 in den Städten des heil. Petrus, alles verwüstet
 haben. Dieser Apostel werde das ihm Versprochene
 nachdrücklich eintreiben; sie möchten also eilen, es zu
 leisten, um nicht einst verdammt zu werden; vielmehr
 sollten sie das ewige Leben, welches er ihnen für seine
 gerechte Sache verheißen habe, mit aufrichtigem Her-
 zen suchen; er halte ihre Handschrift fest; würden sie
 dieselbe nicht erfüllen: so werde er dereinst am Tage
 des Gerichts aus derselben wider sie ein Zeugniß
 nehmen.

Doch die Noth stieg zu Rom in kurzem noch hö-
 her. Aistulf belagerte diese Stadt seit dem Anfange
 des Jahrs 755. gegen zwei Monathe hindurch; alle
 umliegende Gegenden wurden mit Feuer und Schwerdt
 verheert; die Kirchen selbst geplündert und angezündet;
 die Bilder der Heiligen verbrannt; viele Men-
 schen umgebracht, oder gefangen fortgeschleppt. Dies
 ist wenigstens ein Theil der traurigen Beschreibung,
 welche Stephanus davon in einem neuen Schreiben
 an die drei Fränkischen Fürsten, an den Clerus, die
 Großen und Befehlshaber ihres Reichs machte. Er
 fertigte es in seinem und im Namen der Bischöfe und
 übrigen Cleriker, auch der Herzoge und andern Be-
 fehlshaber zu Rom, des ganzen Volks und Kriegs-
 heeres daselbst, aus. (Cod. Carol. IV. p. 84. sq. ap.
 Cenn.) Cenni hat zuerst den unglücklichen Einfall
 gehabt, aus diesem Eingange des Schreibens zu schließ-
 sen, daß Stephanus bereits, wie die Könige der
 Franken, Herzoge und Grafen in seinen Diensten ge-
 habt

habt habe. Dieser Bischof konnte sein Schreiben kaum zur See ins Fränkische Reich fortschicken. Es läßt sich nicht beweglicher um schleunige Hülfe flehen, als er es darinne that, den Aistulf ausgeliefert wissen wollte; sonst aber allen Römern den Tod drohte. Er vergißt auch wiederum nicht, der Rechenschaft zu gedenken, welche die Fürsten einst vor dem Apostel Petrus abzulegen haben würden. Fast gleichlautend in Worten war das zweyte Schreiben, welches Stephanus in seinem Nahmen allein an Pipin abgehen ließ. (Cod. Carol. VI. p. 90. sq. ed. Cenn.) Er fügte noch das dritte hinzu, das er im Nahmen des heiligen Petrus an die drey oft genannten Könige und alle Franken aufgesetzt hatte. (Cod. Car. III. p. 98. sq. ib.) Der Apostel, und durch ihn, die ganze katholische und Apostolische Römische Kirche, als das Haupt aller Kirchen Gottes, auch ihr Bischof Stephanus, wünscht ihnen darinne anfänglich Gnade, Friede und alle Kräfte zur Rettung jener Kirche. Darauf meldet er ihnen, welche Vorzüge er von Christo erlangt habe, und fordert sie daher auf, die ihm von Gott besonders anvertraute Römische Stadt von der Unterdrückung der Langobarden zu befreien. Er giebt ihnen die Versicherung, gleichsam als wenn er lebendig vor ihnen stünde, daß es seine würklichen Ermahnungen wären, und daß er, wie ihm Gott verheißen habe, die Franken als ein vorzügliches Volk betrachte. Auch unsere Frau, fährt Petrus fort, die Mutter Gottes und beständige Jungfrau Maria, beschwört euch mit mir, und befiehlt euch, so wie auch die Thronen und Herrschaften, und das ganze himmlische Heer, nebst allen Märtyrern und Heiligen, daß ihr meine Stadt und Kirche beschützen sollt, damit ich euch ewige Belohnungen verschaffen kann. Laßt, und helft denselben! so will ich euch in allem beystehen, was

XIX. Theil. M n

J. n.
E. G.
605
bis
814

ihre

1. n. ihr von mir bittet, wie ich euch schon den Sieg ab-
 2. 3. die Feinde der heiligen Kirche verschafft habe. —
 605 Cenni verargt es dem Abte Fleury, und nach ihm
 bis dem Muratori sehr, daß sie etwas spöttisch von die-
 814 sem Briefe geschrieben, ihn sogar eine Erdichtung
 genannt hätten; da er sich doch vollkommen zu dem un-
 gemeinen Vertrauen geschickt habe, welches die Fran-
 ken auf den heiligen Petrus setzten. (Not. l. ad h.
 Epist. pag. 98. sq.) Allein Fleury hat, ohngeachtet
 dieser Vertheidigung, wohl Recht, wenn er sagt:
 „Dieser Brief ist, wie die vorhergehenden, voll von
 Zweideutigkeiten. Die Kirche bedeutet darinne nicht
 die Versammlung der Gläubigen; sondern die zeitli-
 chen Gott gewidmeten Güter; die Heerde Christi be-
 deutet die Körper, und nicht die Seelen; die zeitlichen
 Verheißungen des alten Gesetzes werden mit den geist-
 lichen Verheißungen des Evangelii verwechselt, und
 die heiligsten Bewegungsgründe der Religion auf eine
 Staatsangelegenheit angewandt.“ (Allgem. Kirchen-
 gesch. des N. Test. Sechster Theil, S. 311. Frankf.
 und Leipzig, 1759. 4.)

Nicht allein diese Bittschreiben des Stephanus;
 sondern selbst die Ehre und die Staatsvorteile
 Pipins, mögen diesen König bewogen haben, im J.
 755. abermals mit einem Kriegsheere in Italien ein-
 zurücken, und Aistulfen zur Erfüllung des neulichen
 Vertrags zu nöthigen. Der langobardische König,
 in Pavia selbst belagert, konnte nicht länger widerste-
 hen; er mußte nunmehr, wie es die Schriftsteller der
 nächstfolgenden Zeiten nennen, dem heiligen Petrus
 und seiner Kirche ihre Güter zurückgeben. (Anastas. l.
 c. p. 211. sq. Annal. Bertin. ad a. 755. p. 151. An-
 nal. Metens. ad eund. a. p. 277. Annal. Fuld. ad a.
 756. p. 8.) Der letztere dieser Annalisten nennt kurz
 Ka

Ravenna und die Pentapolis, welche seitdem ein Eigenthum der Römischen Kirche geworden wären. Das umständliche Verzeichniß aber, welches Anastasius darüber mittheilt, (l. c. p. 212.) bestätigt es, daß allerdings das eigentliche Exarchat von Ravenna in seiner engern Bedeutung, (zwischen dem Adriatischen Meere, und den Provinzen Venetia, Neustria Regalis, Tuscia Regalis und Pentapolis gelegen,) und die Landschaft von fünf Städten, oder Pentapolis, längs dem Adriatischen Meere, welche diesen Namen auch alsdann beibehielt, da noch mehrere Städte hinzu gekommen waren, darunter begriffen gewesen sind. Denn er nennt die Städte Ravenna, Ariminum, (jetzt Rimini) Pisaurum, (jetzt Pesaro) Fanum oder Fano, Casena, Senogallia, (das heutige Sienagaglia,) Esium, (Jesi) Forum Popili, (Forlimpopoli) Forum Livii, (Forlì) mit dem Schlosse Sufubium, Mons Feretri, (Monte Feltro) Acerragium, Mons Lucari, (Monte di Lucasro) Serra, das Schloß Sancti Mariani, (vielleicht San Marino, wie Muratori, Gesch. von Italien, Viertes Theil, S. 358. muthmaacht,) Bobrum, (Bobbio) Urbinum, Callium, (Cagli) Lusculli, (Luceolo) Eugubium, (Gubbio) und Comiaculum; (jetzt Comacchio) wozu er noch die Stadt Tarni setzt, welche die Herzoge von Spoleto vor einiger Zeit von dem Römischen Herzogthum abgerissen hätten. In alle diese Städte, sagt Anastasius, begab sich Pipins Bevollmächtigter, der Abt Fulrad, mit den Abgeordneten Aistulf's; nahm die Schlüssel derselben und zugleich Geißeln daraus mit, und legte jene, nebst Pipins Schenkungsurkunde, auf dem Altar bey dem Grabe des heil. Petrus nieder. Diese Urkunde befand sich auch noch zur Zeit des Anastasius, das heißt, um die Mitte des neunten Jahrhunderts,

berts, im Archiv der Römischen Kirche. Daß sie ^{schon} gar jetzt noch vorhanden sey, haben zwar die Vertheiliger der Päpstlichen Rechte an Comacchio, in dem berühmten Streit, der darüber um den Anfang des jeztigen Jahrhunderts geführt worden ist, behauptet; aber wenig Glauben gefunden; zumal da sie dieselbe nicht ans Licht gestellt haben. Und wenn gleich Bianchini (Prologg. ad Anastasium de vitis Pontiff. Rom. p. 55.) eine Probe davon aus einer alten Handschrift bekannt gemacht hat; so bleibt doch immer die Frage übrig, wie weit diese mit der Urkunde übereinstimme. Unterdessen ist diese wichtige Erwerbung der Römischen Bischöfe an sich unstreitig; nur ist man durchaus nicht berechtigt, den Umfang derselben über die vom Anastasius angegebenen Gränzen auszubähen; so sehr solches auch nachmals jene Bischöfe, und die ihnen ergebenen Schriftsteller versucht haben.

Mit welchem Rechte Pipin diese unter seinem Namen in der Geschichte berühmte Schenkung (*Donatio Pipini*) vorgenommen habe? darüber ist eine Untersuchung ziemlich überflüssig. Er hatte keine andere Rechte an diese Länder, als welche ihm die Besiegung Aistulfs gab; das bloße Recht des Eroberers, welches im Grunde gar keines ist. Dieses Gebiet, das, bis auf einige Güter der Römischen Kirche, lediglich den Griechischen Kaisern entzogen worden war, hätte daher jezt an sie zurückfallen sollen: und alle Ansprüche Pipins schränkten sich darauf ein, daß sie ihm die aufgewandten Kriegskosten erstatteten. Allein diese Gerechtigkeit auszuüben, ließ sich mit seinen Staatsabsichten, und der genauen Verbindung, in die er mit den Römischen Bischöfen getreten war, nicht vereinigen. Durch seine Schenkung schwächte er zugleich die Langobarden, und auch die kaiserliche Macht in Ita-

Röm. Bisch. Pipins Schenkung 565

Italien; die Römischen Bischöfe, die ihren Landesherren zu Constantinopel bisher schon so troßig und übermüthig begegnet waren, wurden dadurch noch mächtiger und furchtbarer für dieselben: und Pipin selbst bahnte sich und seinem Hause immer mehr den Weg zur Beherrschung eines Theils von Italien, indem er auch jene Bischöfe in der Ergebenheit gegen sich noch mehr stärkte, ihnen seinen Schuß noch unentbehrlicher machte. Vergebens also ersuchte ihn, nach dem Anastasius, (l. c. p. 211.) ein kaiserlicher Gesandter, unter dem Anerbieten großer Geschenke, daß er seinem Herrn das Exarchat und die Pentapolis einräumen lassen möchte. Pipin gab mit einem Schwur gut Antwort, was er einmal dem heil. Petrus und der Römischen Kirche geschenkt habe, das werde er ihnen für keine Schätze nehmen; nicht Menschen, sondern diesem Apostel zu Liebe, und zur Vergebung seiner Sünden, habe er so oft gefochten. Diese scheinbare Antwort hatte doch vermuthlich einigen wahren Grund. Pipin glaubte mit allen seinen Zeitgenossen, daß Geschenke an Heilige und Kirchen ein sicherer Weg wären, sich von verdienten Sündenstrafen loszukaufen. Er riß das Fränkische Reich ungerechter Weise an sich, und schenkte dafür dem Apostel Petrus einen Landesstrich in Italien, der ihm eben so wenig gebührte; damit dieser ihm für jene und andere Vergehungen bey Gott Gnade verschaffen möchte.

Weit weniger darf also gefragt werden, mit welchem Rechte, oder mit welcher Stirne der Römische Bischof diese Schenkung habe annehmen, und sich, einen Lehrer und Aufseher christlicher Gemeinden, in einen weltlichen Fürsten und Länderbesitzer habe verwandeln lassen können? So seltsam auch diese Veränderung war, und so sehr sie ihn von der

566 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

3. n.
 2. G.
 605
 bis
 814

 ursprünglichen Bestimmung seines Amtes entfernte; so war doch die abendländische Christenheit darauf schon lange vorbereitet. Was ihr der Clerus überhaupt seit Jahrhunderten so fleißig einprägte, daß man Gott und seinen Heiligen nicht zu viel von seinen irdischen Gütern schenken könne, um dafür einst die ewigen zu erhalten; das mußte im höchsten Grade bey demjenigen Apostel gültig seyn, der die Schlüssel des Himmelreichs in Verwahrung haben, der seinen Nachfolger und Verweser, den Römischen Bischof, gleichsam dazu bestellt haben sollte, um alle ihm ertheilten Geschenke in Empfang zu nehmen. Zwar hatte dasjenige, was Gott und seinen himmlischen Freunden geweiht war, schon an sich ein zu geheiligtes Ansehen; als daß man in diesem Zeitalter sich erst darum bekümmert hätte, wie es angewandt werde. Aber eine bessere Anwendung von den auf diese Art gehäuften Schätzen der Kirchen hielt man doch nicht vor möglich, als die Erbauung neuer Kirchen und Klöster, die prachtvolle Ausschmückung der erstern, reichliches Almosen, und jeder andere Aufwand für die Ehre der Religion und Rechtgläubigkeit waren. Da die Römischen Bischöfe in allem diesem sich so unermüdet bezeigten: so befremdete es wohl nicht leicht jemand in diesem Jahrhunderte, daß ihnen Fürsten, zur Bußung für ihre Sünden, auch fürstliche Geschenke machten. Man darf darum diese Bischöfe nicht bloß als habgüchliche Heuchler betrachten. Sie hatten es freylich längst vergessen, daß sie eigentliche Bischöfe seyn sollten, und ihre Herrschbegierde kannte keine Gränzen. Allein, wie es oft gegangen ist, daß wohlflingende, obgleich leere Beschönigungen leidenschaftlicher Absichten, nach einem langen Gebrauche, endlich auch von denjenigen geglaubt werden, welche sie anfänglich nur darum gebrauchten, weil sie keine bessern in Bereit-
schaft

Röm. Bisch. Pipins Schenkung. 567

schaft hatten; so mag es den Römischen Bischöfen auch mit dem Apostel Petrus gegangen seyn. Sein J. n. 605 bis 814.
Nahme, und allerley Sagen, welche sie von ihm in Gang brachten, hatten ihnen schon seit dem Anfange des fünften Jahrhunderts vortreffliche Dienste bey dem Entwurfe zu einer kirchlichen Alleinherrschaft geleistet. Je glücklicher sie in demselben fortschritten, desto fester überredeten sie sich, daß jener Apostel der Stifter ihrer Größe sey, an den sie sich allein auch ferner halten mußten. Da sie auf einem so guten Wege begriffen waren, und im Fordern und Nehmen bereits eine solche Fertigkeit erlangt hatten: so war auch nichts natürlicher, als daß sie sich einbildeten, die Länder und Güter aller Christen gehörten eben sowohl dem heil. Petrus zu, als sie in seinem Nahmen geistliche Oberherren aller Christen wären: und in spätern Jahrhunderten haben sie dieses auch mit dürren Worten gesagt. Könnte man in diesen Zeiten bereits Spuren der berühmten Schenkung Constantins des Großen ausfindig machen: so würde Pipins Schenkung als eine Fortsetzung derselben anzusehen seyn. Aber offenbar mußte man noch nichts von jener; sonst würden die Römischen Bischöfe dieselbe damals überaus lebhaft genützt haben.

Groß mußten schon die unmittelbaren Folgen der Vernichtung des Exarchats und Besignehmung des dazu gehörigen Gebiets durch jene Bischöfe, für sie und Rom überhaupt werden. Es bildete sich eine neue seltsame geistlichweltliche Macht, in der Mitte zwischen Langobarden und Griechen; zwar außer Stande, sich gegen eine von beiden Nationen zu behaupten; aber desto mehr des Schutzes der Franken versichert, und unter demselben zu einem eingeschränkten fürstlichen Ansehen aufwachsend; hingegen auch sehr gefaßt

568 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F^{n.} und in der Nähe dazu, um Rom selbst und einen
E. G. Theil des angränzenden Italiens sich zu unterwerfen,
 605 wenn günstige Zufälle die Thätigkeit dieser neuen stets
 bis wachsamten Macht aufforderten. Vielleicht ist aber
 814. schon mit dem Untergange des Exarchats die Ober-
 herrschaft der Griechischen Kaiser über Rom erlo-
 schen, und die Regierung der Römischen Bischöfe da-
 selbst an ihre Stelle getreten. Dieses hat Anton
 Dagi (Crit. in Annal. Baron. ad a. 755. n. 6.) wirk-
 lich behauptet, und nach ihm Franz Dagi (Breviar.
 gest. Pontiff. p. 303.) zu bestätigen gesucht. Ueber-
 haupt ist die Verfassung, in welcher sich Rom und
 seine Bischöfe von dieser Zeit an befunden haben, so
 verwickelt und zweydeutig, daß darüber mancherley
 Meinungen und Muthmaassungen vorgebracht worden
 sind. Die königliche Akademie der Wissenschaften zu
 Berlin legte daher den Gelehrten folgende drey Preiß-
 fragen vor: „Wenn hat die höchste Gewalt der Kaiser
 „über Rom gänzlich aufgehört? Welche Regie-
 „rungsart haben die Römer um diese Zeit gehabt?
 „Zu welcher Zeit wurde die Oberherrschaft der Päpste
 „über Rom gegründet?“ Den Preiß in der Beant-
 wortung derselben sprach die Akademie im Jahr 1764.
 dem Hrn. Franz Sabbathier, Professor am Gymna-
 sium zu Chalons an der Marne, und Untersekretär
 der dortigen gelehrten Gesellschaft, zu. Seine Schrift
 wurde nebst einer andern, welche ihr, nach dem Ur-
 theil der Akademie, am Werthe sehr nahe kam, zu
 Berlin im gedachten Jahre auf 98 Quartseiten, beide
 Französisch, abgedruckt. Hr. Sabbathier veranstaltete
 im folgenden Jahre eine etwas verbesserte und ver-
 mehrte Ausgabe seiner Abhandlung im Haag, auf
 164 Seiten in Oktav, unter der Aufschrift: Essai hi-
 storique-critique sur l'origine de la puissance tem-
 porelle des Papes. Der Verfasser der zweyten Schrift
 aber,

Röm. Bisch. Pipins Schenkung. 569

aber, Hr. Johann Rudolf Becker, Licentiat der Rechte zu Lübeck, gab sie daselbst im Jahr 1769. von neuem auf 84 S. in 8. mit beträchtlichen Zusätzen heraus, in welchen er die Gründe darlegte, bis warum er von einigen Meinungen des erstern Gelehrten abgehe.

Beide haben sehr wohl, Sabbathier auch gegen den P. Joh. Morin, (in seiner Histoire de la delivrance de l'Egl. Chrét. par l'Emp. Constantin, et de la grandeur et souveraineté temporelle donnée à l'Egl. Rom. par les Rois de France, Paris, 1630 fol.) bewiesen, daß die Oberherrschaft der Kaiser zu Rom mit Pipins Schenkung nicht aufgehört habe. Wenn gewisse Worte und Ehrennahmen einen scheinbaren Einwurf dagegen machen: so kann ihre wahre Bedeutung nur durch Thatfachen und historische Bestimmung unstreitig festgesetzt werden. Ein solches ist das Wort Respublica, dessen sich sowohl die Römischen Bischöfe in ihren Schreiben, als Anastasius, bedienen; und woraus vermuthlich Pagi (Crit. in Annal. Baron. ad a. 789. n. 8. pag. 387.) vornehmlich die Behauptung herleitet, die Römer hätten bereits seit dem Jahr 754. dem Kaiser den Gehorsam aufgesagt, und eine Republik errichtet, deren Oberhaupt der Römische Bischof war, und die von den Fränkischen Königen, unter dem Titel von Patriciern, beschützt wurde. Allein, wie zum Theil schon Muratori bemerkt hat, (in der Französischen Uebersetzung des ohne seinen Namen gedruckten wichtigen Werks: Les Droits de l'Empire sur l'Etat Ecclesiastique, p. 32. à Utrecht, 1713. 4.) und die oben vorkommenden Stellen, (zum Beispiel S. 526. das Schreiben Gregors des Zweyten, wo in statu Reipublicae et Imperiali servitio zusammenge setzt werden,) augenscheinlich lehren, ist darunter nichts als das kaiserliche Gebiet gemeint. Eben

J. n.
 E. G.
 605
 bis
 814.

so wenig hat die Würde eines Patricius, welche Pi-
 pin und seinen Söhnen von dem Römischen Bischof
 ertheilt worden war, eine Veränderung in Roms Be-
 herrschung stiften können. Nicht zu gedenken, daß
 niemand sagen kann, wie dieser Bischof zur Mit-
 theilung jener Würde gekommen ist, welche nur ein
 Geschenk der Kaiser seyn konnte; so ist es auch gar
 nicht erweislich, daß jetzt mit derselben viel mehr als
 das Schutzrecht, und gar landesherrliche Rechte ver-
 bunden worden wären. Auch die Erwerbung des Ex-
 archats und der Pentapolis gab dem Römischen Bi-
 schof keine solche Rechte in diesen Ländern: denn Pi-
 pin hatte sie selbst niemals besessen; es waren nur Be-
 sitz und Genuß, die auf jenen Bischof übertragen
 wurden; weit gefehlt, daß er dieselben nunmehr auch
 zu Rom hätte ausüben dürfen. Besser nimmt es
 als gewiß an, (S. 22. fg. der 2ten Ausg.) daß durch
 Pippins Schenkung die Rechte und Befugnisse, welche
 vorher den Exarchen zukamen, mithin auch die ober-
 ste Gerichtsbarkeit über Rom im Namen des Kai-
 sers, jetzt auf den Römischen Bischof gebracht worden
 wären; ohne daß dieser dadurch von dem Kaiser unab-
 hängiger geworden sey, als es ehemals der Exarch
 war. Man könnte freylich diesen Gang der Sache
 darum bezweifeln, weil das Exarchat mit seiner
 Verfassung eigentlich untergegangen ist, und sich keine
 Beweise davon angeben lassen, weder daß der Römi-
 sche Bischof jetzt kaiserlicher Statthalter geworden wä-
 re; noch daß ihn der Kaiser davor erkannt habe; zu-
 mal da der Herzog von Rom die Gerichtsbarkeit
 im Namen des Kaisers noch immer fortführte. Un-
 terdeffen ist es doch wahrscheinlich genug, daß der oft
 gedachte Bischof seitdem gewissermaßen einen kaiserli-
 chen Statthalter zu Rom, aber eigenmächtig, vorge-
 stellt hat. Seine fortbauernde Abhängigkeit von dem
 Kai-

Röm. Bisch. Pipins Schenkung. 571

Kaiser wird nicht allein durch die untergezeichneten Regierungsjahre desselben in feinen Schreiben; sondern auch, noch dreißig Jahre nach dieser großen Erwerbung, durch die ausdrucksvolle Art, mit welcher er ihn darinne vor seinen Herrn erkennt, über allen Streit erhoben.

Aistulf hatte, welches man nach diesem allem kaum erwarten sollte, dennoch der Römischen Kirche nicht alle ihr vom Pipin geschenkten Städte eingeräumt. Als aber jener König im Jahr 756. gestorben; oder, wie Stephanus der Dritte schreibt, (Epist. ad Pipin. Cod. Carol. VIII. p. 109. ap. Cenn.) dieser Tyrann und Nachfolger des Teufels, vom göttlichen Streich getroffen, in den Abgrund der Hölle gestürzt worden war, da eröffneten sich günstigere Hoffnungen für dieselbe. Es entstanden Unruhen im Langobardischen Reiche. Der Herzog Desiderius suchte sich zwar desselben zu bemächtigen; allein Rachis, Bruder des Verstorbenen, und schon lange Mönch zu Monte Cassino, verachtete ihn so sehr, daß er, von vielen Großen unterstützt, selbst nach dem Throne strebte. Doch Desiderius bat den Römischen Bischof um Hülfe, und versprach zugleich, in Gegenwart des Fränkischen Bevollmächtigten Fulrad, mit einem Eide, daß er dem heil. Petrus die Städte Saventia, Imola, Ferrara, Ausinum, Ancona, Humana, und Bononia, nebst ihrem Gebiete, übergeben, und sich ruhig betragen wolle. (l. c. p. 110.) Darauf ermahnte sogleich Stephanus den Rachis und die Langobarden überhaupt, sich dem Desiderius nicht zu widersetzen. Auch eilte Fulrad mit einer Anzahl Franken dem letztern zu Hülfe; so wie ein Kriegsheer von Römern ebenfalls dazu bestimmt wurde. Dadurch erlangte Desiderius alle Festigkeit des Throns; er räumte

572 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n. E. G. räumte darauf das Herzogthum Ferrara, Saventia, und zwey kleine Dörter der Römischen Kirche ein. Die übrigen Beschäftigungen Stephans des Dritten gehören in die Geschichte der Bilderstreitigkeit. (Anast. Hist. l. c. p. 212–214.)

Nach seinem Tode im J. 757. wurde sein Bruder, Paul der Erste, durch die stärkere unter zwei Parteyen auf den bischöflichen Stuhl gesetzt. Seine Regierung, die bis zum Jahr 767. währte, zeichnet sich theils durch das lebhafteste Bestreben aus, die von dem Fränkischen Könige erhaltene Schenkung ganz und sicher zu besitzen; theils durch ein merkliches Wachsthum seiner Macht zu Rom. Man sieht dieses weniger aus der Erzählung des Anastasius, (in Paullo I. p. 215–218.) als aus den ein und dreyßig Briefen Pauls an den König Pipin, seine Söhne, und die Fränkischen geistlichen und weltlichen Stände; (in Cod. Carol. apud Cennium, p. 133–240. Tom. I.) wiewohl Cenni aus Versehen Einen Brief mit sehr geringen Veränderungen zweymal hat abdrucken lassen. (pag. 196. sq. 198. sq.) Anastasius meldet nur von ihm, daß er des Nachts die Kranken, Armen und Gefangenen besucht, ihr Schicksal liebreich erleichtert, ihre Schulden bezahlt, und sie in Freyheit gesetzt habe, auch sonst sehr mildthätig gewesen sey; daß er am Hofe zu Constantinopel eifrig an der Wiederherstellung der Bilderverehrung gearbeitet, die Begräbnißplätze der Märtyrer und anderer alten Christen in einen weit anständigern Zustand versetzt, in seinem Hause ein Kloster, und neue Kirchen erbauet, auch dieselben mit dem kostbarsten Schmucke bereichert habe; worunter ein vergoldetes Bild der Jungfrau Maria, hundert Pfund an Gewichte, gewesen sey. Hingegen lehren die gedachten Briefe Pauls, daß

Des

Desiderius war nach Rom gekommen, und die Uebergabe von Imola versprochen; (Cod. Car. XXIX. p. 151.) aber bald darauf in den Städten der Pentapolis große Verwüstungen gestiftet habe. (Cod. Car. XV. p. 154.) Die Herzoge von Spoleto und Benevent hatten sich wider ihn empört; das nennt aber Paul in seiner Sprache: sie hätten sich, nebst ihren Beamten, unter die von Gott geschützte Macht Pipins begeben, dem heil. Petrus und ihm den Eid der Treue geschworen. Desiderius, der vielleicht noch mehr, als seine Vorgänger, Ursache hatte, solchen ungetreuen Lehnleuten, die bald zu Rom, bald bey den Franken Unterstützung fanden, dieselbe abzuschneiden, drang unter gewaltigen Verheerungen in beide Herzogthümer ein; nahm den einen Herzog gefangen, jagte den andern in die Flucht, und that dem Kaiser durch dessen Gesandten an Pipin den Antrag, daß sie beide gemeinschaftlich Ravenna angreifen wollten, um es für den Kaiser einzunehmen. Als dieser König abermals nach Rom kam, bat ihn Paulus bey dem Körper des heil. Petrus, ihm die noch rückständigen Städte zu überliefern, ohne doch etwas auszurichten, und beschwor daher Pipin (Christianissima Excellentia tua) desto nachdrücklicher, ihm dazu beizustehen. (L. c. pag. 154 – 157.)

Diese Klagen nehmen in Pauls Briefen beynahe kein Ende. Die Langobarden sollen dem Apostel Petrus nicht allein seine erblichen Güter (patrimonia) vorenthalten haben; sondern auch in das bereits Zurückgegebene von neuem eingedrungen seyn. (Cod. Car. XVII. p. 187.) Desiderius wird insonderheit der List und Falschheit beschuldigt. (Cod. Car. XXIV. pag. 219. XIX. p. 240.) Gleichwohl fand sich dieser König im Jahr 766. seiner Andacht wegen abermals zu Rom ein, und setzte die Römische Kirche in den Besiß einiger

J. n.
e. g.
605.
bis
814.

574 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

niger ihrer Güter. (Cod. Car. XXVI. p. 231.) In
 n. Paul, der den Fränkischen König so oft anfleht, dem
 605
 bis
 814. Apostel, für den er so eifrig streite, (pro cuius reſti-
 tuendis luminariis decertatis, Cod. Car. XVII. pag.
 187.) gegen jenen Fürsten zu dem Seinigen zu ver-
 helfen, bittet ihn doch zu einer andern Zeit, (Cod.
 Car. XXXIV. p. 176. XXVIII. pag. 179.) er möchte
 den Desiderius bewegen, daß er ihm wider die zu be-
 sorgenden Anfälle der Griechen auf Ravenna und die
 Pentapolis Hülfe leistete. Im Grunde nemlich
 fürchtete und haßte Paul die Griechen noch weit mehr
 als die Langobarden. Dem Anschein nach lag ihm die
 Keßerei der ersten, und die Gefahr des wahren Glau-
 bens am Herzen, welche aus der Unterdrückung der
 Heiligenbilder durch die Kaiser entstehen sollte. (Cod.
 Car. XXXVII. p. 182. &c.) Allein man braucht gar
 nicht scharfsichtig zu seyn, um zu merken, wie sehr er
 die Rache dieses Hofs scheue, dem er, in Verbindung
 mit den Franken, einen Theil seines rechtmäßigen
 Gebiets in Italien entriſſen hatte; und den er zwar
 immer als einen Feind der heiligen Kirche abschildert;
 aber die Hauptursache, warum er es seyn mußte, den
 Aufruhr der Römer, mit ihrem Bischof an der Spitze,
 weislich übergeht. In welchem Verhältnisse über-
 haupt damals Rom gegen die Griechischen Kaiser ge-
 standen habe? läßt sich auch aus Pauls Briefen nicht
 hinlänglich bestimmen. Daß er Abgeordnete (Mis-
 sos) nach Constantinopel geschickt hat, (Cod. Car.
 XXXVIII. p. 172. XXII. p. 208.) betraf freylich die
 Streitigkeiten über die Heiligenbilder. Aber es scheint
 doch auch daraus zu folgen, daß er sich mit der alten
 Hauptstadt des Reichs noch keineswegs von der Herr-
 schaft des Kaisers gänzlich losgeriſſen habe, indem
 sonst dieser seine Bevollmächtigten schwerlich ange-
 nommen haben würde.

Mehr

Mehr scheint darüber das Schreiben des Römischen Senats und Volks an den König Pipin vom 3. n. G. Jahr 757. zu sagen. (Cod. Car. XXXVI. p. 141. sq. 605 l. c.) Sie danken ihm darinne für die Beschützung bis der heiligen Kirche und des wahren Glaubens, und 814 freuen sich über die Ermahnung, die er ihnen in einer Zuschrift ertheilt hatte, „daß sie dem Fürsten der Apostel, Petrus, der heiligen Kirche, und seinem seligsten und Engelgleichen geistlichen Vater, ihrem von Gott bestellten Herrn, Paul, (a Deo decretum Dominum nostrum, Paullum, summum Pontificem, et universalem Papam, welches doch im Grunde einerley mit oecumenicum Episcopum ist,) unveränderlich treu verbleiben möchten.“ Allerdings, setzen sie hinzu, wären sie getreue Knechte der heiligen Kirche Gottes, und dieses ihres Vaters und besten Sitten, der täglich für ihr Heil streite, sie schütze, und zu ihrem Besten, als vernünftige Schaaf, die ihm Gott anvertrauet habe, sehr mild und barmherzig regiere: ein Nachahmer Petri, dessen Verweser er sey. Endlich bitten sie den König fußfällig, (und durch sie thut es auch der heil. Petrus,) er, nach Gott, ihr Beschützer, möchte dafür sorgen, daß die heilige Kirche erhöht, der wahre Glaube vertheidigt, und die Provinz, welche er der Gewalt der Völker entrissen habe, erweitert werde. Hier findet es Cenni überaus deutlich, (not. 3. 4. pag. 143. sq.) daß Paul bereits Landesherr von Rom und dem Römischen Herzogthum (denn dieses soll unter haec provincia, und an einem andern Orte Cod. Car. XX. p. 214. unter haec miserrima et afflicta provinciola verstanden werden,) gewesen sey. Es läßt sich jedoch nicht erklären, wie die Römer von jenem Herzogthum sagen konnten, Pipin habe es der Gewalt der Völker entrissen; aber vom Exarchat und von der

Denn

576 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

Pentapolis ist es desto leichter zu verstehen. **M**an-
 ratort hält zwar diese Stelle nicht vor hinlänglich,
 603 um einen Begriff von der damaligen Regierungsart
 bis Rom zu geben; doch ist es ihm wahrscheinlich, daß
 814 der Kaiser seine Herrschaft über diese Stadt schon völ-
 lig verloren hatte, und daß an deren Stelle eine Re-
 publik, deren Oberhaupt der Papst war, getreten sey.
 (Gesch. von Italien, im Jahr 763. Th. IV. S. 368.)
 Indessen meint er, daß der Senat und das Volk noch
 einigen Antheil an der Regierung gehabt haben müsse,
 weil die Oberherrschaft Roms gewiß nicht Karl dem
 Großen angetragen worden wäre, wenn sie schon
 Paul besessen hätte. Aber alles dieses mit den weit
 später vorhandenen Spuren der kaiserlichen Landesho-
 heit über Rom verglichen, ist es glaublich, daß sie
 auch zu Pauls Zeiten noch, dem Nahmen nach, übrig
 gewesen sey; wenn gleich dieser und die Römer, im
 Vertrauen auf den Schutz der Franken, schon in den
 meisten Fällen so willkürlich handelten, als wäre sie
 ganz vernichtet.

Paul näherte sich im Jahr 767. eben seinem
 Tode, als bereits Toto, Herzog oder Statthalter von
 Nepes, mit einer Menge Bewaffneter in Rom ein-
 drang, und seinen Bruder Constantin, erst zum Cle-
 riker, sodann zum Römischen Bischof weihen ließ.
 Dieser meldete zwar dem Könige Pipin in zwey
 Schreiben (Cod. Carol. XCVIII. XCIX. p. 249. sq.
 l. c.) das Gewaltsame seiner Erhebung; gab sich aber
 doch das Ansehen, als wenn er von einer unzähligen
 übereinstimmenden Menge gewählt worden sey, und
 suchte die bisherigen Verbindungen mit diesem Fürsten
 fortzusetzen. Weil er in dem ersten seiner Schreiben
 der Hauptstadt, und der ihr unterworfenen
 Städte gedenkt: so sieht Cenni, dessen Eifer, der
 päpste

päpstlichen Herrschaft über Rom ein möglichst hohes Alter beizulegen, öfters bis zum Ekelhaften geht, auch darinne einen Beweis für dieselbe; als wenn nicht auch zur Zeit der kaiserlichen Regierung, die umliegenden Städte von dem Römischen Herzoge abgehangen hätten. Doch Constantin wurde schon im Jahr 768. gestürzt. Zween vornehme Römische Geistliche, Christophorus und Sergius, brachten, mit Hülfe der Langobarden, eine bewaffnete Schaar zusammen, welche in die Hauptstadt einrückte, und Constantins Parthey unterdrückte. Ein langobardischer Priester Waldipert ließ zwar einen andern Priester, Philipp, zum Bischof wählen; der aber bald genöthigt wurde, sich in sein Kloster einzuschließen. Endlich veranstaltete Christophorus in einer Versammlung des Clerus, der Großen und vornehmsten Einwohner, die Wahl Stephans des Vierten, oder, nach andern, nur des Dritten. Jetzt übte man aber auch die grausamste Rache an dem abgesetzten Constantin und seinen Anhängern, ingleichen an Waldiperten, aus; die Augen wurden ihnen ausgestochen, und einige verloren darüber das Leben. (Anastasius in Stephan. III. pag. 219 – 225.)

Um diese Zeit war im Jahr 768. der König Pipin gestorben. Seine Söhne, Karl und Karlmann, welche das Fränkische Reich mit einander theilten, schickten, auf Verlangen Stephans, zwölf Bischöfe aus ihrem Reiche zu der Kirchenversammlung, welche er zu halten im Begriff war. Vor dieselbe wurde in der Lateranensischen Kirche der geblendete Constantin gebracht. Man fragte ihn, wie er, ein Laie, sich hätte unterstehen können, sich in den Apostolischen Stuhl einzudrängen? Er antwortete, daß er der Gewalt habe weichen müssen; warf sich auf die Erde nieder,

578 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

ber, und bat kläglich um Verzeihung. Am folgenden Tage ließ man ihn wiederum kommen; als man aber die ersten Vorwürfe gegen ihn wiederholte, sagte er bis zu seiner Vertheidigung, er habe daran nichts Neues gethan, und nannte zwey der ansehnlichsten Bischöfe, die zu dieser Würde als bloße Laien gelangt wären, Darüber ergriminten die versammelten Bischöfe so sehr, daß sie ihn mit Schlägen mißhandeln, und zur Kirche hinauswerfen ließen. Stephanus selbst warf sich mit allen anwesenden Bischöfen und andern Römern zur Erde nieder; sie schrieen: Kyrie Eleison! und bekannten mit vielen Thränen die dadurch begangene Sünde, daß sie aus Constantins Händen die Communion empfangen hatten; worauf sie insgesamt eine kirchliche Büßung übernahmen. Sie faßten ferner den Schluß, daß künftig keiner zum Römischen Bisthum erhoben werden sollte, der nicht vorher mit einem gewissen Vorzuge und Range das Amt eines Presbyter oder Diaconus verwaltet hätte. (*nisi per distinctos gradus ascendens, Diaconus aut Presbyter cardinalis factus fuerit.*) Seitdem konnte also jene Wahl nicht mehr, wie bisher, auch einen Subdiaconus treffen. Endlich ließ noch Stephanus auf dieser Synode die Verordnung geben, daß die vom Constantin geweihten Bischöfe, Priester und Kirchendiener in ihren vorigen Stand zurückkehren, und nur alsdann, wenn sie allgemeinen Beyfall hätten, von neuem geweiht werden sollten. (Anastas. in Steph. III. p. 225 – 227.) Ob sich gleich Marcellus Alexander (Hist. Eccl. N. Test. Sec. VIII. c. 1. art. 8.) und andere Schriftsteller seiner Kirche, bemüht haben, zu zeigen, daß hier nicht von neuen Weihungen; sondern nur von einer Einsegnungs-cerimonie, die Rede sey, weil jene mit ihrer kirchlichen Verfassung streiten würden; so sind doch die Ausdrücke des Anastasius

flatus zu deutlich, als daß sie diese Erklärung ver-
 trügen. Was in eben dieser Versammlung für die
 Bilderverehrung ausgemacht worden ist, wird in der
 Geschichte dieser berühmten Handel vorkommen. Zwar
 ließ sich um eben diese Zeit, dem Schluß der Synode
 zuwider, der Archivar der Kirche zu Ravenna, Mi-
 chaelius, ohne ein Clericus zu seyn, durch bewaff-
 nete Unterstützung der Langobarden zum Erzbischof die-
 ser Stadt ernennen, und behauptete sich wider alle Ver-
 bote des Römischen Bischofs, ein Jahr lang; zum
 Merkmal, wie gering damals noch das Ansehen des
 Letztern in dem ihm geschenkten Ravenna gewesen seyn
 müsse; bis er es endlich durch dringende Ermahnun-
 gen so weit brachte, daß die Einwohner ihm jenen
 aufgedrungenen Erzbischof gefangen zuschickten, und
 einen andern wählten. (Anast. l. c. p. 229.)

Noch hatte Desiderius, König der Langobar-
 den, der Römischen Kirche lange nicht alles einge-
 räumt, was sie nach Pipins Schenkung zu fordern
 hatte. Stephanus ließ ihm deswegen durch die bei-
 den oben gedachten Geistlichen, Christophorus und
 seinen Sohn, Sergius, nachdrückliche Vorstellungen
 thun. Allein, so erzählt es Anastasius, (in Stepha-
 no IV. p. 230. sq.) er wurde darüber vielmehr so er-
 bittelt, daß er sie beide aus der Welt zu schaffen suchte.
 In dieser Absicht bestach er einen Kammerdiener und
 andere Bedienten Stephans, damit sie ihn gegen
 dieselben aufbringen möchten. Er selbst rückte, unter
 dem Vorwande, sein Gebet bey dem Grabe Petri zu
 verrichten, mit einem kleinen Kriegsheere vor Rom,
 und ließ den Bischof ersuchen, zu ihm heraus zu kom-
 men, weil die Peterskirche damals außerhalb der Stadt
 lag. Unterdessen hatten jene zwey Geistlichen, welche
 die Absichten des Königs merkten, die nöthigen An-

580 Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

^{3. n.}
^{E. G.}
 605 stalten zur Vertheidigung der Stadt getroffen; geriet
 814 then aber in ein Gefecht mit der Parthen, die er sich
 daselbst erworben hatte. Stephanus, der zu ihm
 bis gekommen war, wurde von ihm in der genannten
 Kirche wie ein Gefangener gehalten, und ließ auf des-
 sen Anhalten den beiden Geistlichen befehlen, sich in
 ihr Kloster oder zu ihm zu begeben. Die Römer ver-
 ließen sie darauf. Sie sahen sich nun genöthigt, in
 die Peterskirche zu kommen; Stephanus suchte sie
 zu retten, indem er sie zu Mönchen machen, und des
 Nachts nach Rom bringen lassen wollte; aber die An-
 hänger des Königs bemächtigten sich ihrer, und sto-
 chen ihnen die Augen aus; woran Christophorus
 bald darauf auch das Leben verlor.

Von diesem Berichte ist derjenige sehr verschie-
 den, den Stephanus selbst in einem Schreiben an
 Karl den Großen und seine Mutter Bertrada
 (Cod. Carol. XLVI. p. 267. sq.) mitgetheilt hat. Er
 meldet ihnen darinne, daß die beiden Erzbischofswichter,
 Christophorus und Sergius, mit dem Dodo, Ab-
 geordneten von Karls Bruder, Karlmann, ihm
 nach dem Leben getrachtet hätten; wirklich auch, von
 demselben und einigen Franken unterstützt, mit Be-
 waffneten in den Lateranensischen Palast, sogar in
 die daran stoßende Kirche, wo er sich befand, einge-
 drungen wären. Kaum sey es ihm gelungen, sich
 nebst seinem Clerus, da eben Desiderius zugegen ge-
 wesen sey, um dem heil. Petrus Gerechtigkeit wieder-
 fahren zu lassen, zu diesem ihrem gemeinschaftlichen
 Beschützer zu flüchten. Er habe zwar jene Verschwor-
 ne auf bessere Gesinnungen zu leiten versucht; dagegen
 hätten sie ihm mit ihrem Anhange gedroht, und den
 Eingang in Rom vermehrt. Endlich wären sie von
 den Römern verlassen, und dadurch gezwungen wor-
 den,

ben, sich zu ihm in die Peterskirche zu begeben. Alle Römer hätten sie umbringen wollen; er aber sey auf ihre Sicherheit bedacht gewesen, und habe es doch nicht verhindern können, daß ihre Feinde sie des Gesichts beraubt hätten; welches, wie er eidlich versichert, ohne Willen und Rath von ihm geschehen sey. Stephanus setzt hinzu, daß er ohne Gottes und Petri Schuß, auch ohne den Beistand des Langobardischen Königs, mit allen treuen Freunden der Kirche in Lebensgefahr gerathen wäre; er zweifelt nicht, daß Karlmann das Unternehmen seines Gesandten mißbilligen werde. — Man sollte glauben, daß diese letztere Erzählung, weil sie vom Stephanus selbst herrührt, nothwendig vorgezogen werden müsse. Da aber eben die zweien ansehnlichen Geistlichen, die ihm zu seiner Würde mit eigener Gefahr verholfen hatten, in derselben so schwarz abgebildet werden; und dagegen Desiderius, der vorher sich gegen die Römische Kirche immer feindseelig betrug, plötzlich als ihr Beschützer erscheint, der ihr alle ihre Forderungen zugestand; welches doch der Erfolg nicht bestätigt hat: so haben Le Comte, (Annal. Eccl. Franciæ ad a. 769. n. 7.) Pagi, (in Crit. ad Ann. Baron. a. 770. n. 2.) und Cenni (Admonit. in Steph. III. Epist. p. 261. sq.) behauptet, daß Stephanus seinen Brief, unter dem Zwange des Desiderius, ganz nach den Absichten desselben geschrieben habe. Diese Meinung ist jedoch, wie Muratori gezeigt hat, (Gesch. von Italien, im Jahr 769. S. 391. l. c.) nicht so gewiß, als sie von ihnen ausgegeben wird. Außerdem daß Stephanus damals schon einer völligen Freiheit genossen zu haben scheint, als er dieses Schreiben aufsetzte; und eine gefährliche Herrschbegierde der beiden Geistlichen eben so wahr seyn kann, als ein Versprechen des Desiderius, das unerfüllt geblieben ist: so widerlegt sich auch

814. Anastasius selbst, indem er in einer andern Stelle (in Hadriano, p. 234.) jenen Fürsten den Abgeordneten des Stephanus, die ihn an das Versprochene bis erinnerten, gerade so antworten läßt, wie es dem Schreiben dieses Bischofs gemäß ist. „Stephanus mag sich daran begnügen, sagte er, daß ich den Christophorus und Sergius, die über ihn herrschten, aus dem Wege geräumt habe, und er nicht nöthig hat, Gerechtigkeit zu fordern. Wenn ich ihm nicht Beistand leiste: so droht ihm ein großes Unglück. Denn der König Karlmann, ein Freund jener Aufrührer, ist bereit, ihren Tod zu rächen, und den Bischof selbst gefangen zu nehmen.“

Genug, da Desiderius seinem Versprechen nicht getreu blieb, vielleicht auch die Anforderung des Römischen Bischofs übertrieben fand: bat dieser die beiden königlichen Brüder im Fränkischen Reiche, endlich doch einmal die Langobarden zu nöthigen, daß sie dem Apostel Petrus sein Recht erwiesen, weil sie ihm sonst dereinst vor dem Richterstuhl Christi für ihr Betragen würden Rechenschaft ablegen müssen. (Cod. Carol. XLVII. p. 274. sq.) Noch heftiger brach sein Eifer, oder vielmehr Haß gegen die Langobarden aus, als er die ihm so schmerzliche Nachricht hörte, daß Desiderius seine Tochter einem von diesen Königen zur Gemahlinn anbiete: ein teuflischer Entwurf, wie er es in seinem Abmahnungsschreiben an dieselben nennt, nicht zu einer Vermählung; sondern zur boshaftesten Vereinigung. (Cod. Carol. XLV. p. 282. sq.) Nach den Fränkischen Jahrbüchern (Annal. Fuldens. ad a. 770. p. 8. ed. Freh.) war es ihre Mutter, welche deswegen zum Desiderius reiste, und es dahin brachte, daß dessen Tochter die Gemahlinn ihres Sohns Karlmann (oder richtiger, Karls,) wurde.

Es

Es könnte aber wohl seyn, daß der erste Antrag dazu vom Langobardischen Hof gekommen wäre. Stephanus fand, wie man bereits oben (S. 532.) gelesen hat, jede Verbindung mit den Langobarden äußerst entehrend. Er hielt den beiden Königen vor, daß sie schon in einer rechtmäßigen Ehe lebten; (wiewohl diese Voraussetzung irrig gewesen seyn mag;) daß ihre Vorfahren keine Ausländerinnen geheyrathet hätten, weil dieses der leichteste Weg zu einer gottlosen Verführung sey; besonders aber, daß sie dem heil. Petrus, und dessen Vermesern versprochen hätten, Freunde ihrer Freunde, und Feinde ihrer Feinde zu seyn; daß ihr Vater, von einem seiner Vorgänger erinnert, seine Tochter dem Sohne des Griechischen Kaisers versagt habe, und sie also eben so wenig wider den Willen des Apostolischen Stuhls handeln dürften. Es werden noch viele Bitten und Beschwörungen im Nahmen Petri und der ganzen Römischen Kirche angewandt, um die zween Fürsten von einer solchen Vermählung abzuschrecken. Zuletzt meldet ihnen Stephanus, er habe dieses Schreiben auf das Grab Petri gelegt, und unter Gebet und Thränen abgeschickt; würde jemand wider diese Beschwörung handeln: so sollte er durch das Ansehen dieses seines Herrn, des Apostels, in den Bann gethan, von dem Reiche Gottes entfernt, mit dem Teufel und allen Gottlosen zum ewigen Feuer bestimmt seyn. — Ungeübte Leser könnten denken, es sey von einer Sache die Rede, auf welche das ewige Heil der beiden Könige ankam; und doch kam es dem Vermeser des Apostels nur darauf an, daß ja Franken und Langobarden nicht Freunde werden, vielmehr diese von jenen genöthigt werden möchten, ihm einen beträchtlichen Landesstrich abzutreten.

Karl nahm dem ohngeachtet, vermuthlich aus Gefälligkeit gegen seine Mutter, die Tochter des Des

J. n.
C. G.
605
bis
814.

584 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n.
E. G.
605
bis
814. **88. sq.**

siderius zur Gemahlinn. Im folgenden Jahr 772 aber schickte er sie ihrem Vater wieder zurück, ohne daß man die Ursachen dieser Veränderung angeben kann, welche Eginhard selbst (de vita Caroli M. c. 18. p. 88. sq.) nicht wußte, oder nicht wissen wollte. Unwahrscheinlich ist es wenigstens nicht, daß Karl den ersten besten Vorwand ergriffen hat, sich von einer Gemahlinn zu scheiden, gegen welche man von Rom her, wohin er sein frühes Augenmerk richtete, so viele Einwendungen machte, und welche ihm ohnedem nicht gefiel. In eben demselben Jahre fiel noch eine andere Begebenheit in diesem königlichen Hause vor, deren Folgen den schon durch die gedachte Ehescheidung erregten Widerwillen zwischen Karl und Desiderius, recht nach dem Wunsche der Römischen Bischöfe, vergrößerten. Karlmann starb, und Karl, sein Bruder, bemächtigte sich, ohne auf die Rechte der hinterlassenen Söhne desselben Rücksicht zu nehmen, seines ganzen Reichsantheils. Die Wittve Karlmanns flüchtete sich mit ihren Söhnen zum Desiderius. Sie konnte freylich keinen für Karl unangenehmern Zufluchtsort wählen, als diesen; aber es war schlimm genug, daß er sie dazu gezwungen hatte. (Eginh. l. c. c. 3. p. 32. sq.)

Wenn die Römischen Bischöfe befugt waren, den Fränkischen Königen im Nahmen des Apostels Petrus Vermählungen mit langobardischen Prinzessinnen zu untersagen: So mußten sie weit mehr gegen eine so ungerechte Verdrängung eifern. Allein man sieht keine Spur davon, daß sie sich der Söhne Karlmanns im geringsten angenommen hätten. Stephan der Vierte war um den Anfang des Jahrs 772. gestorben, Adrian der Erste, der beynähe vier und zwanzig Jahre hindurch nach ihm dieses Bisthum

thum verwaltet hat, empfing gar bald Gesandte des Desiderius, um das gute Vernehmen zwischen beiden zu befestigen. Er gab ihnen aber zur Antwort, daß er einem Fürsten nicht trauen könne, der seinen Vorgänger so sehr hintergangen habe. Obgleich diese Gesandten die alten Versprechungen wiederholten; so bekam er doch kurz darauf Nachricht, daß Desiderius Saventia, das Herzogthum Ferrara, und Comacclium, (jetzt Comacchio,) lauter Bestandtheile von Pipins Schenkung, weggenommen habe; Ravenna eingeschlossen halte, und die Gegend herum verheere. Als sich Adrian darüber bey ihm auf das heftigste beschwerte: erklärte er sich, daß er ihm nichts zurückgeben könne, bevor er nicht mit ihm gesprochen hätte. Glaubte man dem Anastasius, aus dem diese ganze Erzählung genommen ist: (in Adriano, p. 236.) so drang der König nur darum auf diese Unterredung, weil er den Bischof bereden wollte, Karlmanns Söhne zu Königen der Franken zu salben; dadurch sollte Uneinigkeit im Fränkischen Reiche gestiftet, und ihm die Eroberung Roms nebst dem noch übrigen kaiserlichen Italien erleichtert werden. Es ist eben nicht unglaublich, daß Desiderius solche Anschläge gemacht habe, indem nichts seinen Vortheilen gemäßer war, als die Franken zu schwächen, und ihnen jeden Einfluß auf Italien zu entreißen. Kaum aber konnte er erwarten, daß der Römische Bischof diese seine Beschützer und Wohlthäter verlassen, und sich auf seine Seite schlagen würde, um aus einer beynahe völligen Unabhängigkeit sehr bald unter die Herrschaft der Langobarden zu fallen. Auch blieb er, nach dem Ausbruche des Anastasius, so fest als ein Demant; wiewohl einer seiner Abgeordneten, der Kammerdiener Paul, dem Könige versprach, ihn vor ihn zu bringen, sollte er ihm auch einen Strick an den Fuß binden müssen.

586 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

J. n.
E. G.
605
bis
814.

Dieser Paul war es eben, der zu Stephans des Vierten Zeiten Mord und andere Verbrechen zu Rom begangen hatte. Adrian ließ ihn auf seiner Rückreise vom Langobardischen Hofe, durch den Erzbischof von Ravenna gefangen nehmen; nachdem er aber überwiesen und verurtheilt worden war, wollte er ihn nur mit Landesverweisung bestrafen. Er meldete also den Kaisern Constantin und Leo die Geschichte dieses Mannes, und bat sie, (*deprecans eorum Imperialem clementiam*), daß sie Befehl ertheilen möchten, ihn irgendwo in ihrem Reiche aufzubewahren. (Anastas. l. c. p. 237.) Muratori (l. c. S. 401.) und vor ihm Marca, haben aus dieser Stelle richtig geschlossen, daß Adrian diesen Schritt nicht gewagt haben würde, wenn er nicht von jenen Kaisern noch einigermaßen abhängig gewesen wäre. Ueberdies bringt Muratori eine Urkunde Adrians ben, deren Unterschrift (*Imperantibus, Domino nostro, piissimo Augusto Constantino, &c.*) eben dieses bestätigt.

Desiderius war unterdessen, aufgebracht über die Weigerung Adrians, ihn zu besuchen, in das Gebiet desselben eingefallen, und hatte die Gegenden von Senogallia, Monte Feretri, Urbinum, und andern Städten, grausam verheert; selbst das Schloß Utriculum in der Nähe von Rom eingenommen. Vergebens suchte ihn Adrian durch Schreiben und Abgeordnete zu besänftigen; der König drang stets auf eine Unterredung mit ihm. Er aber wollte nur mit der Bedingung darein willigen, wenn ihm vorher alle entrissene Städte zurückgegeben worden wären. Darauf zog der König selbst im J. 773. mit einem Kriegsheere auf Rom los. Adrian blieb standhaft; traf nicht nur alle Maßregeln zur Vertheidigung der Stadt; sondern schickte ihm auch drey Bischöfe entgegen,

gen, welche ihm mit dem Banne drohten, wenn er in das Römische Gebiet einrücken würde. Bestürzt darüber kehrte Desiderius von Viterbo in seine Länder zurück. (Anastas. l. c. p. 240–244.)

J. n.
E. G.
605
bis
814

Er hatte freylich in diesen gewaltsamen Schritten wenig Staatsflugheit blicken lassen. Denn indem er Adrian auf das Aeußerste zu treiben versuchte, nöthigte er ihn, sich unbedingt in Karls Schuß zu werfen, und zog sich von diesem einen Krieg zu, den er vielleicht deswegen nicht achtete, oder nicht einmal besorgte, weil sich der Fränkische König in einen sehr weit aussehenden mit den Sachsen seit dem Jahre 772. verwickelt hatte. Adrian hatte wirklich Karl kaum um Hülfe gebeten, als dieser Gesandte nach Rom schickte, welche fanden, daß Desiderius ihrem Herrn fälschlich versichert hatte, er habe der Römischen Kirche alles Ihrige zurückgegeben. Karl forderte ihn mehr als einmal auf, dieses zu thun; er bot ihm dafür sogar vierzehntausend Goldstücke an. Da aber Desiderius alles ablehnte: benützte er diese Gelegenheit, nicht allein dem heiligen Petrus sein vermeintes Eigenthum wieder zu verschaffen, das er von seinem Vater bekommen hatte; sondern auch das Langobardische Reich umzustürzen. Noch im Jahr 773. drang er in dasselbe ein. Er siegte überall; Desiderius, der sich in Pavia eingeschlossen hatte, mußte sich ihm im J. 774. ebenfalls ergeben: und seitdem herrschte Karl bald über das ganze obere Italien, bis auf das Venetianische, und so weit sich im mittlern und untern das Langobardische Reich erstreckt hatte. (Eginh. de vita Car. M. c. 6. p. 38. sq. ed. Schminck. Anastas. l. c. p. 243–247. 251.) Daß Adrian geheime Kunstgriffe angewandt haben möge, um die Langobarden, besonders aber die alten Einwohner Italiens, der Fränkischen

586 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

J. n. 605 Dieser Paul war es eben, der zu Stephans des Vierten Zeiten Mord und andere Verbrechen zu Rom begangen hatte. Adrian ließ ihn auf seiner bis 814. Rückreise vom Langobardischen Hofe, durch den Erz-
bischof von Ravenna gefangen nehmen; nachdem er aber überwiesen und verurtheilt worden war, wollte er ihn nur mit Landesverweisung bestrafen. Er meldete also den Kaisern Constantin und Leo die Geschichte dieses Mannes, und bat sie, (*deprecans eorum Imperialem clementiam*), daß sie Befehl ertheilen möchten, ihn irgendwo in ihrem Reiche aufzubewahren. (Anastas. l. c. p. 237.) Muratori (l. c. S. 401.) und vor ihm Marca, haben aus dieser Stelle richtig geschlossen, daß Adrian diesen Schritt nicht gewagt haben würde, wenn er nicht von jenen Kaisern noch einigermaßen abhängig gewesen wäre. Ueberdies bringt Muratori eine Urkunde Adrians hin, deren Unterschrift (*Imperantibus, Domino nostro, piissimo Augusto Constantino, &c.*) eben dieses bestätigt.

Desiderius war unterdessen, ausgebracht über die Weigerung Adrians, ihn zu besuchen, in das Gebiet desselben eingefallen, und hatte die Gegenden von Senogallia, Monte Feretri, Urbinum, und andern Städten, grausam verheert; selbst das Schloß Utriculum in der Nähe von Rom eingenommen. Vergebens suchte ihn Adrian durch Schreiben und Abgeordnete zu besänftigen; der König drang stets auf eine Unterredung mit ihm. Er aber wollte nur mit der Bedingung darein willigen, wenn ihm vorher alle entrissene Städte zurückgegeben worden wären. Darauf zog der König selbst im J. 773. mit einem Kriegsheere auf Rom los. Adrian blieb standhaft; traf nicht nur alle Maßregeln zur Vertheidigung der Stadt; sondern schickte ihm auch drei Bischöfe entgegen,

Gebiet nach Surianum, (Sorano) und Monte Bardone, weiter bis Vercetum, (Vercetri) Parma, Rhegium, (Reggio) Mantua, Mons St. Silcis, (Monfelize) und außer dem Exarchat von Ravenna über die Provinzen Venetien und Istrien, auch über die beiden Herzogthümer Spoletum und Beneventum. Karl hätte also von dem noch nicht einmal völlig eroberten langobardischen Reiche schon so viel verschenkt, daß der heilige Petrus darinne fast ein größeres Gebiet bekommen hätte, als er selbst. Das stimmt aber weder mit seiner Klugheit; noch mit seiner eben so bekannten Länderlust; noch endlich mit allem dem überein, was man von seinen sichern Besitzungen im langobardischen Reiche weiß, dessen König er sich nicht allein selbst nannte, sondern auch von den Römischen Bischöfen seit dieser Zeit genannt wurde. Eine andere Schwierigkeit entsteht aus dem Zweifel, ob diese Verschenkungen ein wirkliches Eigenthum der Römischen Kirche ausgemacht, oder nur gewisse erbliche Güter betroffen haben, welche ihnen Karl in jenen Ländern entweder ertheilte, oder zurückgab. Da beides oft mit einander vermischt worden ist, wie man auch oben bereits an dem Beispiel der Cottischen Alpen gesehen hat: so gewinnt dieser Zweifel eine desto größere Stärke, weil es schon an sich höchst unwahrscheinlich ist, daß sich Karl mit einem von ihm selbst in einen mächtigen weltlichen Fürsten verwandelten Bischof in Italien theilen wollen. Man findet überdies in dem nächstfolgenden Zeitalter wenig oder gar keine Spuren, daß die gedachten Länder diesen Bischöfen zugehört haben sollten. Es ist sogar ausgemacht, daß Venetien, welches um diese Zeit, und lange nachher, noch unter dem Schutze der Griechischen Kaiser stand, von Karl nicht hat verschenkt werden können. Auch Istrien gehörte den Griechen; ob-

7.
E. G.
605
bis
814

588 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

E. N. E. G. fischen Herrschaft günstig zu machen; und daß Anselmus, Abt des Klosters Nonantola im Gebiete von Modena, ehemals Herzog von Triaul, den Desiderius ins Elend verwiesen hatte, ebenfalls, mit Adrian verbunden, die Anhänger der vorigen Könige für Karl gestimmt habe, hat Muratori (Gesch. von Italien im Jahr 774. S. 410. fg. Th. IV.) wahrscheinlich gemacht.

Als Karl noch Pavia belagerte, reiste er zum Osterfeste des Jahrs 774. nach Rom. Ehrerbietigst eingeholt und empfangen, gieng er zu Fuße, so bald er die ihm entgegen kommenden Kreuze erblickte; fand Adrian mit seinem Clerus in der Peterskirche, deren Stufen er hinaufsteigend küßte; bat ihn nach gehaltenem Gottesdienste um Erlaubniß, in die Stadt selbst zu gehen: und beide legten einander einen Eid zu ihrer Sicherheit ab. Eine feyerliche Andacht wechselte mit der andern ab; endlich bat ihn Adrian, daß er die Schenkung, welche ehemals sein Vater, und er nebst seinem Bruder, dem Apostel Petrus und seinen Verwesern, zu Carisiacum ertheilt hatten, von neuem bestätigen möchte. Karl that solches, nachdem er sie hatte vorlesen lassen. Alle anwesende Bischöfe, Aebte, Herzoge und Grafen unterschrieben die neue Ausfertigung: und unter andern Abschriften wurde von Karl auch eine auf den Altar des heil. Petrus über sein Grab gelegt; wobei er und seine Großen mit einem fürchterlichen Eide versicherten, daß diese Schenkung erfüllt werden sollte. (Anastas. l. c. p. 248–251.)

Anastasius giebt den Inhalt dieser erneuerten Schenkung Karls des Großen dergestalt an, daß die von seinem Vater bewilligte dadurch ungemein erweitert worden seyn mußte. (l. c. p. 250.) Von Luna an, schreibt er, mit der Insel Corsica, erstreckte sich das geschenkte Ge-

Gebiet nach Surianum, (Sorano) und Monte Bardone, weiter bis Vercetum, (Vercetri) Parma, Rhegium, (Reggio) Mantua, Mons Silicis, (Monfelicie) und außer dem Erarchat von Ravenna über die Provinzen Venetien und Istrien, auch über die beiden Herzogthümer Spoletum und Beneventum. Karl hätte also von dem noch nicht einmal völlig eroberten langobardischen Reiche schon so viel verschenkt, daß der heilige Petrus darinne fast ein größeres Gebiet bekommen hätte, als er selbst. Das stimmt aber weder mit seiner Klugheit; noch mit seiner eben so bekannten Länderlust; noch endlich mit allem dem überein, was man von seinen sichern Besitzungen im langobardischen Reiche weiß, dessen König er sich nicht allein selbst nannte, sondern auch von den Römischen Bischöfen seit dieser Zeit genannt wurde. Eine andere Schwierigkeit entsteht aus dem Zweifel, ob diese Verschenkungen ein wirkliches Eigenthum der Römischen Kirche ausgemacht, oder nur gewisse erbliche Güter betroffen haben, welche ihnen Karl in jenen Ländern entweder erteilte, oder zurückgab. Da beides oft mit einander vermischt worden ist, wie man auch oben bereits an dem Beispiel der Cottischen Alpen gesehen hat: so gewinnt dieser Zweifel eine desto größere Stärke, weil es schon an sich höchst unwahrscheinlich ist, daß sich Karl mit einem von ihm selbst in einen mächtigen weltlichen Fürsten verwandelten Bischof in Italien theilen wollen. Man findet überdies in dem nächstfolgenden Zeitalter wenig oder gar keine Spuren, daß die gedachten Länder diesen Bischöfen zugehört haben sollten. Es ist sogar ausgemacht, daß Venetien, welches um diese Zeit, und lange nachher, noch unter dem Schutze der Griechischen Kaiser stand, von Karln nicht hat verschenkt werden können. Auch Istrien gehörte den Griechen; ob-

37.
E. G.
605
bis
814

den bewiesen hat, (Gesch. von Italien im J. 775. S. 415. l. c.) nicht lange. Karl nannte Hildebranden gar bald seinen Herzog; er stand also unter ihm, als Könige von Italien. Und nach diesem Beispiel zu urtheilen, mag wohl auch manches andere, was Adrian und Anastasius vor Geschenke an den heil. Petrus ausgeben, nicht so gar ernstlich von Karl gemeint gewesen seyn. Daß er bey der Besitznehmung des langobardischen Reichs dem Apostel viele Verbeugungen machte, einiges schenkte, noch mehr ihm zu Ehren weihte, war an sich sehr schicklich: denn die vorgeblichen Nachfolger desselben hatten ihm einen scheinbaren Vorwand verschafft, jenes Reich zu überwältigen. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß Adrian Karl öfters an die Erfüllung seines Versprechens, und an den Hauptzweck seines Kriegs mit den Langobarden, welches, wie sich dieser Bischof einbildete, die Vertheidigung der Rechte des heil. Petrus war, hat erinnern müssen. Noch in den Jahren 787. und 788. wiederholte er diese Bitten. (Cod. Carol. Ep. LXXXI. p. 474. sq. Ep. XC. p. 480.)

Karl, der Adrian auch in den Jahren 781. und 787. zu Rom besuchte, hörte nicht auf, gegen ihn freugebig zu seyn; ob man gleich die Beschaffenheit seiner spätern Schenkungen eben so wenig genau angeben kann, als bey den frühern. Im Jahr 788. berief sich Adrian darauf, (Cod. Carol. XCII p. 483. sq.) daß Karl sowohl Capua, als andere Städte, dem Fürsten der Apostel, zur Loskaufung seiner Seele, und zum immerwährenden Andenken, dargebracht habe. Muratori bemerkt, (l. c. bey dem Jahr 788. S. 447.) daß die ungenannten Städte, allem Ansehen nach, Sorra, Arce, Aquino, Arpino und Teano; in Tusciem aber Roselle und Populonium, auch noch einige

geschenkte Stadt ihm überlassen worden sey; er bittet also, denselben nicht länger in Tuscien zu dulden. Daraus folgt aber noch nicht, wie Cenni behauptet, daß beide Tuscien, (Regalis et Langobardorum) mit hin der allergrößte Theil vom heutigen Florentinischen, dem Römischen Bischof geschenkt worden sind. Doch glebt er zu, (Not. 4. ad Cod. Carol. Ep. LVIII. p. 342.) daß aus dem königlichen Tuscien nur die jährlichen Steuern an ihn bezahlt worden wären, welche ehemals die Langobardischen Könige bekommen hätten; das landesherrliche Recht aber darüber hätten sich die Könige der Franken vorbehalten: und eben dieses sey auch der Fall bey dem Herzogthum Spoleto gewesen. Von dem letztern sagt allerdings Adrian in dem erstgedachten Schreiben vom Jahr 776. (pag. 341. sq.) Karl habe dasselbe, selbst gegenwärtig, seinem Beschützer Petrus durch ihn, zur Auslösung seiner Seele, dargebracht. (obtulistis.) Wie weit dieser Ausdruck von einer eigentlichen Schenkung verschieden sey? ob er nur die Anweisung einiger Gefälle aus diesem Herzogthum zur Peterskirche anzeige? oder gar nur so viel bedeute, als die nachmals erfolgte feyerliche Uebergabe mancher Königreiche und anderer Länder in den Schuß gewisser Heiligen, welche noch ihre Gültigkeit behält? das ist eben nicht leicht auszumachen. Zur Erläuterung unterdessen dieses Falls dient die Nachricht des Anastasius, (in Adriano, p. 246. sq.) daß sich, noch vor Karls Anfunft zu Rom, die Einwohner des Herzogthums Spoleto erbotten haben, in den Dienst des heil. Petrus und seines Verwesers Adrians zu treten, der ihnen auch nach Römischer Art den Kopf habe scheeren lassen, und Silbdebranden, den sie sich zum Herzoge gewählt hatten, bestätigt habe. Allein diese Römische Oberherrschaft über Spoleto dauerte, wie Muratori aus Urkunden

J. n.
E. G.
605
bis
814.

592 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

den bewiesen hat, (Gesch. von Italien im J. 775. S. 415. l. c.) nicht lange. Karl nannte Sildebranden gar bald seinen Herzog; er stand also unter ihm, als Könige von Italien. Und nach diesem Beispiel zu urtheilen, mag wohl auch manches andere, was Adrian und Anastasius vor Beschenke an den heil. Petrus ausgeben, nicht so gar ernstlich von Karl gemeint gewesen seyn. Daß er bey der Besitznehmung des langobardischen Reichs dem Apostel viele Verbeugungen machte, einiges schenkte, noch mehr ihm zu Ehren weihte, war an sich sehr schicklich: denn die vorgeblichen Nachfolger desselben hatten ihm einen scheinbaren Vorwand verschafft, jenes Reich zu überwältigen. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß Adrian Karl öfters an die Erfüllung seines Versprechens, und an den Hauptzweck seines Kriegs mit den Langobarden, welches, wie sich dieser Bischof einbildete, die Vertheidigung der Rechte des heil. Petrus war, hat erinnern müssen. Noch in den Jahren 787. und 788. wiederholte er diese Bitten. (Cod. Carol. Ep. LXXXI. p. 474. sq. Ep. XC. p. 480.)

Karl, der Adrian auch in den Jahren 781. und 787. zu Rom besuchte, hörte nicht auf, gegen ihn freugebig zu seyn; ob man gleich die Beschaffenheit seiner spätern Schenkungen eben so wenig genau angeben kann, als bey den frühern. Im Jahr 788. berief sich Adrian darauf, (Cod. Carol. XCII p. 483. sq.) daß Karl sowohl Capua, als andere Städte, dem Fürsten der Apostel, zur Loskaufung seiner Seele, und zum immerwährenden Andenken, dargebracht habe. Muratori bemerkt, (l. c. bey dem Jahr 788. S. 447.) daß die ungenannten Städte, allem Ansehen nach, Sorra, Arce, Aquino, Arpino und Teano; in Tusciën aber Roselle und Populonium, auch noch einige

nige andere gewesen sind, welche überhaupt von dem Herzogthum Benevent getrennt wurden. Adrian nennt sie auch schon vorher seine Städte in Campanien, welche die Beneventaner dem Patricius oder Befehlshaber von Sicilien zu unterwerfen suchten. (Cod. Carol. LXXIII. pag. 357.) Aber bald darauf schreibt er doch, (Cod. Carol. LXXXVIII. pag. 487.) daß er die Capuaner nicht allein dem Apostel Petrus und sich, sondern auch dem Könige, (in fide vestras regalis potentiae) den Eid der Treue habe ablegen lassen. Hier mag überhaupt sein Besitz am wenigsten Festigkeit erlangt haben. Das Sabinerland hingegen, welches ihm Karl ebenfalls übergab, und dessen völlige Besitznehmung ihm doch so schwer gemacht wurde, (Cod. Carol. LXIX. p. 384. LXXVIII. p. 387. LVI. pag. 305. LXXVI. p. 409. LXXVIII. p. 414.) scheint allerdings ein altes Erbgut seiner Kirche gewesen zu seyn, das ihm nur wieder eingeräumt wurde; wie Cenni (Comment. praevia, p. 314.) bewiesen hat. Auch der alte Gegner und Nebenbuhler seines Stuhls, der Erzbischof von Ravenna, machte ihm sogar die ältere Schenkung streitig. Adrian beklagt sich aufs bitterste darüber, daß dieser Erzbischof Leo, gleich nach der Rückkehr Karls ins Fränkische Reich, im Jahr 774. sich gegen Petrum und ihn, dessen Verweser, empört, mehrere Städte von Aemilia, oder zum ehemaligen Exarchat gehörig, wie Faventia, Forum Populi, Bononia, auch das Herzogthum Ferrara, an sich gerissen und vorgegeben habe, Karl habe ihm alles dieses nebst der Pentapolis geschenkt; die Einwohner dieses Landes wären zwar dem heil. Petrus treu geblieben; aber in den übrigen Gegenden habe er sich der ganzen Regierung bemächtigt, und alle Verbindung mit Rom aufgehoben. (Cod. Car. LIV. p. 320. sq. Ep. LI. pag. 328. sq. Ep. LI. p. 334. sq.)

Man sieht zwar nicht deutlich, mit welchem Rechte Leo dieses gethan habe; aber die Umstände waren wenigstens dazu einladend. So schnell auch Karl seine Eroberung des langobardischen Reichs vollendet zu haben glaubte; so erregten ihm doch die mächtigen Herzoge dieses Reichs, und die benachbarten Griechen im untern Italien und Sicilien, noch eine Zeit lang so viele Unruhen und Besorgnisse, daß er sie selbst mit den Waffen dämpfen mußte. Adrian, dessen Ansehen und Besitzungen von Karls Macht in Italien abhängen, gab genau auf die öffentlichen und geheimen Feinde desselben Acht; ertheilte ihm häufig warnende Nachrichten darüber; bat ihn noch im Jahr 776. und im folgenden dringend um Hülfe gegen die langobardischen Herzoge, welche, mit den Griechen verbunden, selbst Rom bedrohen sollten; (Cod. Car. LIX. p. 343. sq. LXXIII. p. 357. sq.) er konnte es auch nicht verhindern, daß ihm die letztern Terracina wegnahmen, welche Stadt er, nach seinem Ausdrücke, zum Dienste des heil. Petrus, Karls, und seinem eigenen, bezwungen hatte. (Cod. Car. LXIV. p. 374. sq.) Insonderheit aber beschuldigte er den Erzbischof von Ravenna, daß er mit dem Herzoge von Benevent, einem der gefährlichsten Feinde Karls, im Verständnisse lebe. (Cod. Carol. Ep. LII. pag 328.) Ohne Zweifel glaubte der Erzbischof, daß es ihm, wenn er gleich nicht, wie der Römische Patriarch, im Nahmen eines Apostels Städte und Länder an sich ziehen konnte, dennoch frey stehen müsse, nach dessen Beispiel, mit dem er im Grunde einerley Ursprung und Amt hatte, aus der großen Gährung Italiens seinen Vortheil zu ziehen; und an Statt, daß jener durch die Freygebigkeit der neuen Herren dieses Landes, sich, ohne die allergeringsten Ansprüche, ein Fürstenthum bildete, er von den alten Besitzern desselben unterstützt, ver-

versuchen dürfe, weltlicher Oberherr seines Kirchen-
sprengels zu werden.

J. n.
E. G.

605

bis

814

Bei allem Ehrwürdigen aber, das der Name
des Apostels Petrus mit sich führte, dem so viel ge-
schenkt werden, und der dafür so gut belohnen sollte;
auch bei allem Verführerischen jener allgemeinen Hoff-
nung, seine Sündenschuld bei Gott und den Heiligen
durch Güter dieser Welt, die ihnen überlassen wurden,
abzukaufen; möchten es doch die Römischen Bischöfe
nöthig finden, daß zu diesen himmlischen Reizungen
für die Wohlthätigkeit der Fränkischen Könige, auch
irdische hinzukamen. So entstand höchst-wahrschein-
lich zu dieser Zeit die berühmte Erfindung von der
Schenkung Constantins des Großen. Ihr In-
halt ist schon in der Geschichte dieses ersten christlichen
Kaisers angegeben und kurz beurtheilt worden; (Chr.
Kgesch. Th. V. S. 118. fg. der 2ten Ausg.) allein
die genauere Erläuterung ihres Ursprungs gehört an
den gegenwärtigen Ort. Die seltsame, aber den Päp-
sten vortheilhafte Vermuthung des Baronius, (An-
nal. Eccl. ad a. 324. n. 117. sq.) daß die Griechen
eine solche Schenkungsurkunde in der Absicht ausge-
sonnen hätten, um aus derselben zu beweisen, der
Vorrang der Römischen Kirche vor allen andern sey
nicht von Christo, sondern von einem Kaiser, festge-
setzt worden; diese Vermuthung hat Morin in dem
oben (S. 569.) angeführten Buche leicht abgefertigt.
Daß hingegen Morins Gedanke, als wenn die ge-
dachte Urkunde zu den Zeiten Otto des Großen
im zehnten Jahrhunderte von einem gewissen Johans-
nes Diaconus geschmiedet worden wäre, damit
durch dieselbe die Abhängigkeit der Päpste von den
Deutschen Kaisern, und das Andenken von den Ver-
diensten der letztern um die Römische Kirche gesichert

würde,

596 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n. E. M. 605 bis 814. würde, eben so ungegründet sey, ist von Petr. de Marca (de Concordia Sacerdot. et Imper. L. III. c. 12. pag. 187. sq. Paris. 1663. fol.) auch mit geringer Mühe gezeigt worden. Desto wahrscheinlicher setzt sie der eben genannte Gelehrte (l. c. p. 188.) bald nach der Mitte des achten Jahrhunderts; er glaubt, daß sie durch eine fromme Betribsamkeit, auf Befehl Paul des Ersten, versfertigt worden sey. Freylich ist es viel zu gewagt, wenn er muthmaast, dieses sey mit Einwilligung des Königs Pipin um das Jahr 767. geschehen, als sich Abgeordnete der Griechischen und Römischen Kirche vor ihm über Glaubensangelegenheiten unterredeten. Denn durch jene erdichtete Schenkung sey die Hoffnung der Griechen, Italien wieder zu erobern, vernichtet; der Stolz des Patriarchen von Constantinopel gedemüthigt, und der Römische Stuhl desto mehr erhoben worden. Außer andern Bedenklichkeiten gegen diese Absichten, ist es besonders unglaublich, daß Pipin eine solche Erdichtung genehm gehalten haben sollte. Doch die wahre vom de Marca zuerst entdeckte, und durch ein Schreiben Adrians des Ersten bestätigte Zeitspur hat Mosheim (Institut. Hist. Eccl. ant. et recent. p. 298. not. i.) glücklicher verfolgt. Man kann wohl ohne Gefahr des Irrthums mit ihm annehmen, daß Constantins Schenkung von den Römischen Bischöfen, oder im Verständnisse mit ihnen, von einem ihrer Verehrer darum eronnen worden ist, um Pipin oder Karl zur Nachahmung der Wohlthätigkeit jenes Fürsten anzufeuern. Sehr deutlich schreibt Adrian an den letztern: (Cod. Carol. XLIX. pag. 352 sq.) „Gleichwie zur Zeit des heil. Silvesters, Römischen Bischofs, von dem frommen Kaiser Constantin dem Großen, heiligen Gedächtnisses, durch seine Freygebigkeit, Gottes heilige katholische und Apostolische Römische Kirche er-

hoben

daß ein Gesandter des heil. Petrus, deines Beschützers, von irgend einer Nation angehalten worden wäre. Berühmt ist insonderheit die Stelle im päpstlichen Gesetzbuche; (Decreti P. I. c. 22. Distinct. LXIII. p. 197. ed. Boehm.) nach welcher Adrian auf einer Synode von hundert und dren und funfzig Bischöfen, und Aebten im Jahr 774. Karln, der zu Rom anwesend war, das Recht ertheilt hat, einen Römischen Bischof zu setzen und weihen zu lassen; ihn mit dem Patriciat bekleidet, und verordnet hat, daß alle Erzbischöfe und Bischöfe seines Reichs erst von ihm belehnt werden sollten, ehe sie geweiht werden dürften. Dietrich von Nien hat noch mehr zu dieser Nachricht hinzugefügt: das Römische Volk sollte damals alles sein Recht und seine Gewalt an Karln übertragen haben. (Descript. de investitura Episcopatum Regg. Teutonicor. in Schardii Syntagm. Tractat. de iurisdic. Imperiali, p. 248. sq.) Allein so wenig Gewicht dieser Zusatz eines Schriftstellers aus dem vierzehnten Jahrhunderte hat; so viel ist auch über die Aechtheit jener Kirchenversammlung und ihres Schlusses gestritten worden. Genug, man kann mit Johann Heumann sagen, (Comment. de re diplom. Impp. ac Regg. Germanor. T. I. pag. 51.) daß wenigstens die Sache selbst, oder die darinne anerkannten Rechte Karls wahr sind. So viel auf Adrian ankam, schränkte er die Gewalt dieses Fürsten in den ihm überlassenen Ländern möglichst ein. Er wollte nicht einmal zugeben, daß derselbe, durch einen Gesandten bey der Wahl eines Erzbischofs von Ravenna, den geringsten Antheil daran haben möchte. (Cod. Carol. LIV, p. 322.) Insonderheit prägt er es Karln ein, (Cod. Carol. LXXXV. p. 521. sq.) daß, so wie er ihn, als Patricius von Rom, beständig ehren werde, also auch das Patriciat des heil. Petrus, welches er

F. n.
E. S.
605
bis
814.

600 Zweunter Zeitraum. Fünftes Buch.

F.^{n.}
E.^{o.}
und sein Vater bewilligt habe, unwillkürlich bleiben müsse; und daß der König alle Unterthanen der von ihnen jenem Apostel geschenkten Länder, die ins Fränkische Reich kämen, zur Treue im Dienste desselben ermahnen sollte. Hier, auch in den Stellen, wo Adrian Rom unsere Stadt nennt, (Cod. Carol. LIX pag. 345.) und dergleichen mehr, findet Cenni (Comment. praev. pag. 293. sq. et Not. 21. p. 521.) die unleugbarsten Beweise, daß derselbe zu Rom und im Römischen Herzogthum mit gleicher Freiheit geherrscht habe, wie Karl in seinem Reiche, dessen Römisches Patriciat weiter nichts bedeutet habe, als das Schutzrecht des heil. Stuhls, unter der Hoffnung einer himmlischen Belohnung. Gleichwohl scheint Adrian Karl zu gleicher Zeit (l. c. p. 520.) eine unveränderliche Treue zu versprechen.

Was aber Adrians Beherrschung von Rom ganz unglaublich macht, ist einer der ersten Schritte, den sein Nachfolger, Leo der Dritte, im Jahr 796. that. „Er überschickte gar bald, sagt der Verfasser der Fränkischen Jahrbücher, welche gewöhnlich Eginhard den bengelegt werden, (Eginh. Annal. ad a. 796. pag. 248. in Ducheln. Hist. Francor. Scriptt. et in Reuberi vett. Scriptt. German. p. 50.) die Schlüssel zu dem Grabe des heil. Petrus, auch die Fahne der Stadt Rom, nebst andern Geschenken, an den König Karl, und bat ihn, einen seiner Großen nach Rom zu schicken, der dem Römischen Volke den Eid der Treue und Unterwerfung abnehmen möchte. Karl sandte zu dieser Absicht den Abt Engelbert hin; durch welchen er auch einen großen Theil des Schazes, den er in diesem Jahre den Hunnen, (eigentlich den Avaren) abgenommen hatte, dem heil. Petrus überbringen ließ.“ Nimmermehr würde sich Leo diesen Antrag

trag

daß ein Gesandter des heil. Petrus, deines Beschützers, von irgend einer Nation angehalten worden wäre. Berühmt ist insonderheit die Stelle im päpstlichen Gesetzbuche, (Decreti P. I. c. 22. Distinct. LXIII. p. 197. ed. Boehm.) nach welcher Adrian auf einer Synode von hundert und dreh und funzig Bischöfen und Aebten im Jahr 774. Karln, der zu Rom anwesend war, das Recht ertheilt hat, einen Römischen Bischof zu setzen und weihen zu lassen; ihn mit dem Patriciat bekleidet, und verordnet hat, daß alle Erzbischöfe und Bischöfe seines Reichs erst von ihm belehnt werden sollten, ehe sie geweiht werden dürften. Dietrich von Nien hat noch mehr zu dieser Nachricht hinzugefügt: das Römische Volk sollte damals alles sein Recht und seine Gewalt an Karln übertragen haben. (Descript. de investitura Episcopatum Regg. Tautonicor. in Schardii Syntagm. Tractat. de iurisd. Imperiali, p. 248. sq.) Allein so wenig Gewicht dieser Zusatz eines Schriftstellers aus dem vierzehnten Jahrhunderte hat; so viel ist auch über die Aechtheit jener Kirchenversammlung und ihres Schlusses gestritten worden. Genug, man kann mit Johann Seumann sagen, (Comment. de re diplom. Impp. ac Regg. Germanor. T. I. pag. 51.) daß wenigstens die Sache selbst, oder die darinne anerkannten Rechte Karls wahr sind. So viel auf Adrian ankam, schränkte er die Gewalt dieses Fürsten in den ihm überlassenen Ländern möglichst ein. Er wollte nicht einmal zugeben, daß derselbe, durch einen Gesandten bey der Wahl eines Erzbischofs von Ravenna, den geringsten Antheil daran haben möchte. (Cod. Carol. LIV. p. 322.) Insonderheit prägt er es Karln ein, (Cod. Carol. LXXXV. p. 521. sq.) daß, so wie er ihn, als Patricius von Rom, beständig ehren werde, also auch das Patriciat des heil. Petrus, welches es

F. n.
E. G.
605
bis
814

600 Zweunter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n.
L. G.
605
bis
814
und sein Vater bewilligt habe, un widersprechlich bleiben müsse; und daß der König alle Unterthanen der von ihnen jenem Apostel geschenkten Länder; die ins Fränkische Reich kämen, zur Treue im Dienste desselben ermahnen sollte. Hier, auch in den Stellen, wo Adrian Rom unsere Stadt nennt; (Cod. Carol. LIX pag. 345.) und dergleichen mehr, findet Cennit (Comment. praev. pag. 293. sq. et Not. 21. p. 521.) die un leugbarsten Beweise, daß derselbe zu Rom und im Römischen Herzogthum mit gleicher Freiheit geherrscht habe, wie Karl in seinem Reiche, dessen Römisches Patriariat weiter nichts bedeutet habe, als das Schutzrecht des heil. Stuhls, unter der Hoffnung einer himmlischen Belohnung. Gleichwohl scheint Adrian Karl zu gleicher Zeit (l. c. p. 520.) eine unveränderliche Treue zu versprechen.

Was aber Adrians Beherrschung von Rom ganz unglaublich macht, ist einer der ersten Schritte, den sein Nachfolger, Leo der Dritte, im Jahr 796. that. „Er überschickte gar bald, sagt der Verfasser der Fränkischen Jahrbücher, welche gewöhnlich Eginhardens bengelegt werden, (Eginh. Annal. ad a. 796. pag. 248. in Duchesn. Hist. Francor. Scriptt. et in Reuberi vett. Scriptt. German. p. 30.) die Schlüssel zu dem Grabe des heil. Petrus, auch die Fahne der Stadt Rom, nebst andern Geschenken, an den König Karl, und bat ihn, einen seiner Großen nach Rom zu schicken, der dem Römischen Volke den Eid der Treue und Unterwerfung abnehmen möchte. Karl sandte zu dieser Absicht den Abt Engelbert hin; durch welchen er auch einen großen Theil des Schazes, den er in diesem Jahre den Hunnen, (eigentlich den Avaren) abgenommen hatte, dem heil. Petrus überbringen ließ.“ Dämmermehr würde sich Leo diesen Antrag

trag erlaubt haben, wenn bereits sein Vorgänger Oberherr von Rom gewesen wäre. Auch würde Karl nicht so plötzlich zum völligen Besitze der Hauptstadt haben eingeladen werden können, wenn er bisher bloß ihr Schutzherr gewesen wäre. Denn daß Lenni (Monum. dominat. Pontif. T. II. p. 12.) diese ganze Nachricht darum vor falsch erklärt, weil eine solche Erhöhung für einen bloßen Patricius zu stark seyn würde, beweiset weiter nichts, als daß er sich immer gleich bleibe.

F. n.
E. G.
605
bis
814.

Hiermit endigte sich zugleich die Oberherrschaft der Griechischen Kaiser über Rom ganz und gar. Sie war schon längst ein bloßer Schatten gewesen; diese Stadt schwankte zwischen ihren Bischöfen, Großen und den Fränkischen Königen halbfrey herum; aber den Kaisern hatte sie doch nie den Gehorsam feyerlich aufgefagt, und die Bischöfe unterzeichneten noch bisweilen ihre Schreiben nach den Regierungsjahren derselben, bis einer von ihnen sie diesen Fürsten gänzlich entzog; so wie einer seiner Vorgänger die Römer zuerst in ihrer Treue gegen dieselben wankend gemacht hatte. Unterdessen hat doch Sabbathier zu zeigen versucht, (Essai histor. crit. sur l'origine de la puissance temporelle des Papes, p. 70. sq. ed. de la Haye,) daß selbst nach dem Jahr 796. und bis Karl im Jahr 800. Kaiser wurde, die Griechischkaiserliche Regierung über Rom nicht völlig erloschen sey. Er beruft sich auf neue Entdeckungen, welche er aus einem bekannten Buche des St. Marc (Abrégé chronol. de l'Hist. d'Italie, T. I. p. 436.) zieht: auf ein musivisches Gemählde im Speisesaal des lateranensischen Palastes, aus den Zeiten Leo des Dritten, das den damaligen Griechischen Kaiser Constantin mit einer Krone auf dem Haupte; Karl hingegen ohne dieselbe darstellt; zum sichern Merkmal, daß nur jener Herr von Rom

gewesen sey. Allein Becker hat diesen auch vom
 F. n. Muratori (Gesch. von Italien im J. 798: S. 483.)
 E. G. nicht ganz verworfenen Beweis aus einem bereits im
 605 bis vorigen Jahrhunderte mehrmals erläuterten, und bey
 814 Pagi (Crit. in Annal. Baron. ad a. 796. n. 8. p. 405.)
 in Kupfer gestochenen, Gemählde, genugsam entkräftet.
 (Hist. crit. Untersuch. betreff. den Zeitpunkt der Ver-
 änderungen in Abs. der Oberherrschaft über die Stadt
 Rom, S. 47. fg.) Der Karln. geleistete Huldi-
 gungseid sagt allein schon weit mehr, als ein Gemähl-
 de, das verschiedener Deutungen fähig ist, und wo
 aus dem Daseyn der Kaiserkrone nur sehr gezwungen
 auf eine Oberherrschaft über Rom gefolgert wird.

Dazu kommt auch dieses, daß Karl, drey Jahre
 nach seiner Huldigung zu Rom, eine gerichtliche den
 Bischof Leo selbst betreffende Untersuchung daselbst
 anstellen ließ, welche ganz den Oberherrn anzeigte.
 Leo wurde im Jahr 799. als er mit seinem Clerus
 und vielen Römern einen andächtig feyerlichen Um-
 gang von einer Kirche zur andern hielt, durch zween
 verschworne Hofgeistliche, Paschalis und Campus
 lus, die sich eine Menge Bewaffneter hatten folgen
 lassen, vom Pferde herabgerissen, zur Erde geworfen,
 und dergestalt gemißhandelt, daß sie glaubten, ihm die
 Augen ausgestochen, und die Zunge abgeschnitten zu
 haben. Sie schleppten ihn von einem Orte zum an-
 dern; schlugen und verwundeten ihn noch mehr, bis er
 endlich von einigen treuen Dienern in Sicherheit ge-
 bracht, und von dem Herzoge von Spoleto aller Ge-
 fahr entzogen wurde. Anastasius (in Leone III. p.
 276. sq. ed. Blanchin. T. I.) und einige Fränkische
 Chronisten, (Monach. Engolism. ad a. 799. p. 79. F.
 II. Duchesn. Annal. Martin. ad eund. a. pag. 163. T.
 III. Annal. Met. a. eod. p. 288. ibid. &c.) versichern
 zwar,

zwar, die Mörder hätten ihn der Augen und der Zunge völlig beraubt, und setzen zum Theil ausdrücklich hinzu, beides sey ihm durch ein Wunder wiedergegeben worden. Da aber andere, und darunter selbst Zeitgenossen, entweder diese Erzählung vor zweifelhaft ansehen, wie Theodulf; Lib. III. Carm. 6. p. 804. sq. in Sirmond. Opp. T. II. ed. Ven. in gleichen Eginh. Annal. ad a. 799. p. 249.) oder sich begnügen, zu sagen, die Verschwornen hätten ihren Versuch nicht ausführen können: (Alcuini Ep. XCIII. p. 138. T. I. Opp. ed. Frob. Annal. Lambeciani ad a. 799. p. 380. in Lambecii Commentt. de August. Biblioth. Caes. Vindob. L. II.) so braucht man hier an kein Wunder zu denken; ohne darum, wie Cenni glaubt, (l. c. p. 14.) unter die Irdischgesinnten zu gehören.

Karl, der damals mit dem Sächsischen Kriege beschäftigt war, verlangte, daß Leo zu ihm kommen möchte. Dieser erschien also zu Paderborn, wo er ungemein ehrerbietig aufgenommen; nach einigen Unterredungen aber mit königlichen Bevollmächtigten, (Missi) welche aus zweien Erzbischöfen, fünf Bischöfen und drey Grafen bestanden, nach Rom zurück geschickt wurde. Die Bevollmächtigten hielten nunmehr in dem Speisesaal des Leo ein öffentliches Gericht, das über acht Tage lang währte. Obgleich die beiden Verschwornen ihn mancher Verbrechen bey dem Könige beschuldigt hatten; so waren sie doch jetzt, als sie darüber verhört wurden, nicht im Stande, dieselben zu beweisen. (Anastas. l. c. p. 280. 281. Eginh. Annal. l. c. p. 250.) Im folgenden Jahr 800. reiste Karl selbst nach Rom. Entweder wollte er sein höchstes Ansehen durch eine neue Erörterung dieser Angelegenheit behaupten; oder die Ehre des Leo noch feyerlicher retten. Er befahl also, daß alle anwesende Erz-

J. n.
E. G.
605
bis
814.
 dessen könnte es doch wohl seyn, daß er nichts weniger als begierig nach einem Nahmen gewesen wäre, der ihm in der That keine neue Macht und kein neues Gebiet erteilte; ihn aber in Handel mit den Griechischen Kaisern verwickeln mußte. Daß zwischen ihm und Leo einiges vorher darüber unterhandelt worden sey, ist allerdings glaublich. Vielleicht hat es Murasori, (Gesch. von Italien im Jahr 800. S. 493.) da hier doch Vermuthungen Statt finden können, mit der seinigen am besten getroffen, daß Leo nebst dem Clerus und andern angesehenen Römern, ihm den Antrag gethan haben, ihn zum Kaiser auszurufen; daß er denselben zuerst ausgeschlagen; nachher aber, da er mit diesem Ausruf gewissermaßen überrascht wurde, desto leichter darein gewilligt habe. Er gewann doch dadurch den ersten Rang unter den Fürsten der Abendländer, und vernichtete noch vollkommener die Ansprüche, welche die Griechischen Kaiser auf Rom machen konnten.

Wie viel Leo der Dritte dabei, und in welcher Absicht er es gethan habe? das ist in den neuern Zeiten auf eine sehr verschiedene Art beantwortet worden. Eine ältere Vorstellungsart, nach welcher er aus eigener Macht das abendländische Kaiserthum an Karl erneuert haben soll, verdient eigentlich kaum berührt zu werden; wiewohl sie ehemals manche Streitschriften veranlaßt hat. (Matth Flacius de translatione Imperii Rom. ad Germanos, Basil. 1566 8. Frid. Spanhemii de ficta collatione Imperii in Carolum M. per Leonem III R. Pontif. Opp. T. II. pag. 557—577.) Er konnte eine Macht nicht ausüben, die ihm und seinen Vorgängern niemals zugestanden worden war; zu welcher sie sich aber für die folgenden Jahrhunderte, theils durch die Theilnehmung an diesem Falle, theils durch

durch ihr Gutachten über die Absetzung des letzten Merovingischen Königs, und ähnliche Auftritte, nach und nach den Weg bahnten. Gleichwohl ist nicht allein eben diese Vorstellungsart von einem der neuesten Verfechter päpstlicher Rechte (Cennii Diss. I. de Leonis III. Epistolis, §. III. p. 17. sq. in Monum. dominat. Pontif. T. II.) zum Grunde gelegt; sondern — es ist nicht zu hart ausgedrückt — noch mit ungereimten Zusätzen vermehrt worden. Indem Leo, sagt er, Karl zum Kaiser krönte, nahm er nicht bloß eine Cerimonie vor; sondern setzte in der That einen Kaiser ein; dergestalt, daß keiner von seinen Nachfolgern, so viele Jahrhunderte hindurch, Kaiser heißen oder seyn konnte, der nicht von dem Papste, und vor dem Grabe Petri, die Krone empfangen hätte. (pag. 19) Die kaiserliche Gewalt zu Rom war, nach seinem Begriffe, (p. 23.) nichts weiter als eine Gesellschaft und Theilnehmung an der päpstlichen Gewalt; Roms Oberherrschaft gehörte dem Papste; die Kaiser bestätigten daher auch den Päpsten ihre landesherrlichen Rechte, und wurden bloß zur Beschützung des päpstlichen Gebiets, in jene Gesellschaft aufgenommen. Aber alles was aus der Geschichte und Verfassung Roms zu diesen Zeiten erweislich ist, besteht darinne, daß Leo, als der mächtigste und ehrwürdigste unter den Großen Roms, im Namen der Römer überhaupt, und im Verständnisse mit denselben, Karl zum Kaiser ausgerufen hat, weil er mit ihnen glaubte, daß diesem Fürsten zur Behauptung aller Rechte der Griechischen Kaiser, denen sie längst entsagt hatten, nichts weiter fehle, als der kaiserliche Titel. Wenn in den frühern Zeiten des Patriciats der Fränkischen Fürsten, Pippins Bevollmächtigte mit denen, welche die Römischen Bischöfe ernannt hatten, gemeinschaftlich, oder doch

606 Zweiter Zeitraum. Fünftes Buch.

J. n. 605 bis 814. dessen könnte es doch wohl seyn, daß er nichts weniger als begierig nach einem Mahmen gewesen wäre, der ihm in der That keine neue Macht und kein neues Gebiet ertheilte; ihn aber in Handel mit den Griechischen Kaisern verwickeln mußte. Daß zwischen ihm und Leo einiges vorher darüber unterhandelt worden sey, ist allerdings glaublich. Vielleicht hat es Murasori, (Gesch. von Italien im Jahr 800. S. 493.) da hier doch Vermuthungen Statt finden können, mit der seinigen am besten getroffen, daß Leo nebst dem Clerus und andern angesehenen Römern, ihm den Antrag gethan haben, ihn zum Kaiser auszurufen; daß er denselben zuerst ausgeschlagen; nachher aber, da er mit diesem Ausruf gewissermaßen überrascht wurde, desto leichter darein gewilligt habe. Er gewann doch dadurch den ersten Rang unter den Fürsten der Abendländer, und vernichtete noch vollkommener die Ansprüche, welche die Griechischen Kaiser auf Rom machen konnten.

Wie viel Leo der Dritte dabei, und in welcher Absicht er es gethan habe? das ist in den neuern Zeiten auf eine sehr verschiedene Art beantwortet worden. Eine ältere Vorstellungsart, nach welcher er aus eigener Macht das abendländische Kaiserthum an Karl erneuert haben soll, verdient eigentlich kaum berührt zu werden; wiewohl sie ehemals manche Streitschriften veranlaßt hat. (Matth Flacius de translatione Imperii Rom. ad Germanos, Basil. 1566 8. Frid. Spanhemii de ficta collatione Imperii in Carolum M. per Leonem III R. Pontif. Opp. T. II. pag: 557—577.) Er konnte eine Macht nicht ausüben, die ihm und seinen Vorgängern niemals zugestanden worden war; zu welcher sie sich aber für die folgenden Jahrhunderte, theils durch die Theilnehmung an diesem Falle, theils durch

durch ihr Gutachten über die Absetzung des letzten Merovingischen Königs, und ähnliche Auftritte, nach und nach den Weg bahnten. Gleichwohl ist nicht allein eben diese Vorstellungsart von einem der neuesten Verfechter päpstlicher Rechte (Counii Diss. I. de Leonis III. Epistolis, §. III. p. 17. sq. in Monum. ddminat. Pontif. T. II.) zum Grunde gelegt; sondern — es ist nicht zu hart ausgedrückt — noch mit ungereimten Zusätzen vermehrt worden. Indem Leo, sagt er, Karl zum Kaiser krönte, nahm er nicht bloß eine Cerimonie vor; sondern setzte in der That einen Kaiser ein; dergestalt, daß keiner von seinen Nachfolgern, so viele Jahrhunderte hindurch, Kaiser heißen oder seyn konnte, der nicht von dem Papste, und vor dem Grabe Petri, die Krone empfangen hätte. (pag. 19) Die kaiserliche Gewalt zu Rom war, nach seinem Begriffe, (p. 23.) nichts weiter als eine Gesellschaft und Theilnehmung an der päpstlichen Gewalt; Roms Oberherrschaft gehörte dem Papste; die Kaiser bestätigten daher auch den Päpsten ihre landesherrlichen Rechte, und wurden bloß zur Beschützung des päpstlichen Gebiets, in jene Gesellschaft aufgenommen. Aber alles was aus der Geschichte und Verfassung Roms zu diesen Zeiten erweislich ist, besteht darinne, daß Leo, als der mächtigste und ehrwürdigste unter den Großen Roms, im Namen der Römer überhaupt, und im Verständnisse mit denselben, Karl zum Kaiser ausgerufen hat, weil er mit ihnen glaubte, daß diesem Fürsten zur Behauptung aller Rechte der Griechischen Kaiser, denen sie längst entsagt hatten, nichts weiter fehle, als der kaiserliche Titel. Wenn in den frühern Zeiten des Patriciats der Fränkischen Fürsten, Pispins Bevollmächtigte mit denen, welche die Römischen Bischöfe ernannt hatten, gemeinschaftlich, oder doch

Der Zweyter Zeitraum. Fünftes Buch.

F. n.
E. G.
605
bis
814 Zur Zeit seines Todes also, im Jahr 814. hatten die Römischen Bischöfe neue, Deutsche, und dem Ansehen nach, weit furchtbarere Oberherren, als es die Kaiser von Constantinopel in den letzten Jahrhunderten gewesen waren. Allein diese Patriarchen der Abendländer, die den Namen Papa noch nicht ganz ausschließend vor allen andern Bischöfen behaupteten; (aber sich doch immer mehr gewöhnten, ihn schlechtweg, oder mit einem Zusatze (Papa Romanus) zu gebrauchen, hatten gleichwohl in den letzten sechszig bis siebenzig Jahren dieses Zeitalters von neuem viel gewonnen. So billig und nützlich es Pipin und seinem Sohne Karl scheinen konnte, diese ihre Freunde, die ihnen zur Befestigung von Italien so sehr behülflich gewesen waren, durch ansehnliche Ländereien daselbst zu belohnen, und noch fester mit sich zu verknüpfen; so hatte sich doch ihre Staatsklugheit darinne etwas geirrt. Ein Bischof, wie der Römische, der nicht bloß jede angebotene Vergrößerung seiner Gerichtsbarkeit und seiner Einkünfte mit Dank, und im Bewußtseyn der Schranken seines Amtes, annahm; sondern der im Namen des heil. Petrus auf alles Ansprüche machte, was ihm nur bequem gelegen war; der schon eine Zeitlang das Reizende einer gewissen Unabhängigkeit und Herrschaft zu Rom genossen hatte, mithin der Versuchung, sie gänzlich an sich zu reißen, desto mehr ausgesetzt war, mußte für seine Oberherren ein sehr gefährlicher Mann werden, wenn sie ihm eine auch nur eingeschränkte fürstliche Gewalt überließen. Daher kam schon jetzt das beständige Zusammenstoßen und Reiben der kaiserlichen und päpstlichen, sehr unbestimmten, Rechte gegen einander. Karl war wohl im Stande, diese habgierigen und herrschbegierigen Bischöfe im Zaum zu halten. Aber wenn unter seinen Nachfolgern schwache Regierungen kamen; ihre

ihre Abwesenheit aus Italien den Widerwillen der Römer gegen eine ausländische Regierung begünstigte, und die Entwürfe jener Bischöfe, überaus geschickt aus geistlichen und weltlichen Absichten zusammengesetzt, durch ihre äußerst fruchtbaren Grundsätze sich immer glücklicher erweitern konnten: so hatten die Karolinger mehr für die Päpste, als für ihr Haus, gearbeitet. Karl der Große war noch nicht lange aus der Welt gegangen, als diese Folgen sichtbar wurden.

Ende des neunzehnten Theils.



Verbesserungen.

- Seite 95. Zeile 6. statt Petavi lies Petavik.
 S. 137. letzte Z. st. 323-326. l. 233-236.
 S. 138. Z. 9. st. 692. l. 680.
 S. 144. Z. 18 st. diesen l. diesem.
 S. 190. Z. 8. st. 751. l. 731.
 S. 332. im Einfos st. fehle l. fehl.
 S. 350. Z. 22. st. die l. alle; Z. 23. ist zugleich wegstreichen.
 S. 504. Z. 14. st. 979. l. 679.
 S. 550. Z. 8. st. leisten l. leiten.

R e g i s t e r.

A.

- A**bendmahl, Vorschrift dar-
über. 189.
- Abulfeda**, seine Moslemischen
Jahrbücher. 345.
- Adam v. Bremen**, seine Nachr.
von Sächs. Bisth. 270.
- Adelbert**, ein vorgeblicher Re-
ger. 210.
- Adodatus**, Röm. Bisth. 501.
- Adrian I.** Röm. Bischof. 584.
Schenkung Karls des Gr. an
ihn. 588. fg. sein Verhält-
niß gegen Karl. 598. fg.
- Ältesten** wird die Ehe erlaubt.
476.
- Ärzte** des 7ten Jahrh. 107.
- Agarho**, Röm. Bischof. 501.
bestätigt den Bannfluch ei-
nes seiner Vorgänger. 502.
- Aistulf**, König der Langobard.
wird den Römern furchtbar.
554. 560.
- Alcuin**, f. Schule zu Turonum,
56. sein Leben u. seine Schrif-
ten, 77. fg. ob er ein Mönch
gewesen ist? 79. befördert
die Gelehrsamk. 81 fg. seine
Briefe, 84. seine Gedichte, 86.
seine hist. Schriften, 86. Be-
griff von ihm, 88. Ausgaben
seiner Schriften, 89. sein
Rath wegen des Zehnten, 262.
fg. ob er eine Samml. v. Pre-
digten gemacht hat? 419.
- Alhelm**, ein Angelsächsischer
Schriftsteller. 70.
- Alexandrinische Bibliothek**, ob
sie v. den Arabern verbrannt
worden ist? 36. fg.

- Ali**, ein berühmter Chalif. 18.
seine weisen Sittenspr. 403.
- Almansur**, Gesch. dieses Cha-
lifen. 19. fg.
- Alpes Cottiae**, ob ein Eigens-
thum der Röm. Bisth. ? 512.
- Al Raschid**, d. ruhmwürdigste
Chalif. 20. eine v. ihm ge-
schenkte Abt. 109. seine
Verbindung mit Karl dem
Großen. 314. fg. befördert
die Gelehrsamkeit. 404.
- Alterthümer**, christliche. 65.
- Altachsen**. 166. 167. 251.
- Angelsachsen**, völlige Betehr.
derselben. 116. fg. Folgen
derselben. 130. fg. Lehrer
des Christenth. a. dieser Na-
tion in Deutschland. 187.
- Angelsächsisches Reich**, Gesch.
desselben. 31. fg.
- Antipoden**, theol. Streit über
dieselben. 220.
- Arsanoquita**. 481.
- Awaren**, gewaffnete Betehr.
derselben. 286. fg.

B.

- Baiern**, Ausbreitung d. Chri-
stenth. das. 155. Eintheil.
in Kirchensprengel. 194.
- Bauernlatein**. 114.
- Beda**, sein Leben und seine
Schriften. 68. fg. Abriß
v. ihm. 71. fg. seine histor.
Schriften. 73. fg. Schrift-
steller von ihm. 76.
- Benedictio**, ein Geschenk. 120.
- Benedikt II.** R. Bisth. nimmt
kaiserl. Prinzen an Sohnes
Statt auf. 506.
- Bibliotheken** des siebenten und
achten

achten Jahrh. 36. fg. 42. fg.
 der Römisch. Bischöfe. 45.
 Karls d. Großen. 46. fg.
 Bischöfe, Sächsische, ob sie
 eine weltliche Gerichtsbarl.
 bekommen haben? 284. ihre
 Wahl. 408. fg. werden v.
 Hof ernannt. 410. fg. 413.
 was sie predig. sollten? 421.
 ihre Untersuchung über Ma-
 jestätsverbr. 425. dienen im
 Kriege. 448. ihre Rechte in
 Staatsangelegenh. 451.
 Bisthümer, neue, in Deutsch-
 land. 197. fg. 268. fg.
 Bonifacius, Apostel d. Deut-
 schen, sein Leben. 161. fg.
 f. Bekehrungsversuche. 164.
 fg. seine Vollmacht v. Rö-
 mischen Bischof dazu. 166.
 predigt das Christenth. in
 Thüringen und Hessen. 168.
 171. leistet dem R. Bisch.
 einen Huldigungsseid. 172.
 seine Handel mit falschen
 Brüdern. 184. fg. bekommt
 den erzbischöfl. Mantel. 190.
 richtet die Baiersche Kir-
 chenverfass. ein. 194. stiftet
 neue Bisthümer. 197.
 fg. macht dem Röm. Bisch.
 Vorwürfe. 202. 221. ver-
 folgt Keger. 210. auf der
 Synode zu Soissons. 217.
 stiftet d. Kloster Fulda. 223.
 wird Erzbischof von Mainz.
 232. sein Antheil an einer
 Staatsveränder. 235. seine
 Reisen. Friesland. 238. sein
 Tod. 239. Abriß v. ihm. 240.
 fg. seine Schriften. 243. fg.
 Ausgaben derselben. 245. sei-
 ne Biographen. 247. fg.
 Bonifacius III. Röm. Bischof.
 488.

Bonifac. IV. Röm. Bisch. 490.
 — — V. R. Bisch. 491.
 Bremen, Bisth. d. selbst. 275.
 fg. unächte Urkunden dar-
 über. 276.
 Buraburg, oder Buxburg,
 Sitz eines Bisthums. 200.

C.

Capitularia Regg. Francor. 429.
 Cardinalis presbyter et diaco-
 nus. 578.
 Cenni, Caser. sein Werk zur
 Befestigung der päpstlichen
 Oberherrschaft. 540.
 Chalifat, Urspr. und Fortgang
 dieses Reichs. 11. fg. 17. fg.
 Chalifen, Gesch. der ersten. 11.
 fg. 18. fg. ihr Betragen
 gegen die Juden. 325.
 Christenthum, Gang desselben
 im 7. und 8. Jahrh. 3. fg.
 seine Fortpflanzung unter den
 Heiden. 115. fg. gewalts-
 ame bey d. Sachsen. 251. fg.
 Christliche Zeitrechnung zuerst
 vom Beda in Schriften ge-
 braucht. 74.
 Christus soll nicht als Lamm
 abgebildet werden. 509.
 Chronicon Paschale. 94.
 Clemens, ein vorgebl. Keg. 211.
 Clerus, wird durch Karl den
 Gr. gelehrter. 48. Verän-
 derungen desselben. 405. fg.
 Gesetze über seine Pflichten u.
 Sitten. 423. fg. Karl der
 Gr. wirft ihm seine Habsucht
 vor. 434. fg. seine Kriegs-
 dienste im Fränkisch. Reiche.
 442. fg. seine Ehelosigk. 474.
 Codex Carolinus. 50.
 Coena Domini, grüner Don-
 nerstag. 229.
 D 9 3

Commendae Laicorum. 444.
 Confessio B. Petri. 492.
 Conon, Röm. Bisch. 507.
 Constans, Griech. Kaiser. 14.
 beraubt Rom seiner Kunst-
 werke. 108.
 Constantins des Gros. Schen-
 kung, wenn sie ausgebrütet
 worden ist? 595.
 Constantinus Pogonatus, Ge-
 schichte dieses Kaisers. 14.
 — Copronymus, Griech.
 Kaiser. 15. fg.
 Constantinus, R. Bisch. 514.
 — — ein unächter Röm.
 Bisch. 576. fg.
 Cosar, der hebrä. König dieses
 Reichs soll ein Jude gewor-
 den seyn. 317.
 Cosci, Nachricht von diesem
 Buche. 319.
 ad Crucem exire. 483.

D.

Daniel, Bisch. v. Winchester,
 seine gute Bekehrungsme-
 thode. 179. fg.
 Denarius S. Petri. 135.
 Desiderius, Rön. der Langob.
 sein Vertrag mit dem Röm.
 Bisch. 571. seine Handel
 mit den Römern. 579. und
 mit Adrian I. 585. verliert
 Reich und Freyheit. 587.
 Deutsche, warum sie in ihren
 Sprach. zurückblieben? 111.
 fg. altes Denkmal aus dens-
 selben. 209.
 Diaconi, ihnen wird die Ehe
 erlaubt. 476.

E.

Ecclesiastica religio. 202.
 Eicharts diplomat. Untersuch.

58. 227. 277. 278. seine
 Vertheidigung des Bonifa-
 cius. 235. fg.
 Edwin, Rön. von Nordhumb-
 berl., wird ein Christ. 119.
 Egbert, Erzbischof v. York. 78.
 Egbert, ein Angelf. Rönch u.
 Priester. 148.
 Ehe des Clerus, Gesetze dar-
 über. 474. fg.
 Ehen, verbotene. 481.
 Eichstedt, Stiftung dies. Bis-
 thums. 197.
 Eligius, Bischof von Noyon.
 438. fg.
 Emmeram breitet das Chri-
 stenth. in Baiern aus. 155. fg.
 Encyclopädisches Werk Jä-
 dors v. Sevilla. 62.
 Engel, Muhammeds Lehren v.
 denselben. 360.
 Englische Kirchengesch. vom
 Beda. 73.
 Episcopi regionarii et adventi-
 tii. 160.
 Erfurt, Bischof. daselbst. 200.
 Erwig kommt durch Spanische
 Bischöfe auf den Westgoth.
 Thron. 458.
 Esser, Festsetzung des Christen-
 thums daselbst. 125.
 Evangelien und Episteln der
 Sonntage, wie sie entstan-
 den sind. 419. fg.

F.

Fränkische Bisch. ihre Reichs-
 standschaft. 465.
 Fränkisches Reich, Geschichte
 desselben im 7. u. 8. Jahrh.
 21. fg.
 Freystätte in d. Kirchen. 470.
 Fredegar, seine Chronik. 100.
 Frießländer, ihre Bekehrung
 durch

durch Willibrorden. 147. u.
 Winfrid. 169. fg.
 Frobenius, Fürst-Abt, seine
 Ausgabe der Schriften Al-
 cuins. 90.
 Fürsten, ihre Rechte in Kir-
 chensachen. 472.
 Fulda, Stiftung dieses Klost.
 223.
 Fußwaschen der Nonnen. 229.

G.

Gagnier, sein Leben Muham-
 meds. 346.
 Gallus, Lehrer des Christenth.
 in d. Schweiz. 140. fg. sei-
 ne Predigt. 143.
 Georg. Pisides, ein Griech.
 Dichter. 106.
 Gerichtstag, Gottes allgemei-
 ner, vom Muhammed be-
 schrieben, 373.
 Geschichte der christl. Rel. u.
 Kirche, im 7. u. 8ten Jahrh.
 im Abriß. 3-8.
 Gesellschaft, gelehrte, v. Karln
 d. Großen gestiftet. 50.
 Gözen, vom Bonifacius zer-
 störte. 183.
 Gott, Muhammeds Lehren v.
 ihm. 358.
 Gozbert, ein Thüring. Herr,
 wird ein Christ. 145. fg.
 Gregor II. Röm. Bisch. seine
 Schreiben an die Thüringer
 und Altsachsen. 166. fg.
 läßt sich v. Bonifacius bul-
 digen. 272. 519. seine Ge-
 schichte. 518. fg. stiftet Un-
 ruhen gegen seinen Kaiser.
 521. 523. ob er die Unter-
 thanen zur Treue ermahnt
 habe? 525. fa. seine zween
 Briefe an d. Kaiser. 528. fg.

Gregor III. Röm. Bisch. seine
 Befehle an den Bonifacius.
 190. 192. seine Schreiben
 an Karl Martel. 537.
 Guden, H. P. seine Schrift
 vom h. Bonifacius. 249.

H.

Halberstadt, Bisth. daselbst.
 282.
 Hedschrah, eine Zeitrechnung.
 11. fg.
 Helgoland, Insel in der Nord-
 see. 153.
 Heraclius, Gesch. dieses Kai-
 sers. 9. fg.
 Hessen, Ausbreitung des Chri-
 stenthums daselbst. 171.
 Hildesheim, Stiftung des dor-
 tigen Bisthums. 283.
 Historische Schriften Isidors
 v. Sevilla. 64. fg. des Be-
 da. 73. Alcuins. 86. des
 Theophylaktus Simocatta.
 92. und anderer Griechen.
 94. fg. Lateinischer Schrift-
 steller. 99. fg.
 Homiliarium Caroli M. 418.
 Honorius, Röm. Bischof. 492.
 fg. ein Keger. 493.

I.

Jagd u. Waffen den Clerikern
 verboten. 427. fg. 431.
 Jesus, Muhammeds Lehren v.
 ihm. 365.
 Ildesonsus, Erzbisch. v. To-
 ledo. 99. fg.
 Johann IV. R. Bisch. 494.
 Johannes von Damascus,
 Mönch u. Philosoph. 60. fg.
 Irene, Gesch. dieser Kaiserinn.
 16. fg.
 Irland, Glaubensboten. 138. fg.
 294

Ir-

Irmenstule d. Sachs. 256. fg.
Isidor, Erzb. von Sevilla, seine Schriften. 62. fg. seine Abschilderung. 66. mißbilligt gewaltsame Bekehrungen. 305. fg.

Juden, ihre Bekehrungen. 298. fg. Zweifelh. Beschuldig. d. Christen geg. sie. 299. ihr Schicksal zu Jerusalem. 301. fg. in Spanien. 303. 306. fg. 309. fg. im Fränkischen Reiche. 313. in den Morgenländern. 315. ihr Verhältniß gegen den Muhammedanism. 321. ihre Schulen u. Gelehrten. 326.

Julianus, Erzb. v. Toledo, sein Buch wider d. Jud. 311. fg.

Justinianus II. Griech. Kaiser. 14. fg.

K.

Kaiserthum, Griechisch-Römisches, Gesch. desselb. im 7. und 8. Jahrh. 8. fg.

Karl Martel, Herr des Fränkischen Reichs. 22. sein Schuttbrief für den Bonifatius. 178. zieht Kirchengüter zum weltlichen Gebrauch ein. 53. 444. Gregors III. Anträge an ihn. 537. 538. ob er Röm. Patricius gewesen ist? 539.

Karl d. Große, Abriß seiner Geschichte. 23-26. seine Gelehrsamkeit, und Beförderung derselben. 47. fg. Handschriften seiner Bibliothek. 49. stiftet eine gelehrte Gesellschaft. 50. ob er Stifter der Universit. Paris sey? 51. läßt Schulen an-

legen. 53. fg. seine Liebe zu den Künsten. 109. zwingt die Sachsen, Christen zu werden. 256. fg. seine harten Gesetze gegen sie. 264. welche Sächsischen Bisthümer er gestiftet hat? 268. bekehrt die Avaren mit den Waffen. 286. wird unter die Heiligen versetzt und angerufen. 289. fg. besetzt Bisthümer. 412. läßt eine Sammlung von Predigten veranstalten. 418. seine Kirchengesetze. 430. fg. seine scharfen Vorwürfe an die Bischöfe. 434. fg. soll nicht wider Willen der Röm. Bisch. heyrathen. 582. fg. erobert das Langobard. Reich. 587. seine Schenkung an d. Röm. Bisch. 588. fg. läßt sich zu Rom huldigen. 600. seine gerichtliche Untersuchung zu Rom. 602. wird Röm. Kaiser. 605. Folgen seiner Freygebigkeit gegen die R. Bisch. 611.

Karlmann, Herzog der Franken, läßt Kirchenversammlungen halten. 204. fg. seine Kirchengesetze. 427. fg. wird ein Mönch. 545.

Kent, Einführung d. Christenthums daselbst. 116. fg.

Kilian führt d. Christenthum im Würzburg. ein. 144.

Kirchen, ihr Recht der Freystätte. 470.

Kirchengesetze, Samml. derselben. 67. in Ansehung des Clerus. 423. fg.

Kirchengüter in weltlichen Händen. 444.

Kir=

Kirchenversammlungen im Fränkischen Reiche. 204. fg. 216. 417. 424. 436. 442. zu Rom. 218. 535. zu Toledo. 306. 308. 414. 424. fg. 452. fg. 455. fg. 463. 478. zu Orange. 415. zu Constantinopel. ebendas. 423. 474. 508. Angelsächsis. 468. **Koran**, Beschreibung desselben. 349. fg. Ausgaben und Uebersetzungen desselben. 351. Schreibart desselben. 354. Uebersetzung der ersten Sure. 356. Auszüge aus demselben. 358. fg. Muhammeds Anpreisung desselb. 367. fg. **Kriegsdienste des Cler.** 442. fg. **Künste**, zeichnende u. bildende im siebenten u. achten Jahrhunderte. 108. fg.

L.

Langobard. Reich, Gesch. und Untergang desselben. 27. fg. seine Gesch. von Paul Warnefrid. 105. **Langobarden**, von d. Römern äußerst gehaßt. 532. fg. **Lateinische Sprache**, ihre Ausartung. 114. **Laurentius**, Erzbisch. v. Canterbury, v. Apostel Petrus geißelt. 117. **Lehrstand**, christl., s. Clerus. **Leo der Isaurier**, Griechisch. Kaiser. 15. ob er eine Bibliothek habe verbrennen lassen? 42. fg. seine Handel mit Gregor II. 525. fg. **Leo II. Röm. Bisch.** 504. bekräftigt den Bannfluch wider seinen Vorgänger Honorius. ebend.

Leo III. Röm. Bisch. läßt Rom Karl dem Großen huldigen. 600. ob er eigenmächtig d. Röm. Kaiserthum in demselben erneuert hat? 606. fg. **Lingua Romana rustica.** 113. **Luitprand**, König der Langobarden, greift das kaiserliche Gebiet an. 533. 536.

M.

Maiores domus, nach und nach Herren des Fränk. Reichs. 21. fg. **Mantel**, erzbischöflicher. 190. soll unentgeltl. ertheilt werden. 221. **Marculf**, ein Sammler diplomat. Formeln. 101. **Martin I. Röm. Bisch.** 496. stirbt in der Landesverweisung. 497. **Maynz**, ein Metropolitanst. 231. **Menschen**, von ihrem Fall und ihrer Belehrung durch Gott, Muhammeds Lehren. 361. fg. **Mercia**, Feststellung des Christenth. daselbst. 124. **Minden**, Bisthum daselbst. 274. **Missus S. Petri.** 206. **Missi dominici.** 267. 285. 473. 608. **Mönche**, vornehmste Abschreiber von Büchern. 40. **Münster**, Ursprung des Bisthums daselbst. 274. fg. **Muhammed**, Stifter eines neuen Reichs. 10. fg. seine Gesinnungen gegen die Juden. 322. fg. Verhältniß seiner Religion geg. d. christliche. 327. fg. seine Lebensge-

geschichte. 328. fg. Urspr.
seiner Religion. 330. fg.
seine Reise in den Himmel.
333. fg. seine Flucht nach
Jarschreb. 337. seine Sie-
ge. 339. erobert Mecca.
341. sein Tod. 343. Schrift-
steller von ihm. 344. fg. ob
er die fallende Sucht gehabt
habe? 348. Umriss seiner
Religion nach dem Koran.
358. fg. was er von sich
gelehrt hat. 366. thut kei-
ne Wunder. 367. welche
Beweise für seine göttliche
Sendung und Lehre er gab?
376. vermeinte Weissagun-
gen von ihm in der Bibel.
377. Abschilderung v. ihm.
378. fg. ob er Schwärmer
oder Betrüger gewesen ist?
380. neuere Untersuchungen
darüber. 382. der wahre
Werth seiner Religion. 383.
ob sie eine philosophische sey?
384. was er von den Juden
und Christen entlehnt hat.
385. schwache Seiten sei-
ner Religion. 386. fg. Ver-
gleichung derselben mit dem
Christenthum. 390. fg. 406.
ihre fernere Geschichte. 393.
sein Testament. 395.
Muhammedan. Religionspar-
theyen. 398.

N.

Nestorianer werden von den
Muhammedanern begünsti-
get. 395. fg.
Nicephorus, ein Byzant. Ge-
schichtschreiber. 98.
Nordhumberland, Gründung
des Christenth. das. 119.

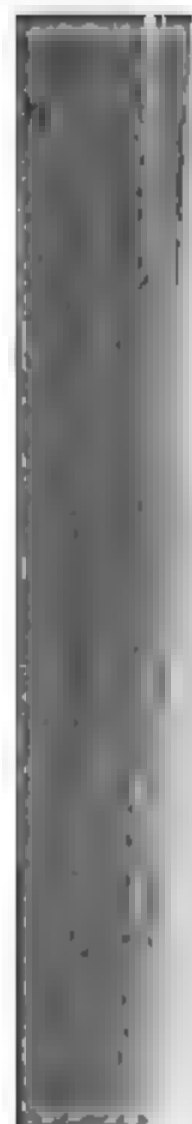
O.

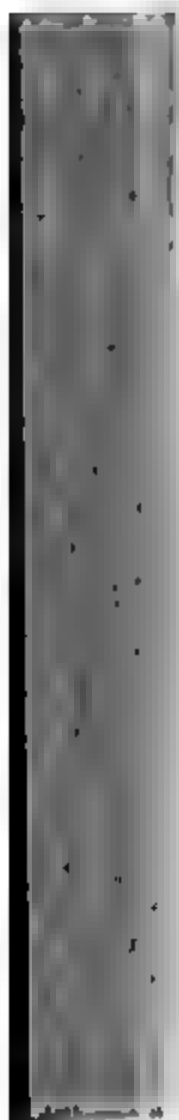
Oekumenischer Bischof.
Offenbarungen, göttliche,
hammeds Lehren von d
ben. 364.
Orgeln, im Fränk. Reiche
Osnabrück, Schule das
Gesch. des dort. Bisth
271. fg.
Ostangeln werden zum
stenth. bekehrt. 124.
Osterfeuer. 228.
Osterfeyer, Streit darüb
ter den Angelsachsen.
135. fg.
Oswald, Kön. v. Nordhū
land. 123.
Othlo, Biograph des Bi
cius. 247.

P.

Paderborn, Bisth. 273.
Paganiae. 206. 207.
Pantheon, wird eine chris
Kirche. 490.
Papa, ein Name mehrere
schöfe. 174.
— universalis. 276.
Papa von Zinestan. 294.
Paradies, Beschreibung d
ben v. Muhammed. 37.
Paris, ob Karl d. Gr. Si
ihrer Universität sey? 5
Patriciat, Röm. was es bi
tet habe? 557.
Patrimonia S. Petri. 536. 5
Paul I. Röm. Bisch. 45.
seine Gesch. 572. ob er!
von Rom gewesen ist?
Paulus Diaconus, sein L
u. seine Schriften. 102.
ne Samml. v. Predigt.
Petrus, der Apostel, für
entscheidet ein Angelsäch
137. ein irdisch. Born.









JAN 5 - 1970



